Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

Redigirt

von

Hermann Keipp.

Siebenzehnter Band.

Zweites Quartal. 1859.

Berlin.
Verlag von Ferdinand Schneider, Behrenstraße 12.

1859.

Inhalts-Verzeichniß.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstraße 21.

Die Befreiung der Leibeigenen in Rußland. *)

Rußland ist jetzt mit der Lösung einer Aufgabe beschäftigt, die nicht nur auf seine ganze Zukunft, sondern vielleicht auch auf die Zukunft von Europa Einfluß haben wird. —

Von der richtigen Lösung dieser Aufgabe, der Befreiung der Leibeigenen, hängt die Ruhe im Staate ab; denn die falsche Ausführung dieser großen Reform muß auf jeden Fall einen Kampf hervorrufen, der möglicher Weise ein ganzes Jahrhundert dauern wird. Der Kampf wird unvermeidlich werden, wenn man diese Frage nicht auf dem rechten Wege löst; aber das Endresultat ist gewiß — der Bauer wird frei und im Besitz des Landes bleiben.

I.

Eine Frage wie die vorliegende, bei der 20 Millionen Menschen interessirt sind, kann nicht mehrere Auflösungen haben. Man muß trachten, die einzige wahre Lösung, die Alle zufrieden stellt, zu finden. Im Auffinden dieser Lösung wollen wir ganz consequent zu Werke gehen.

Das Bedürfniß einer Reform bei einem Volke kann hauptsächlich aus drei Gründen entstehen:

1. Wenn eine Seite des Volkslebens zufällig den natürlichen Gang seiner Entwickelung verlassen hat.
2. Wenn die Volksentwickelung gesetzlich begründete Einrichtungen, die als unabänderliche Autorität gelten, überlebt hat.
3. Wenn irgend eine Richtung des Volkslebens, durch eine frühere eigenmächtige Reform veranlaßt, eine nicht naturgemäße Bahn eingeschlagen hat.

---

*) Die hier den geehrten Lesern vorgelegte sehr gründliche Abhandlung über eine wichtige Frage, die nicht bloß Rußland, sondern indirect auch ganz Europa betrifft, wendet sich in einzelnen Stücken gegen frühere Artikel, die wir demselben Gegenstande widmeten. Da sie indeß von einem unterrichteten Russen kommt und wir der Sache zu fern stehen, um einen völlig freien Standpunkt der Beurtheilung einnehmen zu können, so ziehen wir es vor, den Lesern die gedankenvolle Arbeit ohne Weiteres zu übergeben. D. Red.

Gegenwärtig fühlt Rußland das Bedürfniß einer Reform in der Bauern-Frage.

Wir müssen uns Rechenschaft geben, aus welchen von den drei oben angeführten Gründen das Bedürfniß dieser Reform entspringt.

Die Antwort darauf müssen wir in der Geschichte des russischen Volkes suchen. Aus dieser Geschichte sehen wir, daß die Leibeigenschaft nicht aus den ursprünglichen Zuständen des Volkes entstanden ist, daß sie, eine nicht gar zu alte Erscheinung, durch zufällige administrative Maaßregeln hervorgerufen, anfangs gar nicht den Charakter hatte, den sie erst später in Folge von verschiedenen Umständen auf den Gütern der großen Grundbesitzer erhielt; — folglich bezieht sich die Aufhebung der Leibeigenschaft auf den ersten Grund des Bedürfnisses nach Reformen. Jetzt hat die Leibeigenschaft ihre geschichtliche Bedeutung, die Ansäßigkeit der Bauern dauerhaft zu machen, erfüllt; wir sehen zudem noch, daß das Leibeigenschafts-Recht der Gutsbesitzer sich nicht einmal auf die Hälfte der ackerbauenden Klasse erstreckt, und daß neben der Entwickelung des leibeigenen Bauernstandes der Gutsbesitzer, sich, unter übrigens vollständig gleichen Lebensbedingungen, ein zahlreicher anderer Bauernstand entwickelt hat — die Kron- oder Reichsdomänen-Bauern.

Rußland zählt gegen 45 Millionen ackerbautreibende Bauern, die ziemlich auf derselben Bildungs- und Entwickelungsstufe und unter fast gleichen Lebensbedingungen stehen, die aber, obwohl sie in zwei beinahe gleiche Massen zerfallen, ganz verschiedene Rechte genießen. Kann man auf Ruhe und Frieden bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge zählen? Ist es nicht klar und deutlich, daß diese beiden Theile in ihren Rechten gleich gestellt werden müssen? Hier entsteht die Frage: Müssen die Bauern der Gutsbesitzer in freie Kronbauern umgewandelt werden, oder die Kronbauern in Bauern der Gutsbesitzer; oder, um allgemein zu sprechen, soll man sie auf irgend eine Weise unter die Abhängigkeit von Privat-Personen stellen?

Wieder lehrt uns die Geschichte, daß der Stand der Kronbauern sich natürlich entwickelt hat, obgleich auch sie durch Regierungsact an die Scholle, d. h. an die Reichsländer gefesselt wurden. — Diese Einschränkung jedoch war nicht nur nicht schädlich, sondern schützend für die Freiheit der Bauern. Es ist wahr, daß auch hier Fehler begangen wurden, so z. B. wurde eine große Anzahl Bauern den Gütern der Klöster zugeschrieben. Aber das konnte unmöglich den Uebelstand hervorrufen, wie das Zuschreiben der Bauern zu Privat-Personen, auch ist dieser Fehler leicht beseitigt worden. — Folglich können wir sagen, daß der Stand der Reichsbauern in seinen Haupterscheinungen aus dem Nationalleben sich entwickelt hat.

Bei der Lösung der Frage über die Emancipation der Bauern können zwei Voraussetzungen ohne Weiteres acceptirt werden:

1. Die Aufhebung der Leibeigenschaft ist keine Verletzung der

geschichtlichen Entwickelung des Volkes, im Gegentheil stimmt sie mit derselben vollkommen überein, denn das Recht des Gutsbesitzers über den Bauer ist eine zufällige Erscheinung, eine Wahrheit, die nicht nur durch die Geschichte, sondern auch durch die Thatsache des Vorhandenseins von mehr als 20 Millionen freier Kronbauern begründet wird.

2. Wenn die Bauern von den Frohndiensten befreit werden, braucht man für sie nicht neue Rechte zu schaffen, oder gar sich nach Beispielen bei andern Nationen umzusehen. — Hier ist die Rede von dem Theile des Volkes, welcher sich durch ein zeitliches Verhältniß in unrechter Form entfaltet hat. Ist es denn nicht klar, daß, wenn man diese unrechte Form aufhebt, man diesem Stande die Form geben muß, zu welcher sich der übrige Theil des Volkes naturgemäß ausgebildet hat? Das heißt, die frei werdenden Bauern müssen unumgänglich in den Zustand der Kronbauern versetzt werden. Dieser Schluß folgt unmittelbar aus geschichtlichen Thatsachen.

Nehmen wir an, daß die Bauern der Gutsbesitzer nicht in die nämlichen Verhältnisse, wie die Kronbauern, gestellt werden, so entstehen von neuem im Volke zwei Massen mit verschiedenen Rechten. Würde das klug gehandelt sein?

Es handelt sich also um die Bildung eines neuen Standes in der russischen Gesellschaft und es ist natürlich, daß wir die erforderlichen Grundlagen in dem Charakter der Nation zu suchen haben. Worin bestehen aber die sich unterscheidenden Charakterzüge und Bedürfnisse des russischen Volkes?

1. Die Geschichte des russischen Lebens kennt keine Theilung des Volkes in Sieger und Besiegte, ein Jeder hatte ein Anrecht auf den Besitz des Landes.

2. Das Land gehörte dem Reiche oder der Gemeinde, aber nicht Personen, nur in der letzten Zeit, und das allmählich, kam ein Theil des Landes in den Privat-Besitz.

3. Sei es nun, daß der gesunde Verstand der Nation, örtliche Verhältnisse, oder andere Gründe, deren Ermittelung nicht hierher gehört, die Ackerbau treibenden Landleute bewogen haben, sich in größeren Massen anzusiedeln; auf jeden Fall hat dieser Umstand doch in dem russischen Landvolke den Geist der Gemeinde entwickelt.

4. Bei der Bildung der Land-Gemeinden war die hervorragende Idee des gleichen Anrechtes eines jeden Mitgliedes auf den Besitz der Ländereien der unvermeidliche, gesetzmäßige und wirthschaftliche Grund zum Beginne einer gemeinschaftlichen Nutznießung des Landes, aber nicht zum Beginne des persönlichen Besitzthums.

5. Die an sich christliche, gerechte und praktische Idee des gleichen Rechtes eines Jeden auf den Besitz des Landes hat in der Meinung des russischen Volkes so tiefe Wurzel geschlagen, daß jeder Russe das Bewußtsein von diesem Rechte gleichsam mit auf die Welt bringt. Diese Auf-

1*

fassung des Rechtes ist der hauptsächliche Grund der gemeinschaftlichen Nutznießung des Bodens.

Aus allem dem folgt, daß das Bedürfniß des russischen Bauern das Gemeindeleben ist, daß das Recht auf Besitz des Landes in Gemeinschaft mit den Uebrigen ihm als Russen und als Mitglied der Gemeinde zukommt.

Dieses Bedürfniß und dieser Geist des Nationalcharakters haben sich nicht nur bei den Kronbauern, sondern im gleichen Grade bei den Bauern der Gutsbesitzer erhalten.

Die Gewalt des Gutsbesitzers drängte sich theils gesetzlich, theils widergesetzlich in alle Lebensverhältnisse des Bauern, aber wagte nicht dieses Grundprincip des Rechtes anzutasten. Es waren einzelne Ausnahmen, wo die Gutsbesitzer das Land der Bauern schmälerten, aber diese Ausnahmen gehören zu den Seltenheiten und beweisen nichts; zudem gingen solche Eingriffe in die Rechte der Bauern selten unbestraft für die Interessen des Herrn durch.

Also den Lebensverhältnissen, sowohl der Kronbauern, als denjenigen der Gutsbesitzer, liegt dasselbe Element gemeinschaftliche Nutznießung des Bodens, zu Grunde.

Die Differenz zwischen diesen und jenen Bauern besteht darin, daß die Gemeinde, die die Nutznießung der Kron-Ländereien hat, nicht mit außergewöhnlichen Abgaben belastet ist, und daß ein jedes Mitglied frei über seine Zeit und über sich selbst verfügen kann; wogegen der Leibeigene entweder einen zuweilen sehr hohen Obrok*) zahlen, oder für die Nutzung des Landes sich mit seiner Arbeitskraft oder mit einem gewissen Theil der Bodenerzeugnisse dem Gutsherrn verpflichten muß.

Diese Lage der Leibeigenen ist das Uebel, welches aus der Macht der Gutsbesitzer entspringt, und das beseitigt werden muß; aber bei der Beseitigung dieses Uebels dürfen nicht die Elemente des Volkslebens, die sich sowohl bei den Kronbauern, als auch bei den Leibeigenen als das einzige Pfand einer wirklichen Unabhängigkeit erhalten haben, angetastet werden.

Bei der Aufzählung der hervorspringendsten Charakterzüge des russischen Volkes war es unvermeidlich, auf dieses Grundelement des Volkslebens hinzudeuten, jedoch diese Idee zu verfolgen und zu entwickeln halten wir nicht für nothwendig, weil diese Frage bereits in letzterer Zeit, sowohl vom historischen, als auch von zeitgemäß-praktischen Gesichtspunkten, ausführlich behandelt worden ist. Jetzt unterliegt es keinem Zweifel, daß, wenn man dieses nationale Element zerstört, man dadurch einen unausbleiblichen Kampf hervorrufen würde, der nur dann enden würde, wenn die Ursache der gestörten natürlichen Volksentwickelung wegfällt.

*) Ablösungs-Steuer.

Nach allem Gesagten ist es klar, man muß bei der bevorstehenden Reform — um nicht gegen den National-Charakter zu verstoßen: 1) die Idee der Landgemeinde aufrecht erhalten; 2) unter den Bauern die gemeinsame Nutznießung der Ländereien fortdauern lassen; 3) Alles das vermeiden, was mit dem durch die Zeit geheiligten Rechte eines jeden Mitgliedes auf gleichen Antheil an den Boden in Widerspruch treten könnte; zuletzt 4) die Reform sich nur auf die Aufhebung der Verpflichtungen des Bauern gegen seinen Gutsherrn erstrecken lassen.

Nur eine auf diese Principien basirte Reform wird rational sein, und da sie mit dem National-Charakter übereinstimmt, kann man sie ohne Erschütterungen und ohne Opfer für das Land durchführen. Der Kern der Reform besteht darin, daß die Bauern der Gutsbesitzer in dieselben Verhältnisse wie die Kronbauern gebracht werden.

Wir erfinden hier nichts Neues, wir sagen nur: prüfet die Geschichte des Volkes; lernet seinen Charakter kennen; erhaltet ihm das, was es trotz vieler Widerwärtigkeiten Jahrhunderte lang für heilig gehalten hat; hebt nur die willkürlichen, administrativen Maßregeln auf, welche die eine Hälfte der Nation in eine unnatürliche Lage gebracht haben, und gebt dieser Hälfte dieselben Vorrechte, wie der andern. — Reformen für das Gesammtdasein eines Volkes kann man nicht e r f i n n e n. Wir aber haben die tiefste Ueberzeugung, daß die Idee, die wir entwickeln, die r i c h t i g e ist, denn wir haben sie nicht erdacht, sondern nur auf das gegründet, was schon vorhanden war und was für Jeden augenscheinlich ist.

Die Leibeigenschaft ist für Rußland ein Krebsschaden, aber diese Krankheit ist nur eine locale, die nicht den ganzen Staatsorganismus berührt. Der Stand der Kronbauern ist der gesunde Theil des Organismus und derjenige der Leibeigenen der kranke.

Wenn irgend ein Theil eines Organismus in krankhaftem, d. h. anormalem Zustande ist, so strebt der Organismus, den kranken Stoff zu beseitigen und ein allgemeines Gleichgewicht herzustellen. Die Heilung eines kranken Körpers, nämlich seine Rückkehr zum normalen Zustande, ist nur dann möglich, wenn gesunde Elemente nicht nur in den übrigen, sondern auch im kranken Theile vorhanden sind. Wenn diese gesunden Elemente fehlten, so könnte keine Reaction, kein Kampf der gesunden gegen die kranken Stoffe stattfinden. Sobald die Krankheit den ganzen Organismus angreift, ist keine Hoffnung auf Heilung mehr vorhanden.

Wenn jetzt Niemand mehr daran zweifeln kann, daß das Leibeigenschaftsrecht der Gutsbesitzer auf ihre Bauern der kranke Theil des Organismus des russischen Staatslebens ist, könnte der gesunde Theil wohl irgend wo anders, als in der Organisation der Reichsbauern sein? Wo anders sollten wir wohl die gesunden Elemente des kranken Theiles suchen, als in dem gleichen Anrechte eines jeden Einzelnen auf den Grund

und Boden und in dem Principe der gemeinsamen Nutznießung desselben?

Wenn wir den Stand der Kronbauern nicht für den gesunden Theil halten, wenn wir das Princip des gleichen Rechtes auf den Boden und das Princip der Gemeindeverwaltung nicht für die wahren Elemente des Nationallebens ansehen — so müssen wir zu dem Schlusse kommen, daß im russischen Volke nichts Gesundes mehr vorhanden und der Organismus des russischen Volkslebens unbedingt der Zerstörung verfallen ist — was natürlich ein falscher Schluß ist.

Jetzt kann es nicht mehr fraglich sein, welche die gesunden und welche die kranken Theile des russischen Volksorganismus seien. Das ist jetzt klar. — Aber es kann eine andere Frage aufgeworfen werden: Ist nicht die Krankheit schon zu sehr eingerissen, und wird der Organismus die Kraft in sich haben, dieselbe zu beseitigen? Ein Schwanken in der Antwort ist nicht möglich. — Der starke Druck, der auf dem Leibeigenen ruhte, hat ihn weder mit seiner Lage ausgesöhnt, noch seinen Geist unterdrückt, sondern in dem Bauer sogar den Geist der Reaction zu einem hohen Grade entwickelt.

Der Leibeigene träumt nur von der Befreiung von diesem Drucke und lebt nur in dieser Hoffnung. — Unter den Gutsbesitzern ist beinahe die ganze jüngere Generation und ein beträchtlicher Theil der älteren mit dem Bedürfnisse der Reform einverstanden, zudem hat das Gouvernement selbst seinen Wunsch laut ausgesprochen.

Die Reaction, im Kampfe gegen diesen krankhaften Zustand, ist so stark, daß, welche Zufälligkeiten auch vorkommen sollten, man an dem glücklichen Ausgange dieses Kampfes nicht zweifeln kann. — Unglück wäre es, wenn man neue, mit dem Volksleben nicht harmonirende Formen diesem aufdrängen wollte; in diesem Falle würde man einen sehr hartnäckigen Kampf hervorrufen, man würde das Volk dazu anreizen, seine traditionellen Rechte zu vertheidigen. Dieser Kampf würde Tausende und abermals Tausende von Opfern kosten.

Wir wiederholen es dabei noch einmal, daß, wenn man in dieser Reform den Bauern des Gutsbesitzers eine andere Organisation, als die der Reichsbauern geben würde, man gezwungen wäre, auch die letzteren zu reformiren. Das hieße ein ganzes Volk nach seinen Ideen umgestalten wollen; ist so etwas möglich? ist es nicht ein Unding? Es würde ungefähr dasselbe sein, als wollte Jemand, der die Zusammenstellung des menschlichen Körpers nicht kennt, die Organisation des Menschen dadurch verändern, daß er z. B. statt des Blutes Lymphe in die Adern hineinbrächte. Das, was man von einer solchen Idee zu halten hat, ist ungefähr dasselbe, was man von der Absicht, ein ganzes Volk umzugestalten, sagen kann.

Wie schon früher erwähnt worden ist, kann man durch Reformen eine neuen Bedingungen in das Leben des Volkes hineinbringen. Die

Reform wird durch das Bedürfniß, die Abweichung von dem natürlichen Gange der Entwickelung wieder in die richtige Bahn zu bringen, hervorgerufen. — Bei jeder Reform, die in das Volksleben eingreift, muß man sich vor Allem Rechenschaft geben, worin die natürlichen Gesetze bestehen, die das Leben des Volkes bedingen, und worin die Abweichung von denselben besteht — dann erst wird es klar, was man für ein Ziel hat, und auf welche Art man es erreichen kann.

Die Reform der Leibeigenen muß sich darauf beschränken, ihnen ihre persönliche Freiheit zu geben, ohne an den fundamentalen Principien der nationalen Eigenthümlichkeiten etwas zu ändern.

Solch eine Reform ist nicht nur zeitgemäß, sondern findet ihren Grund in der geschichtlichen Entwickelung des Volkes, und zu gleicher Zeit beseitigt sie das Unrecht, daß in einem und demselben Bauernstande eine Hälfte vor der andern bevorzugt wird.

So lange dieser Unterschied besteht, kann man der Ruhe im Reiche nicht trauen; es bedarf nur eines Funkens, um die entzündlichen Stoffe zu entflammen.

Also sind wir auf dem analytischen, logischen Wege zu dem Resultate gelangt, daß die Leibeigenen zu Kronbauern (Reichsbauern) gemacht werden müssen.

Man kann uns erwiedern, daß der Zustand der Reichsbauern gar nicht so beneidenswerth und noch weit davon entfernt ist, um als ein erstrebenswerthes Ideal aufgestellt zu werden. — Die Antwort darauf ist ganz einfach. — Wenn wir von dem Stande der Reichsbauern sprechen, so meinen wir seine fundamentalen, volksthümlichen Principien, aber nicht die Verwaltung des Ministeriums der Reichsdomänen. Mißbräuche kommen in allen Administrationen vor; aber das nationale Element hat nichts mit der Verwaltung des Ministeriums gemeinschaftlich, und den vorkommenden Mißbräuchen kann leicht abgeholfen werden.

Um den Leser vollkommen von der Richtigkeit unserer Auffassung der bevorstehenden Reform zu überzeugen, wollen wir annehmen, daß die Bauern der Gutsbesitzer durch die Befreiung anders gestellt würden, als die der Reichsdomänen, daß die Leibeigenen die persönliche Freiheit ohne Nutznießung des Landes, das sie bis jetzt besaßen, erhalten würden. In diesem Falle können zwei Voraussetzungen gemacht werden.

1. Entweder wird man den Gutsbesitzer verpflichten, der Gemeinde das ihr unumgänglich nothwendige Land auf Bedingungen, die er macht, abzutreten, wobei freilich eine Controlle der Regierung zur Seite stehen muß, damit die Bedingungen nicht gewisse Grenzen überschreiten.

2. Oder der Gutsbesitzer wird gar nicht verpflichtet sein, der Gemeinde einen Theil des Landes abzutreten, und als vollkommener Eigenthümer über sein Land nach Gutdünken verfügen.

Im ersten Falle hört, obgleich das Gemeinderecht und das gleiche Recht des Einzelnen auf die Nutznießung des Landes erhalten wird,

doch die Verpflichtung der Bauern gegen den Gutsbesitzer nicht auf, und im Grunde wird der Zustand der Bauern nicht verbessert, sondern sehr wahrscheinlich verschlechtert werden. Es ist wahr, den Bauern wird dadurch ihre persönliche Freiheit und das Recht, sich überzusiedeln, gewährt; aber wie viele werden im Stande sein, dieses Recht zu benutzen? Der Reiche, einige besondere Fälle ausgenommen, hat es überall gut, aber der Bauer mit gewöhnlichen Mitteln, oder gar der mittellose, wird außer Stande sein, sich mit seiner Familie auf einen anderen Ort umzusiedeln. — Außerdem müssen Gewohnheit, Verwandtschaft, Ortskenntkenntniß und viele andere Gründe, die den Menschen an seinen Wohnort binden, berücksichtigt werden. Folglich wird das Recht der Umsiedelung nur ein leeres Wort sein und nicht zur Anwendung kommen.

Die schlechten Seiten der Leibeigenschaft sind nie durch das Gesetz geheiligt worden, sondern waren die natürlichen Folgen der materiellen Abhängigkeit des Bauern von seinem Gutsbesitzer.

Im ersten der angeführten Fälle wird diese Abhängigkeit nicht aufgehoben und folglich werden auch die Mißbräuche der Gewalt des Gutsbesitzers nicht nur nicht beseitigt, sondern es wird ihnen vielmehr ein größerer Spielraum gegeben. Für das zugestandene Recht der persönlichen Freiheit des Bauern muß man vernünftiger Weise den Gutsbesitzer von der gesetzlichen Verantwortung für die Einzahlung der Staats-Gebühren befreien; dadurch fällt auch für ihn die Verpflichtung, die Bauern während der Mißernte zu ernähren und sie bei Feuersbrünsten und vielen anderen Unglücksfällen zu unterstützen, fort. Auch wird der Gutsbesitzer in seinem Verfahren gegen den Bauer von der Aufsicht der Landespolizei, welche ihm in letzter Zeit oft lästig war, befreit werden müssen. Dadurch, daß die polizeiliche Gewalt dem Gutsbesitzer anvertraut wird, erhält er das gesetzliche Recht zu strafen, ohne fremde Einmischungen zu befürchten.

Und das Wichtigste dabei ist, daß bei alledem nicht die wirkliche persönliche Freiheit des Bauern, sondern nur ihr Schein, und die Aufhebung nicht des Wesens der Leibeigenschaft, sondern nur dieses Wortes erzielt, die allerwirksamste Waffe aber gegen Mißbräuche des Gutsherrn vernichtet wird, nämlich die Furcht vor dem Urtheile der öffentlichen Meinung. Im zweiten Falle, wenn der Gutsbesitzer nicht verpflichtet wird, den Bauern das Land, dessen Nutznießung sie bis jetzt gehabt haben, abzutreten, bleibt er vollkommen Herr seines Landes, aber die Folge davon wird sein, daß der Gutsbesitzer, um aus dem Lande Interessen ziehen zu können, und um nicht mit jedem Bauern Geschäfte zu machen, dasselbe nur den reichen cautionsfähigen Bauern in Pacht abgeben wird. Der übrige größere Theil wird genöthigt sein, als Knecht bei solchen Pächtern zu dienen. — Dies würde eine ganz neue Erscheinung im russischen Nationalleben sein; statt der Tausende von früheren Gutsbesitzern werden mehrere Hunderttausende neuer und um so viel schlechterer Herren entstehen.

Der jetzige Gutsbesitzer ist mehr oder weniger gebildet und der öffentlichen Meinung ausgesetzt, auch hat er in Folge von volksthümlichen Gebräuchen nicht das Recht, dem Bauer sein Land zu entziehen. Die reicheren Bauern werden, unwissend, roh, weder vor dem Gesetze, noch vor der öffentlichen Meinung Scheu tragen, — sie würden zu wahren Blutsaugern des russischen Volkes werden. — Wahrlich, das wäre ein schöner Tausch! Es giebt kein unglücklicheres Geschöpf, als den Knecht beim Bauer. Und ein großer Theil des Volkes soll zu solchen Knechten gebildet werden? Nein! .... Mit solch einem Zustande wird das russische Volk nimmer zufrieden sein, ein russischer Bauer kann kein Knecht sein; das Bedürfniß des russischen Landmannes ist Familienleben, er muß sein Haus, seine Wirthschaft haben. Das Knechtwesen wird alle diese Verhältnisse zerstören, wird Millionen von Bauern zu heimath- und familienlosen Proletariern machen; solch eine Einrichtung würde einen schrecklichen Einfluß zur Verwilderung der Bevölkerung ausüben; solch eine Neuerung würde Millionen von Menschen ihres guten Rechtes auf Familienleben berauben, würde sie zu Individuen machen, die bei keiner Veränderung im Staate etwas zu verlieren, vielmehr stets etwas zu gewinnen hätten, und folglich immer zu Unruhen und Empörungen bereit sein würden. — Solch eine Reform könnte aus Geistlosigkeit, oder aus totaler Unkenntniß des Volkscharakters, oder aus einer blinden und kleinlichen Nachahmungssucht einiger Völker des Westens entstehen, die nicht nur einen anderen Charakter und eine andere Geschichte haben, sondern auch selbst bereits das Ungenügende solcher Einrichtungen einsehen. — Eine Reform, die den Bauern das Land wegnimmt, kann in Rußland nicht durchgehen, man müßte denn das Volksleben umgestalten wollen.

Es ist wahr, daß man durch einen Ukas dem Bauer das Land nehmen kann, aber wo würde man die Mittel finden, diesen Ukas durchzusetzen. Ein solcher Schritt der Regierung würde das Volk zum hartnäckigen und blutigen Kampfe reizen.

Ist es möglich, daß der russische Zar, derselbe, der so offen vor dem Volke das von ihm erwartete Wort der Befreiung ausgesprochen, der nämliche Monarch, der dem russischen öffentlichen Leben so viele Freiheiten gewährt hat, wünschen kann, russisches Blut in seinem Reiche fließen zu sehen?

Ist es nur denkbar, daß der Kaiser selbst das Lebensprincip seiner Nation, welches Rußland nicht nur von dem Joche der Tataren und von der Macht des katholischen Polens befreite, — sondern auch die benachbarten Völker überwältigte und Rußland mächtig machte — ersticken will? Ist es möglich, daß der Kaiser jenes Princip vernichten wollte, welches bis jetzt die Leibeigenen zurückhielt, die Fahne des Aufruhrs zu erheben, welches die Kronbauern abhielt, gegen die Mißbräuche der gouvernementalen Verwaltung sich aufzulehnen.

Der russische Bauer, sagt man, ist geduldig ... Ja, es ist wahr, aber er ist nicht aus Mangel an Energie geduldig, sondern aus dem einzigen Grunde, daß ihm bis jetzt trotz aller Bedrückungen das fundamentale Princip — das Recht auf den Boden — gesichert war. Ist es möglich, daß der russische Kaiser das anti-revolutionäre Princip mit dem revolutionären vertauschen möchte, indem er 20 Millionen Proletarier bildete? Ist es möglich, daß ein russischer Kaiser seinem Volke den Grund seiner künftigen Größe — vernichten, das ihm vor allen anderen christlichen Staaten eigenthümliche Eigenthums-Princip entziehen wollte?

Wir sind fest überzeugt, daß der Kaiser niemals den Gedanken gehabt hat, die Bauern zu befreien, ohne ihnen den Grundbesitz zu sichern. Wenn es Männer giebt, die für eine solche Reform stimmen, so sind sie gefährlich, wenngleich sie nicht aus persönlichen Interessen falsch rathen, sondern aus Unkenntniß des russischen Volkes, seiner Geschichte und seiner Lebensweise, indem sie sich lediglich auf die Beispiele der westlichen Nationen beziehen. Ein jeder Anhänger der Idee der Befreiung der Leibeigenen ohne Landbesitz ist doch im Grunde überzeugt, daß es besser wäre, wenn den Bauern der Besitz desselben zugesichert würde, aber er vertheidigt die entgegengesetzte Meinung, weil er keine Mittel weiß, wie jene auszuführen sei, ohne den Interessen der Gutsherren zu nahe zu treten. Zu dieser Befürchtung sind sie berechtigt -- aber folgt denn daraus, daß diese Frage auf eine dem ganzen Lande nachtheilige Weise gelöst werden muß? Ein Jeder, der auch nur im Geringsten in den Sinn der bevorstehenden Reform eingedrungen ist, wird fühlen, daß die richtige Lösung derselben eng mit einer Finanzoperation verbunden ist. Aber der Berechnungen und statistischer Combinationen ungewohnt, weiß er nicht, wie diese Aufgabe aufzufassen sei, und kommt zu dem Entschlusse, daß die persönliche Freiheit allein der kürzeste Weg der Lösung sei, ohne daran zu denken, daß dadurch nicht nur das Volk seinen Gebräuchen und Sitten entsagen muß, sondern daß solch eine Lösung auch Hunderte von anderen anscheinend kleinen Fragen unbeantwortet läßt. Geistesträgheit hat schon oft zu sehr traurigen Resultaten geführt. —

Wollen wir annehmen, daß man ein Mittel gefunden hätte, die Interessen der Gutsbesitzer und der Bauern bei ihrer Befreiung mit dem Rechte auf den Besitz des Landes zu befriedigen; daß die Finanzoperation gefunden — die gar keine Schwierigkeit und Verwickelung in dem Finanzsysteme des Staates hervorbrächte — so würde schwerlich Jemand im Stande sein, solcher Lösung den Vorzug streitig zu machen. — Folglich schlägt man eine falsche Richtung ein, weil man den Weg, der zum Ziele führt, nicht kennt. Das ganze Unglück besteht darin, daß man zwei ganz verschiedene Fragen: welches das Ziel ist? und welche Mittel vorhanden sind, es zu erreichen? zusammen geworfen hat. —

Die Frage, ob überhaupt eine Reform in den Angelegenheiten der Leibeigenen nöthig sei — ist hinlänglich beantwortet. Die zweite Frage

lautet: welches ist der Zweck der Reform, und was ist das Ziel, wonach wir zu streben haben? Ist auch diese Frage klar, bestimmt und entscheidend gelöst, für's erste, ohne alle Rücksicht auf die Mittel, die zur Erreichung dieses Zweckes angewandt werden müssen — so können wir zur letzten Frage schreiten: welches sind die Mittel? und sind überhaupt solche zu finden, um diesen Zweck zu erreichen? Auch darf man diese letzte Frage nicht früher aufgeben, bis alle denkbaren Mittel und Wege recht durchdacht und erwogen sind. Im vorliegenden Falle haben wir den Mangel derselben nicht zu fürchten. — In der Natur ist es so eingerichtet, daß, wenn das Ziel gut und einfach ist, auch ein guter und einfacher Weg, es zu erlangen, zu finden ist. —

Die sicherste Art, zu einer richtigen Lösung einer complicirten Aufgabe zu gelangen, besteht in der analytischen Durchführung, d. h. in der Zerlegung derselben in gewisse einfache Theile. Bei der gegenwärtigen Aufgabe haben wir diesen Weg verfolgt. — Bei der ersten Frage: ob die Reform nöthig sei? gingen wir nicht in Details ein, — weil diese Frage schon gelöst ist. — Jedoch vor der Betrachtung der Frage: welches die Mittel sind, um das Ziel zu erlangen? haben wir die Frage, in welchem Geiste die Reform durchzuführen ist, beleuchtet. Wenn es sich um ein Volk handelt, so ist es vor Allem nöthig, seine geschichtliche Entwickelung, seinen National-Charakter und seine gegenwärtigen Bedürfnisse kennen zu lernen. — So thaten wir es auch und kamen zu dem oft erwähnten Resultate, daß die Leibeigenen zu Kronbauern reformirt werden müssen, d. h. die Verpflichtungen der Leibeigenen zum Gutsherrn müssen definitiv aufgehoben werden und die Bauern ein bestimmtes Areal Landes unter denselben Bedingungen wie die Kronbauern erhalten. Das ist das einzige Ziel, das erreicht werden muß. —

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Erste Abtheilung:

Die Epigonen.

Erstes Capitel.

Preußen bleibt fest und der König oben!

In schweren Stößen, die einander bald rascher, bald langsamer folgten, wehte der kalte Herbstwind über die Stoppelfelder und Sandschollen, rauschte in dem niedrigen Fichtenwalde und brauste, dumpf aufheulend, über den See, dessen bleigraue Wasserfläche auf- und niederschwankte und klatschend an die Ufer schlug.

Mittag war längst vorüber; die Sonne hatte es einige Male, aber ohne Erfolg, versucht, mit scharfem Strahl die dichten Wolkenschleier zu durchbrechen, nun herrschte eine eigenthümliche Dämmerung, die, unbestimmt, scheu, fast ängstlich, sehr gut zu dem frostigen, unbehaglichen Herbstwinde paßte.

Mitten im See lagen auf einer Insel die Ruinen des alten Schlosses, eine alte Warte stand noch fast ganz unversehrt, die Trümmerhaufen und die mächtigen Bäume überragend, deren letzte bunte Blätter der Wind widerwillig fast entführte und lässig in die Wasser streute.

Zahlreiche Dohlenschwärme nisteten in den alten Bäumen und ruderten mit langsamen Flügelschlägen um die hohe Warte; mißtöniges Geschrei ausstoßend griffen sie einander an mit den mächtigen Schnäbeln, aber selbst ihr Kampf war faul und kurz, bald ruhten die schweren Vögel, wenn auch nicht freundlich, so doch gleichgültig wieder dicht neben einander.

An der Südspitze des See's, dem alten Schlosse gerade gegenüber, lag ein stattliches Herrenhaus mit zwei hohen Giebeln; reich verzierte Absätze in kunstreicher Steinmetzarbeit zierten diese Giebel und liefen wie luftige Treppen das steile, mit Hohlziegeln gedeckte Dach hinauf bis zum First, wo zwei riesige Fische von Eisenblech, auf jeder Seite einer, als dienstthuende Wetterfahnen figurirten. Uebrigens war das Herrenhaus, von einem schön gewetterten rothen Sandstein erbaut, zwei Stock hoch, mit zierlich gekerbten Thür- und Fenstersimsen versehen und an einem großen Wirthschaftshofe belegen.

Das alte Schloß auf der sichern Insel im See war die Wiege des edlen Geschlechtes, das seit dem 16. Jahrhundert breiter und luftiger wohnte in dem stattlichen Herrenhause, als in dem schmalen Schlößlein im einsamen See.

Während des dreißigjährigen Krieges an manchem schlimmen Tage war das alte Schloß wiederum zu Ehren gekommen, und die Besitzer flüchteten oft neben ihrer besten Habe auch die Ehre ihrer Frauen und Töchter und das eigene Leben vor der Zügellosigkeit feindlicher Soldateska in die Burg, die damals noch ziemlich gut erhalten war.

Auch später noch im Schwedenkriege, vor dem Treffen bei Fehrbellin, wurden die „Weibervölker", wie's in der Chronik heißt, ein paar Mal in's alte Schloß über's Wasser geflüchtet.

Seitdem erst lag das Stammhaus der edlen Pletzen von Bessin ganz dem Verfall preisgegeben. Niemand kümmerte sich um die alte Burg, denn auch im Herrenhause drüben standen die herrschaftlichen Wohnzimmer während der Lebensdauer von zwei Generationen fast völlig leer. Herr Gneomar Dubislaw Eusebius Pletze von Bessin, einer der elegantesten juristischen Schriftsteller seiner Zeit, bekleidete hohe Aemter bei Hofe und im Staate, die ihm wenig Muße gelassen, sich um sein Erbgut und Stammhaus zu kümmern. Sein Sohn aber und Erbe, Eberhard Eusebius, focht in allen Schlachten des siebenjährigen Krieges und war schon ein alter Mann, invalid und Generalmajor, als er zum ersten Male den Bessiner See wiedersah, aus dem die edlen Pletzen stammen und den Namen führen.

Der alte General hatte kein großes Interesse für die alte Burg, dafür aber desto mehr für die Landwirthschaft; er brachte die Güter empor, die Bessiner Wirthschaft galt bald als eine Musterwirthschaft ringsum und wetteiferte mit den Wirthschaften auf holländische Art, welche der hochverdiente kleve'sche Erb-Jägermeister Freiherr von Hertefeld angelegt in der Mark. Als der tapfere General müde und hochbetagt starb, war sein einziger überlebender Enkel-Sohn, Gneomar Dubislaw Eusebius, wie sein gelehrter Urgroßvater geheißen, der Erbe eines verhältnißmäßig reichen Besitzes, dessen Bewirthschaftung er auch sofort, dem Befehl seines Großvaters gemäß, übernahm.

Die edlen Pletzen von Bessin waren immer gehorsame Söhne gewesen, und Gneomar Dubislaw Eusebius übernahm die Bewirthschaftung seines Erbes um so lieber, als er von jeher mehr Lust zum Landwirth, als zum Soldaten gehabt und in das Kürassier-Regiment von Reitzenstein nur eingetreten war, weil sein Großvater das bestimmt befohlen. Er hatte seine Pflicht als Soldat gethan, aber auch nicht mehr; da er nur im Frieden diente, so hatte er keine Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen. Beim Regiment hatte er in gutem Ansehen gestanden, Freunde aber nicht gefunden; es war eben nicht leicht mit ihm umzugehen, und der halb sinnende, halb trotzig-finstere Ausdruck des Gesichts, der viel-

leicht einen feinern Beobachter angezogen hätte, scheuchte leichtblütige, frohe Kriegerjugend zurück.

Als der Lieutenant seinen Abschied erhalten und Bessin übernommen hatte, regelte er sofort die Wirthschaft so verständig, daß die Leute alsbalde sagten: „Der kann's noch besser, als der alte General, sein Großvater!“ und dennoch sah man ihn weit seltener auf dem Felde, im Wald, Hof und Stall, wie seinen Großvater, aber man fand ihn überall da und mit untrüglicher Sicherheit, wo er als Herr persönlich auftreten mußte. Die Beamten und Verwalter, alle Leute arbeiteten gern unter ihm, denn er ließ der eigenen Thätigkeit der Arbeiter so weit als möglich Spielraum, er ließ die Menschen gern zum Gefühl der Selbstständigkeit kommen, er ließ mit Vergnügen Jedem seine Art und stand sich vortrefflich dabei, vielleicht mit aus dem Grunde, weil seine Leute zuvor unter seinem Großvater an das strenge Friedericianische Commando gewöhnt worden waren. Das steckte ihnen Allen noch im Wesen, und darum freuten sie sich der größeren Selbstständigkeit ohne über den Strang zu schlagen.

Der Lieutenant Pletz von Bessin hatte seinen Großvater begraben, das Gut übernommen, die Wirthschaft in Ordnung gebracht, Alles, wie's der Großvater befohlen; diesen großväterlichen Befehlen auch weiter treu, fuhr er am ersten Tage, da er die Trauer abgelegt, nach Hohenkremmen, zwei Stunden von Bessin, wo der General von der Carnitz saß mit einer ganzen Schaar von Enkelinnen.

Die beiden Generale hatten kurz vor dem Hintritt des alten Pletz beschlossen, eine Heirath zu Stande zu bringen und eine von den hübschen Carnitzinnen zu einer Pletzin von Bessin zu machen.

Die dritte von den fünf Fräuleins von der Carnitz, damals ein großes, starkes, schönes Mädchen von achtzehn Jahren, hieß Hedwig, die hatte dem alten Pletz am besten gefallen, die hätte er auch am liebsten seinem Enkelsohne beigelegt, aber in Folge einer Zartheit, die Niemand bei dem alten Herrn gesucht hätte, hatte er seinem Enkel nur befohlen, eine Carnitzin von Hohenkremmen zu nehmen, die Auswahl sollte ihm freistehen unter den fünf Schwestern. Doch hatte er nicht unterlassen, seinem Enkel einen kleinen Wink, seiner Ansicht nach vermuthlich eine ganz zarte Andeutung, zu geben, denn in einem der vielen Paragraphen des großväterlichen Testamentes hieß es: „item vermache ich zu einem recompense 1000 Thlr. an die ehr- und tugendsame Mademoiselle Hedwig de Carnitz zu Hohenkremmen, als weil dieselbe mir stets als eine sehr brave und schmucke Person erschienen und ich solche vor allen andern demoiselles meinem Enkelsohn als ein Ehegemahl beigelegt gern gesehen.“

Diesen Paragraph hatte der junge Herr von Pletz nicht vergessen, als er nach Hohenkremmen kam, er war entschlossen, seines Großvaters Wunsch nachzukommen, ehe er noch Hedwig von der Carnitz gesehen.

Der General empfing, wie man denken kann, den Enkel seines alten Freundes sehr freundlich und commandirte seine Weibervölker sogleich zur Revue. Gneomar Dubislaw Eusebius fand mit Vergnügen, daß er ganz denselben Geschmack hatte, wie sein Großvater, Hedwig erschien auch ihm als die Schönste und Liebenswürdigste unter ihren Schwestern. Der Geschmack ist glücklicherweise verschieden, jedenfalls hatte Herr von Pletz einige Wochen später ein gesundes starkes Ehegemahl, mit etwas röthlichem Haar zwar, aber mit weißem Teint und milden blauen Augen, das die Pflichten der Hausfrau im alten Herrensitz der Pletzen zu Bessin mit Anstand und musterhafter Treue übte.

Der Enkel war auch hier den Wünschen seines Großvaters nachgekommen, und der reiche Segen einer ruhigen und glücklichen Ehe folgte diesem kindlichen Gehorsam.

Eine durchaus ruhige und glückliche Ehe war es, welche Herr Gneomar und Frau Hedwig nun schon über das siebente Jahr führten in dem stattlichen Hause zu Bessin am See, wenn auch die Nachbaren allerlei unnützes Zeug sprachen und allerlei Geschichten zu erzählen wußten von dem traurigen Leben, das die Bessin'schen mit einander führen sollten.

Freilich sehr lustig ging's auf dem Hofe zu Bessin eben nicht zu, das Antlitz des Hausherrn erschien noch düsterer und trotziger fast neben den milden freundlichen Augen und klaren Zügen der Hausfrau, aber dennoch fühlte Alles, die Unterthanen wie das Gesinde, eine Anhänglichkeit für den gnädigen Herrn, die nirgends größer sein konnte. Man verkehrte freilich lieber mit der freundlichen gnädigen Frau, aber wenn's Noth that, ging man doch mit dem vollsten Vertrauen zu dem finstern Herrn, ein Vertrauen, welches auch nie getäuscht wurde. Man pflegte Frau von Pletz zu bedauern, denn man fand es hart, daß eine so junge Frau so einsam leben mußte, aber Frau von Pletz mußte ja nicht einsam leben, sondern sie wollte es, weil sie den Hang ihres Gemahls zur Einsamkeit, seine Abneigung gegen Gesellschaft alsbald erkannt hatte. Frau Hedwig hing mit einer Innigkeit an ihrem Gemahl, die im Lauf der Jahre nicht abgenommen hatte, sondern größer geworden war; ihr höchstes Glück bestand in der Erfüllung seiner Wünsche, die sie zu errathen verstand; ihre Freude fand sie in dem Gefühl der Abhängigkeit von dem Manne, den sie liebte, und dieses Gefühl beseligte sie so, daß sie oft geflissentlich kleine Verstöße beging, damit er sie corrigire oder table und sie so ihre Abhängigkeit von ihm empfinden lasse. Die Welt hatte keine Ahnung von dem glückseligen Leben in dem Hause zu Bessin, das gewiß ganz still gewesen wäre, wenn die beiden kleinen Junker nicht mit lärmenden Kinderspielen die hohen Gemächer erfüllt hätten. Zur Freude der Mutter hatten die beiden Junker Eberhard Eusebius und Gneomar Eusebius ganz und gar das dunkle sinnende Auge und die finstre trotzige Miene des Vaters geerbt, dagegen zeigte der schlanke Wuchs der Knaben bald, daß sie in diesem Punkte nicht dem Vater, sondern der Mutter

nachschlagen würden. Frau Hedwig war groß und schlank; die Pletze von Bessin aber waren seit Menschengedenken immer kurz und knorrig gewesen.

In einem Punkte hatten die mancherlei Gerüchte, die über die Bessin'schen umgingen, nicht unrecht; der Hausherr war wirklich selbst für seine Gemahlin einen großen Theil des Tages nicht sichtbar. Niemand wußte, was Herr Gneomar in diesen Stunden trieb, einsam in seinem Zimmer verschlossen, oder was er machte im alten Schloß auf der Insel im See, der Stammburg seiner Ahnen, wo er sich in der grauen Warte einige Gemächer hatte einrichten lassen.

An dem frostigen unbehaglichen Octobernachmittage des Jahres 1806, an welchem unsere Erzählung beginnt, sah man einen jungen Menschen von vielleicht achtzehn Jahren in der gewöhnlichen Kleidung der märkischen Bauern aus dem Fichtengehölz hervortreten, welches die sanfte den Bessiner See nordwestlich halbbogenförmig einschließende Hügelkette kränzt.

Dieser junge Mensch, der anstrengend gelaufen sein mußte, denn der Schweiß troff ihm von der Stirn trotz des kalten Herbstwindes, blieb einen Augenblick keuchend stehen, jedoch nicht aus Ermüdung, denn er begnügte sich einen Blick nach dem Himmel zu werfen, wie die Landleute zu thun pflegen, die ihre Uhr nicht in der Tasche, sondern über sich haben. Unmuthigen Blickes schaute der junge Mensch bald auf das Herrenhaus hinüber am rechten Ufer, bald auf die alte Burg mitten im See. Er schien zweifelhaft zu sein. Der bedeckte Himmel ließ keine genaue Zeitbestimmung zu, und offenbar war ihm bei seiner Eile eine Zeitverschwendung peinlich. Doch überlegte er wie gesagt nur einen Moment, dann sprang er in langen Sätzen den Hügel hinab und lief eine Strecke hin an dem feuchten Ufer des Sees, das mit morschen Schneckenhäusern und Muschelschaalen dicht besäet war.

Er mußte seines Weges sehr sicher sein, denn plötzlich schlug er sich links und drang, von einem großen Steine zum andern springend, scheinbar nur durch Zufall lagen deren etliche dort, in ein dichtes und hohes Röhricht ein. In diesem verschwand er gänzlich, kurz darauf aber schoß ein Kahn mit großer Geschwindigkeit aus dem Röhricht hervor und flog von starken Ruderschlägen getrieben der Insel zu.

Der junge Mensch ruderte wacker, doch hatte er noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als sich ein Fenster in dem obersten Stock des alten Wartethurmes öffnete und eine Hand sichtbar wurde, welche ein Tuch wehen ließ.

Der Bursche, der die Warte, seit er das Röhricht verlassen, nicht einen Moment aus den Augen gelassen hatte, bemerkte nicht so bald das Zeichen, als er einen schrillen Schrei ausstieß und beide Ruder zugleich salutirend aus dem Wasser in die Höhe hob.

Sofort verschwand das weiße Tuch, das Fenster wurde geschlossen,

latschend fielen die Ruder in's Wasser und wie ein Pfeil schoß das leichte Schiffchen vorwärts.

Der Landungs-Platz der Insel war durch ein kleines, jetzt halb in Trümmern liegendes Bollwerk und ein Paar riesige alte Bäume vor dem Winde geschützt und so belegen, daß er von dem Herrenhause und dem dazu gehörigen kleinen Flecken Bessin aus nicht beobachtet werden konnte. Wer von dem Herrenhause her kam, mußte die südwestliche Spitze der Insel doubliren, um diesen Hafen zu erreichen.

Der junge Mensch, den wir beobachtet haben, hielt gerade auf die Landungsstelle zu und rundete dann mit einer geschickten Bewegung hinein.

Auf der obersten der breiten Treppenstufen stand ein Herr, kaum mittelgroß, aber stark und kräftig gebaut, mit breiter Brust und breitem aber finsterem Gesicht, dessen Backenknochen stark hervortraten, dunkle Augen lugten aus tiefen Höhlen unter buschigen Wimpern wie spähend und forschend hervor. Dieser Herr, der einen erbsenfarbigen kurzen Rock bis an den Hals zugeknöpft, Stiefeln bis an's Knie und eine Pelzmütze trug, sah ruhig und nicht ohne ein gewisses Wohlgefallen den raschen Bewegungen zu, mit denen der junge Mensch sein Fahrzeug binnen brachte, dann sagte er: „Du legst dich noch zu stark auf die linke Seite beim Rudern, mein Sohn, dadurch ermüdest du deinen rechten Arm früher, als den linken; hast du einen Brief für mich?"

Der junge Mensch, der eben aus dem Kahn gesprungen, war beinahe erschrocken auf der untersten Stufe stehen geblieben und sah staunend zu seinem Herrn auf. Woher wußte der gnädige Herr, daß sein rechter Arm früher müde wurde? Aber der gnädige Herr wußte ja Alles!

Der junge Mensch knöpfte langsam seine Jacke auf, nahm ein zusammengelegtes Tuch, das er auf der Brust trug, heraus und wickelte den Brief für seinen Herr aus.

Herr von Pletz, denn es ist der edle Grundherr, den wir da vor uns haben, nahm den Brief und wollte sich entfernen, da rief der junge Mensch plötzlich: „Gnädiger Herr!"

Etwas verwundert blieb der Edelmann stehen, er liebte es nicht, daß ihn seine Leute anredeten.

„Was willst du, mein Sohn?" fragte er ernst, aber ohne Härte oder Zorn.

„Gnädiger Herr" sagte jetzt der junge Mensch „der Herr Postmeister hat gesagt, ich sollte laufen, was mich meine Beine tragen thäten, es kämen Soldaten nach Bessin, vielleicht heute noch, es sei alles voll Franzosen über der Havel."

Der Edelmann hielt einen Augenblick den goldenen Knopf einer mächtigen Reitpeitsche sinnend zwischen den Lippen so, daß man seine Zähne sah, die weiß, spitz und regelmäßig wie die eines Raubthiers waren; eine häßliche Angewohnheit übrigens, die nur Frau Hedwig anmuthig fand und sonst gar kein Anderer.

„Sagte der Herr Postmeister weiter nichts, mein Sohn?“ fragte Herr von Pletz endlich.

„Nein, weiter nichts,“ entgegnete der ländliche Jüngling bestimmt, nachdem er sich zuerst die Nase gerieben und dann hinter den Ohren gekratzt hatte, vermuthlich um sein Gedächtniß zu locken.

„Sagte der Herr Postmeister nicht, daß Freunde kämen?“ forschte der Edelmann weiter, ohne die Geduld zu verlieren, mit voller Ruhe, aber doch mit sichtlichem Interesse.

Der junge Mensch sah seinen Herrn steif in's Gesicht, er gab keine Antwort.

„Und doch muß er ihm eine Botschaft gegeben haben!“ sagte der Edelmann zu sich selbst und sann weiter nach, „daß die Franzosen in Masse vorgehen, das brauchte er mir nicht sagen zu lassen, daß wir dieser Tage Einquartierung bekommen würden, lag auf der Hand, was soll das heißen, daß er dem Jungen befiehlt zu laufen? der arme Kerl muß die zwei Meilen in zwei Stunden gelaufen sein!“

Der Edelmann sah den jungen Menschen wiederum aufmerksam an, offenbar in der Absicht, ein neues Examen mit ihm zu beginnen, da bemerkte er, daß der Bursch verstohlene und beinahe ängstliche Blicke auf den Brief warf. Offenbar sagte dem eine Ahnung, daß der gnädige Herr nur den Brief zu lesen brauche, um ihn weiterer Fragen zu entheben, aber er hatte nicht den Muth, darauf aufmerksam zu machen.

Herr von Platz lächelte leise und öffnete den Brief, den er fast ganz vergessen hätte; er las und seine Lippen begannen zu zittern, er las weiter und seine Augen füllten sich mit Thränen, er las zu Ende und stieß einen Schrei aus, so grell, so wild und scharf, daß er aus gar keiner menschlichen Kehle zu kommen schien, dunkle Gluth brannte dabei auf seinen Wangen und sein Antlitz nahm einen so grimmigen Ausdruck von Zorn und Haß an, daß der junge Mensch entsetzt mit einem Sprunge die Treppen hinunter in seinem Kahn huschte und sich zum Flüchten bereit machte.

Im nächsten Augenblick aber hatte der Erbherr von Bessin seine Selbstbeherrschung wieder gewonnen, er nahm sich zusammen und las den Brief, der ihn so gewaltig erschütterte, noch ein Mal „Auch du mein Boyen“ sagte er leise und tief schmerzlich bewegt, „und der junge Ledebur und mein tapferer Cousin Schulenburg, Alle, Alle dahin! dahin!“

Mit einem kräftigen Ruck richtete sich der Edelmann auf, sein Blick fiel auf den Burschen, der ihn noch immer ängstlich vom Kahn aus betrachtete.

„Komm mit mir, mein Sohn!“ befahl er vollkommen ruhig und schritt, ohne sich umzusehen, der alten Warte zu; der junge Mensch folgte ihm.

Das untere Gestock der Warte enthielt einen ländlich ausgestatteten Salon, dessen Meubles indessen auf einen Haufen zusammengetragen

und mit einer Decke verhängt waren, wie immer im Spätherbst geschah, wenn Frau von Pletz nicht mehr herüber kam mit ihren Kindern, wie sie im Sommer zuweilen zu thun pflegte.

Der Edelmann trat zu einen Schrank, öffnete ihn und sagte zu dem jungen Menschen, der sehr ängstlich zu sein schien: „Siehst du diesen Knopf, mein Sohn?"

Der Gefragte nickte.

„Drücke kräftig darauf!" befahl der Herr, und auf den ersten Druck öffnete sich die Hinterwand des Schrankes und ließ den Eingang in einen dunklen Raum sehen. Der Edelmann schob den Jungen hinein und folgte ihm.

War es bei dem matten Lichte des Herbstnachmittags in dem Salon schon düster, so war es in dem Raume, dessen Eingang der große Schrank maskirte, vollständig finster; der Edelmann schlug Feuer, nachdem er tastend eine große Zunderbüchse von Blech gefunden, welche in der Mitte des Gemachs auf einem Tische stand. Als er mit dem Schwefelfaden den Docht einer kleinen Lampe entzündet, zeigte sich's, daß die Beiden in einem ziemlich geräumigen Gemach sich befanden, das ein Bett und andere Meubles enthielt.

„Mein Sohn," wendete sich jetzt der Grundherr einfach, aber doch mit großer Würde zu dem jungen Menschen, „hast du gehört, daß der König unser Herr eine große Schlacht verspielt hat?"

„Ja!" antwortete der Gefragte, indem er seinem Herrn verständnißvoll ins Gesicht sah, und setzte leise hinzu: „Der Franzose ist im Land, es kommt böse Zeit!"

„Du hast recht, mein Sohn, es kommt böse Zeit," fuhr der Edelmann fort, „in böser Zeit aber müssen alle die treu zusammen halten, die das preußische Herz am rechten Flecke haben. Mein Sohn, ich denke, daß du das preußische Herz auf dem rechten Flecke hast, denn dein Vater, Gott hab' ihn selig! war ein rechter preußischer Soldat und treuer Mann, und deine Mutter ist nun schon vierzig Jahre auf dem Hofe und ist überall treu erfunden worden, treu wie Gold; von dir, mein Sohn, weiß ich auch nichts Unrechtes, also will ich dich zu meinem Helfer, zu meinem Gehülfen machen in dieser schweren Zeit. Willst du mir helfen, mein Sohn, im Dienste des Königs und des Vaterlandes, so gieb mir deine Hand?"

Schwer, wie die Treue wiegt, fiel die harte Hand des jungen Menschen in dargebotene des Edelmanns, er fragte nicht, er zauderte nicht, freudig und von Herzen schlug er ein; sein Erbherr forderte ihn zum Dienst des Königs, das fuhr wie ein leuchtender Strahl durch die noch schlummernden Empfindungen und dunkeln Regungen der jugendlichen Seele. Er richtete sich hoch auf, er war ein Anderer geworden, seit der Herr seinen Handschlag empfangen.

Mit Wohlgefallen bemerkte der Herr von Bessin den Eindruck, den

dies auf den Jüngling gemacht, und nun fuhr er in seiner ruhigen Weise fort: „Es gilt dem Könige, unserm Herrn, von seinen Officieren und Soldaten so Viele zu retten, als irgend möglich, und sie über die Oder zu retten, oder nach Stettin, wenn die Franzosen dies noch nicht eingeschlossen haben. Bessin ist ein einsamer Ort, weit ab von den großen Straßen, und selbst wenn drüben Einquartierung kommen sollte, können wir unsere Landsleute doch hier auf der Insel, drüben in der Dohlenschenke, im Steinbruch und an all' den heimlichen Plätzen verstecken, die du alle kennst —"

Der junge Mensch nickte, der Edelmann aber sagte: „Des lahmen Fritz Revier geht von dem Jägerhause bis an die Dohlenschenke, der Dohlenwirth reicht bis an die einsame Tanne, von da ab über den ganzen See und die Ufer ist dein Revier, mein Sohn; drüben vom Steinbruch bis zur Bessiner Pfarre commandirt der schwarze Fritz, von der Pfarre aber bis zur Feldmark von Hohenkremmen der Herr Pastor; ihr seid so zu sagen meine Officiere, und das Hauptquartier ist auf dem Hofe drüben, verstehst du? Nun ist deine Hauptaufgabe, mein Sohn, daß du immer in Bewegung bist und Alles erkundest, was zwischen der einsamen Tanne und dem See geschieht. Tag und Nacht mußt du auf den Beinen sein, vorwärts von der einsamen Tanne in der Richtung von Hartacker und Oberrad; kommen Feinde, Franzosen, so meldest du das, so schnell du kannst, dem Dohlenwirth oder dessen Sohn, einer von Beiden wird immer in der Nähe der einsamen Tanne sein; kommen flüchtige Preußen, so zeigst du ihnen den Weg nach den Steinbrüchen von Oberrad, sagst ihnen, aber ohne dich weiter einzulassen, daß sie dort Kameraden, so wie Speise und Trank finden würden. Das aber ist nicht Alles, es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß der Herr Postmeister auf dem Waldwege über Hartacker verwundete oder flüchtige preußische Officiere bringt, die geleitest du hierher, sie finden oben im Thurm Speise, Trank und Bequemlichkeit. Sobald du aber irgend wen auf die Insel gebracht hast, so steckst du, wenn es Tag ist, die Hacke, die oben auf dem Thurm zu diesem Zweck liegt, in den Ring an der Zinne, in den wir sonst die Fahne gesteckt haben, ist es aber Nacht, so stellst du die Lampe in das zweite Fenster oben. Hast du mich verstanden?"

Der Bursch bejahte, der Edelmann examinirte hin und her, bis er sich überzeugt hatte, daß er wohl verstanden war, dann erst fuhr er fort: „Nun, mein Sohn, du wirst deinem Vater und deiner Mutter, mir und dem Könige keine Schande machen, das weiß ich, aber du mußt nicht nur thätig, sondern auch vorsichtig sein; höre, wenn der Herr Postmeister Leute schickt, so frage sie, auch wenn du sie kennst, nur dreist, ob sie dir nicht ein Wort zu sagen hätten, und trau' ihnen erst, wenn sie dann sagen: Ja, Preußen bleibt fest! darauf antwortest du: Und der König oben! fragt dich aber Einer vorsichtig, ob du ihm nichts zu sagen hättest,

so sagst du: Ja, Preußen bleibt fest! dann muß der Andere antworten: und der König oben! Hast du verstanden?"

„Ja, Preußen bleibt fest und der König oben!" wiederholte der Bursche mit einem Anfluge von Begeisterung.

„Von solchen Leuten," sprach der Edelmann weiter, „wirst du stets sichere Nachrichten erhalten, denn es giebt noch viel treue Leute in der alten Mark Brandenburg, wenn auch leider an schlechtem Gesindel kein Mangel ist; bringen dir solche Leute Botschaften für mich, so meldest du sie an den Dohlenwirth, du selbst aber kommst nicht in das Herrenhaus hinüber, nur dann kommst du, wenn du am Tage um das Fensterkreuz meiner Schlafkammer ein rothes Tuch gebunden siehst, oder wenn in der Nacht zwei Lichter brennen, dann kommst du mit Allen, die du finden kannst, und zwar bewaffnet, denn dann gilt es Kampf auf Leben und Tod. Die Waffen, die noch im Gewehrschrank oben sind, trägst du in dieses Gemach, die Pulverhörner und Kugelbeutel sind gefüllt, Schießgewehr wird aber so wenig als möglich gebraucht, hörst du? nun noch Eins: Es ist möglich, daß der Feind auch diese Insel heimsucht, dann flüchtest du die preußischen Officiere, die etwa hier sind, in dieses verborgene Gemach, wo sie ziemlich sicher sein werden; sollten sie jedoch auch hier bedroht sein, so öffnest du die Fallthür, die unter diesem Tisch ist, sie öffnet sich leicht, du brauchst nur mit der Spitze deines Messers auf das Auge des Fisches zu drücken, den du da siehst."

Der Edelmann zeigte mit seiner Reitpeitsche auf die Figur eines Fisches in dem Holzgetäfel des Fußbodens.

„Unten," fuhr der Herr fort, „ist ein weitläuftiger Kellerraum, der einen Ausgang nach dem See oben in den Trümmern hat. Sieh' dir nachher alle diese Gelegenheiten genau an, damit du durchaus Bescheid weißt in der Stunde der Gefahr, hier aber nimm diesen Hirschfänger und dieses Pistol, du bist jetzt ein gewaffneter Mann des Königs."

Der Herr von Bessin nahm die Waffen von der Tafel, er waffnete seinen Lehnsmann für des Königs Dienst. Mit freudebebender Hand ergriff der Jüngling den einfachen aber soliden Hirschfänger so wie das schwere Pistol. Er folgte seinem Herrn hierauf, hinaus, wo nun bereits die Dämmerung des Herbstabends herein gebrochen war.

Geräuschlos glitt der Kahn durch die Fluthen, über denen Herbst und Nacht bereits Schleier woben, die unter dem Winddruck niedersanken und sich dann wieder erhoben wie riesige Gespenster. Sie sprachen kein Wort, weder der Herr noch der Diener, sie fühlten, daß böse Zeit gekommen, aber sie waren auch entschlossen, ihr männlich Trutz zu bieten und ihre Pflicht zu thun in alle Wege, Jeder auf seine Weise.

Der Wind erhob sich mächtiger und heulte grimmig über den See, er stieß mit Macht an das steinerne Herrenhaus, da fuhr der Kahn an's Land, der junge Mann sprang hinaus, hielt die Kette an und reichte seinem Herrn die Hand, der aber stieg aus, ohne die Hand anzunehmen,

und sprach, indem er ihm auf die Schulter schlug: „Habt ihr mir nicht ein Wort zu sagen, Lehnert Schaller?"

„Ja, Preußen bleibt fest!" flüsterte der Jüngling tief bewegt; „und der König oben!" gab der Edelmann die Parole.

Leonhardt Schaller aber sprang in seinen Kahn und ruderte sich nach der Insel zurück. Zum ersten Male hatte ihn der Herr bei seinem ganzen Namen und „Ihr" genannt; er war ein Mann geworden an dem Abend, und Preußen brauchte Männer nie so nöthig!

Berliner Literaturbriefe.

VIII.

(Kneschke: Allgemeines deutsches Adelslexicon; Lewes: Naturstudien am Seestrande; Wickede: Memoiren eines Legitimisten; Lassalle: Franz von Sickingen.)

Einer der fleißigsten und gründlichsten Geschichtsforscher Deutschlands war der 1762 zu Berlin geborene und daselbst 1834 verstorbene Königl. Kriegsrath Siegmund Wilhelm Wohlbrück, von dem wir die treffliche Geschichte des Hauses Alvensleben, des Bisthums Lebus u. s. w. haben. Leider lebte dieser ausgezeichnete Mann in einer Zeit, die so wenig Sinn für das Geschichtliche überhaupt hatte, daß er nicht die geringste Anerkennung fand und endlich so entmuthigt war, daß er in einem Gespräch mit dem Freiherrn Leopold von Ledebur in dessen Gegenwart ganz ruhig ein Manuscript in Fidibus verwandelte. Dieses Manuscript war die so werthvolle Geschichte der Altmark, welche Ledebur damals rettete und vor vier Jahren herausgab. Es muß weit gekommen sein mit einer Zeit, wenn ein Mann wie Wohlbrück so handeln kann. Die Zeit ist vorüber, und wir dürfen uns rühmen, daß der Sinn für Geschichtliches im ganzen deutschen Volke wieder erwacht und mächtig rege geworden ist, wir dürfen uns von ganzem Herzen darüber freuen, denn mit dem geschichtlichen Sinn Hand in Hand wandeln die conservativen Mächte. Eine Zeit, die keinen Sinn hat für die Vorzeit, die sich nicht darauf versteht, das Gegenwärtige an dem Vergangenen zu messen, steuert nothwendig, die Segel von liberalem Winde geschwellt, dem Radicalismus zu. Gleichen Schritt mit der Erweckung und dem Erwachen des historischen Sinnes im Volke hielt die steigende Achtung der historischen Hülfswissenschaften, der Genealogie und Heraldik, welche der vulgäre Liberalismus gründlich verachtet und als unnütze Spielerei verwirft, weil er diese Wissenschaften gar nicht zu verstehen vermag.

Von Berlin aus gerade ist nach der letzten revolutionären Bewegung für die Cultur, das gründliche Studium und auch die dilettantische Verbreitung der Genealogie und Heraldik sehr viel geschehen. Die gründlichen Forschungen und größeren Arbeiten des Freiherrn von Ledebur, denen sich von Mülverstedt, Märcker, Hesekiel, Freiherr von Stillfried und viele Andere anschlossen, haben entschieden günstig gewirkt. Hat doch auch die „Berliner Revue" durch ihre Wappensagen Zeugniß davon abgelegt, daß sich der spröde Stoff der Wappenwissenschaft selbst poetisch behandeln lasse! Aber andere Städte sind hinter Berlin

nicht zurückgeblieben. München hat den trefflichen Ritter von Meyer, Nürnberg die neue Ausgabe des alten guten Siebmacher, die freilich manches zu wünschen übrig läßt, Gotha seine berühmten Almanache, die alle Jahre besser werden. Am Rheine wirkt noch Christian von Stramberg, Fahne hat Werthvolles geleistet. In Mecklenburg leuchten Lisch und Masch, und so ließen sich noch viele Namen nennen, die auf dem Gebiete der Genealogie und Heraldik einen guten Klang haben. Wir wollen indessen heute nur noch einen citiren, einen, allerdings aber einen Löwen, den Professor Dr. Ernst Heinrich Kneschke zu Leipzig, der sich in neuester Zeit durch einige höchst bedeutende genealogisch-heraldische Werke hervorgethan hat. Zuerst erschienen von ihm: Die deut- Grafenhäuser der Gegenwart (Leipzig 1853 — 55, drei Theile), dann: Die Wappen der deutschen freiherrlichen und adligen Familien (bis jetzt vier Theile, Leipzig 1856 — 1858), und an diese beiden gediegenen Schriften schließt sich jetzt: Neues allgemeines deutsches Adels-Lexicon (Leipzig bei Friedr. Voigt), von welchem bis jetzt zwei Abtheilungen (bis Benkendorf) erschienen sind. Man kann über die Einrichtung dieses Werkes anderer Ansicht sein, als der Herausgeber, man kann die etwas ungleichmäßige Behandlung der einzelnen Artikel tadeln, bei dem einen zu viel, bei dem andern zu wenig finden, jedenfalls aber wird man zugeben müssen, daß hier wieder eins von den schönen Werken ächt deutschen Sammler- und Forscherfleißes vorliegt, auf welche unser Volk mit Recht stolz ist. Zeigten die „Deutschen Grafenhäuser“ den Professor Kneschke vornehmlich als glücklichen und fleißigen Forscher und Sammler in der Adelsgeschichte, so lernt man in dem „Adels-Lexicon“ besonders den Literator kennen und, in gewisser Beziehung wenigstens, bewundern. Die fortlaufenden Hinweisungen auf andere in das Fach einschlagende Werke sind mit einer großen Gewissenhaftigkeit gearbeitet und verleihen dadurch dem Werk für Jeden, dem es um ernstliche Forschung zu thun ist, einen hohen Werth. Zum Blättern und flüchtigen Nachsehen freilich ist das vorliegende kein Buch.

Es ist interessant, daß es nicht gerade die Historiker, die Geschichts- und Alterthumsforscher vorzugsweise sind, welche sich als gelehrte Heraldiker und Genealogen hervorthun, Professor Kneschke z. B. ist Professor der Medicin an der Universität Leipzig und gilt auch im medicinischen Fache für einen ausgezeichneten Schriftsteller, er ist in der Augenheilkunde eine Autorität, so wie er lange Zeit die Homöopathie wissenschaftlich bekämpfte. Professor Kneschke entstammt einer Gelehrten-Familie, wie deren in Sachsen früher noch mehrere vorkamen als jetzt; mit langen Geschlechtsregistern von Doctoren, Pastoren, Rectoren und Magistern kann mancher sächsische Gelehrte seinen ruhmvollen Adel von der Feder Jahrhunderte hinauf beweisen. Kneschke ist 1798 zu Zittau in der Oberlausitz geboren, sein Vater Mag. Gottfried Kneschke war auch ein verdienstvoller Gelehrter. Wir wünschen dem „Allgemeinen deutschen Adels-Lexicon“ einen eben so raschen Fort- als Abgang. Der Abgang oder Absatz ist bei solchen Werken wesentlich von dem raschen Fortgang mit abhängig.

Gehen wir von dem ächt deutschen Gelehrten zu einem brittischen Schriftsteller über, der mit dem deutschen wenigstens die energische Bewältigung spröder Stoffe gemein hat, wenn sich auch sonst nur wenig Berührungspunkte zwischen ihnen finden möchten. Georg Heinrich Lewes, der dem deutschen

Publikum wohl vorzüglich durch sein Leben Goethe's bekannt geworden ist, kann keinen Anspruch darauf machen, für einen ächten Engländer zu gelten. Er ist so zu sagen ein englischer Franzose, wenn man Beides im besten Sinne nehmen und darunter verstehen will, daß Lewes die guten inneren und äußeren Eigenschaften jener beiden Völker in sich verbindet. Vom Deutschen, obwohl er sich mit Deutschland vorzugsweise beschäftigt und lange bei uns aufgehalten, hat Lewes nicht mehr an sich und in sich, als die meisten Engländer überhaupt. So ist dieser interessante Mann wohl allen erschienen, die vor vier Jahren bei seiner Anwesenheit in Berlin seine Bekanntschaft zu machen Gelegenheit hatten. Durch sein Leben, wie durch seine Schriften wird diese Ansicht überall bestätigt. Lewes ist zwar zu London 1817 geboren, aber er ist auf dem Continent erzogen worden. Er war für den Handel bestimmt, conditionirte auch in einem russischen Handelshause, gab das aber auf, um Medicin zu studiren; vorzugsweise beschäftigte er sich mit Anatomie und Physiologie, bis er auch das aufgab, und mitten in London ein ächt französischer homme de lettres wurde. Sein Leben Goethe's hat allgemein anerkannte Vorzüge, aber es ist weder sein bestes, noch sein bedeutendstes Werk, eine lange Reihe von Schriften trägt seinen Namen. Neben den strengsten fachwissenschaftlichen Untersuchungen finden sich einige sehr gelungene Romane (Ranthorpe; Rose Blanche et Violette). Er betrat die Bühne nicht ohne Glück mit dem Drama: the noble heart. Man weiß eigentlich nicht zu sagen, was Lewes nicht betrieben hätte! Aber nicht dilettantisch, sondern ernsthaft, gründlich hat er Alles, was ihm unter die Hände kam, verarbeitet. Als es Lewes einfiel, Politik zu treiben, gründete er zuerst ein Journal (Leader) und redigirte es von 1849 bis 1854, der Leader war entschieden eins der besten englischen Wochenblätter, aber ganz radical. In neuester Zeit hat sich dieser merkwürdige Mann wieder vorzugsweise naturwissenschaftlichen Studien hingegeben; mit welcher Gründlichkeit und wissenschaftlichen Energie er diese aber betreibt, davon giebt sein neuestes Werk Kunde, welches so eben hier bei Franz Duncker in einer deutschen Uebersetzung von Julius Frese erschienen ist.

Der Titel des Buches lautet: Naturstudien am Seestrande. Küstenbilder aus Devonshire, den Scilly-Inseln und Jersey. Obgleich dieses Werk nun fast nichts weiter enthält, als die Schilderung des Fang's von verschiedenen jener Seethiere, von denen man eigentlich noch nicht recht weiß, ob es wirklich Thiere sind: Mollusken, Quallen, Schnecken und dergl. mehr, die Secirung, Zerlegung und wissenschaftliche Bestimmung der Arten, kurz eine Menge von wissenschaftlichen Fragen, Untersuchungen und Abhandlungen, und zwar über Geschöpfe, welche die meisten von uns niemals gesehen haben, auch vermuthlich niemals zu Gesicht bekommen werden, für die sie sich auch durchaus nicht interessiren, so ist das Alles doch so hübsch dargestellt und so anmuthig geschrieben, daß man das Buch mit einem gewissen Vergnügen lies't. Vergebens beschaut man die scheußlichen Ungestalten auf den Kupfertafeln, man vermag sich für dieses Quallenzeug nicht zu interessiren, aber man interessirt sich für den Schriftsteller, man freut sich an seiner Freude, wenn er gute Beute macht in einem schmutzigen Tümpel, seine Betrachtungen regen an, sie reizen; er zeigt von Weitem ein Stück Schöpfungsgeschichte in den abgeschnittenen Fühlfäden eines ungestalten Weichthieres. Dann laufen auch wieder Schilderungen von Land und Leuten mit unter, ergötzliche kleine

Vorfälle werden erzählt, oder es wird ein kleines Seeungeheuer geradezu halb humoristisch zum Gegenstand einer poetischen Behandlung gemacht. Es ist das eines von den unbegreiflichen Büchern, von denen Goethe sagt, daß sie dem Leser erst nützen, wenn er den Inhalt vollständig vergessen hat. Freilich verlangt das Buch ernste Leser, eine gewöhnliche Lectüre zur Unterhaltung nach Tische giebt es nicht ab, das wollen wir menschenfreundlich im Voraus bemerken, um allen Enttäuschungen zuvorzukommen. Ueber die Uebersetzung haben wir nichts zu sagen, da uns das Original nicht zur Hand war, sie ist fließend und wird auch wohl treu sein. —

Julius von Wickede, irren wir nicht, aus einem alten westfälischen Geschlechte, das aber seit Jahrhunderten in Lübeck, Holstein und Mecklenburg seßhaft, hat die lesende Welt mit drei gewaltigen Bänden beschenkt: Memoiren eines Legitimisten von 1770—1830. Nach handschriftlichen Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen aus dem Nachlasse des Marquis Henri Gaston de B ...... Diese Memoiren enthalten das vielbewegte Leben eines streng royalistischen und katholischen Edelmannes aus Bretagne, der sich mit oft rührender Naivetät auf fast allen Schlachtfeldern Europa's gegen die Revolution geschlagen hat und dann doch noch in der Verbannung gestorben ist. Als Garde du Corps des Königs schlägt sich der Marquis in der Blutnacht vom 6. October 1789 im Versailler Schlosse zuerst gegen die Revolution; emigrirt dann und macht den Feldzug in der Champagne mit, geht darauf in die Vendée und nimmt ehrenvollsten Antheil an den heroischen Kämpfen der Königl. und katholischen Armee. Zuletzt setzt er nach dem Untergang der Vendée den Kampf noch bei den Chouans fort und flüchtet schwer verwundet. 1796 und 97 kämpft er als Volontair-Officier in der österreichischen Armee gegen die Republik, welche seinen König und seine Familie guillotinirt hat. In Mitau, wo er wieder als Garde du Corps bei seinem legitimen König Ludwig XVIII. dient, lernt er den Feldmarschall Suwarow kennen und begleitet diesen Feldherrn als Adjutant auf dem Feldzuge nach Italien und in der Schweiz. Dann dient er von 1800 bis 1810 in der Kaiserlich österreichischen Armee, kämpft in all den großen Schlachten 1805 und 1809, nimmt aber sofort den Abschied, als die Erzherzogin Marie Louise mit dem großen Sohne der Revolution vermählt wird. Er schifft nach Spanien, um dort den Kampf fortsetzen zu können, die Revolution und Napoleon fanden diesen getreuen Ritter der Legitimität auf allen Schlachtfeldern sich gegenüber. Endlich 1814 siegt die Legitimität, der Marquis kehrt nach Paris zurück, doch nur um mit seinem Könige im folgenden Jahre schon wieder zu flüchten. Während der Schlacht von Waterloo befindet er sich bei Wellingten, den er von Spanien her genau kennt. Im Juliaufstande von 1830 focht der Tapfere zum letzten Male für seinen rechtmäßigen König.

Das ist mit kurzen Worten der Inhalt der Memoiren, die gewiß, namentlich in den militärischen Kreisen, gern gelesen werden, denn es geht darin so recht eigentlich von Kampf zu Kampf, obwohl es auch an allerlei interessanten Episoden nicht fehlt. Das militärische Material ist sehr reich, und die Charakteristik einzelner Feldherren, z. B. Erzherzog Carl, Suwarow, Mack, Blücher, Wellington, Soult u. s. w., wohl zutreffend. Herr v. Wickede hat unseres Erachtens nur den Fehler begangen, daß er dem Marquis zu viel von seiner französischen Ursprünglichkeit genommen, daß er ihn äußerlich zu sehr

modernisirt hat. Der Marquis spricht im vorigen Jahrhundert oft ganz und gar wie Herr v. Wickede in diesem spricht, das aber thut der Wirkung des Ganzen außerordentlichen Abbruch. Wir finden das bedauerlich, denn man kann nur wünschen, daß die ritterliche Soldatengesinnung, welche der Held dieser Memoiren überall bethätigt, in recht weiten Kreisen, nicht militärischen allein, Anklang und — Nachahmung fände.

Im Allgemeinen aber hat Herr v. Wickede doch ein dankenswerthes Buch gegeben und den ritterlichen Helden der Vendée innerlich nicht angetastet. Der Marquis hat sich nicht zu beklagen, wohl aber konnte das der treffliche deutsche Rittersmann Herr Franz von Sickingen thun, denn aus diesem deutschen Edelmann hat Ferdinand Lassalle einen radicalen Philosophen gemacht, der bei Spargnapani Eisbaisers essen und für die „National-Zeitung" Theaterkritiken schreiben könnte. Franz von Sickingen. Eine historische Tragödie von Ferdinand Lassalle. Berlin, 1859, bei Fr. Duncker, mit einem Motto von A. v. Humboldt versehen, mit Liebe und Fleiß nicht ohne sorgfältige Vorstudien geschrieben und dennoch ein völlig verfehltes Werk! „Die höchste Macht der Begünstigung eines Stoffes bleibt doch der Poesie gegeben" lautet das Motto aus Humboldt, sehr gut und wahr, aber Herr Ferdinand Lassalle kann seinen Stoff nicht mit Poesie begünstigen, weil er selbst keine Poesie besitzt. Solcher Mangel rächt sich sehr schwer. Der Verfasser der Tragödie ist sichtlich ein kalter kritischer Kopf, er hat Talent; Alles, was sich „machen" läßt an einer Tragödie, das ist gemacht, und meist gut gemacht. Es läßt sich nun aber doch allerlei nicht machen, es giebt Dinge, die nur dem Dichter geschenkt werden, nun leider sind gerade diese Dinge sehr wesentlich, und an ihrem Mangel geht die Lassalle'sche Tragödie zu Grunde. Sie läßt kalt, weil sie kalt ist, der warme Herzschlag der Poesie fehlt, und der Pendel des Verstandes vermag ihn nicht zu ersetzen. Auch sonst noch mißfällt uns allerlei in dem Buche, der tendenziöse Zuschnitt der Figuren tritt zuweilen gar zu störend auf, aber das sind doch nur Nebensachen; man muß keine Tragödien schreiben, wenn man kein Poet ist.

. . . . „Höchster Drang
Und höchste Möglichkeit des Widerstands,
Sie treffen beide wie auf ein dämonisch
Gegeben Stelldichein in Einer Stunde
Verhängnißvoll sich mir zusammen."
. . . .
„Doch grade aus dem Aeußersten kann auch
Aeußerstes Heil sich rettend uns erzeugen.
So oder so! — Du selber hast geworfen
Mir oder Dir die eh'rnen Würfel. Fest
Und ohne Wanken hebt mein Wille sich,
Und Götterruhe thront in meinem Innern,
Wie nur ein reiner Vorsatz sie erzeugt.
Da kommt mein Hutten! Seine reine Seele
Sie sei mein Compaß und beseitige
Den letzten Zweifel, der sich regen kann."

So soll Franz von Sickingen gedacht und gesprochen haben — das will uns der Verfasser glaublich machen; ein moderner Revolutionsführer raisonnirt

und spricht vielleicht ähnlich, bevor er zum Barrikadenkampf geht, der deutsche Edelmann aus der Reformationszeit aber nimmermehr! Als Curiosum ist noch zu bemerken, daß der Verfasser seine Tragödie, die von revolutionärem Pathos strotzt, im Sommer vorigen Jahres bei dem Generalintendanten der Königl. Schauspiele hier zur Aufführung hat einreichen lassen, wie er in der Vorrede selbst erzählt. Wie sich von selbst versteht, mußte sie zurückgewiesen werden. Auf der Königl. Bühne in Berlin eine Tragödie, welche Hutten's Rache an den Fürsten den kommenden Jahrhunderten vermacht, das wäre in der That — noch nicht da gewesen!

Sociale Skizzen aus Paris.

Paris, im März 1859.

Aberglaube und Wollust — das sind die beiden Pole, um welche sich hier die Nerventhätigkeit einer großen Menge von Menschen, vielleicht der großen Mehrzahl der eigentlichen Gesellschaft dreht, einer Gesellschaft, deren Kenntniß zur Erklärung der materialistischen Lehren wesentlich nothwendig ist, denn ohne solch verfallene Volkszustände wäre der Materialismus, der nur die Abstraction derselben ist, unmöglich.

Ich schreibe heut vom Aberglauben.

Paris ist davon in keiner Epoche seiner Geschichte ganz frei gewesen; aber es hatte einst eine Zeit des heiligen Aberglaubens, sie dauerte bis zu den Tagen des Port-Royal, in welchen das Grab des frommen jansenistischen Jünglings, auf dem das Volk Wunder erlebt hatte, der Menge versperrt wurde. Das absolutistische Königthum gab damals ein Decret gegen den frommen Aberglauben, und eine Hand schrieb darauf an das Thor des gesperrten Kirchhofs:

De par le roi est defendu
De faire des miracles en ce lieu.

Schnell kam nun die Zeit des materialistischen Aberglaubens, man glaubte an Schwindelactien, an Gotteslängner, an Tänzerinnen und an schöne Geister, endlich auch an die Allmacht der Revolution und an die Göttin Vernunft, man versuchte mit diesem Letzteren an sich selbst zu glauben, aber das war auch das Letzte. Ein furchtbarer Bankrutt erfolgte, der Imperialismus tyrannisirte die glaubenslose und darum ohnmächtige Gesellschaft, und es entwickelte sich allmälig der Glaube an das Fatum, verbunden mit dem frivolsten Quietismus; der Regierung wurde vom Volke alle politischen und socialen Aufgaben zugewiesen, und wenn es sich zeigte, daß die einzelne Regierung, Kaiser, König, Republik, dieser gigantischen Aufgabe nicht gewachsen war, dann „machten sie sich einen neuen König“. Louis Napoleon erkannte diesen fatalistischen Zug der Nation, die nach einer unerschütterlich scheinenden Gewalt über dem Lande verlangt, am schärfsten, und je mehr er sich seitdem Mühe gegeben hat, als ein Fatum, als ein unüberwindlicher Olympier zu erscheinen, desto lieber ward er den Franzosen.

Aber die arme Menschenseele, wie verknöchert, wie vergiftet sie auch sein mag —, sie kann sich vor Ahnungen und Stimmen, die in einsamen Stunden durch die Lüfte zu ihr herabfahren, doch nicht retten, und schaudernd gestanden selbst die kältesten und raffinirtesten Gottesläugner zu Zeiten, sie könnten sich eines Zusammenhangs mit einer weiteren Geisterwelt nicht entschlagen, so daß wir überzeugt sein dürfen, daß die Seelen, die sich dem Verkehr mit dem Himmel entzogen haben, allmälig in die Kreise eines anderen Geisterreichs hineingezogen werden, oft langsam, ihrem Bewußtsein nicht zugänglich. Hier um mich herum gehen Dinge dieser Art vor sich.

Der neue Aberglaube, der unsere Gesellschaft umstrickt und der mit dem Kaiserthum emporkam, erscheint nicht bloß mir, sondern vielen ernsteren Beobachtern als solch eine Wirkung, die der Zug unreiner Geisterkreise auf die unglücklichen und glaubenslosen Seelen ausübt. Wunderliche, unglaubliche Dinge gehen hier vor sich, dunkle Gerüchte über sie dringen aus den Tuilerien hervor, vor einiger Zeit deutete ein kühner Prediger (aus der Gesellschaft Jesu) auf sie öffentlich hin; man erzählt von Geisterbeschwörungen, Erscheinungen, Weissagungen, die hier zu Stande gebracht seien; die Mode hat dann vielfach diese Seltsamkeiten äußerlich nachzuäffen versucht, aber man ist in vielen Fällen dabei schnell aus dem Lachen und dem Vergnügen in den Schrecken und in das düsterste Grauen, ich möchte zugleich sagen, in eine Art von Anbetung eines drohenden Mysteriums gekommen. Ich schiebe hier eine kleine Geschichte ein, die mir als wahr verbürgt wird.

Bei einer der leichtsinnigsten Schauspielerinnen findet sich nach dem Theater eine Gesellschaft zusammen, junge Löwen, fremde und einheimische, Actricen, unter ihnen auch eine fremde Dame, eingeführt als Kunstfreundin. Man lacht, man trinkt und speist, die Orgie beginnt. Endlich um das sinkende Feuer zu beleben, wird auch eine Partie tables tournantes und crayons parlants vorgeschlagen. Das „Spiel“ beginnt, das Papier bedeckt sich mit Worten, die jungen Männer buchstabiren und bringen endlich einen Satz heraus, ungefähr des Inhalts, alle Todsünden würden hier begrüßt. „Welche bei mir?“ ruft eines der Frauenzimmer. Es erfolgt schnell auf dem Papier eine Antwort, die ich nicht wiedergeben kann, weil sie eine seltsame Verworfenheit der Frauen, die sich des nahenden Mutterglückes fürchten, nackt nennt. Aber die Hetären lachen, und die zweite thut dieselbe Frage. Und dieselbe Antwort. Endlich auch die fremde Dame. Dieselbe Antwort — und die Fremde bricht ohnmächtig zusammen; man muß sie hinwegschaffen und es ergiebt sich, daß eine Frau, auf eine andere Stufe der Gesellschaft gestellt als diese Personen, ihrem sinnlichen Hange gehorchend, sich in diese wilden Kreise einzuführen gewußt hat. Ihr klang noch als Donnerwort, worüber die Hetären schon lachen konnten, aber es — wird ihr Gewissen getroffen haben.

Ich gestehe, es wurde mir schwer, diese Geschichte aufzuschreiben, aber entweder wenden Sie Ihre Augen von Frankreich ganz ab oder, falls Sie seine Zustände kennen wollen — und Sie müssen sie kennen, um darnach zu handeln —, so muthen Sie ihren Ohren und Gefühlen Seltsames und Fürchterliches zu. Dabei werden meine Schilderungen immer eine Grenze im Auge haben. (Neulich kam mir ein Blatt der Cottaischen Zeitung zu Gesicht, in dem ein Artikel über ähnliche Dinge stand; ich will versuchen, mich meiner schweren Aufgabe besser zu entledigen, als der Pariser Berichterstatter jener

von mir sonst hochgeschätzten Zeitung, der in der Mitte seiner Darstellung abbrach. Er hätte, als er aufhörte zu schreiben, anfangen sollen, das Geschriebene zu vernichten, er hätte, da er den Muth nicht hatte, Alles anzudeuten, ein Muth, der von selbst eine keusche Darstellung mit sich bringt, doch den Muth haben sollen, das angefangene Bild zu vernichten.)

Der heutige Aberglaube unserer gebildeten Gesellschaft tritt in tausend Formen auf; wir haben les tables tournantes et parlantes, les esprits frappeurs, la baguette divinatoire, le pendule explorateur, wir haben die écriture directe des esprits.

Es läßt sich eine Entwicklung in dem Betriebe dieser abergläubischen Verschwörungen deutlich verfolgen. Der Spuk stammt aus dem Jahre 1852, der Dampfer Washington brachte ihn aus Nordamerika nach Bremen und Hamburg, und von dort verbreitete er sich mit riesiger Schnelle durch Deutschland, England, Frankreich ꝛc. Aber während in den germanischen Landen, wo noch eine gottesfürchtige Ader lebendig strömt, die Sache bald ein Ende nahm, hat sie sich hier von Jahr zu Jahr großartiger und seltsamer gestaltet. Zuerst kannte man auch hier kein anderes „Medium", als Tisch, Körbe, Ringe, Pendel, kurz todte Gegenstände, aber weder die Wollust noch die nach den Geheimnissen der Unterwelt begierige kranke Phantasie fanden auf die Länge der Zeit daran Geschmack, und man begann Menschen zu Medien zu wählen, und es wurde stehende Regel, daß diese Menschen etwas Außergewöhnliches an sich haben mußten; man nahm dazu Schwarze, Bucklige, unreuige Magdalenen, mysteriöse Charlatans. Der amerikanische Doctor Hume scheint im Jahre 1855 in den Tuilerien diesen Skandal zum ersten Mal vorgenommen zu haben. Die schlimmsten Dinge, die den Magnetiseuren einer frühern Epoche nacherzählt wurden, erneuerten sich dabei wieder, und bald schlossen die Kreise, in denen der Cultus des Magnetismus in Paris heimlich fortgewuchert hatte, mit dem neuen Cultus der Klopfgeister einen innigen Bund. Man höre nur, was einer der berühmtesten hiesigen Magnetiseure, Graf Szapary, öffentlich darüber (in seinem Werke: Magnétisme et Magnétotherapie, Paris 1854) sagt:

„Das wunderbare Phänomen des table-moving, das die Weisheit Gottes ganz passend in unseren Zeiten auftreten läßt, ist im Stande, eine allgemeine Revolution zu erzeugen . . . Das table-moving wird bald ein devil-moving für alle Klassen werden. Groß und Klein werden sich um einen Tisch stellen, und wer von ihnen der Geistigste ist, wird sie beherrschen, wie auch sonst die Form sein möge. Kinder werden Lehrer sein, und eine Zeit wird kommen, wo die Blinden sehen, die Lahmen gehen und die Tauben hören. Alle Völker werden in seinem Lichte wandeln und die Könige der Erde werden ihre Majestät ihm zu Füßen legen. (Vgl. Apok. 21, 24.) Oder sollen wir etwa glauben, dieser wunderbare Fund werde stehen bleiben bei diesen ersten Kindesschritten, oder gar auf das Veto einiger Gelehrten hin zurückgehen? . . . Allah ist groß! Wie prahlten wir erbärmlichen Pygmäen mit unseren Eisenbahnen, Dampfern und Telegraphen! Nun erweckt Gott eine neue Macht, das Princip des Tischrückens, welches das Zauberschwert des Geistes in die Hände der Guten und Gerechten legt. Kraft desselben wird triumphiren der wahre Spiritualismus, die christliche Humanität, welche nicht blos die so wenig christlichen Zwistigkeiten aller Kirchen zum Schweigen zu bringen und sie alle unter einem erhabeneren Principe zu vereinigen, sondern auch durch dieses neue Jerusalem

die Juden zu bekehren und geistig zu emancipiren vermag, indem sie auf diese Weise die Bibel erfüllt und die katholische, d. h. allgemeine Christenheit nach Wunsche vervollkommnet."

Es klingt aus diesen Worten schon das Bewußtsein hervor, daß es sich hier geradezu um eine neue Religion handelt, um eine Religion, die nicht das Christenthum, sondern eine neue Offenbarung sein soll! Und man glaube nicht, daß es einzelne überspannte Köpfe oder bloße Charlatans, die davon leben, sind, welche sich zu so weit gehenden Behauptungen fortreißen lassen. Einer der bekanntesten hiesigen Advocaten, Victor Hennequin, auch eine Zeitlang ein politischer Mann, hat ein Buch herausgegeben, in welchem er auf Grund der neuen „Offenbarung der Erdseele" ein seltsames System der Neubildung der menschlichen Gesellschaft verkündet. Der Genuß ist in diesem Systeme das erste und letzte Gebot, Gemeinschaft aller Dinge und Beziehungen wird darin verkündet, die Theorie Fouriers tritt in einem prophetischen Gewande auf. Das Buch ist merkwürdiger Weise dem Kaiser Napoleon III. gewidmet und von ihm auch entgegengenommen. Die sogenannte höchste und hohe Gesellschaft zeigt sich gegen solche Theorien und Zukunftsbestrebungen allerdings gleichgültig, ihr kommt es nur darauf an, den Augenblick auszukosten und eine üppige Sucht in der Gegenwart zu befriedigen. Einen besonderen Reiz soll es dort für die Blasirten haben, wenn in ihren äußerlich so formvollen und gehaltenen Kreisen das inspirirte Medium Dinge ausspricht und Sachen treibt, die das Entsetzen jedes Complimentirbuches erregen und selbst in einem Arbeiter-Estaminet und in einem Tanzlocal auffällig bemerkt werden würden.

Ich enthalte mich einer Kritik dieser Vorgänge, aber ich beschreibe Ihnen nach gedruckten Quellen einige derselben. Der Marquis J. Eudes de Mirville hat in zwei Schriften (Des esprits et de leurs manifestations fluidiques, 1853, und Questions des esprits, 1855) viele Beobachtungen dieser Art niedergelegt. Die Aussagen der „Geister", die er mittheilt, sind seltsam und scheinen zu verrathen, daß der Fragende bereits eine vorgefaßte Meinung hatte. Der Geist, nach seinem Wesen gefragt, soll erwiedert haben: „Ich bin der Ring, welcher die körperliche Welt mit der geistigen verbindet" . . . . . „ich bin die Kraft" . . . . . „ich will euch beherrschen." . . . . Noch seltsamer sind die Mittheilungen des Akademikers de Saulcy, die derselbe in seinem Buche: „Question des esprits" niedergelegt hat. Der Griffel, mit dem dort der Geist schrieb, als er einst blos von Damen befragt wurde, zeichnete nach langem Schweigen gewisse nur allzu deutliche Worte, die sie aber dennoch nicht verstanden, weil ihre Gedanken sich damit noch nicht beschmutzt hatten. Oft antwortete der Geist mit sonderbaren Figuren und bizarren Zeichnungen, und stellte sich selbst dar mit einem Menschenkopfe, aber Hörner daran, und zwei Dreiecke auf der Brust, das eine aufrecht, wie das, womit man Jehova darstellt, das zweite umgekehrt. Er erklärte dies Symbol selbst, indem er hinzufügte: „Ich bin Gott umgekehrt." Auf die Frage, was er beginne, erwiederte er blos folgende bedeutungsvolle und traurige Worte: Veterem vitam vivo. Fast immer schloß er seine Orakelsprüche mit: „engager", dem er der Deutlichkeit halber ein „veux-tu?" vorausschickte, gleich als wollte er sagen: „Willst du einen Bund mit mir schließen?"

Auch in Politik machen diese Geister, und man trägt sich mit Weissagungen derselben über den Stern des Kaisers herum, die wirklich etwas Aufrüh-

teuflisches haben. Die römische wie die evangelische Kirche verurtheilen diesen finsteren Aberglauben, der die Verblendungen des Mittelalters um Vieles übertrifft, natürlich auf das Entschiedendste. Ein gläubiger Katholik (der Chevalier Gougenot des Mousseaux) schreibt im Anschluß an diese Urtheile in seinem Buche: „Moeurs et pratiques des Démons" Folgendes:

„Die Zeit wird die Zahl und den Glanz solcher seltsamen und wunderbaren Erscheinungen vermehren und sie zu einem unwiderstehlichen Strome machen, wie das die heilige Schrift verkündet. Aber welches wird wohl das Resultat dieses ungeheuren und furchtbaren Ereignisses sein? Ich meine, die Entfaltung und Gründung eines neuen Glaubens, einer Religion, die sich Dank den Wundern, mit denen sie die Welt in Erstaunen setzt, auf den Ruinen aller übrigen Religionen gründen wird. Eine neue universelle Religion, die Religion der Geister, besser die der Dämonen, oder, damit man mich ganz verstehe, die Religion des Antichrist. Zwischen ihr und dem Katholicismus wird schon in dieser Zeit der letzte Kampf, in dem Millionen von Seelen untergehen werden, beginnen." (S. 379. 380.)

Wir theilen die Uebertreibung des frommen Franzosen nicht, aber auch diese Uebertreibung ist charakteristisch, weil sie durch die Größe der Gefahr, durch die Furchtbarkeit des Verfalls der Geister bedingt ist.

Literatur.

Christliche Universalgeschichte von J. Fehr.

Die katholischen Gelehrten entwickeln auf allen Gebieten der Wissenschaft eine bedeutsame Thätigkeit, und wie sie auf der einen Seite bemüht sind, von neuem den Zusammenhang zwischen Volksbildung und gelehrter Bildung herzustellen — ein leuchtender Kämpfer auf diesem Gebiet ist Cardinal Wiseman, — so vertiefen sie sich auf der andern in weitangelegte Studien zur Neubegründung katholischer Wissenschaft auf allen Gebieten. Das vorliegende Handbuch gehört zu letzterer Art der katholischen Bestrebungen. Ein Tübinger Privatdocent, der uns schon durch national-ökonomische Versuche bekannt geworden ist, versucht hier eine Darstellung der Geschichte der Menschheit, als ununterbrochen bedingt und stets innerlich abhängig von der römischen Kirche. Der erste Band des bedeutsamen Werkes liegt unter dem Titel: „Einleitung und Geschichte der Kirche und der Staaten im Mittelalter bis zum Tode Karl's des Großen" (Stuttgart, Gebr. Scheitlin 1858) bereits vollständig vor.

Es überkam uns bei der Lesung dieses Bandes ein Gefühl tiefer Trauer. So viele Stellen darin, die uns aus dem Herzen geschrieben sind, eine so sichere Männlichkeit in der Anordnung der Grundlage, eine solche Begeisterung für die Sache Christi — und dabei doch so viele falsche Urtheile, so viele schiefe Standpunkte, so Vieles, was mit unserer ganzen Weltanschauung unverträglich ist.

Uns ist mit dem Verfasser Christus Mittelpunkt der ganzen Geschichte, und Golgatha theilt die ganze Entwickelung der Welt in zwei große Theile; wir unterschreiben ohne Bedenken seine Begriffsbestimmung von christlicher Geschichte, und verstehen unter Geschichte „die Gesammtentwicklung der Menschheit nach dem ewigen Weltplane Gottes zur Wiedererlangung der Ebenbildlichkeit Gottes durch Christus," wir folgen, unbeirrt durch die Declamationen schwächlicher Humanisten, seinem Urtheil und seiner Beurtheilung der alten Welt, einer Verurtheilung der glänzenden Laster, die Augustinus in einem schlagenden Wort über die gefeierte keusche Lucretia ausspricht, in dem Wort: Si adulterata, cur laudata; si pudica, cur occisa? Aber wir können dem Ver-

fasser nicht folgen, wenn er daran geht, die gewaltige, Erdtheile umfassende Bewegung der ersten christlichen Jahrhunderte, besonders die Bekehrung der gesammten germanischen Welt auf eine Lehranstalt mit geschlossenen Formen, an deren Spitze der Nachfolger St. Petri, der Papst steht, zurückzuführen, wenn er durch Bonifatius, als einen päpstlichen Sendboten, das deutsche Christenthum gründen lassen will, während grade in Deutschland die Bekehrung in einer geheimnißvoll innerlichen Weise, wir sagen gradezu durch bestimmte göttliche Thaten, die an das sinnige, tiefreligiöse deutsche Gemüth anknüpften, vor sich ging, an tausend Punkten und in tausend verschiedenen Weisen der Glaube an das vorhandene Gefühl der Sehnsucht und Erlösungsbedürftigkeit anknüpfte und von vornherein sich ein directer Verkehr zwischen der Schrift und dem einzelnen Deutschen herstellte, wie uns davon in den ältesten Bearbeitungen des Evangeliums für den Volksmund leuchtende Beweise vorliegen.

Wir werden auf das Werk, sobald die Fortsetzung erschienen ist, zurückkommen. Anerkennen müssen wir die Maßhaltung, mit der es geschrieben ist, und wir wünschen, daß wir dasselbe auch von dem folgenden Bande rühmen können.

Geschichte der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Von Georg Pfahler. 1.—4. Lieferung. Stuttgart 1858.

Ein Buch, das dem oben angezeigten nahe steht, indeß eine gelehrtere und dabei doch frische Haltung zeigt. Ein eingehendes Urtheil darüber können wir uns noch nicht erlauben, da bis jetzt erst der kleinere Theil des Werkes vorliegt (es werden 10 Lieferungen versprochen), wir müssen aber darauf aufmerksam machen, daß der Verfasser viel Treffliches verspricht, und in Bezug auf die deutsche Urzeit sein Versprechen auch schon gehalten hat. Er schreibt:

„Für die Geschichte ist nichts so klein und unscheinbar, das nicht ein Recht hätte mitgehört zu werden, oder dessen Gehalt nicht abzuwägen wäre. Wenn man in einer noch nicht sehr entlegenen Zeit die Schriften und Thaten hochgestellter und einflußreicher Männer fast allein für berechtigt hielt, den Faden unserer nationalen Geschichte fortzuspinnen und ihre Räthsel zu lösen, so mußte es mehr als einmal kommen, daß diese oft noch räthselhafter wurde und jener in so mancher Periode wie entzweigerissen und trotz aller Kunst nicht mehr anzuknüpfen war. Nach erkanntem Irrthum ist man mit Recht zum Volk herabgestiegen, hat seine oft derben Sitten und Gebräuche, seine Gesetze und seine Sprache durchforscht, ist den stillen Wegen des Handels und des Verkehrs nachgezogen, hat es sogar nicht verschmäht, in den Zellen der Mönche einzukehren, und die dunkeln, beinahe räthselhaften Worte ihrer Chroniken und Todtenbücher um Aufschluß angegangen. Durch die Ergebnisse solcher Studien mußte unsere Nationalgeschichte gewinnen, ja in vieler Hinsicht an Form und Gehalt eine ganz andere werden. So hat man vor nicht gar langer Zeit mit Geringschätzung auf die mangelhafte Geschichtschreibung der alten Zeit herabgeblickt, aber unsere Zeit hat nicht geringere Fehler gut zu machen. Ist einst in der Kirchengeschichte die Geschichte des Reichs und Volks völlig verschwunden und untergegangen, so haben Neuere Macht und Einfluß der Kirche vornehm geleugnet oder hintangesetzt und damit den Schlüssel zum Verständniß einer tausendjährigen Geschichte geradezu weggeworfen. Galten einst die Germanen den Römern als rohe Barbaren, und deren rücksichtslose Vertilgung für hohe Staatsweisheit, so wußte unsere Zeit oft Menschen und Zustände in die Urwälder Germaniens hineinzuzaubern, von denen die Geschichte nichts weiß. Wieder Andern war unsere Geschichte nichts als eine lange Reihe von Königen und Fürsten, von Krieg und Fehde, von Eroberungen und schweren Verlusten, — das Volk in seiner großen Mehrheit existirte für sie nicht; man schrieb eine Nationalgeschichte ohne Kenntniß der Sitten und Culturzustände einer großen Nation, ohne Ahnung seines viel gegliederten, viel bewegten Lebens.

Berliner Revue.

Kleine Zeitung.

№ 1. Sonnabend, 2. April. 1859.

Berlin, 3. April.

Herr von Vincke, seit Alters als kühner „Rufer im Streit“ bekannt, benutzte neulich den Schluß einer Sitzung, als die Mitglieder des Hauses der Abgeordneten schon begannen, ihre Sitze zu räumen, zu einem halb pathetischen, halb sentimentalen Ausruf: „So haben wir denn das Jagdrecht ohne Sang und Klang begraben ...“ Das Wort fordert eine Bemerkung unsererseits heraus. Wir wollen es Herrn von Vincke durchaus nicht verargen, wenn er sich mit Simson, Veit und anderen scheuen Verächtern Nimrods darüber freut, daß der edlen Jagd ein breiter Schlagbaum in den Weg gerückt ist, daß die alte ritterliche Waidmannslust tüchtig beschränkt ist und immer mehr behindert wird. Aber ein Anderes ist es, einer noblen Passion eine — liberale Passion entgegensetzen, ein Anderes, darüber aufzujubeln, daß ein Recht, das grade so gut ist wie das Recht des Herrn von Vincke auf seines Vaters Gut und Namen, ohne Weiteres beseitigt wird. Es ist eine weite Kluft, die zwischen diesem jüngsten Worte des Abgeordneten von Vincke und demjenigen liegt, welches er auf dem vereinigten Landtage aussprach: „Recht muß doch Recht bleiben!“ Auch das Jagdrecht wird Recht bleiben, und der Regierung wird auch ferner die Pflicht bleiben, diesem Rechte wieder zur Anerkennung zu helfen, aber Herr von Vincke ist nicht Er selbst geblieben.

Berlin, 2. April.

Dem Vorleser des Königs, Hofrath L. Schneider, ist zugleich die Wahrnehmung der Geschäfte eines Bibliothekars des Prinz-Regenten übertragen worden.

— Der Chef der hiesigen Disconto-Gesellschaft, Herr David Hansemann, hat sich nach Paris begeben; wie in finanziellen Kreisen vermuthet wird, in Angelegenheiten des neuen in Paris projectirten Bankunternehmens.

— Die „Volkszeitung“ hatte in einem ihrer Artikel gesagt, daß die 1849 erfolgte Octroyirung eines Wahlgesetzes Verfassungsbruch gewesen sei. Nachdem das Stadtgericht den Redacteur des Blattes deswegen zu einer unbedeutenden Geldstrafe verurtheilt hatte, hat ihn das Kammergericht freigesprochen, da es annahm, daß die besprochene Thatsache, die Octroyirung des Wahlgesetzes, bereits der Geschichte angehöre und die Beurtheilung derselben dem Angeklagten deshalb freistehe, es ihm also auch gestattet sei, von seinem Standpunkte aus diese Thatsache als einen Verfassungsbruch zu bezeichnen.

— Die hier erscheinende „Berliner Gerichts-Zeitung“, welche sich in neuerer Zeit entschieden gehoben hat, veröffentlicht heute folgende Liste ihrer Mitarbeiter: Herr Borchardt, Stadtgerichtsrath; Herr Brachvogel, Rechtsanwalt am Königl. Kammergericht; Herr Braun, Assessor; Herr Caspar, Justizrath und Rechtsanwalt am Königl. Kammergericht, sämmtlich in Berlin; Herr Dr. Fischel, Assessor in Königsberg; Herr v. Forkenbeck, Rechtsanwalt in Mohrungen; Herr C. C. E. Hiersemenzel, Assessor; Herr Dr. Jacobi, Privatdocent an der Universität Berlin; Herr Johl, Assessor; Herr R. O. Pielchen, Stadtgerichtsrath; Herr Schmauch, Assessor; Herr Max Schulze, Stadtrichter; Herr Simson, Justizrath und Rechtsanwalt am Königl. Ober-Tribunal, sämmtlich in Berlin; Herr Tellkampf, ordentl. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Breslau; Herr Vogler, Justizrath und Rechtsanwalt am Königl. Kammergericht; Herr Volkmar, Rechtsanwalt am Königl. Ober-Tribunal; Herr Graf v. Wartensleben, Stadtgerichtsrath zu Berlin.

Assessor Hiersemenzel übernimmt die Redaction. Wir können nur wünschen, daß dieses Blatt immer mehr den Erfolg hat, seinen Concurrenten, „Publicist“ genannt, ein Blatt, dessen Charakterisirung uns erlassen bleiben mag, zu beseitigen.

— Die „Freimüthige Sachsenzeitung“, das Blatt der sächsischen Conservativen, ging nach zehnjährigem Bestehen am 1. April ein.

— Das königliche General-Post-Amt hat mittelst Uebereinkunft mit der k. k. österreichischen Post-Verwaltung der preußischen Correspondenz nach Lombardei-Venedig und der lombardisch-venetianischen Correspondenz nach Preußen seit wenigen Wochen eine neue Richtung gegeben. Bekanntlich hatte früher und zum Theil

auch noch bis jetzt die Schweiz für Reisende und postalischen Correspondenz-Verkehr zwischen dem größten Theile Deutschlands, Belgien, England und dem nördlichen Frankreich einerseits und Italien andererseits, die am meisten benutzte Transitstraße gebildet. Nachdem aber seit dem Herbst vorigen Jahres die eidgenössische Post-Direction mittelst Benutzung der seit Sommer vorigen Jahres eröffneten Bahn vom Bodensee nach Chur einen Dienst eingerichtet hat, welcher für den Transport der Correspondenz von Köln nach Mailand und vice versa 24 Stunden mehr in Anspruch nahm, als durch die durch eine Reihe von Jahren selbst in der Schweiz eingeführten Postcourse erfordert worden war, und als die Vorstellungen der königlichen Postverwaltung bei der eidgenössischen Postdirection fruchtlos geblieben waren, haben die betheiligten Staaten den Weg durch die Schweiz für den Transit der Correspondenz verlassen. Seit dem 10. resp. 20. Februar befördern die preußischen Postanstalten (einschließlich der meisten rheinpreußischen) die nach Lombardei-Venedig bestimmte Correspondenz über Magdeburg, Prag, Wien, Triest und Venedig nach Mailand; — die Beförderung z. B. von Köln nach Mailand geschieht in 86¼ Stunden, während die Beförderung durch die Schweiz 91 Stunden beanspruchte; umgekehrt erreicht die Correspondenz von Mailand auf dem neuen Wege Köln nach 84½ Stunden, während sie durch die Schweiz 89¾ Stunden gebrauchte.

— Aus Stettin wird geschrieben: Die Auswanderungszüge aus Hinterpommern nehmen wieder zu. Heute früh und Mittag sind über 150 Köpfe hier angekommen und per Eisenbahn nach Hamburg weiter gereist. Unter den Auswanderern befand sich auch eine Bauerfrau, die ihren Mann mit Sack und Pack heimlich verlassen hatte, der dies aber auf dem Bahnhof wieder leid wurde und die daher zurückblieb.

— Aus Stolp wird geschrieben: Bereits haben sich mehrere Trupps Auswanderer nach Rußland auf den Weg gemacht, besonders aus dem Kreise Rummelsburg; ihr Ziel ist zumal Friedrichsthal, eine Colonie 6 Meilen von der Kreis- und Gymnasialstadt Kowno im Gouvernement Volhynien, wohin schon früher einige Bewohner der hiesigen Gegend ausgewandert sind, denen es daselbst geglückt sein soll, zu einigem Wohlstand zu gelangen.

— Man schreibt aus Damaskus, 3. März: Am 22. Februar ist Oberst Geßler, ein Preuße, der unter dem Namen Dilawer Bey seit Langem in türkischen Diensten steht, nach fünfmonatlicher Abwesenheit auf seinen Posten zurückgekehrt, freundlich bewillkommt von dem Officierscorps, den europäischen Consuln und andern Notabilitäten. In einigen Wochen wird auch seine Frau, die sich noch in Preußen befindet, hier eintreffen.

Δ **Paris**, den 3. April.

— Para bellum; — ehelicher Zwist; — römisches Haus; — Michelet auf dem Theater. —

Aus den deutschen Blättern, die mir noch zu Gesicht kommen, ersehe ich mit einiger Genugthuung, daß man sich im lieben Vaterlande nicht hat irre machen lassen durch das süße Friedensgeschwätz und durch die Berufung des Congresses. Ich glaube, schon jetzt haben wir die

Kleine Chronik.

*** J. J. K. K. H. H. der Prinz und die Frau Prinzessin Friedrich Wilhelm werden im Sommer das Neue Palais bei Potsdam bewohnen. Bekanntlich ist Se. K. H. der Prinz Friedrich Wilhelm im Neuen Palais geboren.

*** Die Königl. Wohngemächer in dem neuen Orangeriepallast auf dem Sans-Souci-Berge sind nunmehr völlig in Stand gesetzt. Bekanntlich werden Ihre Majestäten der König und die Königin nach Allerhöchstihrer Rückkehr aus Italien dort residiren.

*** Einige Blätter meldeten, daß die hiesigen Juden beschlossen hatten, dem Abgeordneten Professor Simson wegen außerordentlicher an den Tag gelegter Judenfreundlichkeit einen Fackelzug und Festessen zu widmen. Es ist wirklich etwas der Art im Werk gewesen, doch haben sich die Herren die Sache überlegt und dann aufgegeben. Solche Weisheit ist zu loben.

*** Ein General in hohen Familienverbindungen, der noch vor kurzer Zeit einen wichtigen diplomatischen Posten bekleidete und verwittwet ist, wird sich, wie man hört, mit der geschiedenen Frau eines bürgerlichen Rittergutsbesitzers vermählen, der jüngst durch seine Prozesse mit einer benachbarten Staatsregierung Lärm genug gemacht hat. Die Dame gehört durch ihre Familie dem höheren preuß. Beamtenstande an.

*** Von G. Hesekiel ist so eben ein kleines reichhaltiges Buch, betitelt: Lilienbanner und Tricolore, kleine Geschichten aus Frankreich, in Leipzig bei W. Violet, erschienen. Dasselbe enthält kleine Novellen, historische Skizzen, Briefe und bunte Mittheilungen aller Art in ansprechender und anspruchsloser Form. Wir möchten das hübsch ausgestattete Bändchen besonders auch als Reiselektüre empfehlen, wie es dem einen interessanten Theil einer wirklichen „Eisenbahnbibliothek" ausmachen würde. Schade, daß noch keiner der hauptstädtischen Buchhändler auf den Gedanken solch eines Unternehmens gekommen, das in England schon so oft mit glänzendem Erfolg wiederholt ist.

*** Vom 1. April ab sind die k. Museen in den 6 folgenden Monaten Sonnabends und Montags von 10 bis 4 Uhr, Sonntags von 12 bis 2 Uhr geöffnet. Mittwochs, Donnerstags und Freitags ist der Besuch der Museen ausschließlich denjenigen Einheimischen und Fremden vorbehalten, welche die Sammlungen zu Studien irgend einer Art benutzen wollen. Am

Ereignisse Recht gegeben, denn die Rüstungen, von denen ich Ihnen vor vier Wochen schrieb, die damals aber mit einer gewissen Zurückhaltung betrieben wurden, werden jetzt ohne Hehl fortgesetzt und beschleunigt. Freilich, wenn das Sprüchwort Recht hat: si vis pacem para bellum, dann hat allerdings seit Menschengedenken den Frieden Niemand so lieb gehabt, als der gegenwärtige Beherrscher der Franzosen. Ueberall in Frankreich heißt die Parole para bellum, nur in Paris streitet man sich, wer den Grafen Walewski zum Friedenscongreß begleiten soll. Herr von Cavour ist noch immer hier, er wird sehr gnädig behandelt in den Tuilerien, noch gnädiger aber im Palais-Royal, wo sonst nicht immer Sonnenschein im Ehekalender des jungen Paares steht, das von einer ganz eigenthümlichen Verschiedenheit der Ansichten und Lebensgewohnheiten beseelt ist. So will der Prinz Napoleon z. B. durchaus in dem kleinen Hause, ich weiß nicht, ob es griechisch, pompejanisch oder römisch ist, wohnen, welches er sich in den Champs-Elysées gebaut hat, die Prinzeß Clotilde aber will im Palais-Royal bleiben, und vermuthlich hat sie Recht, denn das wunderliche Bauwerk ist so unbequem als möglich. Es zeigt sich täglich mehr, daß die Prinzeß, so jung sie ist, einen festen Willen hat und nicht leicht von ihren einmal gefaßten Entschlüssen abzubringen ist. Dabei ist sie klug genug und hat sowohl in dem alten Herrn Jerôme, ihrem Schwiegervater, als auch in der Prinzeß Mathilde, ihrer Schwägerin, Bundesgenossen gegen ihren Gemahl gefunden. Es soll dennoch nicht an Scenen und Thränen fehlen, die aber bis jetzt noch nicht vermocht haben, die Prinzessin zu einer Uebersiedelung ins römische Haus zu bewegen. Man sagt, der Prinz werde nun allein dort wohnen und jede Woche ein „chinesisches" Gastmahl geben in dem römischen Hause, das Chinesische ist nämlich, wie man das hier ausdrückt, die Specialität des Prinzen. Ich höre schon, wie man über diese Mittheilung die Nase rümpfen und sie für Bedientenklatsch erklären wird. Ich muß mir das gefallen lassen, aber das, was in den Schlössern der Herrscher und der Vornehmen vorgeht, ist meines Erachtens der Beachtung immer werth. Das Verhältniß des Prinzen Napoleon zu seiner durchaus von der Napoleon'schen Hauspolitik gemachten Ehe ist wichtiger als man denkt. Es ist die Familie Bonaparte, welche diese Ehe gemacht hat und wie man sieht aufrecht erhalten will, je lästiger aber dem Prinzen seine Gemahlin wird, desto mehr entfernt er sich vom Kaiser und den andern Bonaparten. Man vergesse doch nicht, daß dieser ehrgeizige Prinz schon öfter seinen eigenen Weg gegangen ist. Es ist hier kein Geheimniß, daß Prinz Napoleon in directen Verbindungen mit den revolutionären Führern steht, ja, daß durch ihn, wenn auch nicht allein so doch vorzugsweise, die Regierung seines Vetters auf die italienische Propaganda vornehmlich wirkt. Darum lassen Sie sich den Klatsch über den Zwist in der jungen Wirthschaft immerhin gefallen, denn er bezeichnet für den Kundigen eine neue Phase.

Auf dem Theater haben wir in Erwartung der neuen Oper von Meyerbeer, der Meister soll noch immer mit der Polizeibehörde über den Titel der Oper diplomatisch verhandeln, Herrn v. Michelet zu sehen das Vergnügen gehabt. Man ist nämlich auf den glücklichen Gedanken gekom-

---

Dienstag jeder Woche, so wie an den kirchlichen Feiertagen, nämlich an beiden Festtagen des Oster-, Pfingst- und Weihnachtsfestes, am Neujahrstage, Charfreitage, Bußtage und Himmelfahrtstage sind die Museen geschlossen.

*** Hans von Bülow, einer der Untergenerale Franz Liszt's, „den dieser durch Bande des Blutes an seine Politik fesselte," ist in Paris und wird wahrscheinlich Concerte geben; er hat sich schon in Salons hören lassen und sehr gefallen.

*** Die Berliner haben in diesem Jahre Unglück mit dem Corso, am vorigen Sonnabend scheuchte die Kälte die Theilnehmer zurück, und am Mittwoch, wo eine wirklich glänzende Reihe von Wagen sich in der fast sommerlich warmen Luft bewegte, jagte ein Gewitter mit Platzregen die Helden und Heldinnen des Corso-Vergnügens auseinander. Hoffentlich wird sich Herr von Prillwitz, der die Leitung dieses öffentlichen Vergnügens in die Hand genommen, durch diese beiden widrigen Zufälle nicht abhalten lassen — es kann ja nicht immer kalt sein und wird doch auch zuweilen nicht regnen. Wer übrigens die große Zahl der stattlichen Pferde gesehen, die dabei zum Vorschein kamen, der muß sich wundern, wo solche denn eigentlich leben und wozu sie gebraucht werden, denn für gewöhnlich sieht man in den Straßen der Hauptstadt fast nur schlechte oder auch sehr schlechte Droschkenpferde. Es ist hier wie in Paris, selbst vornehme Leute benutzen Droschken, weil sie immer zur Hand und immer angespannt sind.

*** Es ist auffallend, in welchem Umfange der Verbrauch von Marmor zu Tischplatten, Consolen ꝛc. in den letzten Jahren hier zugenommen hat. An Reinlichkeit sowohl, wie an gutem Ansehen haben viele Wohnungen dadurch bedeutend gewonnen. Gewöhnlich ist es ein grauer Marmor, meist aus Schlesien kommend, der als der billigste auch am meisten benutzt wird. Sollte es sich nicht lohnen, auch einmal mit dem gelblichen Marmor einen Versuch zu machen?

*** Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß die Mutter des berühmten Feldmarschalls Grafen Tserclaes von Tilly Magdeburg und der Mark angehörte und eine geborene von Schierstädt war.

*** Der berühmte Marschall von Frankreich d'Asfeld war ein Pommer, sein Vater Peter von Bidal, der auf Wildenbruch bei Greifenhagen saß, wurde als Freiherr von Wildenbruch 1653 in den schwedischen Freiherrnstand erhoben. Claudius Franz von Bidal-

men, unter dem Titel: »Liebe zu 3 fr. 10 cnts.« Michelet's zwar zuweilen poetisches, aber immer tolles Buch von der Liebe (vergl. Heft 4 des 16. Bandes der Revue) darzustellen, d. h. den Parisern zu zeigen, wie eine Ehe, genau nach den Vorschriften des Michelet'schen Buches, ausfallen kann oder muß.

— Zwei Schriften erscheinen in diesem Augenblick über Rom und die päpstlichen Angelegenheiten. Die eine ist von Edmond About; sie konnte wegen ihrer Sarkasmen hier nicht erscheinen, und wurde deshalb in Belgien gedruckt; doch wird sie hier starken Absatz finden. About hat das Meiste schon als Feuilleton im Moniteur veröffentlicht, ohne jedoch die Ausfälle gegen den römischen Hof so offen auszusprechen, wie in der nunmehr erfolgten Veröffentlichung. Er wollte ursprünglich sein Werk in Frankreich herausgeben, und da der Buchhändler Schwierigkeiten machte, wandte er sich direct an den Kaiser. „Mon enfant", soll der Letztere, der ihm sehr wohl will, geantwortet haben, »ich stehe nicht über dem Gesetz, und Sie werden angeklagt werden, wenn Sie Ihre Schrift hier veröffentlichen; lassen Sie dieselbe im Ausland drucken, und man wird ihrer Verbreitung in Frankreich kein Hinderniß in den Weg stellen.« Die andere Schrift über das Papstthum ist von John Lemoinne, Mitarbeiter am Journal des Débats. Sie ist in der Form gemäßigter als die Schrift Abouts, ihrem wesentlichen Inhalt nach aber noch weit radicaler. Auch diese Schrift ist meist ein Wiederabdruck von Briefen, welche der Verfasser nach der Expedition von Rom von dieser Stadt aus hierher geschrieben hat. Da die damaligen Vorhersagungen des Verfassers eingetroffen sind, so machen sie kein geringes Aufsehen. Doch viel beachtenswerther als die Briefe vom Jahr 1849 ist die Einleitung zu denselben, welche heute geschrieben worden ist. Wir begreifen, heißt es in derselben, daß man der Türkei Reformen aufnöthigt, um sie im Frieden verscheiden zu lassen; daß man aber dem Papstthum solche aufnöthigen möchte, um Revolutionen zu vermeiden, scheint dem Verfasser weniger begreiflich. Papstthum und Reform schließen sich gegenseitig aus; das Papstthum kann nur erhalten werden, wie es ist, oder durch revolutionäre Gewalt gestürzt werden. In den Briefen raisonnirt der Verfasser in der Hypothese, daß man das Papstthum conserviren wolle; in der Einleitung dagegen wird der Wunsch ausgesprochen: man möge den gordischen Knoten mit dem Schwert zerhauen. Am Schluß heißt es: Il y a en Europe des noeuds gordiens qui ne seront jamais dénoués pacifiquement; laissons faire les épées, dont Dieu veut se servir pour les trancher. So sprechen heute die friedlichen Franzosen!

---

†† **Aus Holstein**, 30. März.

In dem Gesammtstaat-Verfassungsentwurf, den die holsteinische Ständeversammlung aufgestellt hat, ist bekanntlich die Hauptbestimmung: die dänische Monarchie besteht aus 4 selbstständigen und gleichberechtigten Ländern, in jedem Lande tagt eine Repräsentativversammlung und alle 4 Versammlungen müssen zustimmen, wenn ein vorgeschlagenes Gesetz in allgemeinen Angelegenheiten wirklich Gesetz werden soll. Es ist dies, offenbar sehr mit Unrecht, in einigen Zeitungen ein Vierkammersystem genannt worden, denn zu 4 Kammern gehört natürlich eine Gesammtversamm-

---

Wildenbruch aber wurde als Marschall von Frankreich von Philipp V. König von Spanien zu einem Marquis von Asfeld ernannt.

*** Einige Blätter bringen die sonderbare Nachricht, Graf Blücher von Wahlstatt, der Enkel des Fürsten Feldmarschalls, der bisher in Oesterreich gewohnt habe, werde seinen Wohnsitz wieder in Preußen nehmen und solle in den Fürstenstand erhoben werden, wenn er die Herrschaft Wahlstatt wieder an sich kaufe. Dazu erlauben wir uns zu bemerken, daß der Graf Gebhardt Blücher-Wahlstatt zwar mit einer Gräfin Larisch vermählt ist, welche mehrere Herrschaften in Oesterreichisch-Schlesien besitzt, daß Graf Blücher aber immer seinen festen Wohnsitz auf dem Schlosse zu Krieblowitz (Regierungsbezirk Breslau) gehabt und als lebenslängliches Mitglied dem preußischen Herrenhause angehört. Ferner besitzt seit dem Tode seines Vaters 1829 Graf Blücher-Wahlstatt, außer den Krieblowitzer Fideicommißgütern, die Herrschaft Wahlstatt im Liegnitzer Kreise, es ist also nicht wohl möglich, für ihn dieselbe erst zu kaufen. Der älteste Sohn des Grafen Blücher-Wahlstatt dient übrigens in der Königl. Armee, à la suite des Garde-Dragonerregiments, und ist gegenwärtig zur Königl. Gesandtschaft in Wien commandirt.

*** [Der Goldschmied des Königs.] Im Jahre 1806 lebte hier in Berlin ein wenig bemittelter Nagelschmiede-Meister in der Kaiserstraße, auf dessen Hauswesen feindliche Einquartierung und andere Kriegslast so schwer drückten, daß er sich genöthigt sah, seinen Sohn, einen muntern und anstelligen Knaben, trotz dessen zarter Jugend, denn er war kaum zehn Jahre alt, bei einem Geldwechseler, der nicht schreiben konnte, als eine Art von Schreiber unterzubringen. Der Knabe, Johann Georg Hossauer geheißen, gewann das Vertrauen seines Brodherrn bald in so hohem Grade, daß derselbe sich erbot, den Knaben, dessen Dienste er nicht gern entbehrte, bei sich zu behalten und ihn zum Kaufmann ausbilden zu lassen. Die Aeltern hätten in der damaligen so bedrängten Lage gern die glänzenden Anerbietungen angenommen, der Knabe aber dachte: „Handwerk hat goldenen Boden!" und „Wie man's treibt, so geht's!" Er wollte Goldschmied werden, und er wurde es, und zwar Goldschmied des Königs von Preußen — aber auf einem Umwege, der vielleicht den ersten Grund zu seinem späteren Renommée legte. Der Knabe,

lung, die eben in die 4 Kammern zerfällt. Wenn man die Regierung eines Landes oft mit einem Wagen verglichen hat, so kann hier gewiß nicht die Rede sein von einem Wagen mit 4 Rädern, sondern nur mit 4 Hemmschuhen. Dieses Vierhemmschuhsystem hat der Itzehoer Verfassungsausschuß, wie der Präsident aufgeklärt hat, entnommen dem „Plan", den die Regierung 1851 der Flensburger Notabeln-Versammlung vorlegen ließ. Wenn man sich doch mit jenem Plane beschäftigte, so hätte ich gewünscht, daß man zugleich das „Gutachten" näher angesehen und berücksichtigt hätte, welches damals die „holsteinischen Notabeln" abgaben. Sie verwarfen den ganzen Plan, namentlich auch die Trennung Schleswigs von Holstein, sagten dann aber wörtlich: „Wenn nun gleich im Art. VI. des Entwurfes einige specielle Einrichtungen namhaft gemacht sind, welche dem Herzogthum Holstein auch ferner mit dem Herzogthum Schleswig gemeinschaftlich bleiben sollen, so treffen doch diese meistens das Wesen der bisherigen Gemeinsamkeit überhaupt nicht, und wird die Beibehaltung einer desfallsigen Communion, wenn die Verwaltung der Herzogthümer fortan auseinanderfallen sollte, nicht nur in der Ausführung mit schwer zu lösenden Schwierigkeiten verbunden, sondern hinsichtlich der meisten hier erwähnten Gegenstände auch nicht als nothwendig anzusehen sein." Die holsteinische Ständeversammlung hat jetzt Verwahrung eingelegt gegen die Trennung der Herzogthümer, ihre Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Wiedervereinigung und ihre lebhaftesten Wünsche für dieselbe ausgesprochen, hat aber darnach, gemäß der „Bekanntmachung vom 28. Januar 1852", die Trennung als factisch angenommen und darauf auch ihren „Entwurf" gebaut. So liegt gegenwärtig die Sache.

Grundsteuer.

Je näher der Zeitpunkt kommt, in welchem der Landtag an die Berathung des Grundsteuergesetzes gehen wird, desto mehr wird die wichtige Frage öffentlich besprochen. Prof. Gneist hat bereits in einer Broschüre über Englische Grundsteuer uns interessante Vergleichungsmomente geboten, der k. Oberlandesgerichtsrath Augustin hat so eben in seiner Schrift: „Preußische Finanzfragen" (Potsdam. Riegel. 1859) ein ernstes Wort gegen diese Steuer gerichtet, und ein Ungenannter, wie wir hören, ein größerer westfälischer Grundbesitzer, macht „Praktische Bedenken zur Grundsteuer-Frage in Preußen" (Schneider, 1859) geltend. Letzterer sehr beachtungswerther Broschüre entnehmen wir folgende Stelle:

„Grundsteuern wurden in den meisten Staaten Deutschlands vor etwa 250 bis 350 Jahren eingeführt. Außergewöhnliche und steigende Landesbedürfnisse riefen dieselben hervor, doch wurden sie in der ersten Periode ihres Bestehens auch nur für besondere und außergewöhnliche Zwecke, mithin nur ausnahmsweise oder als Supplemente zu den Landes- und landesherrlichen Einkünften erhoben. Die auf den frühern Landtagen vertretene Ritterschaft und Städte hielten sich frei von der Grundsteuer, und wurde dieselbe dem Bauernstande auferlegt. Es erfolgte die Steuerveranlagung anfänglich nach einem sehr geringen Maßstabe; doch wurde derselbe im Verlaufe der Zeit erhöht, und die Grundsteuer zu einer jährlich wiederkehrenden festen Abgabe übergeführt. In ähnlicher Weise entwickelten sich diese Steuern in verschiedenen Staaten Europa's, und als die Lehre der Physiokraten allgemeinen Anklang fand, wurde in Abgaben des Bodens die wesentlichste Stütze des Staatsgebäudes erkannt, auf dieselben demnach

---

der ein offenes Auge hatte, befragte den Goldschmied Keßner, woher es komme, daß ein Goldschmied sechs Tage brauche, um eine silberne Kanne von einfacher cylindrischer Form herzustellen, während der Klempner sechs solche Kannen in drei Tagen mache. Der Goldschmied entgegnete, man könne allerdings auch Blech aus Silber auswalzen lassen, aber in Berlin sei kein Walzwerk, und nach Neustadt, wo ein solches, sei es eine Tagereise, überdem aber hätten die Klempner gewisse Handwerksvortheile, welche die Goldschmiede nicht hätten.

Darauf hin ging Johann Georg Hossauer zu einem Klempner in die Lehre, um die Handwerksvortheile der Klempner nachher als Goldschmied anwenden zu können. Der junge Mensch hatte eine Ahnung von der Aufhebung des Zunftzwangs, die bevorstand, instinktmäßig benutzte er die Vortheile, die ihm durch diese Bewegung geboten wurden. Mit eisernem Fleiß arbeitete er, als einziger Sohn einer Wittwe, für diese und seine Schwestern bald mitsorgend.

Da erscholl des Königs Ruf zu den Waffen; unter den ersten Freiwilligen, die sich meldeten, war Hossauer, er trat zuerst bei der Artillerie ein, da das aber über seine Kräfte ging, so trat er zu dem ersten Kurmärkischen Regiment (jetzt zweites, Königs-Regiment) über und machte als Feldwebel die Feldzüge in den drei großen Jahren mit, wurde blessirt, zeichnete sich aus und wurde später als Officier entlassen und erhielt die Erlaubniß, die Uniform vom Königs-Regiment zu tragen.

In Paris hatte der siegreiche Soldat ein scharfes Auge gehabt auf Alles, was zu seinem Handwerk gehörte, er hatte erkannt, daß die französische Metallwaaren-Industrie der vaterländischen unendlich überlegen, und als er in die Heimath zurückkehrte, verzichtete er auf die ihm zustehende Civil-Versorgung und bat dafür um eine Reiseunterstützung nach Paris, um sich in seinem Fache auszubilden.

Er erhielt 40 Thlr., damit ging er nach Paris, studirte Chemie und verwandte Gegenstände, während er zu gleicher Zeit sich als fleißiger Arbeiter und zuletzt als chef d'atelier seinen Lebensunterhalt verdiente und zugleich das Praktische der französischen Arbeit sich aneignete.

Da hörte er im Jahre 1818 seinen Fabrikherrn aus der Zeitung vorlesen, daß Se. Maj. der König Friedrich Wilhelm III. und Se. K. Hoh. der Prinz Karl von Preußen zu Besuch in Paris anwesend.

auch vorzugsweise zurückgegriffen. Als diese Lehre erleuchteten Ansichten in der Finanzverwaltung weichen mußte, verlor die Grundsteuer demnächst in vielen Staaten ihre frühere Wichtigkeit. Staaten der Neuzeit, als z. B. die der Nordamerikanischen Union, verschmähten sie als dem Systeme zuwider, welches Freiheit der Person und des Eigenthums verlangt; in England veralterte die Grundsteuer, und in Oesterreich, sowie in den übrigen Staaten Deutschlands handhabt man sie nach Grundsätzen der Mäßigung und Billigkeit. Aber in Frankreich gestalteten die Grundsteuerverhältnisse sich in einer hiervon sehr abweichenden Weise: — Die erste Staatsumwälzung streifte alle grundherrlichen Renten mit einem Federstriche weg, erhob die Staatskasse durch Erhöhung der Grundsteuer des frei gewordenen Bodens zum Erben der früheren Gutsherren, und wandte das Princip gleichmäßiger Besteuerung ohne Weiteres auch auf die letzteren an. Nachdem nun diese Besteuerung zu ihrer Blüthe gelangt war, wurde sie unter Napoleon's I. Herrschaft auf deutschen Boden übertragen, und mußte sie auf den östlich des Rheins belegenen Grundbesitz um so mehr lastend einwirken, weil die darauf ruhenden grundherrlichen Abgaben mit geringen Ausnahmen beibehalten wurden. Doch verfuhr die Königlich westfälische Regierung bei Einführung der neuen Steuerverfassung glimpflicher, als es französischer und großherzoglich bergischer Seits der Fall gewesen: Es blieb der Regierung Preußens vorbehalten, die von der fremden Gewalt nachgelassene Grundsteuer-Erbschaft weiter zu pflegen, und ohne Rücksicht darauf, daß die Bodenrente Westfalens durch ältere Rechte noch sehr belastet war, auch die für nothwendig erachtete Gleichstellung der Steuern zu großer Beschwerde mehrerer Landestheile dieser Provinz auszuführen. In Folge dieser und späterer Maßregeln ist nun die Bodenrente in der Art und Weise mehrfach besteuert, und die Belastung überhaupt zu dem bezeichneten Höhepunkte gelangt. Vergegenwärtigt man sich diesen Zustand und fragt man, ob derselbe mit Rücksicht auf die Verhältnisse der Verpflichteten dauernd zu erhalten ist, so wird optimistischer Seits unter Hinweisung auf die Fortschritte, welche während der letzten 5 bis 6 Jahre in den Agrarverhältnissen und von der ländlichen Bevölkerung überhaupt gemacht worden sind, ohne Weiteres eine Bejahung erfolgen, vom Zweifler, welcher seine Beobachtungen und Erfahrungen aber auch über die Ereignisse der dreißig Jahre von 1807 bis 1837 verbreitet und sich die damals Districts- und fast Provinzenweise eingetretene Vermögenszerrüttung der ländlichen Bevölkerung ins Gedächtniß zurückruft, aber wohl nur ein begründetes Bedenken zu erwarten sein. Mit mehr Bestimmtheit und ohne prophetische Gabe wird sich die Behauptung rechtfertigen lassen, daß **eine Bodenbelastung durch Steuern ähnlich jener, die in Rheinland und Westfalen besteht, in nicht geraumer Zeit nach ihrer Verallgemeinerung im ganzen Bereiche der Monarchie, ihr Ende erreichen und ihr Grab finden wird.**

„Zur Begründung dieser Ansicht wird ein Jeder sich befähigt fühlen, welcher nicht übersehen will, daß jene Bodenbelastung eine übersetzte, das Vermögen der Grundbesitzer zu Gun-

---

Da trieb es den treuen Preußen, seinen König zu sehen, er ging nach der rue de Lille, wo im Hotel Beauharnais der König wohnte, das Haus gehört noch heut der Königl. Gesandtschaft, und meldete sich militairisch bei dem General von Witzleben.

Auf Betrieb dieses ausgezeichneten Mannes zeigte Hossauer seinem Könige verschiedene Proben seiner Kunstfertigkeit, und erhielt in Folge dieser Unterredung Vorschüsse von der Regierung, eine Werkstätte in Berlin anzulegen.

In der Heimath hatte Hossauer, der dort gänzlich mittellos ankam, große Schwierigkeiten zu überwinden, aber er fand sich auch nicht ohne Unterstützung, denn Männer wie der Minister Graf von Bülow und der Geheimrath Beuth erkannten bald die Bedeutung, welche die Hossauer'sche Metallwaaren-Fabrication für die preußische Industrie haben könne. Auch verließ ihn sein gnädiger König nie, sondern folgte mit großer Theilnahme dem rastlosen Streben des fleißigen Mannes, gab ihm gute Rathschläge, warnte ihn namentlich davor, nicht Alles, was er in Paris gelernt, hier genau nachzuahmen, sondern sich der Landesart anzubequemen, kurz, der edle Herr zeigte sich dem jungen Mann als ein wahrer Vater, was Hossauer noch heut mit tiefster Rührung rühmt. Ganz vorzüglich sorgte auch des Prinzen Carl Königl. Hoheit für Hossauer, er gab ihm die ersten größeren Bestellungen, empfahl ihn überall hin und machte ihn zu seinem Hofgoldschmied.

So kam die Werkstatt Hossauer's bald in Flor und er selbst zu Ansehen; zahlreiche Preismedaillen der Industrie-Ausstellungen bekunden das nebst mannigfachen Auszeichnungen von Seiten des Königs und der höchsten Landesbehörden. Man erkannte an, daß er einer der Männer sei, die sich um die Hebung der vaterländischen Industrie in seinem Fache große und bleibende Verdienste erworben. Als die höchste Auszeichnung, die ihm zu Theil geworden, betrachtet Hossauer selbst und mit Recht die, daß ihn der König Friedrich Wilhelm III. zum „Goldschmied des Königs" ernannte.

Aber es sind aus Hossauer's Werkstatt nicht nur preiswürdige Werke verschiedener Art in großer Zahl hervorgegangen, seine Werkstatt wurde auch die Bildungsschule für eine bedeutende Anzahl stattlicher Meister und tüchtiger Arbeiter.

Es sind dem Goldschmiede des Königs mancherlei Ehren zu Theil geworden, er überbrachte den berühm-

sten der Gesammtheit der Staatsgenossen ausnahmsweise schwer drückende Bürde ist, daß sie hervorgerufen und zu ihrer gegenwärtigen Bedeutung übergeführt wurde durch gesetzgebende Gewalten, denen der Belastete nicht zu widersprechen vermochte, daß die gegenwärtige Vertretung in beiden Häusern des Landtages, der Majorität nach, auf Beziehungen zu Grundeigenthum und Grundbesitzern beruht, daß deren Interessen nach erfolgter Gleichstellung der Grundsteuern identificirt sein werden, und daß mit der Majorität der Landesvertretung ein allgemeiner Ruf des Landes nach Ermäßigung der Bodenbelastung nicht ohne Erfolg von der Saar bis zum Niemen erschallen wird.“

Der Verfasser ist unstreitig mit den ländlichen Verhältnissen, insonderheit mit der Lage der größeren Grundbesitzer auch in den östlichen Provinzen, tief vertraut. Er giebt Details, die unsern Staatsmännern ein ernstes Memento! zurufen. So lesen wir bei ihm (S. 19):

„Ueber die Verschuldung der Rittergüter in den östlichen Provinzen, sowie über das Verhältniß derselben zu ihrer Rentabilität, liegen, wie bekannt, specielle Uebersichten vor, und weil aus denselben erhellt, daß noch vor etwa 30 Jahren die Schulden und deren Zinsen dem Werthe der Güter und der Höhe ihrer Renten fast gleichstanden, so war zu jener Zeit schon aus diesem Grunde für die Staatsregierung keine Veranlassung gegeben, die Folgen eines rheinisch-westphälischen Katasters auch jenen Provinzen fühlbar zu machen. — Ist fraglicher Schuldenzustand nunmehr aber bis auf etwa 81 pCt. der Taxen oder auf 66 — 68 pCt. des wirklichen Werthes der Güter ermäßigt, so bedarf es gegen deren Besitzer zwar nicht mehr der früheren Rücksichten, gleichwohl dürfte es, bei dem Stande dieser Verschuldung, so wie bei der Verschuldung des Grundbesitzes im Allgemeinen, einer vernunftgemäß bemessenen Besteuerung schwerlich entsprechen, bei großen Anforderungen die Steuerkraft des Eigenthums von der seines Besitzers ganz getrennt zu halten und nur jene ins Auge zu fassen.

„Der Grundwerth des Bodens hat sich innerhalb der abgewichenen dreißig Jahren des Friedens auch in Rheinland und Westphalen in hervorstechender Weise gehoben. In gleicher Weise ist dieses bezüglich seiner Rentabilität aber nicht zu rühmen, sofern man von den außergewöhnlich günstigen Conjuncturen der letzten Jahre absehen wird, und wenn sich im Verlaufe derselben der Schuldenzustand der Eigenthümer auch mehrfach merklich vermindert hat, so ist diese Verminderung im Verhältnisse zu der, während der vorhergehenden 30 Jahre eingetretenen, Vermehrung der Hypothekenschulden doch nicht sehr hoch zu veranschlagen.“

Interessant ist die auf S. 17 enthaltene Berechnung des Reinertrags und der Steuerlast eines westphälischen Gutes, wonach 75 pCt. des Reinertrags an Steuern gezahlt werden müssen. Wir kommen auf die genannten Schriften noch einmal zurück.

Landwirthschaft.

Aus der sächs. Oberlausitz, 26. März. Alle Wintersaaten, incl. der Oelfrüchte, zeigten schon seit Wochen, zeitige und späte, das schönste Grün und hatten sich gegen alle sonstigen Erfahrungen für diese Zeit abnorm entwickelt, und zwar so, daß die zeitigen, namentlich stark besäeten Felder wie dicht bestandene Grasflächen aussahen. Manche vergilbten schon und einzelne Landwirthe sogar sahen sich genöthigt, namentlich Roggen jetzt schon abmähen zu müssen. Welche Nachtheile wird dieser Schneefall bringen? Denn Märzenschnee thut den Saaten weh; dies ist eine alte, leider oft wahre Bauernregel. Selten, nur da, wo die Made Schaden gemacht, oder die Stürme schädlich eingewirkt haben, sah man Stellen im Roggen und Weizen, die gelitten hatten. Schon seit einiger Zeit waren Sommerweizen, Wicken bestellt worden, ja sogar fingen Einzelne an, Kartoffeln auszulegen. Stroh- und Heu-Vorräthe sind in den meisten Wirthschaften schon fast ganz aufgezehrt und haben schon seit längerer Zeit von Vielen oft von beiden nicht unbedeutend zugekauft werden müssen. Die merkwürdigsten Erscheinungen der so schlechten Ernte von 1858 sind die so niedrigen Preise aller Cerealien. Fast Alle

---

ten Glaubensschild, das Geschenk, das König Friedrich Wilhelm IV. seinem Pathen, dem Prinzen von Wales machte, nach London, und der Prinz-Gemahl hing ihm für seine Arbeit an dem Schilde in Buckingham-Pallast eine goldene Medaille um.

Bei der Pariser Industrie-Ausstellung gehörte der preußische orfèvre du Roi zu den Preisrichtern, berühmte Kunstprotectoren, Dilettanten, wie der Duc de Luynes und der Marquis of Hertfort, stellten auf ihren Schlössern mit dem orfèvre du Roi galvanoplastische Versuche an, Frankreich gab ihm die Ehrenlegion, mit welcher der treue preußische Patriot sich fortwährend in einer gewissen Verlegenheit befindet, auch von der österreichischen Regierung erhielt er ein Dankschreiben, weil er sich zu Paris der österreichischen Aussteller mit Rath und That angenommen.

Wir entnehmen diese Data einem kurzen Lebensabriß, einer Selbstbiographie Hossauer's, die derselbe für seine nächsten Freunde als Manuscript hat drucken lassen. Die kleine Schrift ist ein Andenken an funfzigjährige Thätigkeit Hossauer's, denn am 1. April 1809 trat der Knabe seine Lehrzeit an, und am 31. März 1859, vorgestern, schloß der Goldschmied des Königs von Preußen seine Werkstatt.

Ja, noch immer hat Handwerk einen goldenen Boden, aber freilich, es geht nur so, wie man es treibt! —

haben kaum den dritten Theil zu verkaufen, und von Tag zu Tag sind die Preise, anstatt zu steigen, immer nach und nach gesunken. — Allen Landwirthen, groß und klein, gebe Gott bald bessere Zeiten! (B.- u. H.-Z.)

Umgegend von Arnswalde, 27. März. Hätte ich Ihnen vor 3 Wochen berichtet, so würde ich auch in das allgemeine Lied haben einstimmen können, daß die Saaten vortrefflich stünden; allein schon vor 14 Tagen wurde ich ungemein überrascht, als auf einer Fahrt alle größeren Saaten, die ich vor wenigen Tagen noch so üppig gesehen hatte, plötzlich gelb standen, die Spitzen der Roggenblätter waren alle roth, ohne daß man Rost entdeckte; dies hat seitdem immer zugenommen, und die größeren Roggensaaten gewähren jetzt einen höchst traurigen Anblick, das Gelbwerden hat noch zugenommen und viele Pflanzen verschwinden ganz, auf anderen Feldern sieht man einzelne spitz in die Höhe gehen und die diese umgebenden immer kleiner werden. Die jüngeren Saaten wuchsen aber zu jener Zeit noch kräftig fort, doch seit 8 Tagen zeigen sich auch bei diesen schon gelbe Spitzen, und nur die ganz jungen, die im Herbst kaum aufgegangen waren, stehen noch frisch und grün. Für unsere Gegend, die gewöhnlich sehr gute Roggensaat hat, muß diese Erscheinung um so mehr auffallen, da das bisherige Wetter anscheinend dem Roggen sehr zuträglich sein müßte und Weizen und Rübsen sehr gut gediehen. Weizen ist sehr grün und wächst sichtlich; eben so der Rübsen, der schon die Blüthen im Herzen entwickelt hat; wenn man bei letzterem etwas tadeln will, so wäre es, daß er zu dick steht, indem keine Pflanze ausgegangen; auch ist der Schaden durch die Mäuse nur unerheblich, während auf den vielen kahlen Stellen im Roggen sich keine Pflanzen zeigen wollen. Zu den noch nicht überwundenen Sorgen der Futternoth kommt nun die neue, daß unsere Hauptfrucht, der Roggen, keine reiche Ernte hoffen, ja, wenn es so fortgeht, eine schlechte fürchten läßt. (B.- u. H.-Ztg.)

Berliner Börse

vom 25. März bis 1. April.

Die letzten acht Tage waren von einer seltenen Geschäftslosigkeit, und nicht einmal die gestrige März-Liquidation vermochte einiges Leben in den Verkehr zu bringen. Bei der Unsicherheit der Situation hatte man es seither größtentheils zu vermeiden gesucht, Engagements auf längere Zeit einzugehen, zumal seit 3 Monaten die Coursschwankungen so bedeutend waren, daß in der Regel schon immer die nächsten Tage genügende Veranlassung boten, die gemachte Speculation wieder zu realisiren. Es waren daher aus dem laufenden Monate diesmal nur wenige Engagements zur Abwicklung für die Ultimo-Liquidation übrig geblieben, und letztere hatte unter diesen Umständen fast gar keinen Einfluß auf den Stand der Course geübt. In den meisten Fällen ist derselbe indeß heute niedriger als vor acht Tagen, da theils das ganz erschütterte Vertrauen wohl weniger in das Zustandekommen, als in eine friedliche Entwicklung des Congresses, theils die immer schwieriger werdende Situation des englischen Ministeriums, so wie endlich die neue russische Anleihe den günstigen Eindruck vollständig wieder verwischt haben, welchen die heute vor acht Tagen eingegangene Nachricht von der Einwilligung Oesterreichs in die Beschickung des Congresses vorübergehend hervorgebracht hatte.

Von den österreichischen und Speculations-Effecten wichen österreichische Creditactien 5¼ pct., Franzosen 6¼ Thlr., National-Anleihe und Metalliques 2¾ pct., Creditloose 2¼ Thlr. und Wiener neue Währung 1¼ pct. In Eisenbahnactien waren die Schwankungen so gering, daß sie in keinem einzigen Falle mehr als 2 pct. betrugen, doch waren dabei die Coursermäßigungen zahlreicher, als die der Courserhöhungen. Bei den Bank- und Credit-Effecten ist dagegen die Zahl derjenigen Effecten, welche sich im Course gut behaupteten, so wie derjenigen, welche im Course stiegen, bei weitem überwiegend; pommersche ritterschaftliche Privatbank war sogar bis 5 pct. höher gefragt und Danziger, Braunschweiger und hiesige Bank um 2¼ à 2 pct., berliner Handelsgesellschaft schwankte zu 82, 85¼ à 83; Darmstädter gingen dagegen um 3 pct., Disconto-Commandit-Antheile um 1¾ und Norddeutsche um 1 pct. zurück und Dessauer, welche vor acht Tagen zu 40¼ schlossen, waren heute zu 41 ohne den vorjährigen Dividendenschein zu haben, was, da dieser effectiv werthlos ist, einem Rückgange von 3¼ pct. gleichkommt. Unter den hier gangbaren Industrie-Effecten sind besonders berliner Eisenbahnbedarf-Fabrik-Actien hervorzuheben, welche um 9 pct. stiegen. Die Resultate des vorjährigen Jahres sind dabei allerdings befriedigend und die Dividende von 7 pct. eine ganz unerwartete, doch darf man dabei in der That nicht übersehen, daß dieses Resultat mit dadurch erzielt ist, daß die Gesellschaft durch Rückkauf einer großen Summe ihrer eigenen Actien einen erheblichen Gewinn gemacht und diese Actien von der Theilnahme an Zinsen und Dividende ausgeschlossen hat, und daß, wenn dieser Gewinn abgerechnet und dann der Netto-Ueberschuß auf die ganze Actiensumme vertheilt würde, der Ertrag statt 7 kaum 4 pct. betragen haben würde. Preußische Fonds waren wenig verändert.

Trotz des Weichens der letzten Tage war das Resultat des März-Monats, namentlich gegenüber den ungünstigen Ergebnissen der ersten beiden Monate dieses Jahres, ein eher etwas besseres. Mit Ausnahme von Aachen-Mastrichter, Ludwigshafen-Mainzer und Rhein-Nahebahn-Actien, welche etwas wichen, haben sich im Laufe des März die meisten Eisenbahn-Actien mehr oder weniger im Course gehoben: Franzosen um 4¼ Thlr., Cöln-Mindener und Halberstädter um 7, Potsdam-Magdeburger um 5¼ und sehr viele andere Actien um 4¼ bis zu 1 pct. herunter. Von den Bank- und Credit-Effecten waren nur Dessauer, Gothaer und Kassen-Vereinsactien ½ pct. niedriger, dagegen pommersche Ritterschafts-Bank 9, hiesige Bank 6½, hiesige Handelsgesellschaft 6, Braunschweiger, Genfer, Meininger und österreichische Credit ca. 4½, Geraer 3¼, Weimar 2½, die übrigen zum Theil 1 à 2, zum Theil nur ½ pct. höher, Norddeutsche Bank ganz unverändert. Von österreichischen Fonds waren National-Anleihe und Metalliques etwa 1, 54er Loose 2¾ pct. und Credit-Loose 3¾, von preußischen die Anleihen und Staatsschuldscheine ½, Prämienscheine ¼ pct. höher. Von den hier gangbaren Industrie-Effecten waren Neustädter Hüttenactien 3 pct. niedriger, Dessauer Gas dagegen 4, Eisenbahnbedarf-Fabrikactien (s. oben) sogar 15 pct. höher.

Redacteur: H. Leipp in Berlin. — Verlag von F. Schneider in Berlin.
Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch) in Berlin.

Die Grundsteuervorlage.

Neue Regierungen pflegen sonst mit Steuerermäßigungen ihre Aera einzuweihen; das Ministerium dagegen, das gegenwärtig über uns gesetzt ist, beginnt mit einer neuen Steuervorlage, und es gesteht in den entsprechenden Motiven selbst, daß diese Steuer ihm darum besonders werth sei, weil dieselbe sich so leicht steigern ließe. Eine alte und gute preußische Tradition ist damit sicherlich nicht verfolgt und leider auch kein neuer segensreicher Gedanke für die Neugestaltung unseres öffentlichen Wesens gegeben, vielmehr nur einer der Grundsätze der französischen Revolution, freilich vereinzelt und aus dem Zusammenhang des Ganzen gerissen, wiederholt. Die französische Revolution, welche das Ziel verfolgte, die gänzliche Befreiung des Einzelnen von allen historischen Beziehungen zu seiner Umgebung zu vollenden, welche also jede geschichtliche Autorität zu vernichten bemüht war, mußte ihre zerstörende Macht natürlich hauptsächlich gegen den Grundbesitz richten, da in ihm stets die stärksten Wurzeln der Autorität geruht haben, da sich mit dem Grundbesitz überall schnell obrigkeitliches Ansehen zu verbinden pflegt. Die Revolution zerstückelte und belastete darum den Grundbesitz, machte ihn zu einer verhältnißmäßig unansehnlichen und wenig gesuchten Waare und begründete damit die Uebermacht des mobilen und heimathlosen Capitals, das sich jeder Besteuerung leicht zu entziehen vermag.

Was die Wiederholung dieser Maßregel in Preußen bedeuten soll, wissen wir nicht. Wenn wir uns leider auch davon überzeugen mußten, daß es dem gegenwärtigen Ministerium an dem tieferen Verständniß der wirklichen Bedingungen einer starken und die Freiheit fördernden Obrigkeit fehlt, so können wir doch nicht schon deshalb annehmen, es wolle das Gegentheil einer solchen Obrigkeit, nämlich die Obrigkeit, die jenseits der Revolution noch allein möglich ist, die abstracte, centralisirende und centralisirte Staatsmacht, den auf die Unfreiheit Aller und auf die Zerstückelung jeder geschichtlichen Autorität im Lande gestützten Imperialismus. Aber weil es dem zeitigen Ministerium an einer principiellen Auffassung der Zustände fehlt, weil es den inneren Zusammenhang zwischen politischen und finanziellen Actionen nicht ahnt, weil es eine Steuer nur von der fiscalischen Seite zu betrachten vermag, darum ist es möglich, daß es, ohne

es zu wollen, einen großen Schritt auf dem Wege vorwärts thut, der zu einer vollständigen nationalen Demüthigung des Grundeigenthums und zu dem Ruin der letzten Reste localer, geschichtlicher Obrigkeiten führen muß.

Das alte Königliche Preußen kannte solch eine „Fachminister-Politik“ nicht: in ihm wurde aus einem obersten Gesichtspunkte die Entwickelnng des Volkes geleitet, und seine Besteuerungsmethode stand mit seiner Gesammtregierungsmethode im vollsten Einklang und war von dieser durchaus abhängig. Der König faßte dabei vor allem die Grundkräfte seiner Nation ins Auge: ihrer Erhaltung und Stärkung war alsdann seine besondere Fürsorge gewidmet, wie er andererseits im Falle der Noth auch an sie das Ansinnen besonderer Opfer stellte. Diese Grundkräfte des preußischen Staates ruhten und ruhen noch heut im Grundbesitz. Unsere Rittergüter und Dörfer waren gleichsam die Vorrathshäuser und Sparkassen der Monarchie; in ihnen sammelte sich der Ueberschuß der Ernten, und in ihnen wuchs, mit dem Steigen dieser Ueberschüsse, die Macht ihres obrigkeitlichen Ansehens im Lande. Und kam dann der Krieg und die Noth, dann öffneten sich diese Magazine — die dies nicht blos in finanzieller, sondern auch in moralischer Hinsicht für den König waren —, und während sie ihm in Natura und in Geld ihre Ueberschüsse zu Gebote stellten, wirkten sie durch ihr moralisches Ansehen im Lande auf die ausgedehnteste Waffenfolge und Hülfsleistung und auf einen allgemeinen Aufschwung des Volkes für die Sache des Königs hin. Friedrich der Große bezeugt auf einer der schönsten Seiten seiner Schriften, daß dem so war, und bewegt und mit rühmender Anerkennung spricht er von der Opferfreudigkeit seines Adels.

Was die Königliche Politik in Preußen bethätigte, war übrigens nur die Folge eines gesunden Nachdenkens und entsprach den Grundsätzen, welche die innere Politik auch anderer kräftiger und geordneter Staaten geleitet haben und noch leiten.

In England, auf welches unsere Gegner ohne besonderen Tact zu Gunsten der Grundsteuer hinweisen, tritt nicht nur eine offene Hochschätzung und Berücksichtigung des Grundbesitzes hervor, sondern es machte sich dort in neuerer Zeit auch das Bemühen geltend, ihm neben der neuentstandenen Macht des mobilen Capitals eine neue Sicherheit vor zu großer Steuerlast zu gewähren. In England, in diesem Lande, in welchem die deutsche Freiheit und das deutsche Gesellschaftsprincip sich ungestörter als irgend wo anders auf der Welt entwickeln durften, entstand die Steuerverfassung des Staates in der Commune; die Besitzenden — und das waren in älterer Zeit nur Grundbesitzer — vereinigten sich in ihrer gemeindlichen Corporation und vertheilten, entsprechend der Größe ihrer Besitzungen, die zur Erhaltung der Commune oder eines weiteren Kreisverbandes nöthigen Summen unter einander; dasselbe geschah den spätern Ansprüchen der Staates gegenüber. Hier fiel also Grundsteuer

und Vermögenssteuer noch durchaus zusammen, und es entsprach der Steuer bei jedem Einzelnen auch ein standschaftliches Recht, kraft dessen er in der Versammlung, in welcher die Steuer beschlossen und repartirt ward, mittagte und mitthat. Je höher indeß die Macht des mobilen Capitals in England stieg, desto entschiedener zeigte sich das Bestreben, die bestehende Verpflichtung des Grund und Bodens zu erleichtern und zugleich ihm seine alten Rechte möglichst zu sichern. Als die sogenannte Grundsteuer im Jahre 1692 zum letzten Male geändert wurde, um sich dann im Laufe des folgenden Jahrhunderts vollständig zu fixiren, legte man ihr mit Absicht alte, eigentlich schon ungültige Schätzungen zu Grunde, so daß die Steuer viel niedriger, als es dem nunmehrigen wirklichen Ertrage der Güter entsprach, ausfiel; ja selbst Freunde des Grundsteuersystems müssen gestehen, daß diese Steuer in Englaud „abstarb,"*) es bildete sich von ihr die Vorstellung einer Reallast, welche denn auch unter Georg III. (1798) für ablösbar erklärt wurde, und die wirklich fast zur Hälfte (zu $\frac{4}{9}$) im Königreich abgelöst ist.

Dieser Zustand der Steuerverhältnisse in England bietet das reine und grade Gegentheil der Verhältnisse, die die gegenwärtige preußische Regierung erstrebt. Während man in England alles thut, um die Besteuerung des Grundbesitzes zu erleichtern, sucht man in Preußen ihn immer höher zu belasten, und eben so vergeblich, wie das Vorbild der englischen Zustände unsern Ministern vorgehalten wird, eben so vergeblich warnt die englische Wissenschaft, warnen große Volkswirthschaftslehrer, wie Macculloch, vor der Grundsteuer, die sie eine baneful measure (eine höchst verderbliche Maßregel) nennen, und in deren Erhöhung sie eine wirkliche theilweise Eigenthumsberaubung (confiscation) erblicken.**)

In der That kann die Erhöhung der Grundsteuer, die den Gütern und Städten der östlichen Provinzen vom zeitigen Ministerium zugedacht ist, kaum anders bezeichnet werden. Aber soll die Grundsteuer nicht als Beschlagnahme, was sie eigentlich ist, sondern als Steuer betrachtet werden, so kann man sie nur unter die Capitalsteuern rechnen, denn der Besitzer des Grundstücks, dem sie auferlegt wird, verliert alsbald den Capitalwerth der Rente, auf deren Höhe die gedachte Steuer lautet; er verliert den Ort für eine entsprechende Hypothek, und bei jeder Besitzveränderung wird in der Taxe das dem Betrage der Grundsteuer entsprechende Capital vorweg von dem eigentlichen Werthe des Grundstücks abgezogen.***)

*) Gneist, das englische Grundsteuersystem. Berlin 1859. J. Springer.

**) Macculloch. Principles of taxation. 2. ed. London 1852. p. 56 u. 57. Dort wird der Plan, den Grundbesitzern eine höhere Steuer aufzulegen, gradezu verbrecherisch und niederträchtig (flagitious) genannt.

***) Selbst Organe der Demokratie und des Liberalism erkennen dies an. (S. National-Zeitung vom 2. April 1859, No. 155.)

Ist deshalb diese Steuer nur als Capitalsteuer denkbar, so ist es doppelt auffallend, daß sie nicht gegen jedes Capital, sondern nur gegen das in Grund und Boden angelegte, nicht aber gegen das baare oder in Papieren angelegte Capital gerichtet ist. Sie ist darum nicht blos hart und unbillig, sondern auch ungerecht, und es steigert sich ihre Ungerechtigkeit noch dadurch, daß der Besitzer auch für die auf seinen Gütern stehenden Hypotheken, also auch für seine Gläubiger, Steuern bezahlen muß. Ein solcher Zustand trägt nicht die geringste Gewähr eines Bestandes und einer Erhaltung der Ordnung im Staate in sich; er muß schnell zu einer allgemeinen Flucht vor dem Grundbesitze und zu einem massenhaften Aufgeben desselben führen. Nichts aber schlägt einer Nation, ihrer Kraft und ihrem Wohlstande tiefere Wunden, als massenhafte Besitzwechsel auf dem flachen Lande.

Wir glauben für einen oder den andern unserer Sätze selbst bei denen Zustimmung zu finden, die heut dennoch die Grundsteuererhöhung in den östlichen Provinzen vertheidigen. Sie erkennen wohl die Bedeutsamkeit wohlgesicherten, unbedrückten Grundbesitzes für den Staat an, aber sie halten die Ausgleichung zwischen den Steuerverhältnissen der westlichen und der östlichen Provinzen für noch wichtiger und erwarten von dieser Ausgleichung und Versöhnung eine solche Stärkung der preußischen Macht, daß daneben der Verlust, den er gleichzeitig an der Stärke seines Grundbesitzes in den östlichen Provinzen erfahren muß, verschwindet.

Die Verblendung dieser Versöhnungssüchtigen ist nicht genug zu beklagen. Ist es wahr, daß die Grundsteuer üble Folgen für den Grundbesitz hat, so kann die Versöhnung zwischen Rhein und Oder durch Einführung der Grundsteuer im Osten doch nur auf Grund des Satzes: „Dulce est habere socios malorum" erreicht werden. Im Gegentheil muß alsdann den westlichen Provinzen zu einem besseren Steuerzustande geholfen werden, und England zeigt uns und ihnen dazu den Weg.

In der That ist aus dem Vorhandensein und dem Druck der Grundsteuer in den westlichen Provinzen zum großen Theil die ganz andere und niedrigere Stellung herzuleiten, welche im Vergleich zu dem Grundbesitze der östlichen Provinzen der der westlichen im dortigen öffentlichen Leben einnimmt. Das mobile Capital hat ihm dort sein altes Ansehen genommen und herrscht dort ausschließlicher als bei uns. Die preußische Regierung versäumte leider 1815, als sie die westlichen Provinzen aus der Hand französischer Präfecten- und Steuerwirthschaft nahm, die Grundsteuerangelegenheit zu reguliren; die französische Grundsteuerlast erschien ihr als eine Kriegslast, die gegenüber den Opfern, die die östlichen Provinzen gebracht hatten, nur unbedeutend war, und so blieb der alte Zustand der Dinge bestehen, ohne daß thatsächlich die Regierung seine exceptionelle Natur verkannte, und ohne daß sie zu dem Entschluß kommen konnte, auch die östlichen Provinzen unter das

Joch der Grundsteuer zu stellen, wobei es als ein charakteristisches Merkmal centralisirter und büreaukratischer Regierungsform hervortrat, legislatorische Versprechungen nicht ausdrücklich zu widerrufen, — denn das hätte die Autorität einer auf Unfehlbarkeit äußerlich Anspruch machenden Regierung geschwächt — sondern sie durch Ignoriren zu beseitigen.

Zu übersehen ist dabei nicht, daß, als Preußen die westlichen Provinzen übernahm, der Grundbesitz in ihnen schon vielfach einen oder mehrere Besitzwechsel erlebt hatte, so daß bei der Neuerwerbung die Grundsteuer bereits in Anrechnung gebracht und das betreffende Gut um den entsprechenden Capitalbetrag billiger gekauft worden war. Wenn schon damals dieser Umstand einer Herabsetzung oder Aufhebung der Grundsteuer widersprach, so noch um vieles mehr heut, wo auf dem linken Rheinufer die von der französischen Herrschaft auferlegte Grundsteuer sechszig Jahre und wo sie in den zwischen Rhein und Elbe gelegenen Landestheilen bereits funfzig Jahre besteht. Eine Ausgleichung der Grundsteuer, die nach den Absichten der Regierung zugleich eine Herabsetzung der Grundsteuer in den westlichen Provinzen werden soll, würde also ein ganz unmotivirtes Geschenk an die neuen Besitzer der westlichen Grundstücke, die beim Kauf oder Erbfall die bestehende Steuer in Abzug brachten, sein, während sie zugleich den östlichen Grundbesitzern einen schweren Schaden zufügte, unter dem der westliche Grundbesitz schon seit zwei Menschenaltern leidet, den er aber nicht so tief fühlt, wie der östliche, da im Westen wegen seiner höheren Cultur und größeren Bevölkerungsdichtigkeit der jährliche Reinertrag der Grundstücke ein weit weniger schwankender ist, als in dem weniger cultivirten Osten. (Daß schon Friedrich der Große solch einen Unterschied zu würdigen wußte, geht daraus hervor, daß er in dem ärmeren Westpreußen die Grundsteuer weit niedriger normirte, als in dem wohlbebauten volkreichen Schlesien, wobei er natürlich sein königliches Wort dafür verpfändete, daß die Steuer niemals erhöht werden, daß sie also vollständig den Charakter einer Reallast tragen sollte.)

Mußten wir uns nach allem diesem gegen die Grundsteuer, die keine Steuer ist und den Grundbesitz zu erschüttern droht, erklären, so können wir auch keine Art von Entschädigung gegenüber der Grundsteuererhöhung für genügend halten. Vielmehr wird der östliche Grundbesitzer leicht geneigt sein, in dieser Entschädigung eine Lockung zu sehen, bestimmt, ihn für ein System der Besteuerung zu gewinnen, das ihn sogleich an Händen und Füßen bindet, und auf das die „Motive" der Regierung zu der neuen Grundsteuervorlage selbst hindeuten. Diese Motive heben es als einen ganz besonderen Vortheil dieser Steuer hervor, daß der Staat, wenn er dringend Geld gebrauche, alsdann wisse, wo er es am leichtesten finden könne, und daß die Grundbesitzer, deren Grundsteuer in solchem Falle am leichtesten zu steigern wäre, vorzüglich berufen seien, die Staatslasten zu tragen.

Es bedarf keiner längeren Untersuchung, um einzusehen, daß diese „Motive" ganz unzulässig sind, besonders in Bezug auf Preußen. Nicht allein, daß der Grundbesitz im Falle des Krieges das stärkste Contingent zur Armee stellen muß, wie von ihm auch einer der wichtigsten Theile des Gerippes der Armee gebildet wird; nicht nur, daß das „Lieferungsgesetz" bei einer Mobilmachung der Armee, deren Verpflegung dann ganz auf den Schultern des Grundbesitzes ruht, — gegen dann gewiß werthlose Bons — ganz ungeheure Lasten dem flachen Lande auferlegt, es ist den Grundbesitzern auch obenein die Unterhaltung der Familien der Reservisten und Landwehrmänner auferlegt. Diese Verpflichtungen sind so schwere, daß schon mehrfach von gut unterrichteter Seite behauptet ist, der Grundbesitzer könne ihnen bei einem längeren Kriege nicht im Entferntesten nachkommen, und eine allgemeine Verarmung und massenhafter Besitzwechsel stände darum im Kriegsfall in Aussicht. Und man will nun noch außerdem sich eine neue Möglichkeit sichern, die Steuerkraft des Grundbesitzes in kritischer Zeit höher anzuspannen und zugleich schon jetzt ihn noch höher zu besteuern, um schon im Frieden seine schon an sich bedenkliche Lage noch bedenklicher zu gestalten?

Wir vermissen, wie wir im Eingang dieses Aufsatzes sagten, bei der Regierung und ihrer Steuermethode ein politisches Princip. Mag sie sich auf ein solches besinnen, ehe sie Veränderungen in althergebrachten Einrichtungen trifft. Ihren guten Willen, Gerechtigkeit gegen alte wie gegen neue Unterthanen der Krone Preußen zu üben, erkennen wir dabei vollkommen an; aber solch ein guter Wille verwandelt sich, wenn ihm die rechte kalte und klare umfassende Einsicht fehlt, gar zu leicht in eine schwächliche Sentimentalität, die dem praktischen Staatsmann sehr schlecht steht.

Wollte aber die Regierung wirklich nach Billigkeit die Grundsteuerfrage — so weit sie wirklich existirt — erledigen und den östlichen wie den westlichen Provinzen eine schöne Morgengabe der Regierung des Regenten anbieten, so hätte dies Ziel für die westlichen Provinzen wahrscheinlich durch ein Gesetz, das die dortige Grundsteuer für eine feste ablösbare Rente erklärt, und für die östlichen durch ein Gesetz erreicht werden können, das ungefähr so zu fassen wäre:

§. 1.

In den Provinzen Brandenburg, Pommern, Preußen und Posen wird in jeder derselben der Durchschnittssatz der dort üblichen Grundsteuer ermittelt werden.

§. 2.

Allen in der Grundsteuer bevorzugten Grundstücken wird dieser Durchschnittssatz aufgelegt werden.

§. 3.

Die so mit einem Grundsteuerzuwachs belasteten erhalten für jede 5 Thlr., die sie mehr als früher zu bezahlen haben werden, einen 4 pCt.

jährlich tragenden Rentenbrief über 100 Thlr. Der fünfte Thaler wird zur Amortisation dieser Rentenbriefe bestimmt. Nach erfolgter Amortisation fällt die ganze Grundsteuer dem Staate zu.

§. 4.

Die Grundsteuer wird fortan im ganzen Umfange der Monarchie als eine eiserne den Grundstücken aufliegende Rente erklärt.

Solch ein Gesetz entspräche den Forderungen der Billigkeit und der Lage unseres Grundbesitzes. Es wäre ein Gesetz, das ohne Widerstreben und ohne Murren würde hingenommen werden, während nicht zu läugnen ist, daß die gegenwärtige Grundsteuervorlage des zeitigen Ministeriums, wenn zum Gesetz erhoben, in den Kernprovinzen als ein Akt der Strafe angesehen werden und in den Herzen der Grundbesitzer einen tiefen Stachel zurücklassen würde. Und es handelt sich in solchem Falle nicht um flüchtige Sympathien oder Antipathien, sondern um eine politische Gesinnung, um eine altbegründete Tradition altpreußischer Gefühle und Ueberzeugungen.

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Erste Abtheilung: Die Epigonen.

Zweites Capitel. Stille vor dem Sturm.

Der Erbherr von Bessin kam vom See her und schritt seinem Herrensitz zu; er ging mit dem festen und sichern, aber auch gemächlichen Schritt eines Mannes, der seinen eigenen Grund und Boden beschreitet. Jetzt, in dem Augenblick, wo ein schweres Verhängniß über das Vaterland gekommen, wo der siegreiche Feind hinter dem zersprengten Heer des Königs her in die alten Kernprovinzen der preußischen Königsstaaten mit blitzgleicher Schnelligkeit eindrang, da erhub sich mächtiger denn je im Herzen so manches märkischen Edelmannes das Gefühl stolzer Selbstherrlichkeit. Von dem Augenblick an, wo der Grundbesitz nur noch Pflichten und Lasten, oft ganz unerträgliche, auflegte, schritt der Pletz von Bessin mit doppeltem Stolz über sein Land, über sein Vatererbe, das er jetzt allein vertheidigen mußte, allein schützen, allein regieren, ohne

die Hülfe seines Königlichen Oberlehnsherrn, von dem aus er nach Kräften helfen mußte, dem Könige Land und Volk erhalten.

Es ist eine starre, zähe Art in diesen märkischen Junkern und ihren ländlichen Hintersassen; noch heute wie damals werden diese Leute scheinbar gleichgültig, wenn zu viel an ihnen herum regiert wird, sie ziehen sich dann in ein hartnäckiges Stillschweigen zurück, sie widersetzen sich nicht, aber sie grollen schweigend, sobald indessen ein Unglück kommt, dann stehen sie auf und verläugnen ihre gute Art niemals.

Herr von Pletz war ein ächter Repräsentant jener zähen märkischen Art, er hatte still auf seinem Hause gesessen, kaum Umgang pflegend mit den nächsten Nachbaren; der loyale Edelmann hatte nicht ein Wort des Unmuths laut werden lassen wollen über die trostlosen Zustände, in welche sein geliebtes preußisches Vaterland durch eine entsetzliche Regiererei versunken vor Jena. Nun war Jena gekommen, die düstern Befürchtungen, die der Junker gehegt, waren Wahrheit geworden, eine so entsetzliche Wahrheit, daß sie alles übertraf, was er je in seinen finstersten Stunden gefürchtet; aber das war's eben, was die ganze zähe Widerstandskraft der märkischen Eigenart wach rief in ihm und seinen gleichgesinnten Genossen. Der Preußische Staat konnte zertrümmert hinsinken in jenen dunkeln Herbsttagen, aber Preußen erhub sich trotzig in demselben Augenblick über den Trümmern und begann mit stummer Energie einen Neubau, zuerst aus den Trümmern sorgsam sammelnd, was irgend noch als Werkstück und Baustein verwendet werden konnte. Kaum war die Niederlage von Jena bekannt, kaum stob die Flucht durch das Land und die Verfolgung hinter her, als auch schon die Junker zusammentraten in verschiedenen Gruppen, die sich gegenseitig die Hand reichten und zunächst dafür sorgten, daß dem Könige an Mannschaften und Kriegsmaterial gerettet werde, was noch zu retten war. Die Generale und Minister, die Geheimräthe und Behörden mochten den Kopf verlieren, die märkischen Junker verloren ihn nicht; wenigstens trat die Mehrzahl derselben dem Feinde und dem Unglück gefaßt entgegen und erfüllte ohne Pomp und Gepränge die schwierigsten Pflichten mit einer oft an antike Selbstverläugnung erinnernden Einfachheit. Würdig standen den Edelleuten dabei die Bürger und Bürgermeister der meisten kleinen und Mittelstädte zur Seite. Die Verzweiflung, die Vernichtung, die schaamlose Erniedrigung vor dem Feinde, sie zeigte sich fast nur in den großen Städten, bei den höchsten Behörden.

Wir haben bereits gesehen, in welcher Weise der Herr von Bessin seine Anstalten, die darauf abzweckten, dem Könige Officiere und Soldaten zu erhalten, getroffen hatte. Jetzt betrat er sein Haus, um es vorzubereiten für die feindliche Einquartierung, die ihm der Brief des Postmeisters angekündigt. Er war gefaßt gewesen, den Feind bei sich zu sehen, wenn auch nicht so bald, denn Bessin lag meilenweit entfernt von den großen Straßen. Magdeburg mußte die Franzosen an der Elbe

festhalten, und in Magdeburg war man auf energischen Widerstand gerüstet; das Erstere glaubte Herr von Pletz, das Letztere wußte er, denn er hatte am Tage vorher einen Brief aus Magdeburg erhalten, der sich im Tone freudigster Zuversicht dahin aussprach.

Herr von Pletz öffnete eine kleine Thür, die Wasserpforte genannt, und betrat einen engen gepflasterten Gang zwischen zwei Mauern, der ihn zu einer Seitenthür seines Hauses führte; er warf einen Blick durch die offene Thür der Küche, auf deren Heerd ein Feuer traulich flackerte, dann kam er in eine etwas öde und weite Flurhalle, die mit Backsteinen gepflastert war. Auf diesem Pflaster, das im Laufe der Jahre ausgetreten und uneben geworden war, standen an den Wänden lange, schwere Bänke, roh gearbeitet, aber durch den Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Gebrauch spiegelblank und glatt geworden; eine an rostiger Kette von der Decke niederhängende Blechlampe verbreitete ein unsicheres, trügerisches Licht in der Halle, deren Tonnengewölbe auf das hohe Alter des Gebäudes schließen ließen. In der That hatte man bei dem Bau des Herrenhauses einige bereits vorhandene Baulichkeiten benutzt.

Als der feste Tritt des Hausherrn, von leichtem Sporengeklirr begleitet, auf dem Pflaster ertönte, erhub sich ein Mann, der am obern Ende der einen Bank nahe der großen Thür saß, die auf den innern Hof führte. Das rechte Bild eines alten märkischen Ackerknechts war der Kerl, das schlichte Haar hing ihm fast bis in die Augen, glatt geschnitten; die Augen waren mächtig stier, aber wer sich nur etwas auf Gesichter verstand, der sah auch die Schlauheit darin, und um den breiten Mund lauerte in tausend Falten jene trotzige, zähe Energie, die aus Sand und Sumpf Korn und Gold erntet, mit Anwendung der gewaltigen schwieligen Hände, die bis über's Gelenk hervorragten aus den engen und kurzen Aermeln der grauen Jacke vom gröbsten Tuch mit noch gröberer Leinwand gefüttert, dieses sonderbaren Kleidungsstücks, das eigentlich nur da zu sein scheint, um über die Schulter gehängt zu werden, denn unter hundert märkischen Jacken sind sicher neunundneunzig zu eng, wenn sie wirklich angezogen werden. Der untersetzte, aber kräftige Mensch, der etwa vierzig Jahre oder etwas darüber alt sein mochte, stand mit einer Art von militairischem Anstand, beide Hände an der Hosennaht, vor dem Edelmann, der sich ihm rasch genähert hatte und vor ihm stehen geblieben war.

„Die armen Teufels werden gleich hier sein, gnädiger Herr!“ meldete der Knecht, „sie haben geloost, Jean und Wally bleiben heim, bis sie abgelöst werden.“

„Es ist gut, Uhde,“ sagte Herr von Pletz, und befahl dann: „ruft mir gleich den Herrn Amtmann, und geht dann zum Herrn Propst und zum Herrn Caplan, macht eine Empfehlung von mir, ich ließe sie bitten, mich gleich zu besuchen, es habe Eile.“

Der Knecht machte links um und entfernte sich durch ein kleines Pförtchen, welches in einen der großen mit eisernen Nägeln beschlagenen

Thorflügel, durch welche die Halle geschlossen wurde, eingeschnitten war. Der Edelmann dagegen kehrte um, rief im Vorübergehen in die Küche hinein: „Frau Schaller, sorge sie für Abendbrot, die armen Teufels kommen, sieben Mann, sie bleiben auf dem Hof!“ und stieg dann eine ziemlich schmale Wendeltreppe hinauf.

„Zu Befehl, gnädiger Herr!“ antwortete Lehnerdt Schaller's Mutter, die Ausgeberin und Schaffnerin im Hause Bessin, dabei unterließ sie nicht eine Anzahl der ehrerbietigsten Knixe nach der Thür hin zu machen, an der sie ihren gnädigen Herrn vermuthete, denn sehen konnte sie ihn nicht, auch wenn er stehen geblieben wäre.

Im obern Stockwerk öffnete Herr von Pletz die Thür eines Gemaches, aus welchem ihm tobender Kinderlärmen entgegenscholl. Er trat unbemerkt ein, denn die Stühle umwerfend und rücksichtslos über Alles hinstürmend jagten sich seine beiden Knaben mit lautem Geschrei durch das ziemlich umfangreiche Gemach, während ihre Mutter, dem Gewirr den Rücken zukehrend, neben einem hohen und schmalen Kamine saß, und an einem kleinen Tischchen, das durch eine Lampe mit grünem Schirm beleuchtet war, in ihrem Wirthschaftsbuch eifrig rechnete.

Der Edelmann stand mit untergeschlagenen Armen und schaute mit dem ihm eigenen sinnenden Blick bald auf die blühenden Kinder, bald auf die stattliche, schöne Frau, deren edles Antlitz, leicht geröthet und bei der Beugung auf das Buch von dem hellen Lampenschein unmittelbar angestrahlt, ungemein friedlich und lieblich aussah.

Den friedlichen Kinderlärmen im eigenen Hause verglich der Hausherr in seinen Gedanken mit dem Kriegslärmen draußen; es war dem trotzigen Manne, als wolle eine bange Wehmuth sein muthiges Herz beschleichen; er machte eine rasche Bewegung, um sich von dieser Wehmuth zu befreien, nahm die Mütze ab und warf sie, gut gezielt, seinem ältesten Sohne an den Kopf.

Mit hellem Freudengeschrei stürmten die Knaben heran und sprangen alsbald jubelnd an dem Vater empor, rasch erhob sich auch Frau Hedwig, mit den Augen grüßte sie den Gemahl und faßte seine Hand, die sie ihm verstohlen drückte.

„Wie ist's möglich, meine sehr Liebe,“ sagte Herr von Pletz lächelnd, „daß du bei diesem Höllenlärmen der Jungen rechnen kannst?“

Frau Hedwig antwortete nicht mit Worten, sie sah ihren Gemahl lächelnd an, und der verstand sie ganz wohl.

„Aber ihr Jungen,“ fuhr er fort, „was habt ihr gespielt?“

„Wir waren Fische im See,“ rief der Jüngste hastig, „ich war ein großer Hecht und wollte den Sebus verschlingen, weil der nur ein kleiner Fisch ist.“

„Ich bin ein Pletz und die Pletzen wehren sich immer, auch wenn der Fisch, der sie verschlingen will, noch größer ist, nicht wahr, Vater?“ sprach Junker Eusebius, der Aelteste, ernsthaft.

Dem Edelmann gefiel's, daß sein Aeltester gerade auch im Spiel nichts Anderes sein wollte als ein Pletz, er legte seine Hand schwer auf das Haupt des kleinen Knaben und sprach: „Wie's mit den andern Pletzen bestellt ist, mein Sohn, das kann ich dir nicht sagen, die Pletze vom Bessinersee aber, die wehren sich immer, immer, hörst du, und wenn der noch so groß wäre, der sie zu verschlingen käme; nun aber will ich euch was sagen, liebe Jungen, wenn ihr Fische im See spielt, so müßt ihr ganz still sein, denn wißt ihr, die Fische sind stumm!"

Mit großen Augen sahen die Knaben ihren Vater an, dann klatschten sie in die Hände und begannen sich wieder zu jagen, mühselig jeden Ausruf unterdrückend; der Edelmann aber hatte sich zu seiner Gemahlin gewendet, er schlang den Arm um ihren Leib, zog sie an sich, drückte sie fest an seine Brust und sah ihr ernst und lange in die schönen lieben Augen, die so zärtlich und so stolz, so zuversichtlich und doch scheu zu ihm aufblickten. Er sagte ihr halblaut, daß er französische Einquartierung erwarte; Frau Hedwigs Auge wurde traurig, aber nicht ängstlich, sie war eine Preußische Patriotin, und an der Seite ihres Gemahls fürchtete sie sich nie. Er theilte ihr mit, was er zunächst beschlossen, wies sie an, für die Bequemlichkeit und die Bewirthung der ungebetenen Gäste im voraus Sorge zu tragen, das Weitere aber Gottes Barmherzigkeit anheim zu stellen. Zuletzt sagte er noch, daß er, um einige zuverlässige Leute mehr auf dem Hof zu haben, die armen Teufels bestellt habe. Das hatten die beiden kleinen Junker kaum gehört, als sie in ein lautes Freudengeschrei ausbrachen.

„Still, Jungen, Fische sind stumm!" rief der Vater mit halber Drohung.

„Ich bin kein Fisch mehr!" entgegnete der Jüngere sofort.

„Ich bin ein Pletz und will einer bleiben!" beharrte Junker Eusebius trotzig.

„Ich will zu den armen Teufels!" schrie Junker Dubislaw.

„Du kannst die Kinder immerhin noch ein wenig zu den armen Teufels hinuntergehen lassen, liebe Hedwig! wirst ohne sie genug zu thun haben, und dort sind sie gut aufgehoben. Ich muß mit den beiden geistlichen Herren und mit dem Amtmann reden."

Wie das Wetter flogen die Knaben zur Thür hinaus, rollten mehr als daß sie gingen die Treppe hinunter und stürzten sich in die große Küche, hastig nach den armen Teufels fragend. Kaum hatte ihnen Frau Schaller gesagt, daß die armen Teufels in der Brunnenstube säßen und ihr Abendbrot verzehrten, als die Junker auch schon wieder hinaus waren, der Brunnenstube zu. Die Frau Schaller schüttelte ihr Haupt, das graue Haare zierten und ein steifgestärktes weißes Mützchen darüber mit einem Fleck von drap d'argent; die gute alte Person schüttelte den Kopf, denn sonst waren die Junker niemals aus der Küche gegangen, ohne ihr wenigstens eine Handvoll Backobst abgeschmeichelt zu haben.

Die Brunnenstube in Bessin war eine kleine Kemnate zu ebener Erde, herausgebaut in den Hof bis an den großen Brunnen heran; es war eine Art von Geschäftszimmer für den Amtmann, an dessen Wohnung sie auch stieß, wurde indessen Abends häufig als eine Art von Gesellschaftszimmer für Verwalter und deren Besuche und sonst Leute benutzt, die man nicht in die Gesindestube brachte, welche übrigens dicht an die Brunnenstube anstieß und mit ihr durch eine nur selten geschlossene Thür verbunden war.

„Les pauvres diables, bon soir! soyez bien venus, les pauvres diables!“ riefen die beiden Knaben, heiter in die Brunnenstube stürzend.

Da erhoben sich sieben Männer von ihrer Bank hinter dem Tisch, lachten heiter und sprachen einen entsetzlichen Mischmasch von Deutsch-französisch, bemächtigten sich der kleinen Junker, ließen sie auf ihren Knieen reiten und sangen und scherzten, daß die Knaben in jauchzendem Uebermuthe tobten.

Wer waren diese Leute, die man mit dem sonderbaren Namen: die armen Teufels von Bessin nicht im Scherz, sondern ganz ernsthaft nannte, ja, die amtlich so genannt wurden und die sich selbst mit einem gewissen Stolz diesen Namen beilegten?

Kurz nach der Aufhebung des Edictes von Nantes hatte ein Pletz von Bessin, der damals bei der Reichstagsgesandtschaft stand, einem französischen Edelmann, der sich in Brandenburg refugirte, um seiner Confession treu bleiben zu können, ein kleines ärmliches Stückchen Land dicht am Bessiner See verkauft, dahin hatte sich der Refugié gesetzt mit einigen von seinen alten Dienern, die ihn nicht hatten verlassen wollen. Die Franzosen legten eine Meierei und eine Gartenwirthschaft am Bessiner See an, aber schon im zweiten Jahre starb der französische Edelmann, und da er das Land nicht bezahlt hatte, so wäre es den armen Leuten, die Frauen und Kinder hatten, gewiß sehr schlecht gegangen, wenn der Grundherr nicht in milder und großmüthiger Weise erklärt hätte, er wolle die armen Teufels nicht von dem Fleck Landes treiben, auf den sie schon so viel Fleiß verwendet hätten. Seitdem hießen die Franzosen die armen Teufels von Bessin in der ganzen Gegend. Der Herr von Pletz, der sie zuerst aufgenommen, gab ihnen später auch ihr Land in Erbpacht gegen einen ganz geringen Canon und freute sich der Fortschritte, welche sie mit ihrer Gartenwirthschaft machten. Fleiß und Gottesfurcht wohnten in den kleinen schmucken Häusern der armen Teufels von Bessin, sie wurden zwar nicht reich, ja nicht einmal wohlhabend, denn es war ein hartes Land, das sie bebauten, aber sie hatten den Fleck Erde lieb, den die Großmuth des Grundherrn ihren Vätern gegeben, als sie um des Glaubens willen flüchtig ihr schönes Vaterland verlassen hatten und in die rauhen Marken kamen. Mit sonderbarer Liebe und Treue hingen die armen Teufels an der Familie der Gutsherrschaft, einer von ihnen

war immer der Gärtner in Bessin, aber auch die andern waren stets da, um zu helfen, wenn's irgend die Gelegenheit erforderte. Sie sprachen längst nicht mehr französisch, die armen Teufels, aber sie hatten noch einzelne Sprachtraditionen bewahrt, sie waren mit den Leuten in der Umgegend vielfach verschwägert und verwandt, es konnte nur wenig noch von dem altfranzösischen Blute in ihnen sein, dennoch hatten sie eine andere Art, als die zähen, ernsten Märker ringsum hatten, sie sangen bei der Arbeit, waren beweglich und lustig und darum eben das Entzücken der beiden Knaben, für die es immer ein großes Fest war, die armen Teufels zu besuchen oder deren Besuch zu empfangen.

Außerdem aber war noch ein Band, welches die Nachkommen der französischen Flüchtlinge mit der Gutsherrschaft verknüpfte — die ganze Gegend war lutherisch, die edlen Pletzen von Bessin aber, wie die armen Teufels, reformirten Bekenntnisses. Wenn also der Schloßherr den reformirten Pastor aus einem ziemlich entfernten Städtchen nach Bessin kommen ließ, um die Sacramente zu verwalten, dann wurden die armen Teufels stets zum Gottesdienste eingeladen. Uebrigens herrschten in der kleinen Colonie noch immer die frommen Traditionen der vertriebenen Väter, sie waren eifrige und strenge Calvinisten.

Nach und nach waren die armen Teufels, sie waren längst stolz auf diesen Titel und nannten sich selbst so, so mit der Familie des Gutsherrn zusammen geschmolzen, daß sie gar nicht getrennt von derselben gedacht werden konnten, und in der ganzen Gegend citirte man die armen Teufels von Bessin als Muster ehrsamer und treuer Guts-Unterthanen.

Die beiden Junker plauderten lebhaft mit den Männern, die dabei ihre Biersuppe speisten und Brod und Käse, was ihnen vorgesetzt worden als Imbiß. Da war von allerlei ganz sonderbaren Vergnügungen di Rede, welche den beiden Knaben für die nächste Zeit in Aussicht gestellt wurden, und es war den Kleinen gar nicht recht, daß der Amtmann kam und die armen Teufels zu dem gnädigen Herrn beschied.

Victurnien und Hippolyte, sehr vornehme Namen für Gärtnersleute, trugen die Junker erst zur gnädigen Frau hinauf, dann traten sie mit ihren Genossen in das Vorzimmer des Gutsherrn, dessen Wände bis an die Decke hinauf mit Büchern bedeckt waren.

Hier stand der Edelmann mit dem Propst und dem Caplan, den beiden lutherischen Geistlichen des kleinen Ortes Bessin, der unter den Pletzen stand; den Geistlichen hatten sich noch einige hervorragende Glieder ihre Gemeinde angeschlossen.

Die armen Teufels stellten sich in eine Reihe, nachdem sie die Anwesenden mit einer Verbeugung begrüßt hatten, welche gleich verrieth, daß sie andern Stammes, als das Volk in den Marken. Auch hatten ihre Züge noch eine gewisse Schärfe und Beweglichkeit, die sie von den Andern unterschied.

„Mes enfants,“ wendete sich der Edelmann gleich zu ihnen, „ich

habe euch rufen lassen, weil wir wahrscheinlich morgen, vielleicht auch heute noch feindliche Einquartierung bekommen werden. Die Leute sind darob sehr in Angst, denn es laufen widrige Gerüchte um über das Betragen der Franzosen, Gerüchte die wahrscheinlich begründet sind, denn man weiß ja wie die Soldaten Bonaparte's zu hausen pflegen. Es ist schwere Zeit, aber es wird dadurch nichts gewonnen, daß man sich flüchtet und Hab und Gut der Discretion des Feindes überläßt. Ich habe deshalb die Herren Geistlichen gebeten, ihren Einfluß anzuwenden, daß die Leute in ihren Häusern bleiben, und Einige von euch sollen sich in der Propstei aufhalten, denn ihr versteht doch wohl noch so viel Französisch, daß ihr euch allenfalls und zur Noth mit den Franzosen verständigen könnt."

Die armen Teufels sahen sich betroffen an und machten dann eine ziemlich verlegene Verbeugung.

„Es wird schon gehen," ermuthigte der Edelmann, „ihr braucht ja keine Reden zu halten, aber ihr werdet schon verstehen, wenn die feindlichen Soldaten Bier, Brod, Heu, Stroh und dergleichen Dinge verlangen, nicht?"

Das gaben die Leute ziemlich zuversichtlich zu, und Herr von Pletz meinte, zu den Geistlichen gewendet, es sei damit schon viel gewonnen, denn viele Excesse würden schon vermieden dadurch, daß man überhaupt wisse, was der Feind verlange.

„Vier von euch," sagte er wieder zu den armen Teufels, „gehen mit dem Herrn Propst, die Andern bleiben hier auf dem Hofe, Gott befohlen!"

Auf einen Wink des Gutsherrn entfernten sich die treuen Leute, während sich dieser noch einen Augenblick mit den beiden Geistlichen unterhielt, die ernst und gefaßt dem Kommenden entgegensahen; er versprach ihnen, bei der ersten Nachricht von der Annäherung des Feindes zu ihnen zu kommen und sie zu unterstützen.

Eben wollten sich auch die Geistlichen verabschieden, als man Hufschlag unten im Hofe vernahm; der Edelmann öffnete rasch das Fenster und rief in die Dunkelheit hinaus: „Wer ist da?"

„Runge!" antwortete der Reiter, „Soldaten kommen über die Marxmühle herein; der Herr Pastor von Hohenkremmen schickt mich, Infanterie und Cavallerie, man sieht Brände in der Entfernung, die Leute meinen, es sei die Mühle bei Obergebern und die Scheunen beim Bichow'schen Hofe."

„Gehen sie mit Gott, meine Herren!" verabschiedete der Edelmann jetzt etwas hastig die Geistlichen, die sich eilig zu ihrer Heerde begaben, welche, bereits in Kenntniß gesetzt von der Annäherung der Franzosen, in einer eigenthümlichen Mischung von Aengstlichkeit und Gleichgültigkeit verharrte. Es war nicht schwer, die Leute von der Flucht in die For-

sten oder in entfernte Steinbrüche abzuhalten, der märkische Landmann geht nicht gern von Haus und Hof.

Es mochte etwa neun Uhr sein, in Bessin standen die Leute trotz der rauhen Nachtluft noch in Gruppen vor den Häusern, im Schloß hatte Frau Hedwig ihre Kinder zu Bett gebracht, und beredete eben mit ihrem Gemahl, wie die Mägde für die ersten Augenblicke wenigstens verborgen gehalten werden könnten, als plötzlich ein eigenthümliches Getäusch in der Nachtstille vernommen wurde, das sich ruckweise wiederholte.

Der Edelmann öffnete das Fenster und horchte scharf aus. Offenbar fand ganz in der Nähe ein Gefecht statt, es wären regelmäßige Salven, die da krachten, und zwar ziemlich starke Salven, weil sie so deutlich vernehmbar waren trotz des sehr heftigen Gegenwindes. Gleich darauf ging ein großer Brand auf, gerade dem Fenster gegenüber, aus welchem Herr von Pletz sah. Dieser schloß den Flügel, nahm die Hand seiner Gemahlin und führte sie in das Schlafzimmer der Kinder, das am Ende eines langen Ganges belegen war und die Aussicht nach dem See zu hatte. Er wollte ihr nichts sagen von dem Brande, denn offenbar stand das Herrenhaus von Hohenkremmen, wo Frau von Pletz geboren und erzogen war, jetzt im Besitze ihres Oheims, in Flammen. Der Edelmann ließ sich von seiner Gemahlin das Versprechen geben, das Schlafzimmer der Kinder nicht zu verlassen, dann eilte er hinunter in den Hof, wo die Knechte zusammenstanden und sich flüsternd ihre Bemerkungen über den Brand mittheilten.

Das Schießen hatte jetzt ganz aufgehört; mit großer Umsicht traf Herr von Pletz seine Maßregeln, er theilte seine Leute in zwei Wachen, von denen eine immer auf dem Hofe und in der Gesindestube auf Posten sein sollte, während die andere schlafen oder ruhen mochte. Die Mägde wurden zu Bett geschickt, erhielten aber Befehl, sich nicht auszukleiden und sich auf den ersten Ruf der Frau Schaller in die etwas beiseit liegende Brauerei zu begeben, wo sie bei der Annäherung der Feinde eingeschlossen werden sollten.

Die junge Frau des Caplans und die Töchter des Propstes kamen; sie dünkten sich auf dem Schloß sicherer, als im Ort, Herr von Pletz ließ die Erschrockenen, nachdem er sie durch ernstes Zureden etwas beruhigt hatte, zu seiner Gemahlin führen.

Jetzt erhielt der Edelmann Botschaft von dem patriotischen Pastor von Hohenkremmen: es hatte ein Engagement zwischen Preußen und Franzosen stattgefunden, die Preußen hatten sich tapfer ihren Rückzug erkämpft, sie hatten die Feinde geworfen, und diese hatten sich auf die Marxmühle zurückgezogen, wo sie ziemlich stark standen, aber in der Nacht nicht wagten, weiter etwas zu unternehmen. Das Gefecht hatte sich bis ins Dorf hineingezogen und zwei Scheunen waren dabei in Brand gerathen. Der Pastor ließ anzeigen, daß er die Preußen von

sichern Leuten durch das Luch habe führen lassen, daß diese Königlichen Truppen also vor einer feindlichen Verfolgung von der Marxmühle aus gesichert wären.

Herr von Pletz sendete jetzt Leute aus, die sich von verschiedenen Seiten der Marxmühle nähern sollten, um wo möglich zu erfahren, was für Truppen dort stünden.

Langsam und bleischwer schlichen die bangen Stunden dahin, der Edelmann gönnte sich keinen Augenblick Ruhe; gegen Morgen, als er sich überzeugt hatte, daß seine Gemahlin schlief, und daß die Leute, welche im Hof die Wache hielten, munter, unternahm er, von zwei armen Teufels begleitet, eine Inspicirung und ging durch seinen Flecken. Hier herrschte tiefe Ruhe, nur beim Spritzenhause stand eine Wache und in der Probstei waren die Geistlichen, der Schulze und ein paar Andere wach.

Der Wind hatte sich gelegt und es begann leise aber eisig kalt zu regnen.

Herr von Pletz stand mit seinen Adjutanten etwa hundert Schritt vor Bessin auf dem Wege nach Hohenkremmen, auf dem Thurme schlug es vier Uhr, als sich ein leichtes Geräusch von Hohenkremmen her hören ließ.

„Es kommt ein Wagen, gnädiger Herr!“ meldete Hippolyte, „ein Zweispänner!“

Der Edelmann stieg von dem hohen Seitenrande des Weges hinunter in die Straße und fragte, als der Wagen herankam: „Wer da?“

„Guten Morgen, gnädiger Herr!“ entgegnete der Wagenführer, „ich erkenne sie an der Stimme, Gott sei Dank, daß ich wieder da bin!“

„Seid ihr's, Vater Nolte,“ rief der Gutsherr, hastig an den Wagen tretend, „wo kommt ihr her?“

„Von Prenzlau,“ entgegnete der Mann, ein reicher Müller aus der Gegend und bekannter Patriot, indem er vom Wagen sprang, „ich bin gestern früh von Prenzlau weg und den ganzen Tag und die ganze Nacht gefahren, kreuz und quer, um meine Pferde vor den Franzosen zu sichern. Ich habe schreckliche Geschichten erlebt, gnädiger Herr, noch vorgestern hat der Fürst von Hohenlohe bei Prenzlau capitulirt!“

„Also auch er, ein Herr von so hohen Gaben!“ rief der Edelmann im tiefsten Schmerz, „Hippolyte, nehmt die Pferde beim Kopf, führt sie langsam; erzählt mir, Nolte, was ihr gesehen habt!“

Der Müller berichtete nun seinem Begleiter, daß er am 27. October bei seinem Schwager in Prenzlau gewesen und von dem Boden eines Hauses am Templiner Thore, von wo er die ganze Gegend habe übersehen können, die ganze Affaire beobachtet habe.

„Wir sahen die preußischen Infanterie-Colonnen,“ erzählte der Müller, „sich langsam gegen die Stadt fortbewegen; kaum hatten sie die Vorstadt erreicht, so zog sich ein Trupp rechts aus der Colonnne heraus

und setzte sich außerhalb der Häuser rechts und links an der Straße nach Templin; das war, wie ich nachher erfuhr, das Grenadier-Bataillon Graf Dohna. Währenddem marschirte das Corps durch die Stadt nach den jenseitigen Hügeln, nur einige Cavallerie blieb diesseits der Stadt bei dem Grenadier-Bataillon, auf welches unsere ganze Aufmerksamkeit gerichtet war. Mit inniger Freude bemerkte ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte, es waren wohl noch die alten Preußen! Wir sahen die Franzosen in der Entfernung zwei Batterien auffahren, während sich in der Ebene eine Masse Cavallerie sammelte; ich meine, es müssen fünf Regimenter oder noch mehr gewesen sein. Das feindliche Feuer begann gleich sehr heftig, aber das Grenadier-Bataillon stand so ruhig und gelassen im Feuer, daß mir das preußische Herz im Leibe lachte, und die beiden Feldstücke, die das Bataillon bei sich führte, schossen so gut, daß drei feindliche Geschütze zerschmettert wurden. Anfangs verlor das Bataillon wenig Leute, die feindlichen Geschütze aber rückten immer näher, Kugel auf Kugel schlug mörderisch ein, ich sah den Commandeur fallen, gleich darauf aber war er wieder auf den Beinen, eine Kanonenkugel hatte seinem Pferde die Hinterbeine weggerissen. Wie eine Mauer standen die Grenadiere und zogen sich endlich langsam, mit voller Ruhe nach der Stadt, wahrscheinlich hatten sie Befehl zum Rückzuge erhalten. Nur ein kleiner Trupp blieb rechts von der Straße an einer Mühle stehen und setzte, unterstützt von einer kleinen Schaar von Reiterei, den Kampf fort. Dreimal versuchten diese braven Cavalleristen den Feind anzugreifen, aber vergeblich, man sah, daß die halbverhungerten, maroden Pferde den Dienst versagten. Die Grenadiere schlugen sich noch eine halbe Stunde fast gegen die feindliche Cavallerie, dann fiel der Capitain, und gleich darauf war die kleine muthige Schaar zersprengt, niedergehauen und gefangen; gnädiger Herr, ich habe geweint wie ein Kind bei dem Anblick. Gestern früh habe ich den tapfern Officier gesehen, es ist der Capitain von Taubenheim vom Grenadier-Bataillon Graf Dohna, er liegt beim Stadtchirurgus Herrn Albrecht in Prenzlau, von vier Hieb- und einer Stichwunde gefährlich blessirt; ich glaube nicht, daß der wackere Mann mit dem Leben davon kommt. Gleich nachdem das geschehen, kam preußische Infanterie auf dem Wege von Schönermark her, man sagte mir, es sei die Arriere-Garde des Fürst-Hohenlohischen Corps; sie beeilte sich, die Stadt zu erreichen, aber die ganze französische Cavallerie warf sich über sie her und richtete ein furchtbares Blutbad an. Unterdessen hatte der übrige Theil des Grenadier-Bataillons die Stadt erreicht, die Verfolgung war aber so heftig, daß einige französische Cavalleristen mit eindrangen, die dann sogleich niedergemacht wurden, während der Major, Graf Dohna, mit eigener Hand die Thorflügel zuschlug. Trotz alle dem Jammer war's eine Freude, diesen Officier zu sehen, ruhig und gelassen gab er seine Befehle, ließ das Thor verrammeln, seine Kanonen dahinter aufpflanzen und seine Mannschaften sich rechts von der Straße

mit dem Rücken gegen die Häuser aufstellen. In dichter Masse rückte die feindliche Cavallerie nun an's Thor, sie verlangte die augenblickliche Oeffnung unter furchtbaren Drohungen, Graf Dohna erklärte ihnen, daß zwei mit Kartätschen geladene Kanonen dahinter stünden. Plötzlich kam ein Adjutant des Fürsten von Hohenlohe an's Thor und holte einen französischen Officier ab, mit dem er durch die Stadt zu dem Fürsten ritt. Ich begriff das nicht gleich, aber mir ahnete, daß das nichts Gutes bedeuten könne. Nun verließ ich voller Sorge den Boden und lief nach dem Wirthshause, wo ich meine Pferde gelassen, ich schirrte Hals über Kopf an, aber es war zu spät, die Franzosen waren schon in der Stadt. Rasch zog ich meine Pferde in einen versteckten Ziegenstall und ging in die Wirthsstube, da war ein Beamter des Grafen Arnim, der mir erzählte, daß schon am 26. das Grenadier-Bataillon Graf Dohna ein sehr tapferes Gefecht in Boytzenburg bestanden und daß ein Herr von Arnim, ein Verwandter des Grafen, mit den Schützen des Bataillons die Schloßbrücke tapfer vertheidigt hätte. Das war in Prenzlau eine furchtbare Nacht, gnädiger Herr, überall lagen Verwundete und Todte und dazu die Capitulation! Es war als wenn Alles verzaubert wäre! Und doch hatten sich unsere Landsleute, trotz Hunger und Ermüdung, wie die Löwen geschlagen; sie erzählten von einem Fahnenjunker von Petersdorff vom Infanterie-Regiment Sr. Majestät des Königs, der sich den Degen in der Rechten, die Fahne in der Linken wüthend gegen die Feinde gewehrt habe; sein Capitain, der schon blessirt war, deckte ihm den Rücken, grimmig drängten sich die Feinde um die Fahne, man bot ihm Pardon, er antwortete: je ne rends pas mon drapeau! und stieß mit der Fahnenstange einen Chasseur vom Pferde. Ein Franzose soll gerufen haben: par bleu! c'est le second prince de Saalfeld! Endlich, als der Junker sah, daß er der Uebermacht erliegen müsse, warf er die Fahne rückwärts über eine hohe Gartenmauer, gleich darauf erhielt er einen Hieb über den Kopf und sank zusammen. Der tapfere Junker ist aber nicht todt, Bürger von Prenzlau, die Alles mit angesehen, haben ihn aufgehoben, mir hat's einer versichert, der selbst dabei gewesen. Die Franzosen haben den ganzen Garten ausgesucht nach der Fahne, aber sie nicht gefunden. Ach, gnädiger Herr, mit solchen Leuten hat der Fürst von Hohenlohe capitulirt, was soll aus dem Könige werden?"

„Verzagt nicht, Vater Nolte," redete der Edelmann zu, „es ist schwere Zeit, aber Ihr habt ja selbst gesehen, daß es trotz allen Unglücks doch immer noch die alten Preußen sind, die Nachkommen sind noch immer der Väter werth. Wie findet ihr die Leute im Lande?"

„Gut, durchaus gut, gnädiger Herr," entgegnete der alte Müller, „sie fürchteten sich wohl vor den Feinden, aber doch nicht zu arg, und überall waren sie willig, den Patrioten zu helfen und den Soldaten des Königs die Wege zu weisen und sie zu unterstützen. In Hohenkremmen sagte mir der Herr Pastor, es stünden feindliche Truppen auf der Marx-

mühle, sie müssen aber ganz in der Stille weiter zurückgegangen sein, denn bei der Marxmühle ist Alles still. In Holbau sagten sie, ein französischer General habe seit gestern Nachmittag sein Quartier auf dem hohen Sattel!"

„Es wird jetzt auch an uns kommen, Vater Nolte!" meinte Herr von Pletz stehen bleibend.

„Nun wir können auch nicht verlangen, daß es uns besser geht als anderen ehrlichen Leuten," entgegnete der Müller, „aber ich denke immer, viel werden wir nicht auszustehen haben, denn der Feind wird sich zwischen unsern Brüchern und Luchen eben nicht sehr geheuer fühlen!"

Das Fuhrwerk des Müllers hielt vor dem Schloß.

„Wollt ihr nicht ein wenig frühstücken, Vater Nolte," lud der Gutsherr ein, „den Pferden etwas geben?"

„Ich danke, gnädiger Herr," lehnte der Müller ab, „habe beim Pastor in Hohenkremmen Heu und Brod vorgelegt, und sie wissen, daß es mich drängt, wieder in meine Mühle zu kommen."

„Kann's mir wohl denken, Vater Nolte," sagte der Edelmann die Hand des Müllers drückend, der wieder auf seinen Wagen stieg, „ihr laßt mich doch Alles wissen, was vorfällt?"

„Der gnädige Herr kann sich auf mich verlassen, Gott schütze sie und ihr ganzes Haus! fort!"

„Behüt euch Gott, Nolte!"

Der Wagen rollte langsam in die Seitenstraße ein, die in einiger Entfernung am See hin führte. Es war ringsum tiefe Stille, lange lauschte der Gutsherr dem Geräusch des leichten Wagens, das noch aus weiter Ferne zu seinem Ohr drang. Tief seufzend betrat er endlich wieder seinen Hof, er hatte eine Ahnung, daß das die Stille sei, die dem Sturme vorhergeht, darum gönnte er sich auch jetzt noch keine Ruhe, er überzeugte sich, daß sein Weib und seine Kinder fest schliefen, dann trank er ein Glas Wein, stopfte sich eine Pfeife und ging rauchend auf und ab vor dem großen Hofthor.

Die Befreiung der Leibeigenen in Rußland.

II.

Der Weg, den man einschlagen muß.

Das Ziel ist klar; jetzt müssen wir uns zu den Mitteln, dasselbe zu erreichen, wenden.

Man muß das abhängige Verhältniß der Leibeigenen zu ihren Herren aufheben, und den auf diese Art freigewordenen Bauern das Land auf ähnliche Bedingungen, wie bei den Kronbauern, überlassen.

Um dies zu erreichen, muß das Land, welches man den Bauern geben soll, Kronland werden, d. h. das Gouvernement wird es von den Gutsbesitzern kaufen müssen. — Wo sind dazu die Mittel? Diese Frage gehört zu der Finanzoperation, welche später besprochen werden wird; für's Erste muß das Areal des Landes, das die Bauern gegenwärtig inne haben, bestimmt werden.

Warum? wird man fragen.

Darum erstens, weil das gegenwärtige Areal das normale ist; die Quantität des Landes, welche nach den lokalen und wirthschaftlichen Verschiedenheiten in den Gouvernements (Gubernien) unumgänglich für den Unterhalt des Bauern nothwendig ist, ist durch vieljährige Erfahrungen bestimmt; zweitens, um den Gang der Wirthschaft nicht zu stören, eine Störung, die sehr viele Verwirrungen hervorbringen würde. Auch noch darum, um nicht nutzlos in ganz Rußland neue Messungen vorzunehmen und neue Fragen, wie viel und was für ein Land den Bauern abzutreten sei? hervorzurufen. — Nicht nur jede Provinz, sondern auch jeder Distrikt, ja jedes Dorf haben eigenthümliche lokale Verhältnisse; diese Verhältnisse haben auch die jetzige Eintheilung des Landes bedingt; wäre es möglich, alle unter eine Norm zu bringen?

Nichts besseres kann man ersinnen, als das was sich natürlich durch eine Reihe von Jahren und Erfahrungen entwickelt hat. — Gegen diese Ansicht wird gewöhnlich erwidert, daß der Bauer, dem sein Lebensunterhalt gesichert ist, dem Gutsbesitzer sein Land sogar gegen Bezahlung ferner nicht bearbeiten wird. Ein solcher Einwurf ist wahrlich naiv.

Diese Frage berührt nur diejenigen Güter, wo Frohnarbeit besteht. Bei der jetzigen Einrichtung arbeitet der Bauer drei Tage der Woche für den Gutsherrn und drei Tage für sich selbst; bei unserer Voraussetzung erhalten die Bauern so viel Land, wie sie jetzt für sich bearbeiten; darauf verwenden sie die Hälfte der Arbeitszeit, folglich bleibt ihnen die andere Hälfte übrig, die sie auf jeden Fall für einen Gelderwerb, wenn sich dafür Gelegenheit bieten wird, verwenden werden. — Der Gutsherr behält das nämliche Areal Landes, was er bis jetzt benutzte, und wird seine Wirthschaft, statt durch pflichtschuldige Arbeit der Leibeigenen, durch

Miethskräfte fortsetzen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Bauern für einen nicht unbilligen Preis beim Gutsbesitzer arbeiten werden, um die freie Zeit nicht unnütz zu verbringen. Der Bauer wird des Geldes bedürfen, nicht nur, um die Abgaben und die neu aufgelegte Steuer für den Genuß des Landes zu zahlen, sondern auch, um seine Lebensbedürfnisse zu bestreiten. Folglich außer dem allen Menschen eigenen Wunsche, seine Lebensverhältnisse zu verbessern, wird schon die Noth ihn dazu zwingen. Es fragt sich aber noch, werden die Bauern nicht einen vortheilhafteren Erwerb, als die Bearbeitung des Landes des frühern Gutsherrn finden?

Es versteht sich von selbst, daß unternehmende und reichere Bauern einen vortheilhafteren Erwerb in anderen Quellen finden werden; aber solche Menschen bearbeiten auch jetzt nicht das Land, sondern zahlen ihrem Herrn einen Obrok und arbeiten in Städten.

Wenn in Folge der persönlichen Freiheit die Zahl dieser Menschen auch zunimmt, so kann doch diese Zunahme nicht groß werden. Die Freiheit der Wahl der Arbeit ist ein unentbehrliches Erforderniß der bevorstehenden Reform; will man dieser Wahl Schranken setzen, so muß man gar nicht an die Reform denken. Zuletzt sprechen wir hier von der Masse, und die Masse wird nie und nirgends einen vortheilhaftern Erwerb, als den, der ihnen vom früheren Gutsherrn geboten wird, finden, für solch einen Erwerb brauchen die Leute nicht weit zu gehen, und dabei kann die ganze Familie zusammen arbeiten. — Sonderbar wäre es, diese Auffassung bestreiten zu wollen.

Die Befürchtung, daß die Bauern, denen der Lebensunterhalt gesichert ist, nicht bei den Gutsbesitzern arbeiten werden, trifft hauptsächlich Kleinrußland. Man sagt gewöhnlich: der Kleinrusse ist faul und seine Apathie so groß, daß, wenn er hinreichende Nahrung hat, er nicht für die Besserung seiner Lebensverhältnisse arbeiten wird.

Eine solche Meinung vom Kleinrussen scheint, so lange man nicht auf den Grund dieser Apathie geht, begründet zu sein. Aber ist es denn natürlich, bei einem Menschen, der sonst keine organischen Fehler hat, das allgemein menschliche Element, den Wunsch, seine Lebensverhältnisse zu verbessern, auszuschließen?

Mich hatte immer diese allgemeine Meinung über die Kleinrussen beschäftigt, und ich wünschte darüber Aufklärung zu haben, die ich auch während meines Aufenthalts in Kleinrußland erhielt. Vor allen Dingen fiel mir der große Unterschied zwischen den Dörfern der Kronbauern und denen der Leibeigenen auf. Ohne tiefer auf Erörterungen und Nachforschungen einzugehen, beweist schon das Aeußerliche dieser und jener Dörfer, daß diese Apathie nicht die Eigenthümlichkeit der ganzen Bevölkerung ist. Diesen Beweis führe ich aus eigener Beobachtung, die ein Jeder bestätigen wird, und nicht auf Aussagen Anderer mich stützend; es ist eine Thatsache, welche stark in die Augen fällt. — Ferner

fielen mir in den gutsherrlichen Dörfern eine Menge Hütten auf, in deren Umgebung gar keine wirthschaftlichen Gebäude zu sehen waren. Es wurde mir gesagt, daß diese Hütten einzelnen Bauern gehören, die weder Land, noch Vieh, noch Wirthschaft haben, sondern ihren vollkommenen Unterhalt von dem Gutsherrn erhalten, und dafür verpflichtet sind, sechs Tage der Woche für ihn zu arbeiten. Die große Menge solcher Bauern war für mich ein Räthsel; von ihnen selbst konnte ich keinen vernünftigen Grund erfahren, auf alle meine Fragen, warum sie keine Wirthschaft hätten, erhielt ich die dunkele und lakonische Antwort: „Weil wir Gutsherrliche sind."

Nicht nur die reichen, auch die armen Gutsherren unterhalten viele solcher einzelner Bauern; besonders fiel es mir auf, daß die reichen Besitzer, die fast beständig auf ihren Gütern leben und so etwas immer vor Augen haben, nichts dagegen unternehmen, den Bauern nicht soweit zu helfen, daß sie ihre eigene Wirthschaft einrichten können, wie es oft in Großrußland geschieht. Von den Gutsherren erfuhr ich die Wahrheit auch nicht, denn auf meine Fragen erhielt ich die Antwort, daß es nicht lohne, dem Kleinrussen zu helfen, da er das Geld, das man ihm für die Wirthschaft gäbe — versaufen würde. Zufällig machte ich die Bekanntschaft eines Verwalters, der aus dem Innern von Rußland war und mir die Sache aufklärte. Er sagte mir, daß in Kleinrußland im Sommer während der Arbeitszeit, wo das Heu gemacht oder das Getreide besorgt wird, der freie Arbeiter bis zu einem Rubel Silber, und ein Weib bis zu funfzig Kopeken Silber täglichen Lohn bekommen. Daher ist es für den Gutsbesitzer sehr vortheilhaft, wenn der Bauer in Folge eines Unglücks, z. B. einer Viehseuche, so verarmt, daß er nicht mehr im Stande ist, seine Wirthschaft fortzusetzen, seine Familie zu ernähren, und sich hülfesuchend an den Gutsherrn wendet. Letzterer übernimmt dann, für den Unterhalt des Bauern zu sorgen, und damit keine Klagen vorfallen, giebt er ihm und seiner Familie die statutenmäßige, für einen Soldaten bestimmte Ration, zahlt für ihn die Kopfsteuer und läßt ihn dafür sechs Tage der Woche arbeiten.

Der enorme Vortheil der Gutsbesitzer von solchen Bauern ist einleuchtend. Die vier Sommermonate allein, während welcher der einzelne Bauer drei Tage der Woche mehr gegen die anderen Leibeigenen (die hier Wirthe genannt werden) arbeitet, ersparen dem Gutsherrn 50 Arbeitstage. Sagen wir, daß die Familie eines solchen Bauern nur aus Mann und Weib besteht, so ist ihre Arbeit in diesen 50 Tagen eine Ersparniß von 75 Rubel Silber, da bei den großen Feldern der Gutsbesitzer gemiethete Arbeiter unumgänglich nothwendig sind; nimmt man die übrige Zeit des Jahres in Betracht und daß ferner das Land, welches der Bauer früher benutzte, auch dem Gutsbesitzer verfällt, und daß dabei der Unterhalt einer solchen Familie durchschnittlich 20 Rubel Silber kostet, so wird es klar, wie groß der Vortheil des Gutsherrn

ist. Der Verwalter, dessen ich vorher erwähnte, erzählte mir, daß nach seiner Ankunft auf dem Gute er es für seine Pflicht hielt, dem Gutsherrn vorzuschlagen, den einzelnen Bauern Land, Vieh und Mittel zur Einrichtung einer Wirthschaft zu geben. Der Gutsherr verwarf aber diesen Vorschlag und erklärte ihm seine Gründe. Dieser Verwalter sagte auch, daß der nämliche Geist alle Besitzer der Gegend beseele: systematisch darnach zu trachten, den Bauer in solch eine abhängige Stellung zu bringen. — Wahr ist es, daß man den Worten eines Einzelnen nicht trauen kann, aber wenn das Factum dasteht, daß die Zahl der Einzel-Bauern sehr bedeutend ist und nicht selten der der Wirthe gleichkommt, so kann man nicht mehr zweifeln, und die Worte des Verwalters dienen nur zur Erklärung der Thatsache.

Ist es nach alle dem zu bewundern, daß in dem größten Theile von Kleinrußland, wo der Bauer so systematisch zum Bettler gemacht wird, er apathisch ist? Zudem muß beigefügt werden, daß die Leibeigenschaft in Kleinrußland mit einem Male und viel später als im übrigen Rußland, wo sie sich allmälig entwickelt hat, entstanden ist; — solche Verhältnisse mußten unzweifelhaft Einfluß auf den Geist des Volkes haben. Freilich kann man nicht ganz bestreiten, daß auch der Charakter der Nation zur Entwickelung der Sorglosigkeit und Faulheit, theils durch locale und andere Bedingungen, beigetragen hat. Aber wir sind der Meinung, daß der Wunsch nach dem Besseren jedem Menschen eigenthümlich ist, und wo dieses geistige Element sich augenscheinlich nicht offenbart, ist es durch Umstände niedergedrückt, das beweist die erwähnte Thatsache; werden die Umstände beseitigt, so wird das Element sichtbar werden. Wenn dieser Schluß falsch wäre, was ist dann der Grund, daß die Kronbauern in Kleinrußland sich so stark von den Leibeigenen unterscheiden? woher sind die geistigen Anlagen des kleinrussischen Soldaten und des Bauern so verschieden? womit ist die Thätigkeit des vom Drucke befreiten Kleinrussen zu erklären? Daraus folgt, daß für die Befürchtung: der Kleinrusse werde nicht arbeiten, kein Grund vorhanden ist; er wird ebenso, wie der Russe, bei seinem früheren Gutsherrn Arbeit suchen.

Wenn die Bauern zu einigen der früheren Herren nicht arbeiten gehen werden, so wird dies nur zeigen, daß ihre Mißstimmung gegen die Person des Herrn so hoch gestiegen ist, daß sie selbst ihre eigenen Interessen opfernd, sich Arbeit weit vom Hause suchen werden.

Solche Erscheinungen werden nur ausnahmsweise vorkommen und werden zugleich eine gerechte Strafe sein. Solche einzelne Fälle werden sich jedoch höchstens auf das erste Jahr beschränken, denn der Bauer wird sehr bald einsehen, daß, nachdem ihm Gerechtigkeit geschehen, es ihm vortheilhafter ist, zu Hause zu arbeiten. — Lassen wir sogar die unberechtigte Voraussetzung zu, daß der größte Theil der Kleinrussen keine Arbeit bei den früheren Brodherren nehmen wird. Was werden

sie denn mit ihrer Zeit anfangen? Werden sie bei anderen Gutsbesitzern arbeiten, oder auf der Bärenhaut liegen? Aus dem ersten Falle erwächst für die Besitzer im Allgemeinen gar kein Schaden. Bei der ganzen Ungereimtheit der zweiten Voraussetzung: daß die ganze Masse, Millionen von Menschen, nichts thun werden, bleibt der Schaden nur auf der Seite der Bauern, aber nicht der Gutsbesitzer. — Bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge kommen trotz noch bestehender Leibeigenschaft und des Mangels der Communicationsmittel große Massen von Arbeitern aus dem Innern nach dem Süden von Rußland.

Wenn aber die Leibeigenschaft aufgehoben, wenn für den leichteren Verkehr durch Eisenbahnen mehr gesorgt sein wird, so kann die Zahl der Arbeiter je nach Bedürfniß verdoppelt und verdreifacht werden. Wenn die Kleinrussen das Land der früheren Herren nicht bebauen wollen, so werden es Russen thun. — Damit ist der einzige Widerspruch, den man der Abtretung des Landes an die Bauern macht, widerlegt.

Wenn wir hier von der Zusicherung des Landes an die Bauern sprechen, so verstehen wir darunter die normale Quantität des Bodens. In den Fällen, wo der Grundherr den Bauern das Land geschmälert hat, wo Einzel-Bauern entstanden sind, ist das Areal des Landes, welches jetzt den sogenannten Wirthen überlassen ist, ungenügend für die ganze Gemeinde und muß im Verhältniß zu der Zahl der Einzel-Bauern vergrößert werden. Wird man das auch bestreiten wollen? Natürlich wird in diesen Fällen das Areal, das den Gutsherren abgekauft werden muß, größer sein, als dasjenige, welches gegenwärtig zur Nutzung den Bauern überlassen ist; aber dadurch geschieht keine Verletzung der Rechte des Herrn, sondern es werden nur der Ungesetzlichkeit und dem Uebergriffe der gutsherrlichen Gewalt Schranken gesetzt.

Vielleicht werden sich auch noch solche Leute finden, die überhaupt den Kauf des Landes der Bauern für eine Verletzung des Eigenthumsrechtes halten. Diesen Leuten brauchte man nichts zu antworten und sie zu widerlegen, aber um sie aufzuklären, wollen wir ihnen in's Gedächtniß rufen, daß sie bis jetzt das Land der Bauern nicht bearbeitet, sondern dafür die Arbeit der Bauern gehabt haben. Durch den Kauf dieses Landes bekommen sie ein Kapital, dessen Procente hinreichen werden, um durch Miethskräfte dasjenige Land, was sie jetzt besitzen, zu bearbeiten. Fügen wir noch hinzu, daß der Kauf nach Schätzung, aber nicht nach einem voraus bestimmten Preise gemacht werden muß, so ist hier keine Spur von Verletzung der Eigenthumsrechte. — Uebrigens wird dies noch mehr bei der Besprechung der Finanzoperation aufgeklärt werden.

Bei dem Kauf der Ländereien für die Bauern drängt sich eine wichtige Frage auf. Es sind Güter, die sehr wenig urbares Land haben; wir könnten sogar Beispiele aufweisen, wo die ganzen Besitzungen außer

dem herrschaftlichen Hause nur Obst- und Fruchtgärten haben. Die Bauern, die zu solchen Gütern geschrieben sind, mußten sich nothgedrungen zur Industrie wenden, und zahlen dem Gutsherrn für das Recht, anders wo ihren Unterhalt zu suchen, eine gewisse Abgabe (Obrok). Auch giebt es solche Besitzungen, die viel Land umfassen, wo aber das Land so wenig ergiebig ist, daß der Ackerbauer den ihm auferlegten Obrok nicht erschwingen kann, also gleichfalls sich mit irgend einem Zweige der Industrie beschäftigen muß. Unter ähnlichen Bedingungen stehen diejenigen Leibeigenen, die das Hausgesinde ausmachen. Der Obrok einiger Gutsbesitzer, besonders kleinerer, ist nicht nur ein Theil ihrer Einkünfte, sondern gewährt nicht selten die einzigen Mittel für ihren Lebensunterhalt, für sie also ist diese Frage eine Lebensfrage. Die Erörterung der Frage, ob der Obrok, den die Leibeigenen der eben erwähnten drei Kategorieen den Gutsherren zahlen, im juridischen Sinne gesetzlich oder widergesetzlich ist, gehört nicht hierher .... das Faktum ist vorhanden, daß derselbe ein Einkommen der Gutsbesitzer ist, es ist nun einmal ein Gebrauch, der durch das Gesetz sanctionirt ist — also ist dieser Gewinn ein Eigenthum der Gutsherren, das ihnen zu nehmen ungerecht wäre. —

Daraus ist zu ersehen, daß das Recht des Gutsherrn nicht nur in der Forderung der Arbeit der Bauern besteht, die dafür von ihm Land zur eigenen Nutzung erhalten, sondern auch in anderen Ansprüchen. Die Leibeigenschaft mußte in Folge verschiedener Umstände und in Folge ihres Begriffs auf jeden Fall die Verpflichtung des Bauern in eine totale Abhängigkeit von der Person des Grundherrn verwandeln.

Aus diesem Verhältnisse entwickelte sich ganz folgegemäß das Recht, die Freiheit der Arbeit zu beschränken, und das Recht, gewisse Abgaben von den Leibeigenen für die freie Wahl der Arbeit auf eine bestimmte Zeit zu fordern. Dieses Recht ist aus dem ehemaligen Rechte der Grundherren entsprossen und durch die langjährige Anwendung gesetzlich geworden. Die Aufhebung dieses Rechtes zieht die Verletzung des Eigenthumsrechtes nach sich und bringt viele Grundbesitzer in große Verlegenheit.

Nachdem wir diese Frage der Befreiung der Leibeigenen von der praktischen Seite betrachtet haben, so kommen wir zur Ueberzeugung, daß die Befreiung der Bauern, selbst ohne Land, nicht anders als durch den Kauf geschehen kann. Diese Auffassung bringt die Frage in ihre wahre Stellung. Hätte man sich nicht mit der Hoffnung geschmeichelt, die Sache leicht beilegen zu können, so würde man gleich eingesehen haben, daß ohne eine Finanzoperation kein Ausweg da ist, und sich ernstlich zum Studium derselben gewendet haben.

Vom theoretischen Standpunkte ist das Recht des Einzelnen auf den Besitz von Personen ganz grundlos. Wer wird darin nicht beistimmen? Aber dessenungeachtet ist es ein Recht, das vom Gesetze anerkannt ist,

und auf welches der Reichthum Vieler basirt ist. Aus diesem Rechte fließen die Einkünfte aller Gutsbesitzer, deren Zahl in Rußland sehr bedeutend ist.

Also ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Befreiung der Leibeigenen nicht anders, als nur durch einen Loskauf erreicht werden kann. — Man könnte uns am Ende noch vorwerfen, daß wir durch solche Auslegung uns zu den Vertheidigern jenes unnatürlichen Rechtes gesellen und dadurch neue Schwierigkeiten der Lösung dieser Frage bereiten. Wie schmerzlich solch eine Beschuldigung immer sei, so sind wir dennoch bereit, dieselbe hinzunehmen, mit der festen Ueberzeugung, daß man, wenn man die Reform von der praktischen Seite betrachten will, bald die Unumgänglichkeit des Loskaufes einsehen wird, — damit ist schon ein Schritt vorwärts geschehen, und wenn man so weiter fortschreitet, so muß auch das Ziel bald erreicht werden. Ohne Prophet zu sein, kann man dreist voraussagen, daß, so lange die Leibeigenen vom Gutsbesitzer nicht losgekauft werden, sie durch keine andere Maßregel befreit werden, sondern daß die Frage sich jahrelang hinziehen wird; das Volk wird nach der Freiheit schmachten, und in manchen Theilen werden durch Grausamkeit Rebellionen hervorgerufen werden; dann wird man an solchen Orten genöthigt sein, den Aufruhr durch Militär-Gewalt und Transportirung nach Sibirien zu unterdrücken, und wenn es gelingt, so kann es nicht auf lange sein. — Muß denn der russische Bauer erst in Ketten nach Sibirien wandern, um die Freiheit zu erlangen?

Jetzt fragen wir, wer ist mehr zu beschuldigen, wir, die nur die Interessen des Gutsbesitzers wahren, wir, die dieses unnatürliche Recht anerkennen, also auch auf den Loskauf bestehen, oder diejenigen, welche dieses Recht gar nicht gelten lassen wollen und die da meinen, mit schönen Phrasen alles abgemacht zu haben? Es frägt sich, wer den gegenwärtigen Gang der Dinge klarer durchschaut? Wer sehnsüchtiger eine Reform wünscht? Mit schönen Phrasen wird nichts ausgerichtet, wo eine große Masse von Gutsbesitzern sich in ihren Einkünften geschmälert sieht.

Eine volksthümliche Reform kann nur dann durchgeführt werden und wird festen Boden in der Nation fassen, wenn Alle zufrieden gestellt werden. Die bevorstehende Reform in Rußland ohne Loskauf kann nicht nur nicht Alle befriedigen, sondern es werden durch sie die Interessen Aller beeinträchtigt.

Wollte die Regierung die Befreiung der Leibeigenen ohne Loskauf durchsetzen, so würde sie alle Gutsbesitzer gegen sich haben und könnte auch nicht das Recht der Bauern auf den Besitz des Landes festhalten. So eine Reform würde den Gutsherren und selbst den Bauern zum Schaden sein.

Zu solchen Resultaten würden uns die Ansichten derjenigen Theoretiker führen, die nicht die Frage von allen Seiten betrachten und die nicht in die wahren Lebensverhältnisse hineinblicken wollen. Die Ver-

fechter der Reform, die dieselbe ohne Geldvergütigung des Rechtes durchführen wollen, sprechen folgendermaßen: Das Recht über die Leibeigenen besteht in nichts Anderem, als in der Fesselung der Bauern an die Scholle, es ist eine administrative Maßregel, die aus der Nothwendigkeit entstanden ist, jetzt aber ihr Ziel erreicht hat und folglich abgeschafft werden muß; also hierbei ist nicht die Rede von einem Loskauf. Das Raisonnement ist abstrakt richtig; aber hat dieses Recht während der langen Reihe von Jahren nicht viele Verhältnisse hervorgerufen, die jetzt gesetzlich bestehen?

Darum müssen Alle, die die Reform wünschen aus Humanität, aus Liebe für ihr Volk, aus Liebe für Ruhe und Ordnung, aus Abscheu gegen alle blutigen Revolutionskämpfe — zu gleicher Zeit wünschen, daß die Reformatoren einsehen, daß die Befreiung ohne Loskauf Schwärmerei ist, daß sie schneller den einzigen wahren Weg einschlagen, und daß sie sich zu den Arbeiten, die dem Loskaufe vorangehen müssen, wenden möchten.

Wenn man zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß nur durch eine Finanzoperation diese Aufgabe zu lösen ist, entsteht die Frage: Ist eine Finanzmaßregel in so einem Umfange und bei dem Nichtvorhandensein der Mittel, auch nur die Procente für die erforderliche Summe zu zahlen, möglich? Die Antwort ist verneinend. - Nun fragt sich, wie ist dabei zu verfahren, wenn dies der einzige Weg ist? Wahr ist es, daß keine Finanzmaßregel möglich ist, die gestatten würde, das Recht auf die Leibeigenen den Gutsbesitzern abzukaufen; aber eine Finanzoperation, vermöge deren man mit dem Rechte auch das für die Bauern nöthige Land von den Gutsherren kauft, ist sehr möglich.

Daraus können wir den Schluß ziehen, daß die wichtigste Bedingung der Reform, der Kauf des nöthigen Landes, unzertrennbar mit einer Vergütung verbunden ist, die man den Gutsbesitzern gewähren muß für ein Recht, das sie genöthigt sein werden, aufzugeben.

Concentrirte und nicht concentrirte Arbeit.*)

L. Raybaud: Etudes sur le regime des manufactures. Paris 1859. M. Levy frères.

I.

Wenn es einst, und bis vor kurzer Zeit noch, fast ausschließlich politische Fragen waren, welche die Intelligenzen vorzugsweise in Anspruch nahmen und die öffentliche Aufmerksamkeit erregten, so sind es jetzt die socialen Fragen, welche den politischen den Rang abgelaufen haben und fast gebieterisch Antwort heischen. Wir müssen schon das als einen Fortschritt bezeichnen. Zwar ist beiden ein Ziel gemeinsam — die Regierenden wie die Regierten suchen nach Garantien des Wohlstandes und der Macht durch Entwickelung der Principien der Freiheit und der Autorität; indessen bezieht sich die Politik, die Wissenschaft der Regierenden, weit mehr auf die Form als auf das Wesen der Dinge, und so kommt es, daß die Regierten, fast immer in der Hoffnung, die in ihnen ein politischer Wechsel erregte, getäuscht, sich endlich gezwungen sehen, von der Gesellschaftswissenschaft Lösungen zu fordern, zu denen die Politik nicht die Macht oder nicht den Willen hatte. Darin aber liegt die Revolution.

Die Gesellschaftswissenschaft muß in demselben Maaße, in welchem sich die ächte Civilisation entwickelt, die Politik, die Staatswissenschaft absorbiren, die Politik ist nur ein Organ der Gesellschaftswissenschaft. Es ist darum ganz folgerecht, daß es die Männer der Wissenschaft sind, die sich, voraus den Regierungen, mit den schwierigsten Problemen und Aufgaben beschäftigen und alle Beziehungen, die Völker und Individuen unter sich haben, genauer Prüfung unterwerfen.

So ist das Studium der Lage der arbeitenden Klasse traditionell beinahe geworden bei der Pariser Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, und seit 26 Jahren hat sie in einer Reihe von Untersuchungen, welche sie Verschiedenen ihrer Mitglieder übertrug, einen Schatz von nützlichen Bemerkungen, Erkundungen und Erfahrungen gesammelt. Die neueste dieser Untersuchungen war Herrn Louis Raybaud übertragen, und sein so eben erschienener Bericht enthält wieder eine Fülle der nützlichsten Dinge.

Dieser Heroe der französischen Gesellschaftswissenschaft, als solcher gilt er in Frankreich, sieht eine Hauptgefahr zunächst für die Arbeiter selbst, dann aber für die Gesellschaft überhaupt darin, daß sich die vereinzelte Industrie immer mehr in concentrirte Industrie verwandelt. „Das aber ist," sagt er, „eine neue Situation, welche durchaus neuer Hülfen bedarf. Welche werden das sein, wo werden wir welche finden, die verträglich sind mit der Unabhängigkeit, deren die Industrie bedarf, wenn sie nicht abwelken soll? Wo finden wir jetzt in dieser Massenwirthschaft auch nur einigen Ersatz für die Garantien, welche uns einst die Arbeit in der Familie gab? Wie die Arbeiter sichern vor den Klippen, welche in der Fabrikarbeit liegen, ohne doch

*) Concentrirte Arbeit (regime des manufactures) bedeutet die Arbeit in großen Fabriken mit großen Mitteln an Menschen wie an Maschinen; nicht concentrirte Arbeit (industrie isolée, regime de la fabrique) ursprünglich die Arbeit vom Meister und seinen Gesellen und Lehrjungen, dann die Arbeit in allen Verhältnissen, die diesem analog sind.

der Industrie die Freiheit zu benehmen, die ihr Lebensodem ist? Welches Gegengewicht hat man gegen diese Gewalt des Chefs eines Etablissements, von dem zahlreiche Existenzen abhängig sind, dessen Verantwortlichkeit aber weder fest bestimmt, noch gesetzlich geordnet ist, vielleicht gar nicht geordnet werden kann, ohne Privatangelegenheiten einer höchst verderblichen Beeinflussung auszusetzen?“

Gewiß ist die Lösung dieser Probleme höchst schwierig, und man könnte leicht einer trostlosen Hoffnungslosigkeit anheimfallen, wenn man nicht zugleich bemerkte, daß die Wissenschaft rastlos am Werk ist und sich unablässig mit der Lösung beschäftigt. Das vorliegende Buch selbst enthält einen namhaften Beitrag von wissenschaftlichem Material zu dieser Lösung. Denn obwohl sich die Louis Raybaud aufgetragene Untersuchung speciell auf die Seidenindustrie bezieht, deren Hauptplätze in Deutschland, in der Schweiz, in Frankreich und auch in England er besuchte, so fehlt es doch auch an allgemeinen Bemerkungen nicht, und der Verfasser der vorliegenden Schrift hat sich wohl nur durch seine große Gewissenhaftigkeit abhalten lassen, aus den Prämissen, die er giebt, die Schlüsse selbst zu ziehen.

Welches sind die nothwendigen Bedingungen einer günstigen Entwickelung der Industrie?

Bietet die nichtconcentrirte oder die concentrirte Arbeit stärkere Garantien für diese Bedingungen?

Wenn die Entwickelung der concentrirten Arbeit schädlich wird, welche Mittel müssen dagegen angewendet werden?

Das Buch des Pariser Akademikers scheint uns, implicite wenigstens, Antwort auf diese drei unendlich wichtigen Fragen zu geben.

Die Industrie will vor allen Dingen frei sein, durch die Freiheit allein ist sie fruchtbar. Die Bedrückung der Arbeit, und wenn auch nur in einer ihrer Formen, ist eine Ungerechtigkeit, die zu einem Kampfe führt, in welchem der Bedrücker die Gewalt anwendet, während der Bedrückte durch List, Schlauheit, Trug das Gleichgewicht wieder herzustellen sucht, das zu seinem Nachtheil aufgehoben worden.

In diesem Kampfe nutzen sich die Kräfte rasch ab, aber nicht durch die Bewältigung der Hindernisse, welche die Natur der Arbeit entgegenstellt, sondern durch Bekämpfung derer, die im schlechtverstandenen individuellen Vortheil erst geschaffen wurden. Die normalen Verhältnisse der Production und Consumtion sind zerstört, und wenn sich dabei der Vortheil einer geringen Minorität mehrt, so geschieht das auf Kosten der Majorität — das aber ist immer gegen Recht und Billigkeit. Eine gesunde Politik muß daher, als Schützerin der allgemeinen Interessen, der Industrie volle Freiheit lassen, und nicht zu Gunsten Einzelner oder des Staates die Industrie beschränken wollen.

Louis Raybaud sagt: „Die Industrie wird in demselben Grade blühender werden, in welchem man sie entlastet, und je mehr sie blüht, desto lohnender wird sie sein für Alle, die sie beschäftigt, für die Arbeiter durch höhere Löhne, für die Meister durch die Gewinne.“

Nach Ansicht des Pariser Akademikers soll sich die Politik nun durchaus nicht darum kümmern, ob die Meister gerecht gegen ihre Arbeiter sind, soll sich

nicht einmischen in diese Verhältnisse durch Anlegung von Schulen, Sparkassen u. s. w. Alles das kommt, seiner Ansicht nach, ganz von selbst, wie die Aehre aus dem Halm kommt, Unabhängigkeit und Freiheit führen alle diese Resultate von selbst herbei.

Der Arbeiter ist ein Mann und kein Kind, man soll ihn nicht unterrichten gegen seinen Willen, sparsam machen gegen seinen Willen u. s. w., er braucht keinen Vormund.

Wir gestehen, daß diese Sätze allerdings bedenklich klingen, müssen aber zugeben, daß wir am wenigsten diese Sätze bekämpfen möchten; jedenfalls ist es interessant, sie von einem Franzosen, der doch nun die Mitregiererei, selbst in den kleinsten Privatangelegenheiten, gewohnt sein muß, gepredigt zu sehen. Uns scheint, als ob Raybaud damit die erste der Fragen, die wir oben gestellt, beantwortet hätte!

Selbstständigkeit, Sicherheit vor jeder Einmischung des Staates sind nach ihm nothwendige Bedingungen einer blühenden Industrie.

Was die zweite Frage betrifft — sind die Garantien für diese nothwendigen Bedingungen in der nicht concentrirten oder in der concentrirten Arbeit stärker? — so beantwortet sie Raybaud noch weit bestimmter als die erste, seine Antwort läßt gar nichts zu wünschen übrig.

Man muß die städtische Fabrikation von der ländlichen unterscheiden, beide entwickeln sich parallel. Die städtische Fabrik erinnert noch von Weitem an die Corporationen, die einst Kunst und Handwerk als ihr Erbe betrachten konnten. Was die Seidenfabriken besonders betrifft, so hat sich der Handwerks-Typus in Lyon im Allgemeinen noch sehr gut erhalten. Aber auch die andern Zweige haben noch eine mehr oder weniger ähnliche Organisation. Diese Organisation zeigt die drei bekannten Stufen, Meister (maitre ouvrier), Geselle (compagnon) und Lehrling (apprenti). Sehr gut sagt L. Raybaud: „Diese unwillkürliche Hierarchie, diese drei Stufen sind ebenso viele Stacheln bei der Arbeit, als Zielpunkte für den legitimen Ehrgeiz. Andererseits bewahren diese zerstreuten oder vereinzelten Werkstätten einen familienhaften Charakter, zum wenigsten war das sonst so. Die Gesellen, die Lehrlinge gehörten zum Hause, sie betrachteten sich als Angehörige der Familie bei Freudenfesten, wie bei Trauerfällen. Wenn der Geselle Ersparnisse machte, der Meister bewahrte sie, wenn er krank war, wurde er gepflegt; hatte er Muße, so fand er im Hause Unterhaltung und Beschäftigung, er entging so der Vereinsamung, die stets ein schlechter Rathgeber war, oder dem Wirthshause, dessen Einfluß noch verderblicher ist.“

Weiter heißt es in dem vorliegenden Buche: „Die Stellung des Arbeiters in der einzelnen Werkstatt hat eine Würde, die man nicht übersehen darf, die mir höchst wichtig zu sein scheint. Sie hat noch einen kostbaren Vorzug, sie eröffnet eine Aussicht auf Avancement, sie giebt einem wohlbegründeten Ehrgeize ein Ziel. Der Arbeiter ist da nicht blos ein Lohnarbeiter, er ist nicht für das ganze Leben zu einer untergeordneten und ungewissen Stellung verurtheilt. Indem er für das Glück eines Andern arbeitet, kann er zugleich zu seinem eigenen Wohlergehen den Grund legen, seine Hoffnung hat freien Spielraum. Wenn er auf die Meister blickt, so sieht er in ihnen Männer, die ebenso angefangen haben, wie er anfängt. Sie waren Lehrlinge, dann Gesellen, dann Theilhaber des Geschäfts, endlich Meister oder Chefs. Wie

aber haben sie das erreicht? Durch die Macht des Capitals, oder durch hervorragende Bildung? Durchaus nicht, sie verdanken das, was sie sind und haben, dem weise geregelten Gange des Herkommens, langsamen Ersparnissen, Fähigkeiten endlich, die Ausdauer und stete Verfolgung eines Ziels in allen Menschen entwickeln.«

So war es sonst überall mit der städtischen nicht concentrirten Arbeit, jetzt verschlechtert sich dieselbe und artet aus in demselben Maaße, in welchem die concentrirte Arbeit (regime des manufactures) überhand nimmt.

Die nicht concentrirte ländliche Industrie hat andere Grundlagen, »hier giebt es keine Rangstufen, es ist der Familienvater, der die Bestellung übernimmt und sie selbst ausführt, oder durch die Seinigen ausführen läßt. Beschäftigt er Hülfsarbeiter, so sucht er sich die besten aus. Auf dem Lande sind überdem die Geister noch nicht so bewegt, man hegt dort noch nicht in so hohem Grade geheimen Haß und Neid. Die Landbevölkerungen nehmen die industrielle Arbeit als eine Wohlthat an, sie gewährt eine Hülfe für ihre Bedürfnisse oder ihr Vergnügen, sie verschwistert sich mit der Feldarbeit. So gering auch der Ertrag immerhin sein mag, er bringt eine Art Erleichterung für die Erhaltung des Hausstandes, er ermöglicht Ersparnisse. In schwierigen Zeiten kann der Lohn, ohne wirkliche Noth herbeizuführen, von beiden Seiten herabgesetzt werden. Hört die Arbeit ganz auf, nun so ist die Feldarbeit wieder die einzige Quelle der Ernährung wie vorher.«

L. Raybaud entwirft ein sehr schönes Bild von der ländlichen nicht concentrirten Arbeit in Rhein-Preußen und in der Schweiz, auch weiset er nach, daß die nicht concentrirte Arbeit auf mehr als einem Punkte für jetzt noch siegreich gegen die concentrirte Arbeit, trotz der gewaltigen Hülfsmittel derselben, gerungen hat. Er erzählt von Elberfeld z. B., daß es dort Arbeiter giebt, die mit kleinen Maschinen von sechs, acht und zehn Pferdekraft die große concentrirte Industrie bekämpfen, obgleich diese mit Maschinen von 30 bis 35 Pferdekraft und 400 oder 500 Menschen arbeitet. Sie setzen diesen gewaltigen Hülfsmitteln ihren regelmäßigen Fleiß und die unberechenbare Macht entgegen, die das Gefühl verleiht, sein eigener Herr zu sein.

Man sieht, daß Raybaud sehr viel hält von der nicht concentrirten Arbeit. Von der concentrirten Arbeit (regime des manufactures) sagt er, nachdem er kurz daran erinnert hat, wie leicht es den Fabrikanten werden muß, in diesem Regime Garantieen für ihre Interessen zu finden: »Es handelt sich also wohl vorzugsweise darum, Garantien zu erforschen, die der Arbeiter mit vollen Recht beanspruchen kann? moralische Garantien vielleicht? Nein, durchaus nicht, und da ist eine Lücke, die sich nur langsam füllt. Das ist erklärlich. Diese Garantien hatten nämlich weder ein Organ noch Vertheidiger, und sie würden noch nicht deren haben, wenn nicht die Gemeinde dazwischen getreten wäre und eine Art von Vormundschaft beansprucht hätte. Fabrikarbeiter und Fabrikant, die Partie ist nicht gleich. Der Fabrikant hält die Feder und macht den Contract, der Fabrikarbeiter hat weiter nichts zu thun, als zu unterschreiben. Wie soll er Widerstand leisten? Thut er's allein, so wird er vernichtet, verleitet er die ganze Arbeiterschaft zu gemeinschaftlicher Vertheidigung, so verfällt er dem Gesetze gegen die Vereine. Der Fabrikarbeiter schweigt also, er begnügt sich mit stummer Protestation und mit jenem stillen Haß, den verletzter Stolz und beschränkte Einnahme erzeugen. Einige von diesen jetzt allgemeinen Gefühlen

des Hasses und Neides mag man auf die verkehrten socialistischen Lehren schreiben, mit denen man den Fabrikarbeitern so lange zugesetzt hat, aber man darf diesen Einfluß nicht übertreiben, noch weniger ihn nach banalen Redensarten als Hauptquelle hinstellen. Je mehr ich mich mit der Sache beschäftigt habe, desto fester ist auch meine Ueberzeugung geworden, daß die Fabrikarbeiter aus socialistischen Büchern oder Clubs meist nur vorübergehende Passionen des Hasses oder Neides annehmen, daß es neben denselben aber tiefe und dauernde Gefühle giebt, die sie nicht von Außen empfangen und nähren, sondern lediglich aus sich selbst. Je mehr sich die Spur der Einen verwischt, desto größere Gewalt üben die andern, und je mehr die Erstern einer chimärischen Welt angehören, desto fester wurzeln die Andern in der Wirklichkeit. In der concentrirten Arbeit selbst, im Regime der Manufactur, wurzeln diese Leidenschaften und nähren sie sich, trotz aller Reglements, trotz der Strafen, trotz des Gebots des Schweigens und der oft bis in's Kleinste getriebenen Bewachung; oder vielmehr sie saugen ihre beste Nahrung aus der Bewachung, aus dem gebotenen Schweigen, aus den Geldstrafen und den Reglements."

Es ist erklärlich, daß die Gemeinde, d. h. der Staat, durch die öffentliche Meinung gezwungen worden ist, die Fabrikarbeiter unter Vormundschaft zu nehmen. Ein Zustand der Dinge, wie ihn Raybaud schildert, verlangte das gebieterisch. „Die Staatsraison," sagt der Akademiker, „war noch nie bei einem Einschreiten gerechtfertigter, und eben weil die Staatsraison zu Hülfe kommen mußte, um die Fabrikarbeiter gegen die Fabrikherren zu schützen, eben darum ist die concentrirte Arbeit verwerflich, das regime des manufactures verderblich. Verhältnisse, die den Staat zu solchem Einschreiten nöthigen, bedürfen dringend der Abhülfe, oder sie führen die Gesellschaft endlich zu Revolutionen, in denen die Civilisation überhaupt gefährdet ist.

Damit aber haben wir aus Raybaud's Schrift heraus die zweite der oben gestellten Fragen beantwortet, das System der nicht concentrirten Arbeit hat die entschiedensten Vorzüge vor dem der concentrirten. Die Beantwortung der dritten Frage behalten wir einem zweiten Artikel vor.

Berliner Revue.

Kleine Zeitung.

№ 2. Sonnabend, 9. April. 1859.

Berlin, 9. April.

Die Spenersche Zeitung, welche in neuerer Zeit hier und da Artikel veröffentlicht, die sehr bemerkt werden, schreibt heut u. A. Folgendes:

„Die Frage ist: Wird Napoleon wagen, den Kampf mit einer europäischen Coalition aufzunehmen? Darüber muß sich Frankreich, trotz aller Schwankungen und Friedensschmeicheleien des Moniteur, wohl endlich klar geworden sein. Der Krieg, worin Frankreich nur offensiv auftreten könnte, der Krieg, der rein vom Zaun gebrochen wäre, ist bei dem Bürgerstand wie bei der Blouse in Frankreich nicht populär, indessen wäre es ja wohl möglich, daß es Napoleon verstände, das ganze Volk in Kriegsfanatismus zu versetzen. Aber für ihn selbst und seine Dynastie können doch die Lehren, die Napoleon I., der der größte Feldherr seiner Zeit war, durch eine europäische Coalition empfangen hat, nicht ganz vergessen sein. Die Militairmacht, die damals der Oheim Europa entgegenzusetzen hatte, war gewiß eine viel größere, als die dem Neffen heut zu Gebot steht; seine Gegner waren minder stark als heut; die Volksgesinnungen in Deutschland aber sind dieselben. Napoleon III. hat allen Grund, sein Wagniß sich doppelt und dreifach zu überlegen; das friedliche Deutschland wird nicht anstehn, sich in ein furchtbar kriegerisches zu verwandeln, wenn ihm französische Kriegslust den Fehdehandschuh hinwirft.“

Berlin, 9. April.

S. K. H. der Prinz-Regent haben auf die an Seinem Geburtstag Ihm überreichte Gratulations-Adresse der hiesigen städtischen Behörden eine sehr gnädige Antwort ertheilt, in der besonders eine Stelle, die den Kriegsfall nicht undeutlich in Aussicht stellt, bemerkt wird.

— Herr von Seebach, der viel genannte Gesandte Sachsens in Paris, hat wiederum einmal seinen Wohnsitz verlassen und soll nicht bloß in Privatangelegenheiten nach Deutschland gereist sein. Herr von Seebach ist bekanntlich ein Schwiegersohn des Grafen Nesselrode.

— Folgender Artikel, der demokratischen „Volkszeitung“ vom Sonnabend, 9. April, wörtlich entnommen, bedarf unserer Seits keines Commentars. So wagt man also schon vom Herrenhause zu sprechen: „Bekanntlich war Graf Itzenplitz mit seiner Interpellation: ob die Regierung nicht eine Matrikulirung der jetzt vorhandenen bäuerlichen Nahrungen vornehmen wolle, abgefallen. Die systematische Opposition des Herrenhauses — die Herren Graf Itzenplitz, Graf Arnim, Stahl, Götze, Kleist-Retzow, Senfft-Pilsach und einige kleine Lichter — hat jetzt aus dem Gegenstande der Interpellation einen selbstständigen Antrag gemacht. Die Herren verlangen, daß die Regierung ihnen — da sie große Eile haben — möglichst noch in diesem Jahre den Willen thue und in der nächsten Session das Resultat der angestellten Ermittelungen vorlege.“

— Die „Nat.-Ztg.“ schreibt heute an der Spitze ihres Blattes: „Sich über die Nähe und Größe der Kriegsgefahr zu täuschen, haben wir von Anfang an für überaus kurzsichtig gehalten; heute sprechen wir es ohne Umschweife aus, daß der Krieg sicher vor der Thür steht, wenn man noch im geringsten fortfährt an der Nähe der Gefahr zu zweifeln. Die Rüstungen in Frankreich werden unverhohlen auf das stärkste betrieben, sie müssen das Ausland um so mehr reizen, als der „Moniteur“ noch vor wenigen Wochen die Dreistigkeit haben konnte, sie abzuleugnen, sie müssen den Nachbarn einschärfen, welcher Ueberraschungen sie sich von Seiten Frankreichs zu versehen haben; nebenher läuft das Gerede über den Congreß, dessen Eröffnung — es ist beispiellos — gleich Anfangs um einen vollen Monat hinausgeschoben wurde, als ob die Zeit eben so harmlos wie wohlfeil wäre, und an dessen Zustandekommen sogar noch gezweifelt wird, weil die Gegenstände der Verhandlungen sich nicht feststellen lassen wollen. Wenn sonst ein Congreß, um einem Kriege vorzubeugen, angesetzt wurde, so geschah es mit so viel Eile wie möglich, und sein Programm kostete keine Mühe; denn was konnte es anders enthalten, als die ganz bestimmten Streitpunkte, um deren willen der Krieg ausbrechen konnte, wenn nicht gütliche Ausgleichung dazwischen trat? Wenn man sich

schlagen will, so muß man wissen warum; befremdend ist es, nach dem Beginn und während der eifrigsten Betreibungen der Rüstungen sich in Verlegenheit um die Aufstellung der Gründe zu befinden. Dies zwar nicht ganz unerhörte, aber nur aus den Zeitaltern der frivolsten Kriegsanzettelungen bekannte Schauspiel vollzieht sich jetzt vor unsern Augen: man hat einen Congreß vorgeschlagen, angeblich um einen Krieg zu vermeiden, aber ohne dabei genauer zu bezeichnen, worüber verhandelt und worüber eine Verständigung herbeigeführt werden soll. Es liegt darin keine vorsorgliche friedensfreundliche Absicht, Mißstände zu entfernen, die Anlässe zu möglichen Conflicten rechtzeitig aus dem Wege zu räumen, sondern der Antrag auf Abhaltung eines Congresses ist mit der Hinweisung auf drohende Kriegsgefahr gestellt worden. Diese Hinweisung giebt der Lage ihren Charakter, welcher darin besteht, daß der Congreß nicht gefordert worden ist, um dem Kriege zu entgehen, sondern dazu, um über Kriegsfälle zu reden.«

— Man schreibt von hier der »Köln. Ztg.« Folgendes: »Rücksichtlich der politischen Situation ist keine Aenderung eingetreten; die Entwaffnung Sardiniens ist zur Zeit noch das Hinderniß, welches dem Congresse entgegensteht. Auch über den Versammlungsort desselben ist noch keine Entscheidung getroffen. Doch ist die meiste Aussicht für Baden-Baden vorhanden, während die belgischen Städte (Spaa und Ostende), die man früher nannte, gänzlich aufgegeben sind.

— Die »Wiener Zeitung« sagt über die Note, welche Cavour in Folge der bekannten Grenzverletzung erlassen hat, u. A.: »Es ist wahr, eine österreichische Patrouille hat die piemontesische Grenze überschritten, und nur beiläufig rectificiren wir, daß sie nur aus 6 Mann — nicht 11, wie die Note sagt — und einem Corporal bestand. Mitten in der Nacht geschah es, die Flußgrenze war durch die Trockenheit unkennbar geworden. Sobald als möglich ließ sie sich den Weg zur Rückkehr zeigen. Daß sie sich musterhaft betragen, nicht mit einem Worte, nicht mit einer Geberde die gebührenden Rücksichten verletzt hat, versteht sich von selbst. Graf Cavour würde ein unhöfliches Wort, eine zweideutige Bewegung als den untrüglichsten Beweis für die gefährlichen Pläne der verirrten Patrouille in seiner Note malerisch geschildert haben! Sein Schweigen ist ein sprechendes Zeugniß. Wir haben den Vorfall nicht der weiteren Erwähnung werth gehalten, als wir davon erfuhren. Mit der Entschuldigung, welche ihm gefolgt ist, schienen uns die äußersten Ansprüche der Convenienz und Courtoisie so vollkommen befriedigt, daß wir eine weitere Erörterung, wir möchten sagen, für eine Gemeinheit hielten. Graf Cavour liebt solche Bedenken nicht. Die Feder brennt ihm stets zwischen den Fingern. Er muß von sich und Piemont um jeden Preis und unaufhörlich sprechen, wie Barnum einst jede Mauer von New-York täglich mit seinem Namen bedeckte. Diese österreichische Patrouille hat in den Augen des Grafen Cavour sich nicht verirrt, sondern das sardinische Gebiet verletzt, er will ihren Versicherungen zwar glauben, aber der Fall hat nur »vermuthlich« keine Wichtigkeit. Welche sehr bedenklichen Folgen, welche unseligen Wirkungen hätten entstehen können, wenn Piemont seinerseits an den äußersten Punkten vorgeschobene Posten aufge-

Kleine Chronik.

*** Wie im vorigen Jahre wird S. K. H. der Prinz Carl von Preußen auch dieses Jahr zur Cur nach Carlsbad gehen. Die Abreise soll noch in diesem Monat stattfinden. Anfang Juni würden dem Vernehmen nach alle Prinzen und Prinzessinnen des hohen Königlichen Hauses zum Empfang J. J. M. M. des Königs und der Königin hier vereinigt sein. Auch die hohen Schwestern J. M. der Kaiserin-Wittwe von Rußland, J. K. H. die Großherzogin-Wittwe von Schwerin und J. K. H. die Prinzeß Friedrich der Niederlande werden um diese Zeit hier sein und mit der Familie die Feier der Trauertage des 7. und des 19. Juni begehen.

*** Die Wintersaison ist vorüber, das schöne Wetter entvölkert die Salons, die diplomatischen und parlamentarischen Diners jagen sich, es ist als ob sich Jeder noch so schnell als möglich der in dieser Beziehung auf ihm lastenden Verpflichtungen entledigen wolle. Donnerstag Diner bei dem portugiesischen Gesandten Baron von Fonta-Quiteria, zugleich aber auch großes Diner im Handelsministerium, wo sämmtliche Minister speisten mit der bekannten Ausnahme des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Freiherrn von Schleinitz. Freitag Diner im Ministerium des Innern, wo das Haus der Abgeordneten besonders zahlreich vertreten war. Eines wirklich achtungswerthen Rufes erfreuten sich in diesem Winter die kleinen diplomatischen Diners, welche der Freiherr von Schleinitz im auswärtigen Ministerium gab; man versichert, daß jedes dieser Diners über 400 Thlr. gekostet habe.

*** Heute (Sonnabend) findet die letzte der diesjährigen Frühlingsparaden statt. Die erste war am 19. März. Am 2. Mai beginnen die Frühlingsbesichtigungen und Uebungen, sie schließen am 21. Mai. Am 20. Mai ist die große Parade der gesammten Potsdamer und am 21. Mai der gesammten Berliner Garnison. Mit der Königs-Revue ist dieses Mal das VII. und VIII. Armeecorps an der Reihe; wie wir hören, wird dieselbe am Rhein stattfinden.

*** Der Separatabdruck des Kreuzzeitungs-Artikels „Warnung vor der Civilehe" (vom Präsidenten von Gerlach) hat schon dreimal erneuert werden müssen, um der massenhaften Nachfrage zu genügen.

*** Herr von Vincke wird in der Debatte über

stellt hätte, wenn die österreichische Patrouille von piemontesischen Soldaten angetroffen worden wäre! „In diesem Falle," so ruft Herr v. Cavour, „wäre ein Zusammenstoß unvermeidlich gewesen!" Graf Cavour hält es also für ganz natürlich, daß die österreichischen Soldaten, wenn sie auf piemontesischem Gebiete betroffen worden wären, ohne Weiteres hätten niedergemetzelt werden müssen, auch bevor noch der Krieg erklärt ist. Es geht durch die Note der tragi-komische Gedanke, daß die österreichische Patrouille — 6 Mann und ein Corporal! — denn doch mit finsteren Angriffs- und vielleicht auch mit Eroberungsplänen über die Grenze gegangen sein kann. In jenem „Vermuthlich" des Herrn von Cavour, in seiner Ueberzeugung, daß piemontesische Soldaten bei einem Zusammentreffen die verirrte Patrouille mit Waffengewalt hätten angreifen müssen, steckt etwas, was der Furcht einer Ueberrumpelung Alessandrias oder einer Razzia gegen Turin — durch 7 Mann! — ähnlich sieht. Es will uns bedünken, daß diese Ideen des Herrn v. Cavour keinen sonderlichen Anklang bei der piemontesischen Armee finden dürften.

— Der „A. A. Z." wird aus London geschrieben, daß die Minister dort ursprünglich die Absicht hatten, abzutreten. Die betreffende Correspondenz meldet: „Der Premier soll schon vor zehn Tagen gegen ein Mitglied der königlichen Familie geäußert haben: er werde sich nicht dazu hergeben, sich durch Kunstgriffe (underhand means) im Amte zu behaupten; und Lord Stanley erklärte im Indienhaus: was auch im Fall einer Niederlage seine Collegen thun möchten, er für seine Person trete am nächsten Tage zurück. Dagegen Herr Disraeli, ohne solche altgräfliche Scrupel, ist einer Abdankung gründlichst abhold, und die Zähigkeit, womit er sich am Amt festklammert, wird noch vermehrt durch die Rücksicht, daß, wenn er Cabinetsminister bis zum 16. April bleiben kann, er dann Anspruch auf eine Rückzugspension von 2000 Pfd. St. gewonnen hat, wozu nur eine volle zweijährige Dienstzeit als Cabinetsminister berechtigt."

— Das Gouvernanten-Haus, die unter hohem Protectorate begründete Anstalt zur Aufnahme deutscher, französischer und englischer Erzieherinnen, welche ein Engagement suchen, befindet sich in der Friedrichsstraße 206. Die jungen Damen zahlen für die Zeit ihres Aufenthaltes wöchentlich 3½ Thlr. für Beköstigung und Wohnung. Die Einrichtung der Anstalt wird sehr gerühmt, und die Personen, welche Erzieherinnen suchen, finden dort stets junge Französinnen und Engländerinnen.

— Wie das „Fr. J." vernimmt, hat die „Freireligiöse Stiftung" zu Frankfurt a. M. ihre Wirksamkeit in diesen Tagen damit eröffnet, daß sie vier „würdigen und bedrängten christkatholischen und freigemeindlichen Predigern, sowie einem dermalen suspendirten, freisinnigen protestantischen Geistlichen in Anerkennung ihrer Wirksamkeit auf dem Gebiete der religiösen Reform," ein Geschenk von je 50 fl., sowie der Mannheimer deutsch-katholischen Gemeinde, behufs ihres Kirchenbaues, ein solches von 200 fl. zukommen ließ. Vielleicht ist die Zeit nicht fern, wo Aehnliches auch für Geistliche anderer Richtung nothwendig werden wird.

— Die Einführung der Alpacas und Vicunnas in Frankreich wird mit zwanzig Alpa-

---

die Civilehe nicht reden, er hat es versprochen, auf Verlangen allerdings, wie man hört, aber wird er sein Versprechen halten? Wird er es über sich gewinnen können, auch nur ein einziges Mal nicht mit zu reden, wenn von Dingen die Rede ist, von denen er gar nichts versteht?

*** Die Angriffe der „verfassungstreuen" Volkszeitung auf das Herrenhaus, welches ihrer Ansicht nach vermuthlich nicht mit zur Verfassung gehört, werden tapfer fortgesetzt, daneben aber beginnt auch wieder der kleine neidische Groll gegen den Adel überhaupt sich in ihren Spalten laut zu machen. Wie empört sind diese Menschen gleich über den leisesten Zweifel an der Vortrefflichkeit der Jüden, aber diese ebenso kindische als neidische Hetzerei gegen den Adel, diese ist ein — Verdienst.

*** Man spricht von der Verlobung des Reichsgrafen Ludwig von Kielmannsegge (Enkel und Nachfolger des Staatsministers von Stein in der Herrschaft Eggenberg) mit der Gräfin Freda von Arnim, dritten Tochter des Staatsministers Herrn Grafen von Arnim-Boytzenburg, der ebenfalls ein Verwandter Stein's ist.

*** Das neueste (März-) Heft des Ludwig Schneider'schen Soldatenfreundes bringt eine Geschichte des Königl. 12. Husarenregiments. Dasselbe ist bekanntlich aus dem Königl. Sächsischen Husarenregimente hervorgegangen.

*** Wie wir erfahren, wird von den historischen Schriften (Leben Hans Adam's von Schöning, Preußischer Generale, Geschichten mehrerer Regimenter u. A.) des verewigten Generals Kurd Wolfgang von Schöning von der Lüderitz'schen Verlagsbuchhandlung eine Gesammtausgabe veranstaltet werden.

*** Bei Hertz ist in diesen Tagen eine höchst interessante kleine Schrift erschienen: Erinnerungen an die Jahre 1807 bis 1813. Es ist der Vortrag, welchen der Historiker, Professor Siegfried Hirsch am 28. Februar dieses Jahres gehalten hat.

*** Die sardinische Regierung hat in diesen Tagen in der Ukermark für 1000 Thlr. Taback aufkaufen lassen.

*** Von einem eigenthümlichen Unstern (schreibt die Ger.-Ztg.) ist ein bei der Discontobank beschäftigter Commis betroffen worden. Derselbe war Inhaber eines Looses zur österreichischen Eisenbahnlotterie, deren Ziehung in den ersten Tagen dieses Monats Statt hatte. Noch in den letzten Tagen des März

cas und zehn Vicunnas im Boulogner Holze bei Paris angefangen. Diese werden auf Beschluß des Acclimatisirungs-Vereins bestellt. Zugleich meldet der „Moniteur“, diese Gesellschaft habe vom Kaiser den Auftrag erhalten, zwei kleine Heerden dieser Thiere für Seine Majestät kommen zu lassen; auch Baron Rothschild habe für eine Anzahl Alpacas und Vicunnas unterzeichnet. Personen, welche Ankäufe machen wollen, wenden sich, wie der „Moniteur“ anzeigt, an den General-Agenten der Société impériale d'acclimatisation, Paris, Rue de Lille Nr. 19.

— Die alljährlich vom Polizei-Präsidium veranstaltete Zählung der im engeren und weiteren Polizei-Bezirk von Berlin vorhandenen Schankstätten ꝛc. hat nach dem Schluß des Jahres 1858 folgende Resultate ergeben: Es waren im engeren Polizei-Bezirk am Schluß des Jahres 1858 vorhanden: 1) 184 Schankstätten, wo hauptsächlich Branntwein geschenkt wird (196 am Schluß des Jahres 1857), 2) 1383 Schankstätten, wo hauptsächlich Bier geschenkt wird (1319 im Jahre 1857), 3) 131 Schankstätten für Kaffee (110 im Jahre 1857), 4) 129 größere Kaffeehäuser (152 im Jahre 1857), 5) 94 Weinhäuser (92 im Jahre 1857), 6) 117 mit Schank verbundene Conditoreien (122 im Jahre 1857), 7) 120 Gasthöfe und Ausspannungen (126 im Jahre 1857), 8) 737 Kleinhandlungen mit Getränken (754 im Jahre 1857). Eine Abnahme des Branntweintrinkens geht daraus zunächst hervor.

Δ **Paris**, den 6. April.

— Aerger über das brittische Ministerium; — französische Officiere als constitutionelle Rigoristen; — Rüstungen; — militärische Transporte; — Algier und Protection. —

Man ist hier höchst verstimmt über die Ereignisse in London, man hatte schon gehofft, den alten guten Freund Lord Palmerston oder wenigstens Lord John Russell wieder an der Spitze der brittischen Regierung zu sehen. Jede andere Persönlichkeit ist hier angenehmer, als gerade der Graf von Derby, denn mag er nun gesagt haben, er wolle den Ersten zu Boden schlagen, der den Frieden Europa's störe, oder mag er es nicht gesagt haben, jedenfalls traut man ihm hier den Gedanken zu, und das erbittert gegen ihn, weil man eben den Frieden zu stören gedenkt, und zwar gründlich, napoleonisch. Verdrießlich im höchsten Grade dabei ist die geschickte Art, auf welche sich das Cabinet Derby für die Zeit des Congresses völlig freie Hand geschaffen; zwar gilt Lord Malmesbury für einen persönlichen Freund des Beherrschers der Franzosen, des Großsultans von Frangistan, wie ihn die Araber bezeichnend nennen, indessen ist Graf Malmesbury doch immer noch mehr Tory als Freund Bonaparte's und vielmehr Britte als Franzosenfreund. Lustig beinahe ist es, wenn man hier hören muß, daß hohe kaiserliche Offiziere ganz wüthend losziehen über das Verbleiben der englischen Minister im Amte, weil das ganz „unconstitutionell“ sei. Die Rüstungen werden fortgesetzt, fast täglich gehen gezogene Kanonen der neuen Construction nach dem Osten ab, zunächst nach Lyon, denn diese große Stadt friedlichen Handels und großer Seidenfabrication

---

verkaufte er sein Loos an die Discontobank, die indessen ebenfalls nichts Eiligeres zu thun hatte, als es wieder zu verkaufen Am 1. April bereits gewann das Loos bei der Ziehung 20,000 Gulden.

, Die englische Schauspieler-Gesellschaft des Herrn Phelps, welche auf dem Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theater gastirt, erfreut sich einer so außerordentlichen Theilnahme, namentlich auch von Seiten der höchsten Herrschaften, daß ein neuer Contract für eine zweite Reihe von Vorstellungen abgeschlossen worden ist.

, Ein sehr sonderbares Blatt ist das in Brüssel erscheinende Journal „Le Nord“; es galt eine Zeitlang für ein Organ der russischen Regierung, ist es aber schon längst nicht mehr; dafür ist es in Berlin desto besser unterrichtet. So ließ es sich jüngst melden, der Adjutant Sr. Königl. Hoheit des Prinz-Regenten Major Graf von der Goltz sei in Ungnade gefallen, weil er ein Chef der Kreuzzeitungs Partei sei, und er habe, als eine Art Verbannung, das Commando des siebenten Husaren-Regiments erhalten. Abgesehen davon, daß der Herr Major Graf von der Goltz ein Chef der Kreuzzeitungs-Partei nicht ist, macht es einen wirklich komischen Eindruck, daß Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent dem angeblich in Ungnade gefallenen Major das Commando eines Regiments, und zwar des Regiments, dessen Chef Höchstderselbe selbst ist, übergiebt. So wird aus einer gewiß verdienten, aber doch außerordentlichen Begünstigung von dem trefflich unterrichteten Journal eine Ungnade fabricirt.

, Das Germanische Museum in Nürnberg hat so eben seinen fünften Jahresbericht veröffentlicht. Es geht daraus hervor, daß diese Anstalt bereits folgende werthvolle Sammlungen umfaßt: Eine deutsch-historische Bibliothek von 28,000 Bänden, ein Archiv von mehr als 13,000 Urkunden und Actenbänden, eine Münz- und Medaillensammlung von 7000 Stück, eine Siegel- und Wappensammlung von 12,500 Stück, eine Gemälde- und Miniaturensammlung von 1900 Stück, eine Handzeichnungs-, Kupferstich- und Holzschnittsammlung von 5700 Blättern der vorzüglichsten Meister, eine Sammlung historischer Abbildungen von Begebenheiten in Krieg und Frieden, von Monumenten, Gebäuden, Städteansichten und Karten, Bildnissen von Persönlichkeiten u. s. w. von 7000 Blättern, eine Sammlung aller Gattungen von Sculpturen und Schnitzwerken in Original und Abgüssen von 650

scheint das Hauptdepot für den Krieg zu werden; der alte Marschall Graf von Castellane, der in Lyon commandirt, fühlt sich so behaglich wie ein Fisch im Wasser, überhaupt muß man die Offiziere beobachten, sie plätschern, um im Bilde zu bleiben, im Vorgefühl ihrer demnächst zu erfechtenden Siege, was mögen für ehrgeizige Gedanken jetzt durch diese Köpfe gehen? Denn bekanntlich glaubt jeder Voltigeur schon, daß er den Marschallstab in seiner Patrontasche habe. Von Afrika werden die sogenannten Turcos herübergezogen, eingeborene Infanterie, welche wie eine Schaar von Kinderfressern geschildert wird; etliche Pariser scheinen im Ernst zu glauben, daß es diese Regimenter ganz allein mit den Oesterreichern aufnehmen können, überall hört man: Les turcos, vapristie! Im ganzen Lande hört man nur von Truppenbewegungen sprechen, und wie schnell man Truppen befördern kann, mögen Sie an einem Beispiel abnehmen; ich sah mit eigenen Augen eine Batterie nach Lyon auf der Eisenbahn abgehen; von dem Augenblick an, wo diese Batterie in einer Stärke von 4 Offizieren, 230 Unteroffizieren und Soldaten und 186 Pferden auf dem Bahnhofe erschien, und dem, wo die Abfahrt erfolgte, waren noch nicht zwei Stunden verflossen. Die Batterie mit allem Material war auf 30 Waggons untergebracht. Auf diese Weise wird es nur wenig Zeit bedürfen, um ganz bedeutende Truppenmassen über die Grenze zu werfen. Der neue Minister für Algerien, Graf Chasseloup-Laubat, wird eine Reise nach seinem Departement antreten. Sie wissen schon, daß er erklärt hat, er werde das System des Prinzen Napoleon, seines Vorgängers, verlassen, also die militärische Verwaltung Algeriens wiederherstellen; man sagt, das sei das Klügste, denn die Reformen des Prinzen Napoleon, welche die militärischen Kräfte lahm legten, würden in ganz kurzer Zeit den Verlust der Colonie zur Folge gehabt haben. Die Freihandelstheorien müssen bedenkliche Fortschritte gemacht haben, entweder in den regierenden Kreisen oder in der öffentlichen Meinung, denn es ist großer Aufruhr im Lager der Protectionisten, im Senat regnet es Petitionen gegen die gleitende Scala, und der König der Protectionisten, Mr. Casimir Perier, übrigens der Sohn des bekannten Conseil-Präsidenten unter Louis Philipp, hat eine dicke Broschüre, eine wahre Bombe, gegen den freien Kornhandel geschleudert. Im Senat war vorgestern eine höchst lebhafte Discussion, die strenge Feier und Heiligung des Sonntags betreffend. Der Erzbischof von Bordeaux, Cardinal Donnet, zeigte sich ganz besonders eifrig; fast ohne Widerspruch beschloß der Senat, alle Märkte und allen offenen Handel am Sonntage zu untersagen.

Französische Criminal-Statistik.

Wie in England die Handels-Statistik, so hat in Frankreich die Criminal-Statistik einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht. Zu derselben Zeit, als das Consulat (im Jahr IX. der Republik) ein „Bureau der allgemeinen Statistik" errichten ließ, welches später mit dem noch bestehenden und sehr verdienstvollen „Bureau des longitudes" (der Längenmaaße) verschmolzen ward, verlangte das Justiz-Ministerium von allen Gerichtsbehörden monatliche (später vierteljährliche) Resumés ihrer Thätigkeit. Die heutige, vollendetere Form gerichtlicher Statistik aber verdankt ihr Entstehen erst einer Verordnung des Grafen Peyronnet, damaligen Siegelbewahrers (Justiz-Ministers),

---

Stück, eine Sammlung von Waffen und Kriegsgeräthe, Kirchen- und Hausgeräthe von 3400 Stück.

Da jedoch der Zweck des Museums nicht allein darauf gerichtet ist, durch Aufstellung eigener Sammlungen der Literatur-, Kunst- und Alterthumsschätze deutscher Vorzeit ein treffendes Bild derselben vor Augen zu führen, sondern noch weiter und dahin geht, auch alles Uebrige, was dazu gehört, aber in fremdem Besitz sich befindet, hiemit in gewisse Verbindung zu bringen und dadurch über das allenthalben vorhandene Gesammtmaterial einen klaren und vollständigen Ueberblick zu gewähren, um dem Suchenden mit speciellster Angabe aller nur möglichen Hülfsmittel an die Hand gehen zu können, so hat das Museum zur Herstellung wohlgeordneter Verzeichnisse und Repertorien hierüber, soweit vorläufig seine Einnahmsquellen reichten, eine Zahl tüchtiger Fachmänner als ständige Beamte und Arbeiter angestellt, deren Gesammtzahl sich jetzt schon auf 30 Personen beläuft. Daß in Zeit von 4 Jahren — denn das im Sommer 1853 eröffnete Museum konnte erst in den letzten Jahren Kräfte zu Arbeiten gewinnen — schon etwas Wesentliches in Bearbeitung der oben bezeichneten Repertorien geschehen sei, werden nachstehende Ziffern beweisen können. Das Repertorium der deutsch-historischen Literatur zählt über 65,000 Nummern, darunter 25,000 für Handschriften; überdies noch 64,000 Nummern der dazu gehörigen Namens- und Sach-Registerblätter; das Repertorium der Urkunden besteht aus 150,000 Nummern, das Repertorium der Kunst- und Alterthumsgegenstände aus 68,600 Nummern, außerdem noch ein Bilderrepertorium mit 20,000 Durchzeichnungen, in vollkommen systematischer und alphabetischer Aufstellung. Diese drei verschiedenen Repertorien sind durch ein kurzgefaßtes Uebersichts- oder Generalrepertorium zum Ganzen vereinigt, wozu bereits gegen 81,000 Blätter gefertigt sind, somit im Ganzen bis jetzt circa 472,600 Blätter zum Handgebrauche bereit. Dem Museum ist es in sehr häufigen Fällen schon gelungen, von Behörden wie von Privaten ergangene Anfragen und Aufträge auf das Befriedigendste zu erledigen, was außer der Leistung seiner eigenen besoldeten Gelehrten und Künstler vorzüglich der thätigen Mitwirkung des aus mehr als 250 Mitgliedern bestehenden Gelehrten-Ausschusses zu danken ist. Das Museum wird hierdurch von selbst eine Art Centralvermittlungspunkt deutscher Geschichtswissenschaft werden und vermöge seines immer sich vervollständigenden Apparates, in

vom 5. Januar 1825. Seit dieser Verordnung werden jährlich allgemeine und zusammenfassende Berichte veröffentlicht, auf welchen die Wissenschaft fußen und die Philanthropie ihre Reformvorschläge begründen kann. — Die Resultate waren leider durchgehends interessanter für die Wissenschaft, als erfreulich für die Menschenliebe.

In dem ersten Viertel-Jahrhundert seit Einsetzung der Criminal-Statistik haben die Gesetzes-Uebertretungen (Verbrechen und Vergehen) um etwa 40 pCt. zugenommen, während die Bevölkerung nur um 11 pCt. zunahm. Am stärksten haben die Verbrechen gegen das Eigenthum zugenommen. Und obgleich die Organisation der Strafgerichte und der gerichtlichen Polizei seit etwa fünf Jahren entschiedene Fortschritte gemacht hat, so wird doch noch heute nur ungefähr die Hälfte der begangenen Gesetzes-Uebertretungen von der gerichtlichen Strafe ereilt. Bei der anderen Hälfte hapert es bald mit der Entdeckung des Urhebers, bald mit der Herbeischaffung der nöthigen Beweismittel.

Im Jahre 1855 konnte zum ersten Male eine gewisse Abnahme der Verbrechen und Vergehungen constatirt werden; sie betrug für jene 15, für diese 8 Procent. Das Jahr 1856 bewies einen weiteren Fortschritt in derselben Richtung; Abnahme der Verbrechen um 5, der Delicte um 4 Procent. Während diese Abnahme besonders an den Eigenthumsverletzungen bemerkbar wird, die von 4462 auf 4016 fielen, haben die Kindermorde, die einfachen Unzucht-Verbrechen und die Nothzucht fortwährend, in 30 Jahren vielleicht um 50 Procent zugenommen. Die gewaltthätigen Verbrechen, (Verbrechen gegen Personen) überhaupt haben, trotz der allgemeinen Abnahme, um 5 Procent zugenommen — eine dem allgemeinen Entwickelungs-Verlauf der socialen Zustände widersprechende Erscheinung, welche mit der Ungleichheit in den subjectiven Auffassungen der Geschwornen ihren theilweisen Grund haben mag. — Für mehr als ⅓ der Fälle erkennen die Geschwornen-Gerichte auf mildernde Umstände, und dies namentlich bei den schwereren Verbrechen, bei den kolossalen Ausbrüchen gewaltsamer Leidenschaften. Das Jahr 1854 brachte 79 Todesurtheile, 1855 nur 61, 1856 nur 46. Von diesen 46 wurden 28 begnadigt. Die Unzucht-Verbrechen an unmündigen Kindern, welche horribile dictu! — bis zum Jahre 1850 (also in 25 Jahren) um 67 Procent gestiegen waren, nahmen seitdem durch die von solchen Mahnungen angeregte größere Strenge der Geschwornen fortwährend ab.

Durchschnittlich kommt in Frankreich ein Verbrecher auf 5,885 Seelen, aber es giebt mehr oder weniger glückliche Departements. Paris stellte sonst das dreifache Contingent der Verbrecher, seit der Einführung der neuen Polizei (nach dem Muster der englischen Constabler) nur noch etwas über das Doppelte. Freilich kann man nicht überall auf je 1000 Seelen drei Polizeidiener bestellen! Die Durchschnittszahl der Freisprechungen durch die Geschwornen ist in Frankreich 38 pCt. aller vorkommenden Anklagen; aber im Einzelnen schwankt die Zahl zwischen 55 pCt. Freisprechungen in Corsika und 8 pCt. im Departement du Lot. Analysirt man die Gesammtzahl der Zunahme der Gesetzesübertretungen in den ersten 30 Jahren seit Einführung der genaueren Statistik, so kommt zum Glück der größere Theil auf die bloßen Delicte, welche allein sich um die Hälfte vervielfacht hatten. Seitdem haben von den Vergehen die Wald- und Jagdfrevel am meisten abgenommen, und die politischen und Preßvergehen mußten natürlich seit 1852 um mehr als die Hälfte abnehmen. Der kleine Diebstahl, Bettel und Vagabundage sind gleichfalls vermindert. Zugenommen haben die Betrügereien im Verkehr (mit falschen Gewichten, gefälschten Waaren &c.), für welche die Herren Geschwornen, die größtentheils dem Gewerbestande angehören, in 88 von 100 Fällen die „mildernden Umstände" erkennen. Am meisten aber — und das ist unter dem gegenwärtigen Regimente sehr merkwürdig und bezeichnend — haben sich seit 4 bis 5 Jahren die Auflehnungen gegen die Subalternbeamten der öffentlichen Gewalt vermehrt.

Von den correctionellen Urtheilen haben 27,053 nur Strafen von 6 Tagen bis zu einem Monat Gefängniß ausgesprochen und 8000 Urtheile sogar darunter. Vor den Correctionell- (Zuchtpolizei-) Gerichten ist gegenwärtig nur der zehnte Fall eine Freisprechung. In den Gefängnissen kommen drei Disciplinarstrafen jährlich auf je einen Verurtheilten.

Ueberhaupt sind die Strafanstalten noch immer eine der schlimmsten Nachtseiten der französischen Justiz-Verwaltung. Seitdem die Administration von den Zellen-Gefängnissen zurückgekommen ist und die Deportation (nach Cayenne) für die schweren Verbrechen

---

Verbindung mit den äußern wissenschaftlichen Organen und Sammlungen, im Stande sein, nach jeder Richtung hin schon erhebliche Dienste zu leisten, bevor es noch sein Endziel erreicht hat. Dieses nun in möglichster Kürze der Zeit zu erreichen, nachdem das für Deutschland gewiß nur ehrenhafte Unternehmen schon in den wenigen Jahren seines Beginnens soweit gediehen ist, daß das Nationalmuseum vermöge Unterstützung deutscher Monarchen, Fürsten, Städte, Corporationen und Privaten (2305 an der Zahl) eine jährliche Rente, die ein Capital von fast 347,225 fl. repräsentirt, ein Grundvermögen von fast 100,000 fl., einen Schätzungswerth in seinen Sammlungen und Vorräthen von über 150,000 fl. besitzt, — muß die Aufgabe unserer Gegenwart sein. Möge hiezu jeder Deutsche — sei er auf heimathlichem oder fremdem Boden — sich berufen und angeregt fühlen und gerne nach dem vollen Maße seiner Kräfte beitragen! In den gratis vertheilten Jahresberichten, wovon so eben der fünfte erschien, wird öffentliche Rechnung gelegt, und Generalbericht über den Fortgang erstattet. Monatlich erscheinen in der Zeitschrift des Museums „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" fortlaufende Berichte und Geschenksanzeigen, wovon jeder Agent ein Frei-Exemplar zur Mittheilung an die Unterstützer und Freunde des Museums erhält.

Besonders thätig ist der Berliner Hülfsverein, der eben eine Reihe von Vorlesungen arrangirt hat, denen im Interesse der Sache schon größere Theilnahme von Seiten des Publikums zu wünschen gewesen wäre. Man hat mit diesen Vorlesungen offenbar zu lange gezögert, am Schluß der Saison ist das Publikum matt und übersättigt. Es hat zu viele Genüsse — ausgehalten.

eingeführt hat, hat der Krebsschaden der französischen Gesellschaft, nämlich die Anzahl der **rückfälligen** Verbrecher, noch keineswegs abgenommen. Dieser Punkt kann jetzt seit der, nun etwa 5 Jahre alten, Einführung der „Cahiers judiciaires", d. h. der genauen Buchführung über alle verbrecherischen Persönlichkeiten, viel genauer constatirt werden, als ehemals. Im Jahre 1851: 28,548 Rückfällige; 1852: 38,005; 1853: 35,700; 1854: 38,479; 1855: 38,771; 1856: 40,345. Davon haben 10—12,000 die schwersten Freiheitsstrafen (Zuchthaus von mehr als einem Jahre) durchgemacht, und die meisten Rückfälligen begehen Verbrechen gegen das **Eigenthum**. Durchschnittlich fallen ⅔ aller verurtheilten Verbrecher nach ihrer Freilassung wieder dem Verbrechen anheim und darunter die Mehrzahl schon in dem ersten Jahre ihrer wiedergewonnenen Freiheit. Diese entsetzlichen Umstände weisen auf den eigentlichen Grund des Uebels hin: die Schwierigkeit des Erwerbs. Man stellt ihnen kein Zeugniß guten Verhaltens aus, unter keiner Bedingung können sie ein Arbeitsbuch (livret) erhalten, und dennoch darf kein Arbeitgeber einen Arbeiter ohne livret engagiren. Dazu sind die meisten entlassenen Sträflinge in ihre heimathliche Gemeinde internirt und werden beim Verlassen derselben („rupture de ban") straffällig. Wie sollen sich die Unglücklichen helfen? Auswanderung, Colonisation sind hier allerdings die einzigen Auskunftsmittel. Und die Franzosen kommen nothgedrungen auf den Ausweg, auf welchem die Engländer der höheren Entwickelung ihrer Colonien wegen umzukehren gezwungen wurden. Es wurde vielfach gespottet über die englische „Tickets of leave" (Urlaubs-Päſſe, welche dort, nach der Hälfte der überstandenen Strafzeit, an Verbrecher, die Besserung zu beweisen scheinen, ausgestellt werden. Die Maßregel mag ein bloßes Product der Noth gewesen sein, aber sie hat sich, verglichen mit dem französischen System, als eine humane Vorschule der Freiheit bewährt. Von beinahe 6000 der so Beurlaubten, welche Freiheit genug genießen, um sich z. B. in öffenlichen Meetings über ihre gemeinsamen Interessen zu berathen, sind nur 173 wieder ihrer provisorischen Freiheit beraubt worden und nur 231 sind für neue Verbrechen verurtheilt worden. Diese Thatsache ist das wichtigste Argument gegen die Theoretiker, welche nur in zunehmender Strenge das Heil der Straf-Justiz erblicken. Nicht blinde Strenge, sondern Consequenz und gleichmäßige Gerechtigkeit wäre den französischen Kriminalgerichten anzuempfehlen.

Vermischtes.

Unter den Frauen und Töchtern unserer Yankees, wird aus New-York geschrieben, wüthet das Luxusfieber im höchsten Grade. Die Pariser Moden werden sogleich nachgeahmt, die Einfuhr von Putzartikeln ist sehr beträchtlich, nur schade, daß man nicht auch guten Geschmack importiren kann, denn an diesem Artikel ist Mangel. Unsere reichen Kaufleute, insbesondere aber deren weibliche Angehörigen, haben viel zu viel von dem an sich, was Emporkömmlingen ohne gute Erziehung und feinere Bildung anzuhaften pflegt, sie sind häufig ungebildet, aufgeblasen hochmüthig, und ihre Frauen und Mädchen möchten um Alles in der Welt recht aristokratisch sein. Sie gehören in der That zur „Stockfisch- und Thran-Aristokratie," denn so werden diese Parvenus hier allgemein bezeichnet. Der Abschiedsball, welcher vor drei Wochen in Washington dem englischen Gesandten Lord Napier zu Ehren veranstaltet wurde, zeigte diese Sorte von Aristokratie in vollem Glanze. Die Zeitungen äfften in ihren Berichten darüber den Londoner Blättern nach, welche bei Hof-Festen die Namen der Anwesenden in langer Reihe aufzählen. Wir wissen nun, wie die Fräuleins Baß und Penniman, Craig und Plitt, Conrad und Phillips, Davis und Hodge und wie sie weiter heißen, gekleidet waren, und daß über den Spitzenreichthum der Frau Penniman alle diese Thranaristokratinnen „grün vor Neid" geworden seien. Sie ist die Frau eines Leinölfabrikanten, der Mann betreibt also ein Gewerbe, das so rechtschaffen und nützlich ist wie jedes andere, aber Madame hatte, nach sorgfältiger Abschätzung neidischer Kenner, für mehr als 100,000 Dollars Juwelen und für ungefähr 11,000 Dollars Spitzen an Kopf, Leib und Kleid gehängt. Durch Stoffwechsel waren aus Leinsamenkörnern Diamanten und Rubinen geworden, und damit man ja alle Herrleiten, welche die „Oelmadam" an sich hatte, in recht vortheilhaftem Licht erblicken möchte, hatte sie in einem Nebenzimmer des Ballsaales Platz genommen und sich so gesetzt, daß die Gas-Flammen von verschiedenen Seiten her recht hell auf die Diamanten spielen konnten. Madam blieb bis spät in die Nacht steif auf dem Flecke sitzen und wagte sich nicht ins Gedränge „aus Furcht, daß die schönen Spitzen beschädigt oder Diamanten gestohlen werden könnten!"

Berliner Börse
vom 1. bis 8. April.

Das Mißtrauen der Börse in die Situation hat in diesen 8 Tagen wieder in recht erheblicher Weise zugenommen, und wenn auch die Kriegsbefürchtungen nicht gestiegen sind, so haben sich doch die Friedenshoffnungen erheblich verringert. Man fängt nach gerade an, das ganze Congreßproject in einem vollständig ungünstigen Lichte zu betrachten. Kommt der Congreß noch zu Stande, so, meint man, wird aus ihm in keinem Falle der Frieden hervorgehen, wohl aber wird er Frankreich einen greifbaren Vorwand zum Kriege bieten, der ihm jetzt noch fehlt. Kommt er nicht zu Stande, so hat ja doch Frankreich seine Friedensliebe gezeigt und während der langen Unterhandlungen Zeit gefunden, seine Rüstungen zu vervollständigen. Nach einem Artikel der „Nat.-Ztg." (Nr. 164), welcher heut ganz besonders ungünstig auf die Börse wirkte, werden die Letzteren dermaßen betrieben, daß Frankreich bis zum 1. Juni c. 600,000 Mann marschfertig auf den Beinen haben wird. Frankreich hat außerdem noch ein Interesse, diesen bewaffneten Friedenszustand möglichst lange zu erhalten — und auch Rußland mag wohl diese Ansicht theilen —, da dasselbe Oesterreich vollständig aufreibt und dadurch viel gründlicher und sicherer ruinirt wird, als möglicherweise durch einen Krieg, dessen Eventualitäten sich nicht vorhersehen lassen. Dazu die Krisis in dem inneren Zustande Englands, die möglicherweise auch eine Veränderung in der Politik zur Folge haben kann, dann die 12 Millionen Pfund Sterling, die Rußland auf's Neue beansprucht, und endlich, so lächerlich es auch klingen mag, die Verfügung über das Halten christlicher Dienstboten in Oesterreich, welche, abgesehen

von der Sache selbst, in der jetzigen so kritischen Finanzlage Oesterreichs mindestens als eine große Unvorsichtigkeit erscheinen möchte. Es hat dieselbe denn auch an allen Börsenplätzen in den betreffenden israelitischen Kreisen eine sehr große Erbitterung hervorgerufen, und da diese Kreise doch nun einmal auf den Geldmärkten dominiren, so hat diese Verfügung in der That wesentlich dazu beigetragen, den Déport gegen österreichische Effecten und das Mißtrauen in dieselben zu vermehren, das in der letzten Zeit wieder so evident hervorgetreten ist. Es ist daher unter allen Umständen recht lebhaft zu beklagen, daß die österreichischen Effecten auch bei uns so tief in alle Schichten der Gesellschaft eingedrungen sind, daß fast Niemand ist, der nur einiges Capital besitzt, der durch die unglückliche Lage der österreichischen Creditverhältnisse nicht einen wesentlichen Theil seines Vermögens einbüßt. Es mag dies dem Privat-Publicum eine Warnung sein, sich selbst durch die lockendsten Aussichten nicht immer wieder auf's Neue zum Ankaufe von fremden Papieren verlocken zu lassen, und es scheint uns dieser Warnungsruf gerade jetzt sehr zeitgemäß, da man in den nächsten Tagen versuchen wird, die neue russische Anleihe von 12 Millionen Pfund Sterling durch ein hiesiges Haus, welches sich bei derselben betheiligt hat, an die Börse zu bringen. Man rechnet darauf, daß Preußen zu diesen 80 Millionen Thalern ein beträchtliches Contingent stellen werde, aber wir hoffen, daß diese Erwartung an dem gesunden und durch so viele traurige Erfahrungen geläuterten Sinn des Publicum's scheitern und diese neue Contribution unserer Kapitalisten eben so Fiasco machen werde, wie z. B. die russisch-französischen Eisenbahn-Actien.

Das erneuerte Fallen der Wiener Valuta um 2 pCt. (die neue Währung steht nun schon wieder 90 pCt.) hat die Flauheit der österreichischen Effecten noch vermehrt, von denen nach einem kurzen Aufschwunge am vorigen Sonnabend Creditactien um 7 pCt., Franzosen um 4 resp. 6 pCt., Metalliques um 4, National-Anleihe, 1854er Prämienscheine und Creditloose um 3 pCt. zurückgingen. Preußische Fonds behaupteten sich ziemlich. Von Creditactien wichen Berliner Handels-Gesellschaft, Darmstädter, Dessauer, Disconto-Commandit-Antheile, Genfer und Meininger um 3 à 3¼ pCt., bei den übrigen waren die Coursveränderungen bei vollständiger Geschäftslosigkeit nur sehr gering, nur die Eisenbahnbedarf-Fabrik-Actien gingen wieder um 5 pCt. zurück.

Von Eisenbahn-Actien gingen Cöln-Minden um 5½, Oberschlesische um 5 à 4½, Amsterdam-Rotterdamer, Bexbacher, Aachen-Mastrichter und Rheinische um 3½ à 3, Potsdam-Magdeburger, Freiburger, Thüringer, Wittenberger und Friedr.-Wilh.-Nordbahn um 2½ à 2, die meisten übrigen um 1¼ à 1 pCt. zurück. Während diese Zeilen unter der Presse sind, wird ohne Zweifel das Haus der Abgeordneten möglicherweise nach längerer Debatte die Zinsgarantie von 4½ pCt. für 6 Millionen Thaler Rhein-Nahebahn-Prioritäts-Obligationen bewilligen. Die Kammer wird damit einen kleinen Theil der Schuld der Königl. Staatsregierung gegen die Actionaire tilgen, obschon es diesen eigentlich gleichgültig sein kann, wem die Zinsen gezahlt werden, wenn sie doch einmal gezahlt werden müssen. Daß sie aber überhaupt gezahlt werden müssen, fällt wohl sehr der sonst so vorsichtigen Königl. Ober-Aufsichtsbehörde zur Last, welche, nachdem sie auf den Voranschlag von 9 Millionen Thaler die Direction der Bahn übernommen, am 6. November 1856 erklärt, daß eine Prüfung des Veranschlags die Annahme begründe, „daß das Bau-Capital von 9 Millionen Thaler ausreichen werde, um die Bahn betriebsfähig herzustellen," an dieser Erklärung auch noch am 2. Juli 1857 festhält und dann plötzlich im April 1858 mit der Mittheilung hervortritt, daß nach einer neueren Veranschlagung die Gesammt-Kosten-Summe der Bahn ca. 15 Millionen Thaler betragen würde. Es sind zwar andrerseits auch in keiner Weise die Frankfurter Häuser zu bedauern, welche an der Spitze des Unternehmens stehen, da sie in gewinnsüchtiger Absicht gleich zwei Drittheil, also 6 Millionen Thaler, und noch dazu mit einer Provision von 5 pCt. für sich behielten und davon nur eine Million für die berliner Zeichnungen bewilligten, welche in der damaligen Schwindel-Periode die Höhe von 60 Millionen Thalern erreicht hatten, — aber ein so grober Irrthum bei Prüfung des Veranschlages, wie ihn die Königl. Ober-Aufsichtsbehörde hier sich hat zu Schulden kommen lassen, bleibt immer sehr bedauerlich, wiewohl derselbe noch nicht zu den stärksten Vorwürfen gehört, welche der Verwaltung des Königl. Handels-Ministeriums zu machen sind und auch so vielfach gemacht werden. Herr von der Heydt nimmt indeß alle diese Angriffe und Berichtigungen mit einem so stoischen Gleichmuthe hin, daß auch der oben erwähnte „grobe Irrthum" ihn wahrscheinlich nicht aus seinem Geleise bringen wird. Irren ist ja doch menschlich, und warum soll denn nicht auch ein Handels-Minister einmal irren können!

Inserate.

Redacteur: H. Keipp in Berlin. — Verlag von F. Schneider in Berlin.
Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch) in Berlin.

In der zwölften Stunde.

Die Kriegsaussichten mehren sich; Oesterreich erklärt laut, es könne nicht länger die Ungewißheit ertragen und müsse losschlagen, wenn Piemont und Frankreich nicht entwaffnen; Piemont aber will den Krieg, und Oesterreich glaubt von Frankreich dasselbe. So drängt die Entscheidung heran, und Preußen ist durch mehrfache Beweggründe genöthigt, in diesem Kriege Partei zu nehmen, wenn auch nicht sogleich dieser Parteinahme durch Waffengewalt Nachdruck zu geben.

Zwar sagt heut ein hier erscheinendes demokratisches Blatt:

„Es ist eine große Verkehrtheit, wenn man in der jetzigen Lage der Dinge in Europa die Regierung zu Erklärungen auffordert, was sie zur Erhaltung des Friedens und was sie im Falle des Krieges zu thun gedenke.

„Ein Volk, wie das preußische, muß wissen und muß sagen was es will, und so laut und so entschieden muß es dies jetzt sagen, daß die Herren Glücksjäger in Paris es unausgesetzt hören, wie bei uns noch etwas Anderes existirt, als ein Cabinet, mit dem man friedlich steht und gern für die nächste Zeit im friedlichen Verkehr bleiben möchte. Die Regierung dagegen hat schon viel zu thun, um dem Drängen auswärtiger Regierungen nach Erklärungen auszuweichen und um freie Hand zu behalten, wenn der Augenblick zu Handlungen kommen sollte. Die Regierung um Erklärungen bitten, das heißt ein Stück des eigenen Volksrechtes aufgeben und in einer Zeit aufgeben, wo die Dinge von außen her noch nicht klar sind! Es heißt der eigenen Regierung die Hände binden, um den andern Staaten das Uebergewicht der vollen Einsicht zu geben, die sie ihrerseits zu geben sich wohl hüten."

Aber wir können in dieser Vertheidigung des Schweigens der Regierung, einer Vertheidigung, die schon durch die Seite, von der sie kommt, bemerkenswerth wird, nur die Empfehlung einer engherzigen Politik der einseitigsten Speculation auf den Vortheil sehen, wenn wir sie nicht wegen noch schlimmerer Motive beargwohnen wollen. Ist aber von den großen Phrasen, die man über den hohen „deutschen, protestantischen Beruf" Preußens so oft gemacht hat, ein Wort wahr, so muß

unser Staat auch in der gegenwärtigen die Welt erschütternden Krisis mit seiner Politik eine Idee repräsentiren und verfolgen, und die Regierung hat die heilige Pflicht, diese Idee als die ihrige laut anzuerkennen, so daß man überall in der Welt über die Hoffnungen, denen man sich in Betreff Preußens wirklich hingeben kann, klar werde. Es scheint uns nicht schwer zu sein, die Idee zu finden, welche Preußen in Bezug auf die gegebene Streitfrage, die von den italienischen Wirren — der großen occidentalischen Frage — ausgeht, zu vertreten hat. Die italienische Frage theilt sich in die Nationalitäts- und in die Papstthums-Frage, und welche Stellung die hohenzollernsche Tradition zu ihr hat, geht aus der Geschichte hervor. Indem aber das gegenwärtige Ministerium es versäumt, ausdrücklich diese Tradition anzuerkennen, auf den gegebenen Fall anzuwenden und in bestimmten Sätzen auszudrücken, giebt es hie und da auf der Welt — wie es scheint, besonders in Paris, nicht weniger aber auch in Turin — Gelegenheit zu weitgehenden Hoffnungen, die sich in Paris wohl hauptsächlich auf den Gedanken des Gegensatzes, der zwischen Oesterreich und Preußen etablirt ist, und in Turin auf die dunkle Vorstellung, Preußen vertrete in Deutschland grade so das liberale Princip, wie Sardinien in Italien, stützen. Es ist uns keinen Augenblick zweifelhaft, daß der königl. Regierung mit solchen unbestimmten Hoffnungen des Auslandes nicht gedient sein kann, da diese Hoffnungen deutlicher oder unbestimmter einen Krieg der deutschen Staaten unter einander im Hintergrunde der Zukunft erblicken lassen.

Schweigt aber das zeitige Ministerium dennoch in diesem wichtigen Augenblicke, so läßt es uns zur Erklärung dieser seiner Zurückhaltung nur die Wahl zwischen der Annahme, daß es über die von ihm zu befolgende Politik unschlüssig sei, also daß es den althohenzollernschen Traditionen ferner stehe, oder daß es jenen Hoffnungen des Auslandes nicht ganz ungünstig gesinnt sei, und das widerspräche wiederum der alten preußischen Politik.

Im Lande kann die scheinbare Gleichgültigkeit des Ministeriums gegen die gewaltige Verwickelung der europäischen Politik nur beunruhigend wirken, und wenn es wahr ist, daß man von ihm demnächst große Opfer verlangen wird, so dürfte es doppelt bedenklich sein, wenn das Ministerium in seinem Schweigen fortführe. Das preußische Volk, opferbereit wie keines, wenn sein König es ruft, wird Angesichts eines Ministeriums, das sich um unsere Spannung in Bezug auf die Entwickelung der großen Angelegenheiten Europa's, nicht zu kümmern scheint, kaum mit seiner sonstigen Freudigkeit zu den Landwehrzeughäusern und zu den Steuerkassen eilen, wenn es freilich auch ebenso gehorsam sein wird, wie immer.

Dazu blickt das deutsche Ausland mit Mißmuth auf uns; aus Hannover, aus dem Süden bezeugen das zahlreiche Stimmen. So schreibt

ein Correspondent „aus der preußischen Provinz Sachsen" der „A. A. Z." Folgendes:

„Ich sprach gestern einen namhaften Mann und bekannten Politiker, der noch vor Kurzem geneigt war, auf die Haltung Preußens unbedingt zu schwören, und der eben von einem Besuch in Berlin zurückkam. Er hatte sich dort in den besten Kreisen der tonangebenden Abgeordneten bewegt, und gestand mir, daß er mehr als erstaunt sei über die unter ihnen herrschende Apathie und Friedensseligkeit. Wenn er ihnen von der brennenden Tagesfrage sprach, so antworteten sie ihm mit Paragraphen des Ehegesetzes, in die sie sich ganz verbissen hatten."

Wir können der Andeutung, daß es die Verhältnisse der inneren Politik sind, welche die Aufmerksamkeit vieler Politiker und auch wohl des Ministeriums zu sehr von der auswärtigen abziehen, nicht widersprechen; wir müssen im Gegentheil hinzufügen, daß die bitteren Streitigkeiten, welche gegenwärtig auf dem Felde der inneren Politik vor sich gehen, ganz besonders dazu beitragen, die Fülle nationalen Selbstbewußtseins, die sonst das preußische Volk in kritischen Augenblicken zu zeigen gewohnt ist, in Frage zu stellen.

Wie sollte auch in Tagen, wie diese, das frische Bewußtsein der Einheit unseres Volkes triumphiren können, in Tagen, in denen die öffentlichen Stimmen sich in Drohungen gegen einen der wichtigsten und in Kriegszeiten unentbehrlichsten Stände, gegen den großen adligen Grundbesitz ergehen, wo die ihm ganz besonders zugewandte Institution des Herrenhauses von den unberufensten Schreiern kurzweg verurtheilt wird, wo Seitens der Regierung Juden und Judengenossen für gleichberechtigt mit den alten Ständen erklärt und die wichtige und uralte Corporation des Kreistages ihres bisherigen Charakters entkleidet wird, wo vom Ministerium eine eigenthümliche religiöse Selbstständigkeit des Einzelnen im Staate anerkannt wird, die mit dem altpreußischen Wesen, das von der ausschließlichen Wahrheit des evangelischen Bekenntnisses auf das Tiefste durchdrungen war, wenig zusammenstimmt? Das Gewitter zieht auf, und die Bauleute decken das Dach ab, wenn auch in der guten Absicht, es auszubessern.

Die Befreiung der Leibeigenen in Rußland.

III.

Mittel, das Ziel zu erlangen.

In den beiden früheren Capiteln haben wir gezeigt, welches das einzige Ziel der Reform sein kann, und welcher der Weg ist, den man einschlagen muß; nämlich der Auskauf des Rechtes der Leibeigenschaft und des Landes der Bauern. — Jetzt wollen wir die Mittel untersuchen. — Zuerst fragen wir: ob bei dem angezeigten Gang der Reform die Interessen der Gutsbesitzer und der Bauern bewahrt sind? Wird sich wohl Jemand finden, der für die Erreichung des Zieles und zur Versöhnung aller Interessen einen besseren Weg vorschlagen sollte? Wer wird noch behaupten, daß der Loskauf des Rechtes sammt dem Lande die eine oder die andere Partei nicht befriedigt? Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dadurch die Millionen von Leibeigenen und die Hunderttausende der Gutsherren zufrieden gestellt werden. Warum sollte man denn nicht alle befriedigen? Es könnten aber Einige unzufrieden sein? Wer denn?... Der Finanzminister und diejenigen Herren, die da prätendiren die Finanzsysteme zu kennen? Warum denn?... Weil sie nicht wissen, wie so eine Finanzmaßregel aufzustellen sei; weil sie niemals reiflich über die Möglichkeit solcher Maßregel nachgedacht haben.

Soll man denn dafür die Grundelemente des Volkes aufopfern; soll man dafür mehr als 20 Millionen Proletarier schaffen; soll man denn Alle unbefriedigt lassen aus dem einzigen Grunde, daß der Minister der Finanzen und seine Helfer nicht der Meinung sind! — Zum Glück hat Rußland einen Kaiser, der mit dem ihm angebornenen Takte einsehen wird, daß Rußland aus dieser verwickelten Angelegenheit nur durch eine Finanzmaßregel zu ziehen ist.

Das Hauptsächliche ist, daß man zu der festen Ueberzeugung kommt, daß eine Finanzoperation unvermeidlich ist; ob sie auch durchzuführen sein werde — braucht man nicht zu bezweifeln; die Nothwendigkeit erzeugt immer neue Ideen und neue Erfindungen, und Umstände schaffen tüchtige und energische Männer; zudem werden wir gleich sehen, daß bei der vorliegenden Frage die Schwierigkeiten für eine Finanzmaßregel gar nicht so groß und so unüberwindbar sind. —

Um einfacher und klarer die Möglichkeit solcher Maßregel darzulegen, wollen wir die Verhandlung in der Form eines Gesprächs durchführen. —

A. Haben Sie etwas gegen die Ausführung der Reform vermittels des Auskaufes des Leibeigenschafts-Rechtes und des Landes einzuwenden? —

B. Durchaus nichts, wenn durch dieses Mittel die Frage gelöst wird, ohne die Interessen der Parteien zu beeinträchtigen; denn dies ist die einzig

mögliche Lösung, bei der die Ruhe im Staat erhalten werden kann; bei jeder anderen Maßregel werden Tausende von neuen Fragen entstehen; mit einem Worte, gegen das Gesagte läßt sich nichts einwenden. — Aber was helfen solche Träumereien? Wo will man diese enorme Masse Geldes auftreiben, die für den Kauf nöthig sein wird? —

A. Ich kann Ihnen nur erwiedern, daß man dazu gar kein Geld braucht, daß der Kauf mit baarem Gelde für Alle verderblich sein würde. — Nehmen wir an, daß die Regierung aus ihren Bergwerken auf einmal eine solche Masse Goldes erhielte, die hinreichen würde, solche Operation auszuführen — und daß sie es auch wirklich ausführen wollte. — Diese Absicht würde ein großer Unsinn sein. —

B. Wie so? —

A. Das zu beweisen ist nicht schwer. Man braucht nur approximativ zu berechnen, wie viel Geld im Umlauf ist und wie viel Geld man für den Kauf brauchen würde, und dann die beiden Nummern zusammenzustellen.

In Rußland sind jetzt, so viel ich mich erinnern kann, Gold, Silber und Credit-Scheine auf eine Summe von 750 Mill. R. S. im Umlauf; um 11 Millionen Bauern mit dem ihnen nöthigen Lande loszukaufen, wird man einer Summe von 1500 Mill. R. S. bedürfen. Aus dem Vergleich dieser Zahlen kann man schließen, daß man mehr als das Doppelte des jetzt vorhandenen Geldes in Umsatz bringen müßte. — Die Folgen solcher unsinnigen Maßregel sind klar: der Werth des Geldes würde um die Hälfte fallen, oder alle Gegenstände würden um mehr als das Doppelte im Preise steigen; mit einem Worte, es würde eine Geldkrisis entstehen, die alle Kapitalisten zu Grunde richten würde.

B. Irren Sie sich nicht bei Ihrer Voraussetzung wegen des Fallens der Course und wegen der Theuerung der Gegenstände? Bis vor dem letzten Kriege waren, wie mich däucht, in Rußland gegen 200 Mill. Münze und 300 Millionen Credit-Scheine im Umlauf; während der zwei Kriegsjahre wurden neue 300 Mill. Credit-Scheine ausgegeben. Nach Ihrer Berechnung müßten alle Gegenstände um 40% theuerer geworden sein; statt dessen sind sie nur um 10 bis 15% gestiegen.

A. Sie sehen doch, daß eine Vertheuerung eintrat: Was aber die Ursache war, daß die Gegenstände nicht in dem Verhältniß des neu hinzugetretnen Geldes im Preise stiegen, ist nicht schwer zu erklären. Ich will Ihnen die Gründe anführen.

1. In Rußland war bei der zunehmenden inländischen Industrie und der Ausbreitung des Handels, bei den großen Entfernungen und den schlechten Communications-Mitteln — d. h. bei den Uebelständen, welche den Umsatz der Kapitalien erschweren — ein Mangel an Geld, und daher ist ein Theil der Credit-Scheine zur Deckung dieses Mangels gebraucht worden, und dieser Theil konnte somit keinen Einfluß auf die Theuerung haben.

2. Die Münze, welche im Umlaufe war, ist theils von der Regierung aus dem Verkehr gezogen, theils über die Grenze gegangen. Dieser Verlust hat die gesammte Summe des in Umsatz gebrachten Geldes gemindert.

3. Neue Kapitalien, die während des Krieges von verschiedenen Personen erworben wurden, kamen in die Credit-Bank, dadurch vergrößerten sich die Forderungen an den Staatsschatz, und die Kapitalien blieben von dem Verkehr ausgeschlossen. Dieser Umstand war der hauptsächlichste Grund, daß die Zinsen von 4 auf 3% fielen.

4. Endlich mußten die Kapitale, die während des Krieges in Privathände kamen, auf die Entwickelung der Industrie und des Handels Einfluß haben, wozu ja auch ein Theil des neuen Geldes verwandt wurde.

Hier sind nur die wichtigsten Gründe angeführt, die Einfluß darauf hatten, daß die Gegenstände nicht um 40% im Preise stiegen, d. h. nicht in dem Verhältnisse, wie der Zufluß des Geldes war. Aber bitte, nicht zu vergessen, daß beim Loskauf der Bauern mit baarem Gelde die Quantität des Geldes nicht um 40%, sondern um 300% anwachsen würde. — Geben wir zu, daß verschiedene Gründe bei der Ausgabe des neuen Geldes in demselben Maße wirken würden, um den Fall der Course anzuhalten, wie es während des letzten Krieges war; mit anderen Worten, geben wir zu, daß der Preis nur um ⅓ der Proportion des flüssig gemachten Geldes steigen würde, (eine Voraussetzung, die nicht berechtigt ist, weil die Ursachen, die den Fall des Geldcourses oder eine Theuerung aufhalten, nicht in demselben Verhältnisse mit dem zufließenden Gelde anwachsen, diese Ursachen vielmehr ihre Grenzen haben und durch verschiedene Umstände bedingt werden), so wird dennoch der Cours um 100% fallen, d. h. die Kapitalisten werden die Hälfte ihres Vermögens verlieren. — Nehmen wir aber die erwähnte Voraussetzung nicht an, so müssen die Kapitalisten ¾, wenn nicht gar ⅘ ihres Vermögens einbüßen. Sagen Sie, ich bitte, kann man solch' eine Finanz-Revolution wagen? Sie sehen also jetzt ein, daß man hier nicht des Geldes bedarf; daß, wenn dasselbe auch in dem Maße vorhanden wäre, um die Bauern freizukaufen, es dem Reiche keinen Nutzen, vielmehr Schaden bringen würde.

B. Ja, ich bin damit einverstanden, aber was soll man denn anfangen. Soll man also die Idee des Loskaufens aufgeben?

A. Bevor ich Ihnen die Mittel angebe, wie es durchzusetzen ist, will ich Ihnen eine Geschichte erzählen.

„In dem Gouvernement N. lebte ein sehr reicher Kaufmann. Er machte große Geschäfte in Getreide, das er von den Gutsbesitzern aufkaufte. Dieser Kaufmann hatte in einer Reihe von Jahren durch tadellose Geschäftsführung den Ruf des ehrlichsten Menschen erworben, genoß das größte Zutrauen und machte, so wie sein Vater, sehr große Geschäfte.

Dieser Kaufmann war sehr gottesfürchtig. Einst sieht er im Traume die Mutter Gottes, welche ihm sagt, daß im District N. bei den und den Gutsbesitzern die Bauern wie Märtyrer gequält seien, und daß er, wenn er nicht alle diese Bauern von ihren Grundherren befreite, in Zukunft in Nichts mehr Glück haben werde, sein ganzes Vermögen werde zu Grunde gehen, selbst aus seiner Familie würden ihm Feinde erstehen und zuletzt sein ganzes Geschlecht untergehen. — Der Kaufmann wacht auf und ist vor Schreck mehr todt als lebendig; den Augenblick berechnete er, wie groß die Zahl der Bauern bei den ihm genannten Gutsbesitzern sein könne, es ergaben sich gegen 50,000 Seelen; um sie frei zu kaufen brauchte er ungefähr 7 Millionen. Darauf berechnete er sein ganzes Vermögen, mit einbegriffen alle Gegenstände, die er zu Gelde machen könnte — und es erwies sich gegen eine Million. Der gute Kaufmann wäre bereit, Alles bis zum letzten Heller herzugeben, aber es reicht lange nicht aus. Dieser Gedanke beschäftigte ihn dermaßen, daß er der Verzweiflung nahe war, er konnte nirgends Ruhe finden. In seiner Seelenangst betete er zur Mutter Gottes; nach dem Gebete wurde es ihm leichter, es kam ihm der tröstende Gedanke, wenn die Mutter Gottes etwas geboten hat, so kann man es auch vollbringen, wäre es unmöglich, so hätte sie es auch nicht verlangt. Nachdem er diesen glücklichen Gedanken gefaßt hatte, verzweifelte er nicht mehr, sondern fing an lange und tief über diesen Gegenstand nachzudenken, bis es zuletzt ihm klar wurde. Jetzt lud er alle die Gutsbesitzer, bei denen er die Bauern frei kaufen sollte, zu sich in die Stadt ein. Nach einem großen Mahle, sagte er zu ihnen: „Meine werthen Herren! Mir erschien im Traum die Mutter Gottes und befahl mir, 50,000 Leibeigene frei zu kaufen, wenn ich nicht der unglücklichste Mensch auf Erden werden wolle. Sie, meine Herren, haben zusammen 50,000 Bauern, und die will ich frei kaufen. Sind Sie damit einverstanden?“

„Warum nicht, wenn die Bedingungen für uns vortheilhaft sind,“ antworteten ihm die Besitzer.

„Haben Sie also die Güte und sagen Sie mir ein jeder, wie viel er Bauern hat, wie viel er ihnen Land abgiebt, und wie viel ein jeder jährlich Einkünfte hat. Aber ich bitte, mir nur den Ertrag vom Landbau zu nennen, denn die Einkünfte von der Viehzucht, oder von den Mühlen, oder von anderen landwirthschaftlichen Unternehmungen brauche ich nicht zu wissen. Auch bitte ich, sagen Sie mir den effectiven Ertrag, denn Sie müssen wissen, daß ich in Beurtheilung von Geldfragen viel Erfahrung habe und im Nothfalle selbst Ihre Einkünfte berechnen kann.“

Die Gutsbesitzer sagten dem Kaufmann Alles, was er verlangte. Der Kaufmann überlegte sich nochmals die Sache und dann begann er: „Meine Herren! Sie wissen, daß ich eine so große Summe nicht besitze, um die Bauern für baares Geld loszukaufen, aber ich will Ihnen folgenden Vorschlag machen. Ich will die Bauern sammt dem Lande los-

kaufen; das Land, welches Sie für sich selber bearbeitet haben, Ihre Gärten und die verschiedenen landwirthschaftlichen Einrichtungen behalten Sie. Wenn ich vom Lande der Bauern spreche, so verstehe ich darunter nicht nur das urbare Land, sondern auch die Gärten der Bauern und ihre Wiesen; wenn bis jetzt die Weiden, wohin sie ihr Vieh trieben, von den herrschaftlichen nicht gesondert waren, so muß es jetzt geschehen; man muß noch obendrein ihnen einen Theil des Waldes zur Holzung abtreten. Sie wissen recht gut, daß die Güter in Ihren Gegenden im Durchschnittspreise von 200 bis 225 R. S. für jede männliche Seele mit dem ganzen Lande und mit allen Einrichtungen stehen. Nach meiner Berechnung könnte man die Bauern mit dem ihnen zukommenden Lande auf 130 R. S. per Mann anschlagen. Es versteht sich von selber, daß man dem einen Herrn mehr, dem andern weniger geben kann, je nach der Beschaffenheit des Bodens, aber ich rechne hier durchschnittlich. Was meinen Sie wegen des Preises?"

„Der Preis ist ein normaler," antworteten die Gutsbesitzer.

„Nun sehn Sie also, wenn ich mit Jedem im Preise übereingekommen sein werde, so werde ich einem Jeden mehrere Wechsel auf verschiedene Termine, je nach der Summe, die er zu erhalten hat, ausstellen. Auf diese Wechsel werde ich jährlich 4 pCt. Zinsen geben, und wenn der Wechsel fällig sein wird, werde ich das Capital auszahlen. Sollte Jemand von Ihnen Geld brauchen und der Wechsel noch nicht fällig sein, so wissen Sie, daß meine Wechsel zum vollen Nennwerthe überall gekauft werden. Wahr ist, daß ich sterben kann, Sie wissen aber sehr gut, daß das Geschäft nach meinem Tode von meinen Kindern, die Sie auch als tüchtige Kaufleute kennen, fortgesetzt wird. Zudem werde ich noch ein gerichtliches Testament aufsetzen, welches bestimmen wird, daß weder meine Söhne, noch Enkel das Vermögen theilen dürfen, bevor alle Wechsel aus dieser Operation bezahlt sind; für diese Geldoperation werde ich eine besondere Kasse haben, und zu größerer Sicherung könnte man das von Ihnen ausgekaufte Land Ihnen auch verpfänden."

„In Bezug darauf haben wir keine Besorgniß, denn Ihr Handelshaus war schon unsern Eltern und Großeltern als solide bekannt, und wir wissen, daß man im Geschäft mit Ihnen nichts riskirt."

„Also die Sache ließe sich einrichten. Zu Ihrer Beruhigung will ich Ihnen mittheilen, daß diese Operation für mich gar nicht so lästig sein wird. — Für alle 50,000 Bauern, rechnet man den Mann zu 130 R. S., werde ich Wechsel auf eine Summe von 6,500,000 R. S. ausstellen; 4 pCt. davon machen 260,000 R. S., dazu noch gerechnet ½ pCt. für den Rückkauf der Wechsel, wird die ganze Summe sich jährlich auf 292,000 R. S. oder in runder Zahl gerechnet auf 300,000 R. S. belaufen. Diese Summe werde ich im Laufe von 55 Jahren, bis alle Wechsel ausgekauft sein werden, von den Bauern einsammeln. Alles in Allem wird der Bauer gegen 6 R. S. jährlich zu zahlen haben; auf

eine jede Familie kommen ungefähr 15 R. S., weil man auf 50,000 Bauern 20,000, wenn nicht mehr Familien rechnen kann.

Indem ich die Bauern mit ihrem Lande freikaufe, werde ich mit den einzelnen Gemeinden besondere Verträge abschließen, denn nicht alle Gemeinden sind gleich gestellt, die eine besitzt viel und fruchtbares Land, die andere wenig, in manchen Ortschaften ist der Absatz der Produkte leicht, in anderen schwerer. Natürlich lassen sich alle diese Verschiedenheiten im ersten Jahre nicht so genau bestimmen, aber nach dem zweiten oder nach dem dritten Jahre kann man die Bedingungen ändern. Da der Contract mit der Gemeinde abgeschlossen wird, so muß dieselbe auch für die regelmäßige Zahlung einstehen. Die Gemeinde wird schon selbst die ganze Summe auf die einzelnen Familien vertheilen müssen, da sie besser beurtheilen kann, wie viel Jeder zu zahlen hat. Dadurch wird erzielt, daß die Abgaben gerecht vertheilt werden. — Der Durchschnitts-Betrag von 15 R. S. wird nicht schwer für die Familie zu zahlen sein. Sie können es selbst am besten beurtheilen. Der Bauer kann leicht die mit zu zahlende Summe schon durch Arbeit in der Winterzeit verdienen, wo er das Feld nicht zu besorgen braucht, daher kann ihm diese Abgabe nicht sehr schwer fallen. — Wenn ich die Bauern mit ihrem Lande von Ihnen, meine Herren, freikaufe, so behalten Sie doch Ihr Land und Ihre Wirthschaft, und Sie werden doch wahrscheinlich die Landwirthschaft fortsetzen, mit dem Unterschiede, daß Sie nun die Leute für die Arbeit miethen werden, in der Art, wie jetzt die Kaufleute die Güter, die sie pachten, verwalten. Ihre früheren Leibeigenen werden für Lohn bei Ihnen arbeiten. Jede Familie kann außer der Bearbeitung ihres eigenen Landes mit Leichtigkeit bei Ihnen $3\frac{1}{2}$ Deciatinen *) von Ihrem Felde besorgen. Die Kosten für die Bearbeitung einer Deciatine Landes, für Winter- oder für Sommersaat, mit Einbegriff der Vorbereitung der Felder für das nächste Jahr, belaufen sich auf 7 R. S. Es erscheint Ihnen vielleicht etwas theuer, aber vergessen Sie nicht, daß ich keine besonderen Ausgaben für die Heuzeit anschlage, in diesem Preise ist außer der Besorgung des Getreides der Transport und das Mahlen einbegriffen. — Also jede Familie wird ernährt durch ihren eigenen Boden, hat alle die unumgänglichsten Lebensbedürfnisse, zahlt die Kronabgaben wie früher und erhält außerdem von Ihnen für die Bearbeitung von $3\frac{1}{2}$ Deciatinen 24 R. 50 Cop. S. Folglich sehen Sie, daß der Bauer damit auskommen kann. — Vergessen Sie noch eins nicht, daß der Bauer von nun an für seinen Erwerb weder durch den Ort, noch durch die Zeit gebunden ist, sondern seine Beschäftigung frei wählen kann; dadurch wird ihm der Erwerb um Vieles erleichtert. Wenn es auch zuweilen vorkommen wird, daß die Gemeinde nicht Alles zahlen kann und Mitglieder zählt, die nicht ihrer Pflicht nachkommen konnten, so kann

*) 1 Deciatine = 2400 □ Faden. 1 Faden enthält 7 Fuß (englisch).

man immer für diese Leute Arbeit finden und sie Geld verdienen lassen. Wie ich auf den glücklichen Einfall kam, die Bauern bei Ihnen freizukaufen, machte ich vorher meine Berechnung, ob der Preis Ihnen auch nicht zu gering sei. Nach meiner Berechnung werden Sie nichts verlieren. Wenn Sie wünschen, können wir eine Berechnung für Ihr Gut machen, Herr N. N., Sie haben 1000 Bauern und 10,000 Deciatinen Land, davon urbares Land 1500 Deciatinen, und Sie beziehen nach der Zweifelderwirthschaft jährlich die Interessen von 800 Deciatinen. Man kann im Durchschnit von 10 Jahren den Ertrag für eine Deciatine auf 12 R. rechnen; folglich erhalten Sie aus dem Ackerbau allein 9600 und mit Abrechnung der Saat 9200 R. S. Wenn ich bei Ihnen die Bauern mit dem Lande loskaufe, so erhalten Sie von mir einen Wechsel auf die Summe von 130,000 R. S., die Zinsen dafür, zu 4 pCt. gerechnet, betragen 5200 R. S. Aber Sie behalten Ihre frühere Wirthschaft, die Sie jetzt durch Miethskräfte besorgen werden. Rechnen wir, daß, wie oben angegeben wurde, die Bearbeitung der Deciatine Landes Ihnen 7 R. S. kosten würde, so bleibt Ihnen doch reiner Gewinn 5 R. S. per Deciatine oder für alle 800 die Summe von 4000 R. S.; schlagen wir diese Summe zu den 5200, d. h. zu den Zinsen, die ich Ihnen zahlen werde, so erhalten Sie den Ertrag von 9200 R. S., also denselben, den Sie früher hatten. Also sehen Sie, meine Herren, daß Sie nichts verlieren, sondern gewinnen. Der Gewinn wird darin bestehen, daß Sie Ihre Wirthschaft durch Miethskräfte besorgen werden, für jede Arbeit werden Sie baares Geld zahlen und danach streben, daß für das Geld so viel wie möglich geleistet werde. Jetzt, da für die Arbeit nicht gezahlt wird, denken Sie auch nicht viel daran. Der Bauer arbeitet für den Brodherrn auf jeden Fall um die Hälfte weniger, als für sich. Obgleich viele Gutsbesitzer mit ihrer Kunst, die Bauern zur Arbeit anzutreiben, prahlen, so steckt dahinter doch nicht viel; denn was man auch ersinnen mag, so wird ein Leibeigener doch nicht arbeiten, wie er sollte; auch ist die Arbeit meistens nachlässig. Am meisten werden Sie, meine Herren, dadurch gewinnen, daß Sie immer ein bereit liegendes Kapital besitzen werden. Jetzt sind Sie oft ohne Geld, Sie wissen, daß ich nicht selten Ihnen das Geld für das Getreide voraus zahle. Jetzt z. B., wenn es Jemandem von Ihnen einfallen sollte, auf seinem Gute eine bedeutende Verbesserung, die Geld verlangt, einzuführen, wo soll er dasselbe hernehmen? Das Gut ist mit Hypotheken belastet, nicht belastete Güter sind selten, dem Pupillen-Rathe müssen 6 pCt. gezahlt werden. Wenn Sie aber meine Wechsel in Händen haben, und Jemand von Ihnen Geld braucht, verkauft er einen von meinen Wechseln auf die Summe, die er nöthig hat.

Aber wie wird es mit dem Pupillen-Rathe werden? fragten die Gutsbesitzer.

Es versteht sich von selber, daß ich die Summe, die Sie dem

Pupillen-Rathe zahlen, auf mich nehme und sie Ihnen von den Zinsen, die ich auszahle, abziehe."

Damit ist meine Geschichte beendet; Sie sehen also ein, daß eine Finanzoperation möglich, und das Geld für den Auskauf nicht nöthig ist. — Aus meiner Geschichte dürfen Sie aber nicht den Schluß ziehen, daß die Befreiung der Leibeigenen nur durch Kapitalisten vollbracht werden kann und muß.

Gott behüte mich und Alle vor so einer Idee! Indem ich in meiner Erzählung eine der Lösungen dieser schwierigen Frage andeutete, hatte ich keinen andern Zweck, als Sie mit dem Gegenstande, der uns jetzt beschäftigt, in leicht faßlicher Form näher bekannt zu machen.

B. Wahr ist es, daß jetzt mir die Frage klarer wird, dennoch kann ich mir nicht vorstellen, auf welche Art so eine Operation im ganzen Reiche durchzuführen wäre?

A. So eine Operation im ganzen Reiche durchzusetzen, ist viel leichter, als an einem beschränkten Orte und von einer Privat-Person; setzen Sie an die Stelle des Kaufmannes — in unserer Geschichte — die Regierung, und die Finanz-Operation wird um Vieles leichter sein, als für den Kaufmann. Vor allen Dingen müssen die Güter, auf welchen der Loskauf der Leibeigenen stattfinden soll, taxirt werden. Wie diese Taxation gemacht werden soll, werde ich später näher beleuchten, aber für jetzt, um den Faden der Betrachtung nicht abzureißen, fahren wir fort.

Nachdem die Taxation durch den Kataster im ganzen Reiche beendet sein wird, muß man einen Tag feststellen, an dem in allen District-Städten jedem Gutsbesitzer ein Schein eingehändigt wird, nach welchem er aus einer besonderen Kasse 4 pCt. von der Summe, die durch Taxation seines Gutes bestimmt ist, beziehen kann: denselben Tag werden alle Leibeigenen für freie Kronbauern erklärt. Diese Scheine, oder besser Obligationen, entsprechen den Wechseln des Kaufmanns, mit dem großen Unterschiede, daß die Obligationen einen ungeschmälerten Credit durch ganz Rußland, und wahrscheinlich auch in Europa, haben werden. Die Obligationen müssen numerirt sein. Jedes Jahr muß eine gewisse Anzahl von diesen Scheinen, nach dem Loos bestimmt, ausgezahlt werden; so daß in einer Reihe von Jahren alle Obligationen ausgezahlt und die Finanzoperation beendet sein wird.

B. Wie kann man aber so eine enorme Masse von Obligationsscheinen auf einmal ausgeben lassen; Sie selbst sagten ja, daß der Auskauf mit baarem Gelde nicht möglich ist, und wollen es mit Scheinen durchsetzen?

A. Darin gerade liegt der Unterschied, daß eine Operation mit baarem Gelde den Ruin der Kapitalisten und der Gutsbesitzer herbeiführen würde, daher auch unmöglich, mit der Obligation aber sehr ausführbar ist. Solche Scheine sind kein Geld. Will man die Obligations-

scheine für Geld ansehen, so muß man dafür auch alle Hypotheken auf Güter, Häuser u. s. w. halten. Die Quantität des Geldes, die ohne Schaden für das Publikum, sei es als Münze, sei es als Creditscheine, ausgegeben werden kann, muß durch den Bedarf an diesem Material für den Handel bedingt werden; die Ausgabe von Obligationen aber muß sich nach der Möglichkeit der Zinszahlung und des allmäligen Auskaufs der Scheine zu gewissen Terminen richten.

Daher ist es auch ganz gleichgültig, ob man Obligationsscheine für 5 Millionen oder für 5 Milliarden creirt, wenn man nur gewiß ist, die Zinsen zahlen und mit der Zeit Scheine einlösen zu können.

B. Nach Ihrer Meinung also kann die Regierung durch Obligationen unbeschränkte Anleihen machen.

A. Um Ihnen den großen Unterschied der Obligationen, von denen Sie sprechen, und denen, die ich meine, zu zeigen, müssen wir uns zu der Frage wenden: Warum macht man Anleihen?

Meistens wird eine Anleihe für einen Krieg gemacht. In diesem Falle macht die Regierung die Anleihe, ohne eine sichere Quelle für Zahlung der Zinsen und für die Deckung der Schuld zu besitzen, sondern zählt auf bessere Zeiten, auf Entwickelung der Industrie und des Handels, auf den wachsenden Wohlstand der Unterthanen und betrachtet als Garantie direkte oder indirekte Steuern und einige innere Pachten, wie in Rußland z. B. die Branntweinpacht. Solche Berechnungen sind nicht immer ganz zuverlässig; der Wohlstand des Volkes entwickelt sich sehr allmälig und selten stetig; die Zinsen der Anleihe aber müssen regelmäßig gezahlt werden, und die Folge ist, daß das Volk mit dieser Zahlung belastet werden muß. Ich will hier nicht weiter auf die schwachen Seiten der Anleihe durch Obligationen in Ihrem Sinne eingehen, es sei nur beiläufig erwähnt, 1) daß das Geld oft ohne alle Beschränkung ausgegeben wird, 2) daß das Kapital, das durch diese Obligationen repräsentirt wird, den nützlichen Unternehmungen entzogen ist, 3) daß das realisirte Kapital immer bedeutend geringer ist, als die Schuld, deren Zinsen gezahlt werden und die getilgt werden muß.

Wenn obendrein die Anleihe im Auslande gemacht wird, so kommt außer den andern noch der Schaden hinzu, daß mit einem Mal eine zu große Masse Geldes in den Verkehr gebracht wird. Jetzt werden Sie es einsehen, daß man bei Ausgabe von Obligationen der Art, wie Sie meinen, sehr vorsichtig zu Werke gehen muß.

Die Obligationsscheine, von welchen Sie sprechen, und die, die ich meine, haben nur den Namen gemein. Zwischen beiden ist dieselbe Aehnlichkeit und derselbe Unterschied, wie zwischen zwei Wechseln, wovon der eine von einem Menschen ausgestellt, der nicht sicher vorherbestimmen konnte, wie er ihn einlösen werde, und ihn in der Hoffnung künftiger, besserer Zeiten gab, der andere von einem Menschen, der sicher

voraus wußte, daß er ihn bezahlen kann. Der Erstere leiht das Geld, um etwas zu kaufen, der Zweite für eine vortheilhafte Operation. Sie selbst werden ängstlich sein, einen Wechsel von 1000 R. oder 100 R. anzunehmen, wenn Sie nicht die volle Ueberzeugung haben, wieder zu Ihrem Gelde zu kommen, hingegen für ein ganz sicheres Unternehmen werden Sie getrost einen Wechsel von 100,000 R. annehmen. — Jetzt begreifen Sie doch, daß die Bedeutung der Obligationsscheine von dem Charakter der Finanzoperation abhängt? Die allgemeine Phrase, von Vielen ganz bewußtlos nachgesprochen, daß eine große Anzahl von Obligationen auszugeben gefährlich ist, daß dieselben das Volk belasten, daß man dadurch eine enorme Schuld macht — hat nur dann Sinn, wenn man unter Obligationen diejenigen Scheine versteht, von denen Sie sprechen, aber wird ganz sinnlos, wenn Obligationen meiner Art gemeint sind.

B. Gut, ich gebe zu, daß Obligationen für eine große Summe geschaffen werden können, wenn man die Sicherheit hat, dieselben mit der Zeit einzulösen. Aber sagen Sie mir, bitte, wo haben Sie diese Sicherheit bei dem Loskaufe der Leibeigenen durch Obligationen?

A. Aus meiner Geschichte vom Kaufmann müssen Sie doch gemerkt haben, worin er die Garantie fand. Aber ehe ich die Berechnung mache, frage ich Sie: was ist denn der Zweck der Finanzoperation?

B. Natürlich die Befreiung der Leibeigenen.

A. Wahr, aber um die ganze Maßregel klarer aufzufassen, will ich den Satz anders ausdrücken. Der Zweck der Finanzoperation besteht in der Aufhebung der Verpflichtung der Bauern gegen ihren Gutsherrn. Diese Verpflichtungen hören durch den Freikauf auf; die Zahlung der Zinsen auf die Obligationsscheine an die Gutsbesitzer ist ein Ersatz für den Verlust an Einkünften, den sie durch den Auskauf der Bauern erleiden. Jetzt fragt sich, ob die allgemeine Summe der Einkünfte im Reiche vermindert wird? oder ob die Masse der Arbeit im Reiche geringer wird durch das Aufhören der Verpflichtungen? Auf jeden Fall wird die Quantität der Arbeit nicht kleiner, sondern größer. Jetzt arbeitet der Bauer drei Tage für den Gutsherrn und arbeitet schlecht, im Grunde kaum mehr als 1½ Tage: folglich kann seine Wochenarbeit auf 4½ Tage geschätzt werden. Wenn die Verpflichtungen aufhören werden, wird der Bauer mit voller Thätigkeit ganze sechs Tage der Woche arbeiten, also die allgemeine Masse der Arbeit aller Leibeigenen wird um ⅓ größer. Aber das ist noch nicht Alles. Wissen Sie denn nicht, daß, nachdem das Korn gemahlen ist, also im Winter und im Anfange des Frühjahrs, man oft nicht weiß, womit man die Leute beschäftigen soll? Wir sind Beide Gutsbesitzer und wissen das recht gut. Es thut Einem weh, zu sehen, daß solch eine Menge Menschen ganz ohne Arbeit bleibt, die Bauern führen Holz auf den Hof des Gutsherrn, bringen Heu und Stroh auf den Viehhof, reinigen die Höfe der herrschaftlichen Gebäude vom Schnee

u. dergl. m.; alle diese Arbeiten könnten mit $\frac{1}{10}$ von den jetzt gebrauchten Kräften vollbracht werden. Wenn wir auch diese Zeit in Anschlag bringen, können wir dreist behaupten, daß die Masse der Arbeit der frühern Leibeigenen nach ihrer Befreiung um das Doppelte, wenn nicht mehr, anwachsen wird.

Also, wenn mit der Aufhebung der Verpflichtungen die Quantität der Arbeit oder die Quantität der Einkünfte im Reiche zunehmen wird, so können die Gutsbesitzer dieselben Renten beziehen, wie früher, und es bleibt doch noch eine Quelle für die Zahlung der Zinsen der Obligationsscheine.

Der Zweck der Reform ist ja die Vernichtung der Pflichten des Bauern gegen den Gutsherrn und daher das Wichtigste der Finanzoperation, daß der Gutsbesitzer sein früheres Einkommen, freilich auf einem anderen Wege, erhält. Ich spreche hier von den Einkünften, die gesetzlich sind, aber nicht von denen, die durch Erpressungen erlangt werden.

Sie sehen, daß die ganze Finanzoperation den Charakter einer Vermittelung zwischen den Brodherren und den Leibeigenen annimmt — diese Vermittelung kann Niemand anders, als die Regierung übernehmen. Die Finanzoperation, von welcher wir sprechen, ist keine reine Bankoperation, die ganze Aufgabe ist nicht nur von dem finanziellen Gesichtspunkte zu betrachten, sondern auch von dem des Staates. So wird z. B. das Land, welches die Bauern erhalten, zum Reichslande, und darauf muß auch die Zahlung der Abgaben beruhen, um die Zinsen der Obligationsscheine zu bestreiten.

B. Aber ist es denn eine Kleinigkeit für die Regierung, diese Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen?

A. So habe ich Sie doch so weit gebracht, daß Sie mir nichts Ernstlicheres zu erwidern haben. Sie müssen selbst die Unhaltbarkeit Ihrer Bemerkung fühlen. Erstens, wer Mühe scheut, muß gar nichts unternehmen. Zweitens, was würden Sie z. B. von einem Vater sagen, der einen kranken Sohn hätte; man sagt dem Vater, daß er ihn, behufs der Heilung, in eine andere Gegend bringen muß, auch versichert man ihm, daß der Weg dorthin gut ist, auch hat er die nöthigen Mittel dazu; aber theils aus Faulheit, theils, um nicht seine Gewohnheiten abzulegen, bleibt er zu Hause und tröstet sich mit dem Gedanken, obgleich Alles zur Ausführung des Reiseplanes vorhanden ist: wer weiß, was auf dem Wege ihm zustoßen könnte. Solcher Vater wird es erleben, daß der Sohn, nachdem er von der Nothwendigkeit der Kur sich überzeugt hat, die Reise, ohne den Vater weiter zu fragen, allein unternehmen und zuletzt ihn auch ganz vergessen wird. Sie wissen doch, daß die Regierung von der Nothwendigkeit der Reform überzeugt ist; Sie haben zugegeben, daß der Staat keinen anderen Ausweg, als den Auskauf der Bauern mit Land hat; auch wissen Sie, daß dazu die Mittel vorhanden sind; und nun sagen Sie, daß die Regierung diese Bürde nicht auf sich

nehmen kann. Wenn man vor der Bürde erschrickt, so muß man auch nicht von der Reform sprechen, sondern muß abwarten, bis das Volk selbst die Initiative ergreift. — Aber sagen Sie, ich bitte, wer anders, als die Regierung, soll denn die Mühe und Sorge auf sich nehmen? und wer anders kann es leichter durchführen? Die Verwaltung der Kronbauern wird doch durch den Staat besorgt, folglich ist es für ihn nichts Neues, und wenn er 20 Millionen Bauern verwalten kann, so kann er auch 40 Millionen verwalten; dabei ist noch zu bemerken, daß die Kosten für die ganze Verwaltung nur um ein Geringes zunehmen können, da die ganze administrative Einrichtung vorhanden ist. Wenn ich z. B. eine Arbeit leite, bei welcher 1000 Mann beschäftigt sind, und Alles wohl geordnet ist, und mir die Verwaltung 3000 R. S. kostet, so kann ich noch 1000 Arbeiter nehmen und die Ausgaben werden lange nicht das Doppelte erreichen. Und am Ende, war es denn nicht die Regierung, die die Leibeigenschaft gründete, war sie es nicht, die durch Schenkungen des Landes und der Bauern an Privatpersonen diesem unnatürlichen Rechte Mittel zum weiteren Umsichgreifen gegeben hat? Folglich muß auch die Regierung sich die Mühe geben, das Volk von diesem Uebelstande zu befreien.

(Schluß in der nächsten Nummer.)

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Erste Abtheilung: Die Epigonen.

Drittes Capitel.
Der Feind in Bessin.

Endlich war es Tag geworden, in einem fahlen Lichte standen die Gebäude und die fast blätterlosen Bäume auf dem Vorhofe, die Menschengesichter waren bleich und die Augen blickten verdrießlich, denn wenn auch eine bange Nacht vorüber war, so folgte ihr ein Morgen, ein Tag, der nicht weniger bange war.

Im Flecken ließ der Propst die Glocken läuten, er hielt eine Morgenbetstunde mit seiner Gemeinde; der Gutsherr ging hinauf, um mit seiner Familie zu beten vor dem Frühstück. Nach der Sitte des Hauses

las Frau von Pletz einen Abschnitt aus der Bibel; laut und mit kräftiger Stimme las die edle Frau, wie ihre Gewohnheit war, und was sie las, das war die Errettung der Kinder Israel und der Untergang der verfolgenden Aegypter im rothen Meer; als sie aber schloß: „daß das Wasser wiederkam und bedeckte Wagen und Reiter und alle Macht des Pharao, die ihnen nachgefolget waren in's Meer, daß nicht Einer aus ihnen überblieb. Aber die Kinder Israel gingen trocken mitten durch's Meer; und das Wasser war ihnen für Mauern, zur Rechten und zur Linken. Also half der Herr Israel an dem Tage von der Aegypter Hand. Und sie sahen die Aegypter todt am Ufer des Meeres, und die große Hand, die der Herr an den Aegyptern erzeigt hatte," — da merkten selbst ihre kleinen Knaben, daß eine große Freudigkeit und Erhebung über ihre Mutter gekommen sei, und als der Vater aufstand und ein lautes: Amen! sprach, da wunderten sich die Kinder, daß die Augen ihrer Eltern leuchteten, als sie sich über die Bibel hin die Hände reichten, — sie wunderten sich, aber der Augenblick war ihnen so feierlich und bedeutungsvoll zugleich, daß sie noch jetzt als reife Männer nie ohne tiefe Rührung an jenen Morgen denken können.

„Der Feind! der Feind!" keuchte ein Bursche, in's Zimmer stürzend.

„Wo, wo?" fragte der Edelmann, seine Mütze aufsetzend, indem er den Burschen bei der Hand faßte und mit ihm hinaus ging.

Auf der Treppe kam ihm ein zweiter Bote entgegen, im Hofe ein dritter, Jeder meldete eine andere Richtung, aus welcher der Feind heranziehe; einen Augenblick überlegte Herr von Pletz, dann begriff er, daß Bessin zum Rendez-vous für verschiedene feindliche Truppenabtheilungen bestimmt sein müßte. Offenbar fehlte es dem Feinde an den nöthigen Terrainkenntnissen, denn der abgelegene Flecken, fern von jeder größern Straße, zwischen Brüchern, Luchen und Seen versteckt, war wenig zu einem Sammelpunkt geeignet, wenn nicht ganz besondere Zwecke etwa verfolgt wurden.

Fünf Minuten später rollte von der Marxmühle her ein mit sechs Pferden bespannter Leiterwagen in die Straße ein, die durch den Flecken nach dem Schloß führte, sechs bis acht französische Soldaten saßen darauf. Sie stiegen vor der Propstei, einem alten stattlichen Hause, sie mochten es für die Mairie halten, von ihrem Wagen und gaben sich als Quartiermacher des Obersten Pelet zu erkennen; der Amtmann und der Propst, von den armen Teufels unterstützt, verständigten sich ziemlich gut mit den alten Soldaten, die, nachdem sie mit einem handfesten Frühstück bewirthet worden waren, sich ziemlich artig benahmen. Das wurde Herrn von Pletz auf's Schloß gemeldet in demselben Augenblick fast, als sich die Scene vollkommen änderte.

Plötzlich erschien, Niemand wußte, woher er gekommen, Angesichts der Propstei ein Chasseur, schaute sich vorsichtig um nach allen Seiten, indem er sein Pferd einen Augenblick anhielt, dann feuerte er seine Flinte

auf die Leute ab, welche vor der Propstei standen, glücklicher Weise ohne Einen zu treffen, warf sein Pferd herum und jagte davon. Die französischen Quartiermacher wollten oder konnten keine Auskunft über diese bedenkliche Erscheinung zu Pferde geben, hatten auch keine Zeit dazu, denn in diesem Augenblicke wälzte sich unter Trommelschlag und Pfeifenklang eine dichte Masse von Fußvölkern in den Ort, die sich auch sofort rechts und links in die Häuser warfen und zu plündern begannen.

Die Quartiermacher erklärten, daß diese Infanterie nicht zu dem Regiment des Obersten Pelet gehöre, die in einer halben Stunde frühestens eintreffen könne, sie blieben ruhig bei der Flasche sitzen, obwohl sie der Propst auffordern ließ, etwas für die Ordnung zu thun. Sie zuckten die Achseln und deuteten auf die Menge, nur die Propstei versprachen sie zu schützen. Unterdessen quoll ein Strom von Infanterie nach dem andern in den engen Flecken, aus vielen Häusern vernahm man den Hilferuf der mißhandelten Leute, denn es war ganz unmöglich, Hülfe zu bringen, weil sich Colonne auf Colonne drängte. Die Scenen wurden von Minute zu Minute immer wilder, die französischen Offiziere thaten nichts, gar nichts, dem Plündern ihrer Leute zu wehren, sie sahen ruhig zu, wie die schändlichsten Dinge an den Frauen und Mädchen verübt wurden, denen es nicht gelungen war, sich zu verbergen, ja, der Capitain einer Voltigeur-Compagnie brach selbst den Schreibtisch des Caplans auf und nahm sich ein Messer und einen silbernen Bleistifthalter zum Andenken mit. Ein anderer Officier verlangte die Oeffnung der Kirche und schickte sich eben an, die Thüren zu erbrechen, als Trompetengeschmetter erklang und gleich darauf ein heftiges Gewehrfeuer begann. Jetzt wirbelten auch die Trommeln, die ganze Masse gerieth in eine rückgängige Bewegung, die Plünderer sprangen aus den Häusern in Reihe und Glied. Ein höherer Officier, der jetzt erst zu Pferde erschien, gab seine Commandos, und in höchster Eile marschirten die einzelnen Colonnen ab, der Oberst hielt mit zwei anderen Officieren dicht am Wege und ließ sie an sich vorüber defiliren. Unterdessen hatte das Schießen fortgedauert, es entfernte sich aber langsam.

Herr von Pletz hatte die Absicht gehabt, den bedrängten Leuten zu Hülfe zu kommen, aber er hatte keine Möglichkeit dazu gesehen; auch begaben sich die Dinge mit einer so rapiden Schnelligkeit, daß der ganze Aufenthalt dieser unregelmäßigen Infanterie kaum eine Stunde gedauert hatte, doch war dies lange genug gewesen, um großen Schaden anzurichten.

Als die letzte Rotte den Hohlweg hinter Bessin passirt hatte, jagte der französische Oberst seinen Leuten nach, und bis auf die Quartiermacher in der Propstei war der Ort wieder frei vom Feinde, jedoch auf Minuten nur, denn alsbald trabten Chasseurs durch, ohne sich aufzuhalten, ihnen folgte ein Bataillon, das ebenfalls nicht Halt machte, sondern nur im Durchmarschiren hier und dort einen Trunk verlangte. Noch drei Bataillons kriegsgeübte Truppen, das sah man ihnen an, marschir-

ten in kurzen Pausen durch den Ort, dann aber erschien ein Oberst, von Adjutanten, Ordonnanzen und einer Eskorte vom achten Dragoner-Regiment begleitet.

Er hielt vor der Thür der Propstei auf einem hochbeinigen braunen Engländer, versprach den Geistlichen mit einem etwas hochmüthigen Lächeln Schutz für ihre Kirche, ertheilte auch sofort Befehle, daß Zucht und Ordnung gehalten würden, und unterhielt sich mit Hülfe der armen Teufels ganz leutselig mit den Leuten. Der große schöne Reitersmann mit dem starken Schwarzbart und den funkelnden Augen imponirte den guten Leuten gewaltig.

Unterdessen war ein Officier, begleitet von mehreren Quartiermeistern und Ordonnanzreitern, auf dem Hofe erschienen und hatte dort erklärt, daß der Obrist Pelet, Commandeur einer Brigade, sein Quartier auf dem Schlosse nehmen werde.

„Sagen sie ihrem Herrn Obristen," entgegnete Herr von Pletz dem jungen Officier, „daß er mir so willkommen sein soll in meinem Hause, als es unter diesen Umständen möglich ist."

„Es ist meinem Obersten ziemlich gleichgültig, ob er ihnen willkommen ist oder nicht," rief der Chasseur-Officier wegwerfend und in deutscher Sprache, „wir sind den Herren Preußen nicht willkommen, ah! jetzt sind wir die Herren in diesem Lande, und sie haben sich lediglich nach meinen Befehlen zu richten!"

Der märkische Edelmann erwiderte kein Wort auf diese brutale Frechheit, er lächelte mitleidig, das war die Rettung des Deutsch-Franzosen, denn es hätte nur eines Winkes von ihm bedurft, und seine Leute hätten den Frechen vom Pferde gerissen und ihn erschlagen.

Laut lachend ritt der Lieutenant durchs Thor, um seinem Obersten Meldung zu machen.

„Laßt euch das als Beispiel dienen," wendete sich Herr von Pletz zu seinen Leuten, „das war die erste Unbill, die wir zu leiden hatten von dem Uebermuth des siegreichen Feindes, es werden deren mehrere kommen, viele, unerträglich viele, aber unsere Zeit wird auch kommen, denn Preußen bleibt fest!"

„Und der König oben!" antworteten die Leute ihrem Herrn halblaut, aber entschlossen.

Darauf ging der tapfere Sohn des Landes hinauf in sein Zimmer, die Leute zerstreuten sich, nur ein alter Knecht blieb zurück, der den Befehl hatte, es zu melden, wenn der Obrist angekommen sei.

Er hatte nicht lange zu warten, denn beinahe unmittelbar nach dem Weggange des Hausherrn trabte der Obrist mit seiner Suite in den Hof.

„Wo ist der Eigenthümer?" schnaubte der junge übermüthige Chasseur-Officier den Knecht an, der ihn gar nicht verstand, obwohl die Frage in deutscher Sprache gethan wurde.

Der Eigenthümer, das war ein Titel, den man noch nie einem märkischen Edelmanne gegeben, der sich aber besonders seltsam in diesem Moment ausnahm, wo fremde Herren ohne Umstände über das Eigenthum Aller verfügten.

Der ehrliche Knecht antwortete nichts und ließ den Strom französischer und deutscher Flüche, die der Chasseur über ihn ergoß, ruhig über sich ergehen, dann ging er langsam, dem gnädigen Herrn die Ankunft der fremden ungebetenen Gäste zu melden, während die armen Teufels, durch die Hufschläge herbeigerufen, aus der Brunnenstube kamen und die Ordonnanzen mit den Pferden in den Nebenhof, wo die Ställe waren, führten.

Obrist Pelet schwang sich langsam aus dem Sattel, klopfte schmeichelnd den schön gebogenen Hals seines Braunen, ehe er das Pferd dem Reitknecht übergab, dann wendete er sich um und betrachtete das alterthümliche Steinportal der Halle, dessen schöne Verhältnisse und kunstreiche Verzierungen ihm sichtlich sehr wohlgefielen. Auch das Wappen, zwei silberne Fische auf blauem Grunde zeigend, fesselte seine Aufmerksamkeit, es war nicht, wie sonst wohl gewöhnlich, oben in oder über dem Thürbogen angebracht, sondern in Mannshöhe am rechten Pfeiler, und bildete gewissermaßen den Schluß einer Inschrift, welche auf einem halbgerollten Bande in gleicher Höhe auf dem linken Pfeiler anfing und über den Thürbogen hinweg bis zu dem Wappen hinablief. Obgleich nun diese Inschrift in sehr steifen, eckigen, mittelalterlichen Buchstaben geschrieben war, so las der Obrist doch sehr geläufig: „In nomine Dei Patris, Filii et Spiritus sancti. Non omnis caro eadem caro est: sed alia est hominum caro, alia pecudum, alia volucrum, alia piscium.“*) Der feindliche Officier las das wiederholt halblaut, sinnend suchte er die Beziehung zu ergründen, die offenbar zwischen den Fischen im Spruch und den Fischen im Wappen bestand, aber er konnte sie nicht finden, denn er wußte nicht, daß er einen Bibelspruch las.

Auch hatte er keine Zeit, sich weiter mit dem Latein der Vulgata zu beschäftigen, denn der Hausherr trat ihm aus der Halle entgegen und lud ihn ein, ihm zu folgen.

Der feindliche Officier warf einen forschenden Blick auf den märkischen Edelmann, der seine Einladung eiskalt, aber vollkommen höflich stellte und sie auch an die andern Officiere richtete.

„Die Gastfreundlichkeit dieses edlen Hauses wird auf eine harte Probe gestellt, mein Herr,“ wendete sich der Obrist sehr artig zu dem Edelmann, „es ist hart, den Feinden seines Souverains die Honneurs im eigenen Hause machen zu müssen; ich werde das Meinige thun,

*) 1. Cor. 15, 39: Nicht ist alles Fleisch einerlei Fleisch, sondern ein anderes Fleisch ist das der Menschen, ein anderes das des Viehes, ein anderes der Fische, ein anderes der Vögel.

ihnen diese Last, welche das wechselnde Kriegsglück auflegt, zu erleichtern."

„Unglück und Kriegslast sind zu ertragen, Herr Obrist," entgegnete der Hausherr, „wenn der Sieger die Kriegslast nicht erschwert durch Uebermuth, das Unglück nicht durch Hohn vergiftet und so, wie sie, des Wechsels im Glück eingedenk ist. Sie sind in meinem Hause willkommen, meine Gemahlin erwartet sie zum Frühstück!"

Sie stiegen zusammen die Treppe hinauf.

„Ich bitte, empfehlen sie mich Madame, bis ich selbst die Ehre habe!" sprach der Obrist, indem er die Verbeugung des Hausherrn erwiederte und dann in das Zimmer trat, dessen Thür der Amtmann geöffnet hielt. Die beiden Officiere, die dem Obristen gefolgt waren, wurden in ein Gemach daneben geführt, welches sie mit Allem ausgestattet fanden, was ein Soldat nach dem Marsch bedürfen kann.

Der Obrist stand an dem einzigen hohen Fenster seines Gemaches, er blickte hinüber in den kleinen Ort, wo seine Dragoner einquartiert wurden, er sah die Posten aussetzen und überzeugte sich, daß Alles in Ordnung war. Damit war dem Soldaten Genüge geschehen, die Landschaft, die durch ihren Reichthum an Wasser und Wald gar nicht reizlos war, fesselte ihn nicht lange, er wendete sich um nach dem Innern des Gemachs, wo sein Kammerdiener Koffer und Mantelsäcke öffnete und die Vorbereitungen zur Toilette seines Herrn traf.

Man hatte dem feindlichen Officier eines der besten Gemächer im Schloß eingeräumt, es war mit Ledertapeten ausgeschlagen, auf denen in Gold gepreßt verschiedene Bilder zu sehen waren; auf der einen Wand das Urtheil des Salomo in dem Streit der beiden Mütter um das Kind, gegenüber David, der dem Saul den Zipfel des Gewandes abschneidet, an der dritten Wand eine andere Scene, die man aber nicht zu erkennen vermochte, weil das Hauptbild gerade durch den Thüreinschnitt in Wegfall gekommen war, vielleicht war es der Absalon, der rechts vom Fenster an einem Tannenbaume hing, oder auch der zornige Saul, der links seinen Speer schleuderte. Diese kostbare Tapete war niederländische Arbeit, ein Pletz von Bessin, der nachgehends an der Seite des Kronprinzen, des späteren Königs Friedrich Wilhelm I., in der Schlacht bei Malplaquet gefallen, hatte sie zum Geschenk gesendet an den Majoratsherrn in Bessin.

Fast mitten im Gemach stand ein großes Bett mit hohem Himmel, über dem ein riesiger Federbusch schwankte, die Vorhänge waren von starrer gelber Seide mit stark vergoldeten Schnüren und Quasten. Auch die Polster der Stühle mit dem niedrigen runden Rückenstück waren von gelber Seide, die freilich etwas verbleicht war, obwohl sie für gewöhnlich durch Kappen geschützt wurde.

In diesem Prunkgemach war es behaglich warm, denn ein großer Ofen stand zur Seite des Bettes in der Wand, er wurde aber in dem

kleinen Nebengemach geheizt, das man dem Kammerdiener angewiesen hatte, dieses stand auch durch eine kleine schmale Thür, hinter dem Ofen in die Tapete eingefügt, mit diesem Zimmer in Verbindung.

Der Obrist beachtete das Alles aufmerksam, er rieb sich die Hände, denn er fand es behaglich, doppelt behaglich, da er seit fast drei Wochen kein ordentliches Quartier gehabt hatte und kaum aus dem Sattel gekommen war. Ueberdem heimelte ihn das alte Haus an, es erinnerte ihn an sein Vaterhaus, das die Republikaner verbrannt hatten, denn Obrist Pelet war ein Edelmann von gutem Hause aus der Picardie; einst Emigrant und immer Gegner der Revolution, hatte er doch nicht vermocht, dem Soldatenzauber, dem Glanz des Kriegsruhmes zu widerstehen, mit dem Napoleon so viele tapfere Edelleute zu seiner Fahne gelockt und an sich gefesselt hat. Pelet hatte eine schnelle Carriere gemacht, er hatte als Lieutenant den Zug nach Aegypten angetreten, bei Austerlitz hatte er sich ein Regiment erstritten, jetzt führte er eine Brigade und konnte sicher darauf rechnen, in der nächsten Zeit schon zum Generale befördert zu werden.

Mit großer Behaglichkeit machte er seine Toilette und ließ sich von seinem Kammerdiener ankleiden, der ihn mit der Geläufigkeit eines ächten Parisers von Allem in Kenntniß setzte, was er schon im Hause erkundet hatte.

„Es ist ein vornehmes Haus das," plauderte der Pariser, „ein wenig schwerfällig, wie diese Deutschen sind, aber alles reichlich und anständig, vor hundertfunfzig Jahren sind die Schweden hier gewesen, seitdem kein Feind."

„Und woher wissen sie das Alles," fragte der Obrist lächelnd, „sprechen sie deutsch?"

„Oh nein!" erwiderte der Pariser ablehnend, „wie können der Herr Obrist das glauben?" der Kerl that, als sei es eine Beleidigung, daß man ihm die Kenntniß einer so barbarischen Sprache zutraue, „aber ich habe hier Landsleute gefunden, Franzosen, Herr Obrist, Nachkommen von Hugenotten, welche Louis le Grand einst aus Frankreich vertrieben hat, weil sie nicht in die Messe gehen wollten. Die armen Menschen haben sich zwar grausam vernachlässigt unter den Barbaren hier, aber man kann sich doch noch verständlich mit ihnen machen; es sind Gärtner, sie haben den Salat nach Deutschland verpflanzt und Obst und Gemüse, was man Alles vorher hier nicht gekannt hat; sie rühmen den Eigenthümer sehr und noch mehr dessen Gemahlin, die ein Engel von Schönheit sein soll."

Der Obrist wäre kein Franzose gewesen, wenn ihn diese letzte Kunde nicht ganz besonders interessirt hätte, er sagte zwar nichts, aber der Kammerdiener nickte bedeutungsvoll, als der Obrist ein Chagrin-Kästchen nahm, es öffnete und sich mit dem Abzeichen eines Commandeurs der Ehrenlegion, so wie mit den Kreuzen der Militair-Orden von Bayern

und Würtemberg schmückte. Das geschah nur, weil die Schloßfrau schön sein sollte.

Das Rasseln von Säbeln auf dem Estrich des Vorsaales, das Klirren von Sporen, zeigte dem Obristen an, daß sich seine Officiere versammelten, um ihn zum Dejeuner abzuholen, er steckte den Degen an und setzte den Federhut auf. Ein Lächeln überflog sein ernstes Gesicht, als er hinaustrat und die fünf Officiere alle nach Kräften geputzt sah; er war überzeugt, daß auch sie bereits von der Schönheit der Schloßfrau gehört hatten.

„Wie sind sie mit ihrem Quartier zufrieden?“ fragte er, nachdem er ihren Gruß militairisch erwiedert hatte.

Alle sprachen sich sehr zufrieden aus über das Quartier in diesem verzauberten Schloß, wie sie das gute alte Haus Bessin nannten, nur der junge Chasseur spottete über die altfränkische Pracht.

„Man weiß schon, daß sie in Preußen nichts nach ihrem Geschmack finden,“ entgegnete der Obrist scherzend, „sie lieben die Preußen nun einmal nicht, die armen Preußen werden sich über dieses Unglück trösten müssen.“

Einer der armen Teufels, der die blaue mit Silber besetzte Livree des Hauses angezogen hatte, die für gewöhnlich gar nicht getragen wurde, führte die französischen Herren über eine kleine Treppe durch mehrere enge Gänge und endlich auch durch einige sehr einfach ausgestattete Zimmer, zu dem kleinen Saal, in welchem das Frühstück servirt war.

Der Obrist und die Officiere überzeugten sich, daß man ihnen wirklich die Prunkzimmer des Hauses zum Quartier angewiesen hatte, was auf Alle, selbst auf den Chasseur, einen angenehmen Eindruck machte.

Der Edelmann ging seinen Gästen einige Schritte entgegen und stellte den Obristen seiner Gemahlin vor, welche ihre beiden Knaben neben sich hatte.

Die große, schöne Frau mit den sanften Augen, die, weiß und blond, böse Leute sagten: röthlich, in der schwarzen Kleidung noch weißer und klarer erschien, machte sichtlich großen Eindruck auf die feindlichen Officiere.

Sie sah wirklich wie eine Königin aus, die beiden Knaben konnten für ihre Pagen gelten, und ihre ehemalige Gouvernante, die mit ernster und steifer Würde hinter ihr stand, für ihre Oberhofmeisterin. Der Oberst stellte der Schloßfrau seine Officiere vor, und das Entzücken derselben war nicht gering, als die schöne Frau ihre Anreden in fließendem Französisch beantwortete. Nur der Chasseur war ärgerlich, er hatte nämlich schon allerlei Pläne darauf gebaut, daß er, vermöge seiner Kenntniß der deutschen Sprache, der Einzige sein werde, der sich mit der Dame unterhalten könne.

Man nahm Platz und anfänglich war das Gespräch ziemlich einsylbig, denn die Officiere aßen und tranken mit gutem Appetit, sie fanden die einfache Speise trefflich bereitet und den Wein sehr gut.

„Wissen sie, mein Herr," wendete sich endlich der Obrist, der zwischen dem Herrn und der Frau vom Hause saß, an den Ersteren, „daß ich heute gleich beim ersten Tritt in ihr Haus eine heimathliche Erinnerung gefunden habe?"

Herr von Pletz sah den Obristen fragend an.

„Ist es das Wappen ihrer Familie, was unten an dem Pfeiler des Portals zu sehen?" fragte der Obrist.

„So ist es, Herr Obrist," entgegnete der märkische Edelmann, „die silbernen, goldenbewehrten Fische in blauem Felde sind das Wappen der Pletzen von Bessin."

„Nun, mein Herr," rief der Obrist mit einer gewissen Bewegung, „zwei silberne, goldbewehrte Fische in blauem Felde sind auch mein Wappen, das Wappen der Pelet de la Truiterie!"

„Wie sagen sie?" rief der Edelmann erstaunt, „sie sind ein Baron de la Truiterie?"

„Nach unsern alten Gewohnheiten vor der Revolution hätte ich wohl kein Recht, mich einen Baron de la Truiterie zu nennen, ich bin ein Cadet, mein Herr! mein ältester Bruder ist der Baron de la Truiterie, mich nannte man den Chevalier, und meine Familie nennt mich noch so, obwohl ich jetzt Baron des Kaiserreichs bin."

Der Obrist deutete mit leichter Handbewegung auf den Crachat der Ehrenlegion, dessen Besitz ihn zum Baron des Kaiserreichs machte.

„Das ist doch sehr eigenthümlich!" meinte der Edelmann, und zwar mit einem Anflug von Verlegenheit, von Unsicherheit, die sonst gar nicht in seinem Wesen lag.

Der Obrist bemerkte das wohl, aber mit großer Gewandtheit richtete er das Wort an die Frau vom Hause und bemerkte, die Fische in seinem Wappen seien truites, Forellen, das Wappen also ein redendes.

„Unser Wappen ist auch ein redendes," entgegnete die Dame lächelnd, „nur sind die Fische in unserem Schild keine vornehmen Forellen, sondern kleine Fische, wie sie hier in dem See gefangen werden, man nennt diese Fische Pletzen, und wir führen denselben Namen."

„Vielleicht ist es ihnen nicht uninteressant zu erfahren, Herr Obrist," nahm jetzt der Edelmann, der sich gesammelt hatte, das Wort wieder, „daß sie nicht der Erste von ihrer Familie sind, der in diesem Hause weilt. Nach der Aufhebung des Nanteser Edicts lernte einer meiner Ahnen in Regensburg einen Baron de la Truiterie kennen, der mit einigen von seinen Leuten aus Frankreich geflüchtet war. Das gleiche Wappen hatte die Bekanntschaft vermittelt, aus der Bekanntschaft wurde eine herzliche Freundschaft. Der französische Baron kaufte sich hier bei uns an und gründete mit den Leuten, die ihm aus Frankreich gefolgt waren, eine Viertelstunde von hier eine Niederlassung, die noch heute besteht. Jener Baron lebte nicht lange hier, er starb und wurde bei meinen Ahnherren unten in der Kirche begraben. Seine Leute aber blieben im

Lande, und ihre Nachkommen leben noch heute in meinem Hause als treue Untersassen geschätzt. Ich werde dem Herrn Obristen die jenen Baron betreffenden Papiere aus dem Archiv holen lassen und auf seinem Zimmer vorlegen."

Mit höchstem Interesse hatte der Herr Obrist diese Mittheilung vernommen, es war eine große Bewegung über ihn gekommen.

„Es ist kein Zweifel," rief er endlich, „Thomas Babincourt Pelet, Baron de la Truiterie, Vidame von Chateau=Pelet und Pelet=Ravignan, Königlicher maréchal de camp, ist anno 1688 nach Holland und Deutschland geflüchtet, weil er Hugenott war; die Familie, er hatte drei Brüder, hat niemals wieder etwas von ihm vernommen, vermuthlich, weil er zu früh starb, er war der ältere Bruder meines Urgroßvaters. Ich möchte die Nachkommen der Leute sehen, ich denke ich habe sie schon gesehen, aber ich möchte sie sprechen, und bekomme ich heute keine Befehle, weiter vorzurücken, so besuche ich die Anlage meines Ahnherrn. Mein Gott, wie wunderbar!"

Auf einen Wink seines Vaters war der älteste Junker hinausgelaufen und holte den Hippolyt, den Aeltesten der armen Teufels herein, der sich in der Livree der edlen Pletzen von Bessin sehr stattlich ausnahm.

„Tretet näher, Hippolyt!" befahl der Hausherr, „der Herr Obrist hat einige Fragen an euch zu richten."

Der französische Märker verbeugte sich nicht ohne eine gewisse Zierlichkeit und sah den Obristen aufmerksam an, der ihn scharf musterte und dann begann: „Der Herr hier sagt mir, daß ihre Väter aus Frankreich hierher gekommen sind vor hundert Jahren und drüber, wegen Verfolgung um des religiösen Bekenntnisses willen."

„Es ist so, mein Obrist!" antwortete Hippolyt, alle seine Kenntniß des Französischen zusammennehmend.

„Sie sprechen französisch, wie ich höre!" fuhr der Obrist fort.

„Ein wenig noch," erwiederte der gute Mann bescheiden, „mein seliger Vater sprach es noch ganz geläufig, weil er mit seinem gnädigen Herrn in Berlin gewesen längere Zeit, daher kommt es, daß ich es noch ein wenig besser kenne, als meine Vettern und Neffen."

„Können sie mir sagen, aus welcher Provinz Frankreichs ihre Väter hierher kamen?"

Der Obrist blickte mit einiger Spannung auf den Mann, der sichtlich verlegen wurde und endlich sagte: „Ich weiß es nicht, mein Obrist, ich weiß nur, daß mein Urgroßvater, Hippolyt Bernier, die Meierei von Ravignan gehabt von den sehr erlauchten und sehr mächtigen Baronen de la Truiterie, Vidames von Pelet."

Ein stolzes Lächeln zog über das Gesicht des Obristen; in seinem Vaterlande galten die stolzen Feudaltitel seines edlen Geschlechtes nicht mehr, er mußte in die Mark Brandenburg kommen, um noch einmal von

den alten Ehren seiner Väter zu hören; er sah den Hausherrn zufrieden an, dann fragte er weiter: „Haben sie nie gehört, daß das Schloß und die Meierei von Ravignan in der Picardie liegen?“

„Oh, mein Obrist!“ rief jetzt Hippolyt, „ich verstehe, der selige gnädige Herr hat zu meinem Vater immer gesagt: „„mon vieux Picard!““ jetzt verstehe ich!“

„Wissen sie, mein Freund, wie der Mann hieß, mit dem ihre Väter aus Frankreich hierher gewandert sind?“ forschte der Obrist weiter.

„Das kann ich dem Herrn Obristen ganz genau sagen,“ rief der französische Märker lebhaft, „denn ich bewahre das Psalmenbuch jenes Edelmannes noch, auf dessen erster Seite geschrieben steht: Thomas Louis Timoleon de Babincourt de Pelet, Baron de la Truiterie, Vidame von Chateau-Pelet und Pelet-Ravignan, Seigneur-Chatelain von Arnoux, Cresse und Croix-Rousse, maréchal de camp im Dienst Sr. Allerchristlichsten Majestät. Das steht in dem Psalmenbuch, ich kann es dem Herrn Obristen zeigen!“

„Ich möchte es wohl sehen,“ sagte der Obrist und stand auf, „umarmen Sie mich, Hippolyt Bernier,“ setzte er dann mit bewegter Stimme hinzu, „ich heiße Timoleon Adolph Pelet de la Truiterie, jener Edelmann, mit dem ihre Väter hierher kamen, war der Bruder meines Urgroßvaters.“

Der Obrist umarmte den Gärtner, er hielt ihm seine rechte Wange zum Kuß hin, Hippolyt berührte sie leise mit seinen Lippen.

Es war eine eigenthümliche Scene, die französischen Officiere begriffen sie nicht recht, der märkische Edelmann aber hatte ein Verständniß dafür; mehr oder minder bewußt war in den beiden Männern, die sich da umarmten, das patriarchalische Gefühl der Zusammengehörigkeit mächtig, das einst den adligen Lehnsherrn mit seinen Hintersassen verbunden hatte. Ueber hundert Jahre waren verflossen, als Feind kam der Nachkomme des Lehnsherrn in das Land, wo seine ehemaligen Hintersassen eine Zuflucht, eine neue Heimath gefunden, wo sie ihre französische Abstammung fast ganz vergessen hatten, und dennoch war in Beiden noch ein Rest der alten Zusammengehörigkeit; in dem alten Gärtner wachte Alles auf, was in ihm halb vergessen und schlummernd gelegen von Erinnerungen an die Vergangenheit, von den Erzählungen seines Vaters und Großvaters, er fühlte sich plötzlich als einen Vasallen des edlen Hauses der Pelet, Thränen zitterten in seinen Augen.

Der Obrist verließ jetzt den bewegten Mann und versprach, die Niederlassung am Bessiner See, die sein Ahnherr einst begründet, zu besuchen, wenn er irgend Zeit dazu finde, jedenfalls wolle er die Nachkommen der alten Vasallen seines Hauses sehen, ehe er weiter marschire.

Durch dieses Ereigniß war eine Art von freundlicherem Vernehmen zwischen dem Obristen und dem Hausherrn hergestellt; es war nicht mehr nur der feindliche französische Officier, der bei einem märkischen

Edelmann im Quartier lag, es war auch ein französischer Edelmann von guter alter Familie, dessen Ahnen mit dem Hause der Pletzen von Bessin in freundlicher Verbindung gestanden und diesem Hause Dank schuldig gewesen. Das erleichterte dem Hausherrn und der Hausfrau ihre Stellung ungemein, sie durften zuweilen der feindlichen Officiere vergessen und in dem Obristen nur den Edelmann aus befreundetem französischen Hause sehen; so fand ein Entgegenkommen von beiden Seiten statt und man fühlte sich beiderseits wohl dabei.

Nach dem Frühstück zog sich die Hausfrau zurück, sie hatte fünf Eroberungen gemacht, denn die fünf französischen Officiere waren in gleichem Grade entzückt von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, und selbst der deutsch-französische Chasseur, ein Pfälzer aus Kaiserslautern, schwärmte in überschwänglichen Worten für die reizende Chatelaine, sie war das Erste, das Einzige in preußischen Landen, was er nicht tadelte.

Der Obrist empfing auf seinem Zimmer Rapporte aller Art, schickte Meldungen ab und regelte den Dienst; der Hausherr bemerkte bald, daß sein Gast ein höchst umsichtiger Truppenführer war, der nichts aus den Augen ließ. Die Truppen, die unter seinem Befehle standen, waren zwar ziemlich weit auseinander gelegt, in verschiedenen Dörfern, Mühlen und Höfen einquartiert, das aber gerade schien den Obristen zu besonderer Vorsicht zu mahnen, und sehr geschickt sorgte er dafür, daß die einzelnen Truppentheile sowohl unter sich, als auch mit dem Hauptquartier durch ausgestellte Posten und Patrouillen in steter Verbindung blieben. Der märkische Edelmann hörte, daß der Obrist zu einem Offizier sagte, daß er diese Vorsichtsmaßregeln durchaus für nothwendig halte, obwohl er nicht unmittelbar am Feinde stehe, sondern noch ein fliegendes Corps leichter Truppen vor sich habe, denn das eigenthümlich coupirte Terrain mache einen Ueberfall sehr leicht ausführbar. Auch habe er die Truppen nur auf Befehl des Marschalls so weit auseinander gelegt, der es durchaus verlangt habe, um den Leuten einige Erholung zu gönnen.

Am Mittag ließ der Obrist, der bereits die Papiere seines Ahnherrn, welche ihm der Hausherr zugesandt hatte, flüchtig durchgesehen, den Edelmann bitten, zu einem der Gärtner zu senden, auf daß er ihn nach den Anlagen am See geleite.

Der edle Pletz von Bessin schwankte einen Augenblick, dann entschloß er sich, seinen Gast selbst zu begleiten.

Es war rauhes, häßliches Wetter, eisig pfiff es herüber über den See, und fröstelnd hüllte sich der feindliche Offizier in seinen langen Mantel, als er an das Ufer trat und nun ohne Schutz dem Wetter preisgegeben war. Dennoch blieb er stehen und schaute mit dem prüfenden Blicke des Soldaten um sich. Drüben auf einer Lichtung der Hügelkette stand eine Vedette seiner Dragoner; den Carabiner auf den Schenkel gestemmt, unbeweglich, wie aus Eisen gegossen hielt der Reiter, und seine Umrisse huben sich scharf ab gegen den grauen Hintergrund; weiter

zurück in einer kleinen Terrainfalte, dicht am Ufer des See's war eine gemischte Feldwacht aufgestellt; von da ab setzten noch drei oder vier Posten die Verbindung mit Bessin fort. Nachdem der Obrist das gesehen, blickte er nach der andern Seite hinüber, nach der Südspitze des See's, wo das alte Schloß auf der kleinen Insel lag. Auf dieser Seite standen keine Posten, denn von dort her konnte kein Ueberfall erwartet werden, weil Hartacker und die andern Dörfer weiter rückwärts dicht voll französischer Infanterie lagen, welche die Preußen nothwendig berühren mußten, wenn sie sich von dieser Seite aus dem Bessiner See nähern wollten.

Der scharfe Wind jagte die zerrissenen Wolkenstreifen mit schwindelnder Geschwindigkeit hin über den See und die graue Trümmerburg; wie immer flatterten Schwärme großer Dohlen schwerfällig um die alte Warte, mißtöniges, weithin vernehmbares Geschrei ausstoßend.

Der Obrist streckte die Hand aus nach den Ruinen auf der Insel.

„Es ist die Stammburg meines Hauses, die Wiege meines Geschlechts," beantwortete der Edelmann diese stumme Frage, „meine Väter haben ihren Namen von den kleinen Fischen in diesem See, und sie haben auch wie diese Fische mitten im See gelebt."

Die Herren wechselten nur noch wenige Worte, dem Franzosen mochte der scharfe Wind lästig sein, er schlug seinen Mantelkragen in die Höhe und wendete sich ab; dem Herrn von Pletz aber schlug das Herz gewaltig, denn er sah das Zeichen, das er mit Lehnerdt Schaller verabredet hatte, die Hacke war aufgerichtet auf der Warte in dem Ring, in welchem sonst der Flaggenstock befestigt wurde. Es war also ein preußischer Officier auf der Insel, einer oder mehrere.

Es war ihm darum sehr lieb, daß der Obrist rascher zu gehen begann und sich nicht wieder umsah nach der Ruine, die sie ganz im Rücken ließen, als sie den Weg betraten, der vom See ab nach der kleinen Colonie der armen Teufels von Bessin führte.

Ueber die Jagdgesetzgebung im Canton Bern.

Es ist vielleicht nicht uninteressant, einmal eine Stimme über Forst- und Jagdgesetzgebung zu vernehmen. In einer Correspondenz aus dem Berner Oberlande heißt es: „Man ruft nach einem Forstgesetze, ferner nach einem Jagdgesetze, und in beiden Fällen fehlt es vielmehr an der Anwendung der polizeilichen Vorschriften, als an den Gesetzen selbst. Das Jagen ist, mäßig betrieben, eine angenehme und gesunde Erholung für Männer, die ohne tägliche Bewegung des Nachts nicht schlafen können; es ist aber auch der Wurm, welcher an den Familien der Armen nagt, die sich leidenschaftlich der Jagd hingeben, und der auch die Gesundheit derer zerstört, die sich nicht zu mäßigen wissen. Die Jagd ist bei uns ein Staatsregal. Alle Bürger haben gleiche Rechte, und die Träger von Jagdpatenten sollten denn

doch für die bezahlten Vorrechte Schutz finden. Es ist abermals der betreffenden Direction der Auftrag ertheilt worden, das Jagdgesetz umzuarbeiten. Mögen sich die einen als Beschützer des Gewildes, die anderen als Jäger freuen, wir erwarten nach früheren Erfahrungen wenig; denn schon unter den theils längst abgetretenen Herren Departementsvorstehern v. Tscharner, Staub und Brunner sind Anträge gestellt, Beiträge gesammelt und Vorarbeiten gemacht, aber wegen anderer Geschäfte und in Folge des schnellen Wechsels der Personen u. s. w. nie etwas vor die gesetzgebende Behörde gebracht worden. Zugegeben wird von vornherein, daß es eben keine ganz leichte Aufgabe ist, unter den gegenwärtigen Freiheitsbegriffen, alten und neueren Jagdrechtsverhältnissen und den an einigen Orten zur Stunde noch von Amtleuten geschützten uralten Jagdfreiheiten ein den Bedürfnissen entsprechendes Jagdgesetz zu machen, das denn auch Aussicht auf den Beifall unseres großen Rathes haben wird, trotz dem, daß es an Stoff und Vorschlägen nicht mangelt. Nach hierseitigen Ansichten sind die verschiedenen früher bestandenen Jagdvorrechte durch die Verfassung mit allen anderen Vorrechten aufgehoben; höchstens hätte es sich damals noch um Entschädigungen handeln können, was nun längst verjährt zu sein scheint. Als Regal ist die Jagd nach staatsökonomischen Grundsätzen zu verwalten, folglich vor allem das Capital zu versichern, das Gewild zu schützen; die Zinsen sind Gemeingut; die Jagd darf in der Republik doch wohl nicht das Privilegium des Geldes allein sein und die Patentgebühren so hoch gestellt werden, daß die Erhaltung eines Jagdpatentes nur allein den Reichen möglich wäre. Das Bedürfniß eines anderen Jagdgesetzes ist oft in vertraulichem Kreise, wie in Zeitungen besprochen worden. Allerdings fühlen sich die Richter, die Polizei, die Privaten, wie die Jäger an mehreren Orten alle unwohl, und selbst die Frevler beklagen sich mit Recht über die ungleiche Anwendung des Gesetzes, weil an einigen Orten, wie in Saanen, zur Stunde noch die alte Jagdfreiheit geübt, anderwärts das Gesetz angewendet und überhaupt so ungleich verfahren wird, daß in der Sache die Rechte und Pflichten der Bürger an vielen Orten nicht mehr klar sind. Seien wir aber gerecht; es fehlt nicht sowohl an dem gegenwärtigen Jagdgesetze, als vielmehr an der Anwendung desselben. Dermal sind in den Berggegenden, wo die Anwendung der Jagdpolizei viel schwieriger als im flachen Lande ist, die patentirten Jäger die Narren im Spiele, indem sie gewöhnlich jeden Tag Jagdaufseher mit andern Frevlern auf der Jagd antreffen, die vor ihnen her die Wälder durchlaufen und sich nicht scheuen, den Patentirten oft selbst in der geschlossenen Zeit Hasen oder Spielhühner zum Verkauf oder Geschenke anzubieten. Die Hauptfrage ist nämlich wohl die: Wie ist es möglich, eine wirksame Jagdpolizei ein- und durchzuführen? Nur allein bei der Verpachtung der Jagd würde die Polizei wirksam werden, sonst schwerlich. Ein Jagdgesetz mit den erforderlichen Polizeivorschriften gegen Frevel gehört zu denjenigen Gesetzen, die nicht aus dem freien Volkswillen hervorgehen; es unterliegt daher, wie die Ohmgeldsteuer und alle fiscalischen Gesetze, um so eher noch einer grundsätzlichen Opposition, als hier noch die alten Jagdfreiheiten in allgemeiner Erinnerung und in Saanen sogar dato noch im Gebrauche sind, und solche Oppositionen eben durch Gesetze und Strafen müssen beseitigt werden; denn nichts ist demoralisirender und macht die Regierungen so verächtlich und unwirksam, als eine allgemeine Gesetzesverachtung von Seiten des Volkes. Alle unsere Beamten, vom obersten bis zum kleinsten Nachtwächter herab, hängen nach unserer Constitution an dem unsicheren Stricke der Volksgunst, so daß kaum einer es wagt, unpopuläre Gesetze ohne weiteres streng anzuwenden. Wenigstens wird gewöhnlich der Blitz etwa auf den Anzeiger abgeleitet, welcher dann durch die bedauerliche Pflichterfüllung statt der verdienten Achtung Haß und Verfolgung erntet. Wenn dann erst noch geständige Gemsjagdfrevler, die Thiere geschossen und verkauft haben, nur mit einer Buße von Fr. 6 bestraft und gemeine Jagdfrevler etwa zu Bezahlung der Untersuchungskosten verurtheilt werden, wer sollte denn da unter solchen Umständen noch Jagdfrevel anzeigen, oder wohl gar ein Patent lösen? Selbst der, welcher am meisten freventlich jagt, wird nicht alle Jahre einmal verleidet oder bestraft,

und wenn auch, so ist die Buße kleiner, als die Patentgebühr, welche eben darauf berechnet ist, daß gesetzlich bestraft werde. Die Abweichungen vom Gesetze werden entschuldigt durch die Handlungen derer, die noch an den alten Jagdvorrechten halten und solche ungestört ausüben, wodurch dann andere in dem Glauben bestärkt werden, daß solche alte Jagdvorrechte dermalen noch Geltung haben. Bekanntlich ist auch da, wo keine patentirten Jäger und nur Jagdaufseher sind, in den Berggegenden gar kein Wild mehr, während man in den Gegenden, wo nur patentirte Jäger und keine Jagdaufseher sind, doch noch immer Gewild antrifft; schon dieser Umstand beweist klar, daß man die Jagdaufseher abschaffen, und denen die Handhabung der Polizei möglich machen soll, welche ein Interesse haben, zu sorgen, daß es gut gehe.

Bei der Berathung eines Jagdgesetzes können mehrere Grundsätze in Betracht kommen, unter andern: 1) Freigebung der Jagd, ungefähr vom 15. October bis 1. Jänner. 2) Verpachtung von Bezirken oder nach Aemtern, vielleicht hie und da auch selbst nach Gemeinden mit beschränkter Jagdzeit vom 15. October bis 1. Jänner. Die Zeit könnte auf 6 bis 10 Jahre bestimmt und vorbehalten werden, in den letzten 3 Jahren jeweilen nach Belieben der Hinleiher auf 1. Brachmonat aufzukünden, damit die Pächter durch diese Ungewißheit verhindert würden, im letzten Jahre zu viel zu schießen. 3) Das gegenwärtige System, ebenfalls vom 15. October bis 1. Jänner. Die Gemsjagd sollte vom 20. Herbstmonat bis 1. Christmonat offen sein, weil gewöhnlich im Christmonat die Berge unzugänglich werden und dann die Brunstzeit und Begattung eintritt. Gut, daß diese Wildrace mehr durch eigene Klugheit und Kraft, als durch die Jagdpolizei geschützt wird. In dem gegenwärtigen Jagdgesetze sind wenigstens folgende Abänderungen zu machen: 1) Die Anstellung von Jagdaufsehern ohne Jagdpatent und mit dem Recht, irgend eine Art Wild zu schießen, ist durchaus verwerflich; die Erfahrung lehrt, daß bisher gerade einige solcher Aufseher die größten Frevler waren, die andere Frevler anführten und mit ganzen unberechtigten Banden regelmäßig jagten, daher sie denn auch allgemein mit dem Namen „privilegirte Frevler“ bezeichnet werden, und solche dann natürlich auch nie eine Anzeige machen. 2) Winter-Fuchsjagdbewilligung sollte höchstens bis 1. Hornung ertheilt werden, weil bekanntlich unter diesem Titel sehr viele Hasen geschossen werden. 3) Die Schußgelder bleiben abgeschafft; dagegen sollte für jede Erfolg habende Frevelanzeige etwas bezahlt oder ein Antheil der Buße dafür entrichtet werden. 4) Ein Jagdpatent verpflichtet den Träger zur Anzeige der Frevel, ohne besondere Belohnung. 5) Dem Frevler kann der Eid zugeschoben und auch der Hehler zur Verantwortung gezogen werden. 6) Zu Anzeigen sind besonders verpflichtet: die Förster, Bannwarten, Landjäger, Polizeidiener, deren Aussagen nach § 19 des Jagdgesetzes Beweiskraft haben. 7) Bei einer Buße von circa Fr. 2 für jeden Hund wäre zu verbieten das Jagen und freie Herumlaufen der Jagdhunde, vom 1. März bis 1. August. 8) Unter Hochgewild wäre zu verstehen: Hirsche, Steinböcke, Rehe und Gemsen.*) — Dies die summarischen und unmaßgeblichen Ansichten eines alten Jagdliebhabers, welcher gerne den Nachkommen auch noch etwas aufsparen wollte.“

*) Unter Hochgewild gehört ferner das Auerhuhn; das Birk- oder Spielhuhn gehört der Niederjagd an.

Neuer Adel.

Man hat sich in neuester Zeit in Frankreich wieder sehr fleißig mit dem Adel beschäftigt, davon giebt Kunde eine ganze Reihe von Schriften, die in den letzten Jahren erschienen sind, als: la noblesse et les titres nobiliaires dans la société chrétienne (vom Prinzen von Crouy-Chanel), de la noblesse comme institution impériale (von dem Senateur Marquis von Lagrange), la noblesse en France avant et depuis 1789 (vom Staatsrathsauditeur de Barthélémy) und so viele andere. Es ist mit den Adelstiteln ein gräulicher Mißbrauch getrieben worden, und das Adelstitelgesetz, mit dem man dem Mißbrauch zu steuern gedachte, wird so wenig wirksam gehandhabt, daß es nur diejenigen trifft, welche sich bei der hohen Autorität mißliebig gemacht haben, während Herr Granier de Cassagnac, ein zweifelloser Plebejer in jeder Beziehung, noch heute mit dem Adels-Prädicat prunken darf, weil er die beste Feder der Regierungs-Presse führt.

Der französische Adel hörte während der Revolution factisch auf zu existiren, er wurde nicht nur durch revolutionäre Decrete todtgeschlagen und abgeschafft, sondern auch in Wirklichkeit mit dem Fallbeil abgehackt und abgethan, der Adel war ein Verbrechen gegen die Republik, welches summarisch mit dem Tode bestraft wurde. Eigenmächtig stellte Napoleon den Adel wieder her, am 30. März 1806 ernannte er plötzlich Princes und Ducs und erhub Dalmatien, Istrien, Friaul, Cadore, Belluno, Conegliano, Treviso, Feltre, Bassano, Vicenza, Padua und Rovigo zu Herzogthümern und Reichslehen. Am 14. August 1806 wurden die Majorate wiederhergestellt, die Gleichberechtigung der Erben zu Gunsten der ältern Söhne aufgehoben und durch den 259sten Artikel des Strafgesetzbuches Jeder, welcher ihm nicht zustehende Uniformen, Costüme, Orden oder Titel führt, mit 6 Monaten bis 2 Jahren Gefängnißstrafe bedroht.

Auf diesem Gesetz beruht der napoleonische Adel in Frankreich, und zwar ganz allein, seit die Familien die großen Reichslehen im Auslande, die ihnen der Kaiser verliehen, mit dem Fall des ersten Kaiserreichs verloren haben.

Als nun der alte Adel mit den Bourbonen zurückkehrte, gab es in Frankreich zwei Arten von Adel, französischen und napoleonischen, beide bestanden neben einander, beide in ihren Titeln wenigstens einigermaßen durch jenen Artikel des code pénal geschützt, den die Restauration acceptirte.

Das Julikönigthum hatte nichts Eiligeres zu thun, als am 17. April 1832 jenen Artikel des Strafgesetzbuches dem verrückten Gleichheitsmoloch, dem die Franzosen so gern opfern, zu schlachten. Der provisorischen Regierung von 1848 aber war das noch nicht genug, sie verbot durch ein Decret vom 29. Februar genannten Jahres abermals alle Adelstitel, Niemand aber kehrte sich daran, sondern Jeder, der Lust hatte, und es hatte eine ganz entsetzliche Menge von Menschen Lust dazu, legte sich einen beliebigen Adelstitel bei. Am 24. Februar 1852 wurde durch ein kaiserliches Decret das Gesetz der provisorischen Regierung von 1848 aufgehoben. Nun stand man also wieder auf dem Boden der Julirevolution, die Adelstitel waren nicht verboten, aber auch durch kein Gesetz geschützt, also so recht eine Beute für Eitelkeit und mehr oder minder gefährliche Industrie. Der Mißbrauch, der getrieben wurde, zeigte sich endlich so schreiend, daß 1858 der Artikel 259 des code pénal wiederhergestellt wurde. Freilich hat das bis jetzt wenig geholfen, indessen kann seitdem geholfen werden, wenn nur der gute Wille da ist.

Unter der alten französischen Monarchie war Duc der höchste Adelstitel, Prince war den Prinzen souverainer Häuser vorbehalten. Kein König von Frankreich hat jemals den Titel Prince verliehen, bis auf Carl X., der den Prince de Berghes als einzige Ausnahme also betitelt hat. Kommt im alten Frankreich der Titel Prince vor, so wird er von Ducs geführt als Anspruchstitel auf eine Souverainetät, oder als Erinnerungstitel an eine einst be-

sessene, z. B. hießen Ducs de Latrimouille Prinzen von Tarent, die Ducs de Bouillon Prinzen von Sedan u. s. w. Von französischer Seite wurden diese Titel officiell auch nie gebraucht. Dagegen haben viele französische Familien den Titel römischer Principe, einige auch (z. B. der Duc de Broglie) deutsche Reichsfürstentitel.

Napoleon I. stellte die Princes an die Spitze seines neuen Adels. Der Reichs-Erzkanzler Cambaceres erhielt den Titel eines Prince de Parme, der Reichserzschatzmeister Lebrun Prince de Plaisance, der Reichs-Viceconnetable Berthier Prince de Neuchatel und Wagram, der Reichs-Vicegroßwahlherr Talleyrand Prince de Benevent, der Marschall Davoust Duc d'Auerstädt wurde Prince d'Eckmühl, der Marschall Ney Duc d'Elchingen wurde Prince de la Moscova, der Marschall Bernadotte Prince de Ponte-Corvo, der Marschall Massena Prince d'Eßlingen. Diese Titel erkannte die Restauration nicht an, sondern die Inhaber derselben rangirten als Princes-Ducs mit den andern Ducs.

Die Reihe der alten französischen Ducs war natürlich durch die Revolution furchtbar decimirt worden. Im alten Frankreich gab es drei Arten Ducs, zuerst Ducs et Pairs, Ducs mit erblichen Titeln ohne Pairie und Ducs à brevet ohne Vererbung des Titels. Napoleon ernannte folgende Ducs: de Padoue (Arrighi), de Castiglione (Augereau), d'Auerstädt (Davoust), d'Istrie (Bessieres), de Vicence (Caulaincourt), de Feltre (Clarke), Decrès (Decrès), de Frianl (Duroc), de Dalberg (Dalberg), d'Otrante (Fouché), de Gaëte (Gaudin), d'Abrantes (Junot), de Valmy (Kellermann), de Montebelle (Lannes), de Dantzick (Lefèvre), de Tarente (Macdonald), de Bassane (Maret), de Rivoli (Massena), de Conegliano (Moncey), de Trevise (Mortier), d'Elchingen (Ney), de Cadore (Rompère), de Reggio (Oudinot), de Belluno (Victor Perrin), de Massa (Reynier), de Rovigo (Savary), de Dalmatie (Soult), de Albufera (Suchet), de Raguse (Viesse de Marmont). Diese Ducs erkannte die Restauration an und ernannte ihrerseits noch 26 Herzöge, meist vornehme Edelleute alter Geschlechter, die bis dahin andere Adelstitel geführt, und es befindet sich darunter nur ein Homo novus, jener Decazes, das böse Verhängniß der Restauration, sonst uralte Namen wie Beauffremont, Blacas, Crillon, Damas, Montmorency u. a. Louis Philipp hat vier Ducs creirt: de la Mothe Houdancourt, de l'Isley (Marschall Bugeaud de la Piconerie) und den alten Duc Pasquier ohne Prädicat, außerdem machte er den spanischen Duque de Rianzares, Gemahl der Königin Mutter von Spanien, zum Duc de Montmorot (die englischen Hamilton sind in ähnlicher Weise Duc de Chatellerault in Frankreich, auch machte Ludwig XIV. einen Lennox zum Duc d'Aubigny, 1672, Aubigny wurde 1787 Pairie). Der jüngste französische Duc ist der Duc de Malakoff (Marschall Pelissier). Von auswärtigen Souverainen creirte und in Frankreich anerkannte Ducs sind: d'Almazan (Graf von St. Priest), de Baylen (Carondelet), de Sainte-Isabelle (Bresson, 1846); diese drei Titel sind spanisch. de Bisaccia (de Larochefoucould, 1852), Bozzo di Borgo (1852), de Fernando Luis (Rohan-Chabot); diese sind neapolitanisch. de Dino (Talleyrand) ist von Savoyen (?); de Glücksberg (Decazes) von Dänemark verliehen.

Den Titel Marquis kennt der Napoleonische Adelsschematismus nicht. Auch die alte Monarchie kennt ihn erst seit 1505, der erste französische Marquis war Ludwig von Villeneuve, der zum Marquis de Trans ernannt wurde; wer drei Baronien und drei Castellanien besaß, konnte auf deren Erhebung zum Marquisat antragen. Die Restauration stellte den Titel wieder her, auch der Bürgerkönig hat noch einen Marquis gemacht, den Gesandten beim deutschen Bund Herrn Tallenay machte er zu einem Marquis de Tallenay.

Die Titel der comtes und barons hatten unter dem alten Königthume eine ganz andere Bedeutung wie unter Napoleon, wo sie mit verschiedenen Kategorien von Militair- und Civilämtern kurz und gut verbunden wurden. Vicomtes und Chevaliers kannte das Kaiserreich nicht. Was der jetzige Beherrscher der Franzosen vorhat, das weiß man nicht, offenbar haben sich seine Ansichten über den Adel geändert. Im zweiten Bande seiner gesammelten Werke Seite 51 (nach der Ausgabe von 1854) sagt er: „Wir finden es eben so

unlogisch, Herzoge ohne Herzogthümer zu ernennen, als Obersten ohne Regimenter. Wenn der Adel mit seinen Privilegien mit unsern Ideen unvereinbar, so wird er ohne Privilegien lächerlich. Im Gebiete der Politik begreifen wir nur das Klare und Einfache, und wenn die Regierung ein Gebäude wiederherstellen will, das zu vernichten Könige und Völker 500 Jahre verwendet, so sollte sie jedenfalls die passendsten Maßregeln wählen um dieses Ziel zu erreichen. Sie möge daher zunächst allem Adel die Ruhmestaufe geben, denn ohne Prästigium kein Adel, demnächst ausgedehnte Bodenbesitzungen, denn ohne Reichthum kein Adel, sie stelle das Recht der Erstgeburt wieder her, in der Art, daß, wie in England, nur der älteste Sohn den Titel erbe; denn ohne diese Bestimmung, welche das Haupt der Familie isolirt und seine übrigen Brüder dem Volk einverleibt, theilt sich der Einfluß und entfernt sich der Adel zu sehr von den Plebejern. Sie möge das alles ausführen, dann werden wir sie zwar bekämpfen, aber wir werden gestehen, daß sie logisch verfahren ist, und anerkennen, daß das von ihr errichtete Gebäude Körper und Seele hat. Aber ganz in der Stille einige Herzogchen und Gräfchen machen, die ohne Autorität und Prästigium sind, das heißt ohne Ziel und Erfolg die demokratischen Gefühle der Franzosen verletzen, und die Greise verdammen mit Puppen zu spielen.“

Bekanntlich hat er seitdem einen Duc de Malakoff gemacht, der auch keine Duché aufzuweisen hat. Indessen kommt das vielleicht noch und wir erleben noch eine Restauration von allen großen Napoleonischen Reichslehen in Italien und Deutschland; daß man dergleichen Wünsche in Frankreich hegt, darüber kann kein Zweifel herrschen.

Wir möchten hier nur noch auf zwei Umstände aufmerksam machen, Umstände, welche beschämende Uebelstände sind. Warum nennen wir in Deutschland die französischen Princes und Ducs Fürsten und Herzöge? Es ist denn doch tief demüthigend, daß der Sohn des Finanzministers Gaudin zum Beispiel, ein reicher Börsenspeculant, neulich in einer deutschen Zeitung als „Seine Durchlaucht der Herzog von Gaëta aufgeführt wird!

In der Badeliste eines böhmischen Bades fanden wir eine Herzogin von Istrien, in allen Büchern und Blättern finden wir Duc und Prince stets durch Herzog und Fürst übersetzt. Sind denn unsere ruhmreichen Welfenherzoge, die Braunschweiger, die kriegsberühmten, uralten Anhaltiner, die hohen Herzoge zu Sachsen, deren Stamm auf vier Thronen sitzt, sind sie denn wirklich verdammt, einen Titel, den Herzogstitel, gemeinsam führen zu müssen mit der Nachkommenschaft der Maret, der Gaudin, der Arrighi, der Nompère, der Reynier u. s. w. Ist wirklich der Prince d'Eßling oder de la Moscova so gut ein Fürst, wie der von Schwarzburg, dessen Ahn die Kaiserkrone trug? Warum läßt man den Leuten nicht ihren Duc oder Prince? Man sagt und schreibt doch nicht Markgraf anstatt Marquis, was eine ebenso gut berechtigte Uebersetzung wäre wie Herzog von Duc? Wir würden es als einen großen Fortschritt begrüßen, wenn wir endlich anfingen, die fremden Adelstitel unübersetzt zu lassen. Auch ist die Sache politisch nicht ohne Bedeutung, die maßlose Ueberhebung der Franzosen uns gegenüber beruht mit auf der schiefen Vorstellung, daß unsere deutschen Herzoge und Fürsten dasselbe sind, wie ihre Ducs et Princes, die Franzosen verbinden mit diesen Titeln nicht mehr den Begriff der Souverainetät und glauben dann z. B., daß alle Braunschweiger Leibeigne sind, weil sie Unterthanen des Herzogs von Braunschweig.

Noch unangenehmer wird die Sache, wenn nicht nur die Titel, sondern auch die Namen übersetzt werden, wenn man z. B. in einem preußischen Fremdenblatte liest: Se. Durchlaucht der Herzog von Danzig! Herr Lefevbre ist nicht Herzog von Danzig, er ist Duc de Dantzick und das mag er bleiben, bis er schwarz wird, unsertwegen, aber es ist unpassend in Preußen, unpassend im höchsten Grade, von einem Herzoge von Danzig oder einem Herzoge von Auerstädt zu reden. Wenn unser hochseliger Herr den alten Blücher zum Herzoge von Montmartre ernannt hätte, glaubt man, daß ein Franzose ihn so nennen würde?

Nach dem zwölften Artikel der Königl. Ordonnanz vom 25. August 1817

führt der älteste Sohn eines Duc und Pair von Rechtswegen den Titel eines Marquis. Wir hatten denn einst das Glück, einen jungen Herrn Soult als französischen Gesandten in Berlin zu haben, der Mann schrieb sich als ältester Sohn des Duc de Dalmatie (er wollte sich bekanntlich einmal als Nicolas I. zum roi d'Algarve machen) von Rechtswegen Marquis de Dalmatie, das hätte er beibehalten müssen, statt dessen figurirte er sogar in der Staatszeitung officiell als der Herr Marquis von Dalmatien. Wär's nicht gerade in der Hauptstadt der Markgrafen von Brandenburg gewesen, vielleicht hätte man auch geschrieben: der Herr Markgraf von Dalmatien. Daß zufällig auch Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich einige, doch nicht ganz unbegründete, Ansprüche auf Dalmatien haben soll, wurde gänzlich ignorirt. Durch solche Uebersetzungen aber machen wir die Franzosen immer übermüthiger. Am Hofe der Tuilerien fungirt ein Cambacerès als Ceremonienmeister, ein Neffe Lebrun's starb jüngst, wenn die sich zusammengethan hätten als Herzöge und Fürsten von Parma und Piacenza, so hätte Ihre Königl. Hoheit die Frau Herzogin-Regentin von Parma und Piacenza nicht nöthig, sich weiter zu bemühen, und konnte mit ihren Waisenkindern betteln gehen. Glücklicher Weise ist Herr Cambacerès ein kluger Mann, er nennt sich Duc de Cambacerès und denkt nicht mehr an Parma, die Herren Lebrun aber sind Ducs de Plaisance, schreiben sich noch so, und nur deutsche Zeitungen sind so albern, sie zu Herzögen von Piacenza zu machen.

Es ist eine entsetzliche Ueberhebung, daß die Franzosen solche Titel geschaffen haben, aber mögen sie denn immerhin, nur sollten wir nicht eine solche Schafsköpfigkeit besitzen und ihnen bei ihrer Ueberhebung noch als Uebersetzer Handlangerdienste leisten. Der „Duc d'Elchingue", der „Duc d'Auerstädt" und so weiter müßten in deutschen Blättern immer nur französisch und in Gänsefüßchen eingeschlossen citirt werden, niemals aber zu Herzögen von irgend einem Fleck Erde, deutscher Erde mit deutschem Namen, gemacht werden.

Die großen Kronämter in Frankreich.

Die großen Kronämter Frankreichs sind analogen Einrichtungen im spätrömischen Kaiserthum nachgebildet. Man unterschied am Hofe der letzten Kaiser eine militia armata und eine militia palatina, die Erstere stand an der Spitze des Heer-, die Andere an der Spitze des Hofwesens. Zu der militia palatina gehörten: der primicerius, der propicerius sacro cubili, der magister officiorum, die comites largitionum, rerum priwatarum, domesticorum equitum, domesticorum peditum, der quaestor palatii und der constabularius. Nach diesem Muster erscheint bei den französischen Königen des ersten Geschlechtes, Merovingischen Stammes, ein major domus, major palatii, praefectus aulae regiae, ein Hausmeieroder oberster richterlicher und verwaltender Beamter, ihm zunächst folgt der comes palatinus, später Pfalzgraf übersetzt, wahrscheinlich vorzugsweise mit der Leitung des innern Pallastdienstes und der Verpflegung betraut. Dann folgt der comes stabuli, anfänglich weiter nichts als ein Stallmeister, aus ihm entwickelte sich, vornehmlich durch die Wichtigkeit des Roßdienstes damals, der spätere Connetable mit ganz andern Attributen; dann kommt der referendarius mit den Attributen, die später dem Kanzler beigelegt werden, endlich der camerarius, der den persönlichen Dienst bei dem Könige hatte, eine Art von dienstthuendem Kammerherrn.

Ueber die Hofbeamtenschaft der Könige des zweiten Geschlechtes, Carolingischen Stammes, sind wir besser unterrichtet durch des gelehrten Abtes Adalbert von Corbine ordo sacri palatii. Danach stand an der Spitze der Hofhaltung der Apocrisiarius, der Erz-Kaplan, der über die Hofgeistlichkeit, die Kapelle u. s. w. gesetzt war, und zugleich in allen Angelegenheiten canonischen Rechtes in einer Art von Appellationsinstanz entschied; dann kam der cancellarius, der über die Notare des Pallastes gesetzt war; seine Stellung scheint eine ziemlich bescheidene gewesen zu sein, oft war er selbst nur ein einfacher Notar. Der camerarius, der Kämmerling, hatte unter den Carolingern die-

selben Functionen, wie unter den Merovingern. Der comes palatii, der Pfalzgraf, erscheint nun als Richter in weltlichen Angelegenheiten mit denselben Attributen wie der Apocrisiarius in Sachen canonischen Rechtes, bewahrte aber zugleich die Oberaufsicht über den inneren Dienst des Pallastes. Ihm zur Seite steht der Seneschall, ursprünglich eine Art Oberküchenmeister, denn er wird auch princeps coquorum genannt, seine Untergebenen heißen actores regis — untergeordnete Dienerschaft. Dann kommt der Mundschenk und Kellermeister, dessen Charge aber der Seneschall oft zugleich mit bekleidet. Der comes stabuli, der Connetable, ist unter den Carolingern schon nicht allein mehr Stallmeister, sondern auch Großjägermeister; unter ihm standen die vier Oberjägermeister von Neustrien, Austrasien, Burgund und Aquitanien. Der Oberfalkenmeister ist ihm gleichfalls untergeordnet und zugleich verwaltet er fast immer ein höheres militärisches Commando. Da ist schon der Uebergang zu der späteren Stellung des Connetables. Ein besonderer Beamter ist der mansionarius, der auf den damals fortwährenden Reisen des Hofes für die Bequartierung zu sorgen hatte.

Unter den Königen des dritten Geschlechtes, Capetingischen Stammes, verschwindet der comes palatii, der Pfalzgraf, auch der Apocrisiarius kommt nicht mehr vor, der Seneschall scheidet ganz aus der Reihe der Hof- und Kronbeamten, dagegen aber erscheinen eine Menge von neuen Titeln, deren Träger unaufhörlich in Rangstreitigkeiten aller Art verwickelt sind, bis endlich König Heinrich III. durch eine Ordonnanz vom 3. April 1582 alle Großbeamten in zwei Klassen theilt. Zur ersten Klasse gehörten danach die großen Kronämter, Großbeamte der Krone, les grands officiers de la couronne, zur zweiten die obersten Hofchargen, großen Hofämter, les grands officiers de la maison.

Großofficiere der Krone sind: der Connetable, der Kanzler von Frankreich, der Kronobersthofmeister (grand maitre de la couronne), der Kronoberstkämmerer (grand-chambellan), der Groß-Admiral, die Marschälle von Frankreich und „gar kein Anderer“, wie die Ordonnanz ausdrücklich beifügt. Indessen schuf als siebentes großes Kronamt Heinrich III. die Würde eines Generalobersten der Infanterie, welche aber schon 1663 wieder aufgehoben wurde. Heinrich IV. fügte zwei neue den vorhandenen hinzu, den Kronoberststallmeister (grand ecuyer) und den Großmeister der Artillerie. 1627 wurde die Connetablie aufgehoben, denn die großen Attribute der Connetables schienen dem Ansehen der Krone gefährlich, und so bestanden nach dem Edict von 1669 folgende Großofficiere der Krone: der Kanzler von Frankreich, der Kronobersthofmeister, der Kronoberstkämmerer, der Großadmiral, die Marschälle von Frankreich, der Kronoberststallmeister und der Großmeister der Artillerie.

Die Rechte der Großofficiere der Krone, die anfänglich sehr bedeutend und sehr ausgedehnt waren, schrumpften bei fortschreitender Centralisation immer mehr zusammen, namentlich verloren sie ihre großen Jurisdictionsrechte ganz, nur der Großadmiral und die Marschälle von Frankreich bewahrten einen Theil derselben.

Der **Connetable** war meist der alter ego des Königs, eine ihm zugefügte Beleidigung war ein crimen laesae majestatis, auch wurde nach Aufhebung dieses Großamtes der Krone zu den Königskrönungen stets ein Grand-Seigneur zum Stellvertreter des Connetable's ernannt, der bei der Krönung den König mit dem Schwert Karls des Großen gürtete, dann blank zog und es während der ganzen Ceremonie hoch hielt. Uebrigens blieb der Gerichtshof der Connetablie in Kraft, er saß an der sogenannten Table de marbre zu Paris und war eine Art von hohem Polizeigerichtshof für bestimmte Fälle.

In der Reihe der 46 Connetables finden sich nicht weniger als acht aus dem Hause Montmorency, drei Brienne, zwei d'Albret (Duc de Luynes), drei Bourbon, ferner die großen Helden Bertran du Guesclin und Olivier de Clisson. Der letzte Connetable war Franz von Bonne, Duc de Lesdiguières, ernannt 1622, „weil er immer Sieger war und niemals besiegt wurde“, heißt es in der Belehnung; er starb 1626.

Napoleon I. ernannte 1805 seinen Bruder Louis, den König von Holland, zum Connetable und machte den Marschall Berthier zum Vice-Connetable; beides waren nur Titel.

Der Kanzler von Frankreich war der höchste Richter im Lande. Man zählt 102 Kanzler von Frankreich, darunter viele Bischöfe und Erzbischöfe. Der 78ste ist Jean de Ganay de Savigny, erster Präsident des Parlaments, gestorben im Jahre 1507, ein Ahnherr des noch lebenden großen Rechtslehrers und preußischen Justizministers von Savigny. Die berühmten Namen der Michel de l'Hospital, der beiden Etiennes d'Aligre, Pierre Seguier, Michel Letellier de Louvois, Voysin de la Norraye, d'Aguesseau, Lamoignon u. a. m. gaben diesem hohen Amte einen großen Glanz. René Augustin von Maupeou war der letzte Kanzler von Frankreich unter der alten Monarchie, er starb 1792.

Der Reichserzkanzler Cambacerès, Duc et Prince de Parme, den Napoleon I. ernannte, war nicht Kanzler in der alten Bedeutung; eben so wenig die beiden Kanzler der Restauration Dambray und der Marquis von Pastoret. Noch weniger war es der Duc Pasquier, der unter Louis Philipp von 1830—1848 diesen Titel führte.

Der Kronobersthofmeister (grandmaitre de la couronne), unter welchem alle Hofchargen standen, dem die Oberaufsicht über den ganzen inneren Dienst zukam, führte beim Krönungsmahl den Vorsitz und rief beim Tode des Königs: Le roi est mort vive le roi! Man zählt 43 dieser Würdenträger, darunter drei Montmorency, drei Chabannes, einen Prinzen aus dem Hause Bayern, drei aus dem Hause Lothringen, drei aus dem Hause Savoyen und acht aus dem Hause Bourbon selbst. Der Letzte, Ludwig Heinrich von Bourbon, Prinz von Condé, bekleidete diese Würde 60 Jahre lang, von 1770 bis 1830, sie ist mit ihm erloschen.

Der Kronoberstkämmerer (grand-chambellan) war der Kronbeamte, der bei allen feierlichen Gelegenheiten der Person des Königs zunächst stand, er nahm an den Stufen des Thrones auf einem Teppich von violettem Sammet Platz, der mit goldenen Lilien gestickt war. Das deutete auf sein Recht, in der Kammer des Königs zu den Füßen des königlichen Bettes schlafen zu dürfen. Unter ihm standen alle unmittelbaren Diener des Königs, die Leute der Kammer und der Garderobe. Man zählt 43 Grands-Chambellans, darunter sind drei Montmorency, vier Villebeon, drei Melun, sieben Prinzen aus dem Hause Lothringen, fünf Orleans aus dem Hause Longueville, zwei Latrimouille, vier Bouillon aus dem großen Hause der Latour d'Auvergne. Der letzte Grand-Chambellan, von 1814 bis 1830, war Mr. le Prince de Talleyrand-Perigord. Unter dem ersten Kaiserreich hatte diese Charge nicht bestanden. An dem jetzigen Napoleonischen Hofe ist der Duc de Bassano Oberstkämmerer.

Unter dem Grand-Chambellan standen: Le premier Chambellan, dann die dienstthuenden Kammerherren, dann die Kammerjunker (gentilhommes ordinaires de la chambre du roi), die ersten Kammerdiener, die Pagen u. s. w. Eine eigenthümliche Stellung nahm der premier gentilhomme de la chambre du roi ein, vielleicht durch Oberstkammerjunker zu übersetzen. Es ist der alte camerarius als Kämmerling der früheren Könige, der vor der neuern Würde als Grand-Chambellan zwar zurücktreten mußte, aber nicht gänzlich verschwand. Er stand nicht unter diesem, vertrat ihn aber in Fällen der Abwesenheit, außerdem leitete er in Person den Dienst bei dem lever und coucher des Königs, revidirte die Rechnungen der Kammerausgabe, nahm der persönlichen Dienerschaft den Eid ab, hatte die Oberaufsicht über Ballette, Comödien, Schauspiele u. s. w., merkwürdiger Weise hatte er auch das Recht, Pässe auszustellen, jedoch nur für die Provinz Isle de France, indessen wurden sie in ganz Frankreich respectirt, denn Niemand durfte wagen, sich einen so mächtigen Mann zum Feinde zu machen.

Die Charge des Großadmirals von Frankreich war ehedem so groß, daß alle Admiralitätshöfe und Marinegerichte Recht sprachen im Namen des Großadmirals. Er besetzte alle Stellen auf den Flotten Frankreichs, deren Obercommando er führte. Richelieu zog diese Charge ein, Ludwig XIV. stellte sie 1669 zwar wieder her, aber er ließ dem Großadmiral nur einen geringen Rest seiner großen Attribute. Man zählt 52 Großadmirale, darunter drei Montmorency, der berühmte Gaspard de Coligny, der Cardinal Richelieu und die Königin Anna d'Autriche, Mutter Ludwigs XII., die sich als Regentin diese hohe Charge selbst beilegte. Unter dem ersten Kaiserreich führte Joachim

Murat den Titel eines Großadmirals von Frankreich, vermuthlich weil er ein trefflicher Reiter war und nie zur See gewesen. Der letzte Großadmiral von Frankreich von 1814—1830 war der letzte Dauphin, Herzog von Angoulême.

Der Kronoberstallmeister (grand-ecuyer, oder nach altem Hofbrauch kurz Monsieur le grand genannt) hatte ungefähr dieselbe Stellung, wie unter den Merovingern der comes stabuli, der Connetable, übrigens giebt der Titel die Function hinlänglich kund. Man zählt 40 dieser Würdenträger, fast ein Jahrhundert lang bekleideten diese Würde Prinzen aus dem Hause Lothringen. Auch der Letzte war ein Lothringer, Carl Eugen, jener Prinz von Lambesc, der als österreichischer Feldmarschalllieutenant starb.

Unter dem ersten Napoleon war Monsieur Caulaincourt, Duc de Vicence, Großstallmeister. Die Restauration stellte das Kronamt zwar wieder her, ernannte aber keinen Würdenträger. Der Marquis von Vernon und der Duc von Polignac fungirten als ecuyers commandants. Bekanntlich machte Napoleon III. den Marschall Saint Arnaud zum grand-ecuyer, seit dessen Tode ist kein Würdenträger wieder ernannt.

Als großes Kronamt bestand die Charge eines General-Obersten der Infanterie nur kurze Zeit: sie bestand aber vorher und nachher. Man zählt in allem nur 10 General-Obersten (colonel general de l'infanterie) Jean von Taix 1544, Gaspard von Coligny 1547—1552, Franz von Coligny und Andelot 1552—1559, Carl von Larochefoucould, Graf von Randan 1559, Sebastian von Luxembourg 1562, Timoleon von Cossé, Graf von Brissac 1569, Philipp Strozzi, Jean von Lavalette, Duc von Epernon 1582, Bernhard von Lavalette, Duc von Epernon 1610—1661, diese beiden waren Großkronbeamte, der letzte General-Oberst der Infanterie war der Herzog von Chartres 1721—1730.

Der General-Oberst besetzte alle Officierstellen in der Infanterie, hatte über alle Militairs die hohe Jurisdiction, verfügte über eine eigene Leibwache von zwei Compagnien u. s. w.

Die anderen General-Obersten, die in Frankreich vorkommen (General-Obersten der Cavallerie, diesseits und jenseits der Baze, der französischen und deutschen Cavallerie, der leichten Cavallerie, der Dragoner, der Schweizer u. s. w.) gehören nicht hierher, weil sie nie zu den Groß-Officieren der Krone gehörten.

Wohl aber gehört zu diesen der Großmeister der Artillerie (grand maitre de l'artillerie). Für Sully machte Heinrich IV. 1601 die Großmeisterschaft zu einem großen Kronamt; doch bestand dieselbe schon früher, ihr Inhaber hieß souverain maitre des artilleries du Roi. Man zählt 20 Würdenträger. Maximilian von Bethune, Duc von Sully ist der 13., ihm folgt sein Sohn Maximilian II. von Bethune, Marquis von Rosny, dann folgen zwei Herren aus dem Hause de la Porte, Karl und Armand, welche Ducs von Lameillerave, Mazarin und Mayenne waren; ein Daillon, Duc von Lude, ein Crevant, Duc von Humières, und endlich Ludwigs XIV. legitimirter Sohn von der Montespan, der Duc von Maine, dieser überließ 1710 die Charge seinem Sohne, dem Grafen von Eu, der sie behielt, bis sie 1755 aufgehoben und ihre Attribute unter 10 General-Inspectoren der Artillerie vertheilt wurden. Seit 1854 haben wir bekanntlich in Preußen auch wieder einen Großmeister der Artillerie in der erhabenen Person Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Carl von Preußen, Herrenmeisters von Sonnenburg und der Balley Brandenburg des ritterlichen Johanniter-Ordens.

Vor den Großmeistern der Artillerie gab es Großschleudermeister (grands maitres des arbaletiers), die ihrer Zeit öfter mit zu den großen Kronbeamten gerechnet sein mögen, da damals noch nichts darüber fest stand. Der Erste, den wir im Besitz dieser Charge finden, ist Thibaut von Montléart 1230, außer ihm finden wir noch 25 Herren im Besitz (Houdetot, Roye, Ligne, Chatillon, Rembures, Lannoy, Estouteville, lauter grand-seigneurs). Der letzte war Aymar de Prie, nach dessen Tode 1525 Franz I. diese Würde aufhob.

Endlich wurden auch die Marschälle von Frankreich zu den Groß-Officieren der Krone gerechnet; über sie in einem besondern Artikel.

Berliner Revue.

Kleine Zeitung.

№ 3. Sonnabend, 16. April. 1859.

Berlin, 16. April.

Die „Preußische Zeitung", das Organ des zeitigen Ministeriums, früher „Zeit" genannt, unterhält seit Monden ihr Publicum mit Artikeln, die gegen die conservative Partei Preußens gerichtet sind und deren Wichtigkeit die Redaction selbst durch den großen Druck derselben anerkennt. Styl und Gedankenbildung dieser Artikel sind mäßig, indeß wird jeder etwaige Mangel in dieser Beziehung durch die Würde und rücksichtslose Bestimmtheit ersetzt, mit der diese Artikel die dem zeitigen Ministerium mißliebigen Conservativen behandeln. Es ist in dieser Würde etwas von dem Anstande eines wohlgenährten Portiers in einem reichen Hause, sie sprechen im Pluralis, zeigen einen blinden Glauben für die Herrschaft, in deren Dienst sie geschrieben werden und zeigen ein wahres Genie für die Grobheit. Wir freuen uns in der That, den Verfasser dieser Artikel nicht persönlich zu kennen, und möchten um Alles in der Welt diese Bekanntschaft nicht machen, blos um uns das Vergnügen zu erhalten, ihn uns als einen dicken, rothbäckigen Thürsteher mit etwas beschädigter Baßstimme, breiten Tressen und dickem goldknopfigen Stock denken zu können.

Die letzte Thüröffnung — oder vielmehr der letzte Artikel dieses diensteifrigen Hausbeamten richtet sich gegen den tiefbewegten, von gläubigem Eifer und ernster christlicher Liebe zum Volke dictirten Protest der acht Kirchenpatrone des Herzogthums Magdeburg, welchen die „Kreuzzeitung" in der Beilage zu Nr. 86 veröffentlicht hat. Diese acht Herren gehören dem ersten Stande der Monarchie an, sind als unerschütterlich treue Patrioten und als wahre Christen in weiten Kreisen bekannt, und man darf ohne Weiteres voraussetzen, daß diese Herren jeden öffentlichen und politischen Schritt, den sie thun, vorher sorgfältigst überlegen. Diese acht Kirchenpatrone haben sich gegen die Aeußerungen des zeitigen Cultusministers, nach denen der Staat sich kein Urtheil über das Bekenntniß einer sich für eine religiöse ausgebenden Genossenschaft erlauben dürfe, nach denen den Eltern die religiöse Erziehung ihrer Kinder ohne Weiteres ganz überlassen bleiben solle ꝛc., gewandt, und verlangen den obrigkeitlichen Schutz dagegen als gegen Angriffe auf den uralten und wirklichen Verfassungsstand des Volkes im evangelischen Königreich Preußen. Der ministerielle Hausbeamte sieht darin eine „unbefugte Anmaßung," er sieht darin „Willkür," „unchristliches Zelotenthum und Auflehnung gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit." . . . .

Gründe dafür bleibt er uns schuldig; denn seine Berufung auf die „Magdeburger Kirchenordnung" ist so oberflächlich und ungenügend als möglich. So folgert er aus derjenigen Bestimmung dieser Kirchenordnung, die den Patronen die Wahl tüchtiger Pfarrer für die Gemeinden überträgt: eine Vertretung der Gemeinden dem Kirchenregiment und der Staatsregierung gegenüber stände ihnen nicht zu. Als ob es einen wichtigeren, den Willen der Gemeinde mehr in Anspruch nehmenden Act als den der Ernennung des Pfarrers gäbe, als ob mit der Ertheilung der Befugniß, nach welcher der Patron den Pfarrer ernennt, ihm nicht die umfassendste Vertretung des Willens der Gemeinde anheim gegeben wäre?

Sichtlich hält sich der Verfasser übrigens auf dem Gebiete der allgemeinen Gründe und des höheren Raisonnements für stärker, als auf dem des positiven Rechts. Wir finden in diesem Theile seiner Ausführung folgende Merkwürdigkeiten: Der officiöse Artikel schuldigt die acht Kirchenpatrone an, sie wären, indem sie auch für die Dissidentenkinder den Schulunterricht im lutherischen Katechismus verlangten, „unmenschlich, unchristlich, ungesetzlich, denn sie wollen alsdann diese Kinder dem Glauben ihrer Eltern entreißen und mit Gewalt sie in einem andern Glauben

erziehen: sie wollen, daß diese Kinder andere religiöse Lehre in der Schule, andere im Hause empfangen und dadurch in einen Gegensatz gestellt werden, der sie sittlich verderben und ihre Erziehung vernichten muß.“

Dieser Satz wird uns ewig unvergeßlich bleiben, und wenn einmal eine Geschichte des Ministeriums Bethmann geschrieben wird, so wird und muß darin erwähnt werden, eines Tages habe die officiöse Zeitung zur Vertheidigung dieses Ministers gesagt, daß die Kinder ungläubiger, flacher und geistig verkommener Dissidenten dadurch sittlich verdorben würden, daß ihnen das lautere Christenthum in der wunderbar tiefen und unübertroffenen deutschen Weise Luthers bekannt gemacht wird. Es giebt auch in der unklarsten Situation Augenblicke der Sichtung und Klärung: für wen Angesichts dieses Satzes solch ein Augenblick nicht gekommen ist, der ist blind. Also soweit ist dieser auf das Evangelium gegründete, durch die Reformation groß gewordene Staat, dieser Staat, der in seiner Volksschule eine seiner fundamentalen Institutionen erblickt, gekommen, daß er seine Pflicht, für eine christliche, evangelische, disciplinirte und strengen Gehorsam fordernde Erziehung aller christlich geborenen Kinder zu sorgen, aufgiebt? daß er gewissermaßen den altpreußischen „Schulzwang“ beseitigt, zunächst in Bezug auf den Religionsunterricht?

Aber nicht nur, daß der officiöse Artikel eine übermäßige Toleranz nicht bloß der fertigen Ueberzeugungen der Erwachsenen, sondern auch der tabula rasa, welche das Kindesgemüth aufweist, zur Schau trägt: er scheint bis zu einer förmlichen Parteinahme für die Dissidenten, für die Läugner des positiven Christenthums vorzugehen. Denn wir lesen in ihm Folgendes: „Es ist widersinnig, die Dissidenten noch als Glieder der evangelischen Kirche zu betrachten und ihnen und ihren Kindern die Lehre einer Kirche aufzuzwingen, von welcher sie sich feierlich losgesagt haben.“

Bei Gott! dies „feierlich“ hat wirklich etwas Seltsam-Feierliches, aber wir müssen es vorziehen, uns eine weitere Erläuterung in dieser Hinsicht zu ersparen. Auch von diesem Respekte, mit dem das officiöse Blatt des Ministeriums den Moment, wo ein seichter Dissident der ehrwürdigen Kirche seiner Väter den Rücken dreht, betrachtet und ihn einen „feierlichen“ nennt, wird die Geschichte Act zu nehmen haben, und wenn sie über die Gewalthaber von gestern und heut und über die wechselnden Gebilde des Jahrhunderts ihr feierliches Gericht hält, so wird sie mit ganz besonders feierlicher Würde dieses Bekenntniß prüfen, abgegeben für den evangelischen Minister des Großstaates der Reformation, abgegeben für den ehemaligen Präsidenten des Evangelischen Kirchentages.

Kleine Chronik.

*** Der regierende Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha hat dem in Dresden lebenden Dichter Wilhelm Wolffsohn in einem sehr schmeichelhaften Schreiben angezeigt, daß er dessen Drama: „Die Osternacht“, gelesen und so davon ergriffen worden sei, daß er die sofortige Einstudirung und Aufführung auf seinem Hoftheater befohlen habe. Wir sind auf diese „Osternacht“ sehr neugierig, denn Herr Wolfsohn ist ein Jude aus Odjessa (Odessa).

*** Hier, wie an vielen anderen Orten, ist der 14. April, der Tag, an welchem Händel vor 100 Jahren starb, durch musikalische Aufführungen gefeiert worden. Bekanntlich wird dem großen Componisten auf dem Markt seiner Vaterstadt Halle ein Denkmal gesetzt werden. Wer je in Halle gewesen, erinnert sich wohl des schönen Marktes mit dem rothen Thurm und dem Roland, mit der Kirche und dem Löwenbrunnen, den einst H. Heine besungen. Die Statue Händels ist ein sehr gelungenes Werk des hiesigen Bildhauers Heidel.

*** Gustav Freitag's, wie gewöhnlich, schon lange vor dem Erscheinen ausposauntes antikes Trauerspiel: „Die Fabier“, ist nun im Buchhandel. Glatt, sehr glatt – aber auch – sehr langweilig.

*** Vor einiger Zeit erschien hier ein Buch, in welchem ein ziemlich mäßig begabter Schriftsteller sein Werk dadurch pikant zu machen gesucht hatte, daß er dem berühmtesten Gelehrten Deutschlands einen natürlichen Sohn angelogen; der Nestor der Wissenschaft mußte öffentlich dagegen reclamiren. Jetzt erscheint in Paris ein Roman: „La fille de Goethe“ von Paul Niboyet, vielleicht ein Seitenstück zu dem obenbezeichneten natürlichen Sohn?

*** Ein hiesiger jüdischer Literat, Dr. Jung, hat soeben eine Broschüre, betitelt: „Die Vorschriften über Eidesleistung der Juden“, herausgegeben, in der er u. A. sagt, daß „mit Priester- und Adelsherrschaft auch die Judeneide geschwunden sind in Nordamerika, Jamaica, Frankreich, Sardinien, Holland, Belgien. Man sollte in dem hochgebildeten Deutschland, in dem einer freisinnigen Verfassung sich erfreuenden Preußen den Gegenstand für erledigt halten; Judeneide sollten in die Gesellschaft von Folterkammern und Hexenprozessen gehören.“ Wir fragen Herrn Jung, ob etwa auch die jüdische Religion in den Folterkammern zurückge-

Im „Magd. Corr." vom Sonntag den 10. April (No. 85) finden wir folgende merkwürdige Expectoration gegen die Conservativen: „Herr Mallinckrodt nannte die Civilehe das gesetzlich geordnete Concubinat. Ein tieferer Blick in die Geschichte hätte ihn aber gelehrt, daß eine ähnliche Krisis vielmehr einen bedeutenden Fortschritt in der Geschichte bildete. Als nach dem völligen Verfall der patricischen und sacramentlichen Ehe der römische Staat auch im Innern des Hauses seinen Halt zu verlieren drohte, half Kaiser Augustus damit, daß er dem Concubinat gesetzliche Kraft gab und dasselbe zur Höhe einer rechtlichen Institution erhob. Er erhielt dadurch die Ehe bis zu dem Augenblick, wo sie durch das Christenthum einen neuen Anhalt gewann. Virgils Aeneide, das größte Gedicht des Alterthums, um so viel höher als die homerischen Gedichte, als das Weltenreich über dem griechischen Staatenbund steht, hat keinen andern Zweck, als in dem Bruch, mit dem Aeneas die Dido verläßt, das Concubinat gegen die altrömische Ehe herabzusetzen. Aber die Größe seines Werkes, die Tiefe der Ideen und die Schönheit der Ausführung vermochten nichts gegen das Werk des Augustus. Werden sich aber die conservativen Gegner des jetzigen Gesetzentwurfs eine größere Kraft zutrauen dürfen, als sie der conservative, fromme und strenge Virgil besaß?" (Herr von Gerlach muß sich denn doch für diese herabwürdigende Vergleichung mit dem heidnischen Virgil bedanken.)

Berlin, 16. April.

Ueber die politische Mission des Erzherzogs Albrecht an unsern Hof vernimmt man, daß dieselbe zunächst für den Fall eines Krieges zwischen Oesterreich, Sardinien und Frankreich die Hülfe preußischer Truppen zur Besetzung eines Theils der österreichischen Kronlande in Anspruch nimmt, wenn diese durch die militärischen Bedürfnisse in Italien von den einheimischen Truppen zu sehr entblößt werden sollten. (Sp. Ztg.)

— Ueber die Mobilmachung unserer Armee vernimmt man, daß sich die Ansicht des Kriegsministers bei der Regierung Geltung verschafft habe, wonach dieselbe nicht anders eintreten soll, als wenn sich Preußen entschließt, activ in den Conflict der streitenden Mächte einzutreten, oder an seinen Grenzen ungewöhnliche Truppen-Zusammenziehungen stattfinden.

— Es ist wohl nicht zweifelhaft, daß eine etwaige Mobilmachung auch eine neue Staatsanleihe im Gefolge haben würde. Was jedoch hierüber in einigen Blättern schon mit dem Anstrich von Bestimmtheit mitgetheilt wird, können wir als verfrüht bezeichnen. Eingezogenen Erkundigungen nach ist auch den Präsidenten der beiden Häuser, oder sonst in staatsmännischen Kreisen irgend eine Mittheilung über den Gegenstand nicht gemacht, und im Abgeordnetenhause

---

blieben ist. Alsdann würde dem Uebertritt des Israeliten zur christlichen Kirche, resp. zu den Uhlich'schen Dissidenten, ja nichts im Wege stehen. Ihre Geschäfte können sie auch dann noch ohne Aenderung weiter treiben.

*** Die offiziöse „Preuß. Ztg." bringt merkwürdiger Weise heut Morgen einmal keinen Artikel gegen die conservative Partei und ihre Organe.

*** Die Familie des diesseitigen Gesandten am Hofe zu Brüssel, Grafen von Redern, hat sich jetzt ebenfalls dorthin begeben.

*** Durch Vermittelung der königl. würtembergischen Bundestagsgesandschaft ist an den Central-Ausschuß zur Errichtung eines Nationaldenkmals für den Frhrn. Karl v. Stein in seinem Heimathland, in Begleitung eines Beitrags von tausend Gulden für diesen Zweck, folgendes Handschreiben des Königs von Würtemberg ergangen: „Stuttgart, 4. April 1859. Meine Herren! Die Freundschaft und Erkenntlichkeit die Ich dem verewigten Baron v. Stein gewidmet habe, geben mir Veranlassung Ihnen den beigeschlossenen Zuschuß zu seinem zu errichtenden Monument zu überschicken. Die Festigkeit seines Charakters, seine Ausdauer in den gefährlichsten Verhältnissen, und sein reger, nie ermüdender Eifer für das wahre Wohl Deutschlands sichern ihm in der Geschichte unseres Vaterlandes die ehrenvollste Stelle, und die Dankbarkeit seinem Gedächtniß ein würdiges Andenken. Wilhelm."

*** Der Componist R. Wagner scheint denn doch noch nicht so ganz allen politischen Händeln entsagt zu haben, wie seine Freunde zu versichern pflegen. Wenigstens hat er jetzt Venedig wieder verlassen und nach der Schweiz zurückkehren müssen. Er hat sich fast ein Jahr in Venedig aufgehalten.

*** Zwei wichtige Briefsammlungen — der Briefwechsel des Archäologen Welcker mit W. v. Humboldt und der der Brüder Boisserée mit Goethe — sollen demnächst veröffentlicht werden.

*** Dem Hülfsverein für jüdische Studirende in Berlin sind die Rechte der moralischen Person, so weit er derselben zur Erwerbung von Grundstücken und Capitalien bedarf, Allerhöchst verliehen und derselbe auch ermächtigt worden, diejenigen 5000 Thlr., welche der Kaufmann Adolph Reichenheim demselben unter dem Namen „Alexander von Humboldt-Stiftung" geschenkt hat, unter gleichzeitiger landesherrlicher Bestätigung der letztgedachten Stiftung anzunehmen.

ist derselbe von den Ressortministern in Abrede gestellt.

— Wie die Zeitungen schon vor längerer Zeit mittheilten, wird sich die diesjährige Legislaturperiode bis in die Mitte des Mai ausdehnen. Trotzdem und trotz der unermüdlichen Arbeiten in den Commissionen und den anstrengenden Plenarsitzungen dürften nicht alle Vorlagen erledigt werden können. (Grundsteuervorlage auch wohl nicht.)

— Für den Kriegshafen an der Ostsee sind von der Regierung 100,000 Thaler, gegen das Vorjahr mehr 90,000 Thlr. verlangt; nach Mittheilung des Reg.-Commissars wird der Jasmunder Bodden, nach Durchstechung der Landzunge, die ihn vom Meere trennt, einen der schönsten Kriegshäfen der Welt geben. Durch den geforderten Mehrbetrag wird die Regierung die Hafenbauten beschleunigen können.

— Der „Wiener Zeitung“ wird aus Berlin geschrieben: Mit der Armirung der Bundesfestungen ist es nun Ernst, obgleich vernünftiger Weise nicht viel Aufhebens davon gemacht wird. Besorgt ist man hier nur wegen Landau, dessen Werke den jetzigen Mitteln einer Belagerung gegenüber nicht genug Widerstandskraft bieten. Ihr Correspondent aus Mannheim hat ganz recht, wenn er Ihnen über die Schritte berichtet, welche der Prinz-Regent in Bezug auf Landau bei Bayern gethan. Die Zeit wird kommen, wo man den Bestrebungen des Prinzen-Regenten für die Wehrkraft Deutschlands nicht allein die Treue und Sorgfalt, sondern auch die richtigste Erkenntniß und Voraussicht zugesteht.

— Die Jahre langen Vorverhandlungen wegen des Neubaues einer zweiten Synagoge haben nunmehr ihren Abschluß erreicht. Die hohe Staatsbehörde hat, von der Dringlichkeit des Bedürfnisses überzeugt, die Ausführung des Baues genehmigt, und dieser wird sich auf dem bereits 1856 in der Oranienburgerstr. 30 erworbenen Grundstücke erheben. Der Vorstand der hiesigen Synagogen-Gemeinde hat, mit Genehmigung der Regierung, zu dem Bau eine mit 5 pCt. verzinsliche Anleihe von 300,000 Thlrn. ausgeschrieben und die Gemeindemitglieder zur Betheiligung aufgefordert, der ohne Zweifel über das Bedürfniß hinaus entsprochen werden wird. So leicht sich ein solches Ergebniß voraussehn läßt, so muß doch das Project einer öffentlichen Anleihe zum Bau eines Gotteshauses als neu und eigenthümlich, ja im Widerspruch mit den Ueberlieferungen der hiesigen jüdischen Gemeinde stehend, bezeichnet werden. Als in dem Jahre 1846 der Plan einer zweiten Synagoge angeregt und der Ausführung nahe war, wurden freiwillige Beiträge gesammelt, welche schnell die bedeutende Summe von 80,000 Thlrn. erreicht hatten.

— Der evangelischen Gemeinde zu Deutz ist die erfreuliche Mittheilung geworden, daß ihr Kirchenbauplan nunmehr genehmigt und zu dessen Ausführung ein Allerhöchstes Gnadengeschenk von 5000 Thlr. bewilligt worden sei. Auch von anderer Seite, so namentlich von Leipzig, Kiel, Basel und selbst von Gothenburg, sind Beisteuern hierzu eingegangen. Der Bau soll dem Vernehmen nach in den nächsten Wochen beginnen. Da hiefür, nach Beschaffung eines Pfarrhauses, nur noch 15,000 Thlr. disponibel bleiben, die Baukosten der Kirche aber auf 26,000 Thlr. veranschlagt sind, so ist für die Gemeinde allerdings

---

*** Die Volkszeitung enthält folgendes:

Die Eheberathung.

Nur Einem sollte es gelingen,
Die Sache richtig anzusehen;
Die Andern ließen sich nicht zwingen,
Den Einen richtig zu verstehn.
So wenig Recht so theuer kaufen?
Die Körperschaft folgt nicht dem Geist:
So muß denn mit den Haasen laufen
Und mit den Wölfen heulen Gneist.

*** In Magdeburg, einem der Ausgangspunkte der freigemeindlichen Bewegung, kommen Störungen der Kirchenruhe vor. So schreibt der „Mgb. Corr.“: „Bei dem gestern Abend in der Kirche der Friedrichstadt abgehaltenen Gottesdienste kam leider wieder eine ähnliche bedauerliche Störung vor, wie solche vor Kurzem in der Ulrichskirche stattgehabt hat. Ein in einem nahen Dorfe wohnhafter, zur Zeit aber hier beschäftigter Gärtner, der in hohem Grade dem Trunke ergeben ist und schon öfter auf öffentlicher Straße durch tumultarisches und freches Benehmen Aergerniß erregt hat, war auch in der Kirche erschienen und unterbrach plötzlich in der brutalsten Weise den Geistlichen mitten in der Predigt. Da er sonst vom Kirchengehen wohl nichts hält, so läßt sich kaum anders annehmen, als daß er in vorgefaßter böswilliger Absicht gekommen ist. Hoffentlich wird man das Strafgesetz in der zulässig strengsten Art auf ihn in Anwendung bringen.“

*** Aus Halberstadt wird geschrieben: „Das eherne Denkmal Gleims, das — umgeben von den Aschenkrügen seiner Freunde — in dem an der Promenade gelegenen Garten des Dichters aufgestellt ist, war in den letzten Jahren dem Anblicke der Vorübergehenden durch Bäume, Gebüsch und Bosquets gänzlich entzogen. Mancher fremde Besucher des „Poetenganges“ sah sich vergebens nach diesem Erinnerungszeichen an „Vater Gleim“ um. Jetzt hat man diese Hindernisse beseitigt, so daß das Denkmal dem Anblicke von der Promenade aus vollständig dargeboten wird. — Bekanntlich ist der parkartig angelegte Garten, in welchem das Epithaphium steht, dem Zutritte des Publikums nicht geöffnet und nur ein statutenmäßig beschränkter Kreis gewisser Beamten besitzt den Schlüssel zu den gußeisernen Gitterthüren, die den Eintritt zu Gleims Garten und Denkmal gestatten. Daher kommt es, daß diese denkwürdige Stätte meist ganz menschenleer war.

zu wünschen, daß die Theilnahme noch ferner rege sei. Es handelt sich um das vis-à-vis des Kölner Domes!

— Die „A. A. Z.“ bringt folgenden Auszug aus einem sehr merkwürdigen Privatbrief, der aus Paris nach Frankfurt a. M. gerichtet wurde: „Von einer kleinen Reise zurückgekehrt, benutze ich eine Gelegenheit, um Ihnen einige Zeilen zu schreiben. Zuerst glaube ich Ihnen sagen zu müssen, daß, wie ich bemerken konnte, Ihre Briefe im schwarzen Cabinet gelesen werden, ehe sie mir zukommen, und ich zweifle nicht, daß die meinigen dasselbe Schicksal haben. Obschon weder Sie noch ich Lust haben, gegen die kaiserliche Regierung zu conspiriren, so erheischt doch diese Gewißheit einer verborgenen Theilnahme an unserm Briefwechsel unsererseits eine gewisse Vorsicht; denn Sie wissen nur zu gut, daß in einem solchen Fall, unter einem régime de bon plaisir, der Eifer oder die Unwissenheit irgend eines Subalternbeamten die unverdientesten Verdrießlichkeiten herbeiführen kann.... Ich finde hier alles mit dem Krieg beschäftigt, man spricht nur von Kanonen, Pferden, Bewaffnungen, Truppenbewegungen 2c. Die Dinge sind im traurigsten Zustande, und selbst unsere Diplomaten fürchten, sie möchten bald genöthigt sein, ihr liebes Paris zu verlassen! Ich gestehe indeß, daß all dieser Lärm mich weniger erschreckt, als wenn ich ernst und schweigend waffnen sähe. Ich bilde mir ein — ob mit Recht oder Unrecht, lasse ich dahingestellt sein — man mache diesen Lärm nur um sagen zu können, man habe alles gethan und versucht, um seine Endzwecke zu erreichen, und man habe Zugeständnisse erlangt, selbst aber keinen Schritt zurückgethan. Was mich in dieser Anschauungsweise bestärkt, ist der Umstand, daß die Tuilerien sagen: das Palais-Royal sei es, welches den Krieg gewollt habe, und das Palais-Royal schwört bei allen Heiligen, daß die Tuilerien es verleumden, daß es stets nur von den friedlichsten Forschritts- und Civilisationsgesinnungen beseelt gewesen. Versetzte man unter solchen Umständen die französische Regierung in die Unmöglichkeit, ehrenvoll zurückzuweichen, so arbeitete man ihr nur in die Hände, denn man würde den Nationalinstinct wecken, der noch schläft. Hier liegt die große Gefahr, und wird so lange liegen, bis der Congreß zusammengetreten ist. Ich werde niemals glauben, daß Napoleon sich der Gefahr aussetzen will, eine europäische Coalition gegen sich zu haben, die aus Angriffen auf die Verträge von 1815, im Congreß oder anderswo, hervorgehen müßte. Er hat sich davon überzeugen können. Hat er je die Absicht zu Angriffen gehabt, so wird er seine Velleitäten vertagen, wofern ihm nicht die Ereignisse oder die Fehler seiner Widersacher zu seinen Plänen behülflich sind. Dies scheint mir der wahre Stand der Dinge in Paris zu sein. Allein ich weiß, daß hinter all dem noch Italien steht, welches anders urtheilt und den Kaiser (wie Sie in allen Briefen im Turiner „Diritto“ lesen können) unablässig bedroht. Bravi dieser Art gegenüber hört alle Vernunft auf. Kurz, alles hängt stets nur an einem Faden. Die Angelegenheit Hrn. Beaumont-Vassy's ist ein arger Skandal; die belgischen Blätter werden Ihnen das Nähere darüber gebracht haben. Vorgestern Abend hat man die Bücher von zehn bis zwölf Coulissiers, welche man verhindern will Geschäfte zu machen, in Beschlag genommen. Wollte die Rechtspflege klar sehen, so könnte sie hier den Stoff zu schönen Prozessen finden. Wer sind denn die Hauptclienten der Coulisse, wenn nicht die Umgebung des Kaisers? Mittlerweile wird dies nur dazu dienen, die Geschäfte noch mehr zu drücken und die Werthpapiere zu weiterem Sinken zu bringen. Man sagte mir, daß sich im Gefängniß von Mazas fünfunddreißig Geschäftsführer von Gesellschaften befinden, die aller Arten großer und kleiner Sünden angeklagt sind.“

Brüssel, 11. April.

Die an Deutschland gerichtete Note des Moniteur Universel macht hier kein Glück. Sie hat Niemanden von der Aufrichtigkeit der in ihr enthaltenen Versicherungen überzeugt. Der Moniteur Universel betheuert zu oft seine vortrefflichen Absichten, seine Rechtfertigungsnoten häufen sich zu sehr. Unter allen Regierungen ist die französische allein jeden Augenblick von dem Bedürfniß geplagt, der Welt zu schwören: sie unterhalte keine bösen Anschläge. Eine Regierung, welche täglich sagen muß: ich befolge eine ehrliche Politik, wird der allgemeinen Meinung schier ebenso verdächtig, als ein Mann, der unaufhörlich von seiner Treue und Redlichkeit spricht. Qui se defend trop bien s'accuse davantage. Das imperialistische Regime vertheidigt sich zu viel und zu häufig. — Das hiesige Organ der russischen Politik und des Pariser Preßbureau, der „Nord“, bringt ein vermuthlich officiöses Schreiben aus St Petersburg, welches die angebliche Aeußerung des Hrn. von Balabine: Rußland werde Oesterreich durch seine Großmuth in Erstaunen setzen, dementirt. Nach dem Schreiben wünscht Rußland aufrichtig die Erhaltung des Friedens, und hegt es keine Rachegedanken; aber es würde es nicht ungern sehen, wenn die unerbittliche Logik der Ereignisse die Rache an Oesterreich vollzöge. Einige Friedensliebe und viel Schadenfreude. — Obschon einige Blätter die Ernennung des Generals Chazal be-

witzeln, wird dieselbe doch allgemein, trotz der Unpopularität des Generals, als den Zeitverhältnissen angemessen gebilligt. Man sage, was man will, das Land hat Vertrauen in den General. In den höheren Gesellschaftskreisen und in den großen Geschäftshäusern glaubt man wenig an den Krieg, doch erwartet man von Frankreich nichts Gutes mehr. (A. A. Z.)

Literatur.

Preußische Rittersitze.

Die ländlichen Wohnsitze, Schlösser und Residenzen der ritterschaftlichen Grundbesitzer in der Preußischen Monarchie, nebst den Königl. Familien-, Hausfideicommiß- und Schatullgütern in naturgetreuen, künstlerisch ausgeführten, farbigen Darstellungen, nebst begleitendem Text. Erster Band. Verlag von Alexander Duncker, Königlichem Hofbuchhändler. Berlin 1857 und 1858.

Die Ritterschaft wohnt nicht mehr in jenen Burgen und Vesten, in welche die Romandichter so gern den Schauplatz ihrer Dichtungen verlegen, nicht mehr „tönt Schwert und Schild" beim Turnier, auch „der Pokale Läuten" ist verhallt und höchstens hört man das Pianoforte statt der „Ritterharfe, die einst vom Hohenstaufen, so mächtig laut erklang" — die Ritterschaft wohnt nicht mehr in jenen Burgen und Vesten, die entweder tückisch zwischen Sumpf und Moor, oder hochnäsig auf den Grat tüchtiger Felsen, oder mehr einnehmend als einnehmbar an einem Flußübergang lagen, immer den Adel in jenem Raubgewerbe unterstützend, welches ihm Adelsfeinde angelogen, denen es denn unwissende Menschen so lange glaubten, bis der Raubritter denn endlich mittelst Leihbibliothek ein historischer Popanz geworden ist, an dem selbst wohlgesinnte und sonst nicht übel unterrichtete Leute nicht mehr zu zweifeln wagen. Es versteht sich von selbst, daß es auch Edelleute gegeben, die geraubt haben, es gab aber zu allen Zeiten eben so viele Nicht-Adlige, die das trieben, von Raubrittern in specie zu reden, ist ein Unsinn, denn die Ritterwürde wurde verwirkt durch Raub, aber es verräth eben so wohl Unwissenheit als Bosheit, vielleicht beides zusammen, wenn man die Kriegszüge der Edelleute, die sie auf das Fehderecht des freien deutschen Mannes gestützt machten, ganz einseitig für Raubzüge erklärt. Dieses Fehderecht stand aber nicht dem Adel allein zu, sondern jedem freien Manne in Deutschland, es wurde auch nicht von dem Adel allein geübt, sondern von Allen und von Städten und einzelnen Bürgern nicht weniger kräftig. Es war ein Bürger von Berlin, Michael Kohlhaas, der in unserm Lande hier zum letzten Male das Fehderecht des freien Mannes übte, und zwar gegen keinen Geringern als gegen Se. Churfürstliche Gnaden den Herzog Friedrich zu Sachsen-Wittenberg. Freilich wurde der unglückliche Mann zuletzt hingerichtet, aber lange genug, Jahre lang hatte der Landesherr, der Churfürst von Brandenburg, das alte Fehderecht anerkennend dem Kampfe zugesehen. Gerieth der Adel mit einer Stadt in Fehde, so nahm er natürlich die Waaren weg und die Geldsendungen, die der Stadt zugeführt wurden. Das nannte man denn Raub — wer hat die Preußischen Soldaten, die eine französische Kriegskasse oder einen Pferdetransport wegnahmen, jemals Räuber genannt? Die machtvoll emporstrebenden Städte, die rechts und links, nach allen Seiten ausgriffen und den Landadel schädigten an Macht, Ansehen und Besitz (wir tadeln sie darin nicht, denn es war ihre historische Mission) verlangten mit einer interessanten Naivetät, daß sich der Adel nicht wehren solle dagegen und schalten die Repressalien des Adels kurzweg Räuberei. Daher sind denn die Raubburgen und die Raubnester und endlich der Raubadel, das Raubritterthum entstanden, der ehrliche deutsche Michel aber glaubt an diesen Popanz; warum? weil man schon seinem Großvater die Geschichte vorgelogen hat, und zwar so eifrig, daß sie selbst in sogenannte Geschichtsbücher, Leitfaden für Kinder u. dergl. m. übergegangen ist. Darum wird noch heute darauf speculirt, von jüdischen Männern zumal, den neidischen Philister gegen den Adel aufzuhetzen, den Philister, der noch heute eine Gänsehaut bekommt, wenn der Raubritter citirt wird.

Also auf den hohen Raubburgen einer verdorbenen Phantasie wohnt die Ritterschaft heut zu Tage eben so wenig, wie auf den romantischen Schlössern, die im Strahle der Poesie „goldig und rosenroth" von vierfüßigen Trochäen oder ähnlichem Material erbaut überall da stehen, wo sie der Dichter, zur Nachtherberge seines Helden, etwa braucht.

Aber wie und wo wohnt die Ritterschaft jetzt?

Diese Frage kann sich derjenige wohl beantworten, wenigstens was die preußische Ritterschaft betrifft, der das stattliche roth und golden verzierte Volumen durchsieht, dessen etwas langen Titel wir oben unter die Ueberschrift dieser Mittheilung gesetzt haben.

Es sind sechszig Rittersitze, die uns in diesem ersten Bande nicht nur „in naturgetreuen künstlerisch ausgeführten farbigen Darstellungen," sondern auch „mit begleitendem Text" vorliegen. Gewiß, wir haben da ein schönes und interessantes Werk vor uns, farbig sind die Darstellungen alle, künstlerisch ausgeführt wenn auch nicht alle, so doch die meisten, und naturgetreu sind sie gewiß, da sie meist nach besonderen Aufnahmen, oder nach interessanten Bildern, welche die Besitzer selbst eingesendet, angefertigt worden sind. Wir gedenken dabei gleich des Herrenhauses von Blankenfelde, dessen Darstellung nach einer Zeichnung der Frau von Hülsen, deren Vaterhaus Blankenfelde ist, ausgeführt wurde. Ein Dohna'sches Schloß ist nach einer Aquarelle, welche sich im Besitz Ihrer Majestät der Königin befindet u. a. m. Ueber den begleitenden Text ließe sich viel sagen, wir wollen uns aber bescheiden und nur bemerken, daß er sehr ungleich ist. Ein Vorwurf ist das nicht für die Redaction, wenigstens von unserer Seite nicht, wir wissen, wie unendlich schwierig, ja, wie es nahezu unmöglich ist, von einer Reihe von ländlichen Grundbesitzern ein auch nur einigermaßen gleichmäßiges Material zu diesen und ähnlichen Zwecken zu erhalten. Eine sehr hübsche Zugabe wäre es gewesen, wenn jedes Blatt mit dem Wappen des Besitzers, in einer Ecke etwa, bezeichnet worden wäre. Viele begleitende Texte haben diesem Mangel abgeholfen durch regelrechte Beschreibungen, aber noch lange nicht alle.

Soviel über das Buch; was nun die Rittersitze selbst betrifft, so fallen von den sechszig, welche dieser erste Band enthält, 19 auf die Provinz Brandenburg, 9 auf Pommern, 9 auf Schlesien, 8 auf Sachsen, 5

auf Preußen und 8 auf Westphalen. Die Rhein-Provinz ist nur durch das Königliche Schloß Brühl vertreten. Was die Familien angeht, welche im Besitz dieser Schlösser sind, so gehören von den 60 Sr. Majestät dem Könige und den Prinzen des hohen Königlichen Hauses 3; den Schulenburgen 3; den Humboldt-Hedemann 3; den Grafen Häseler 2; den Grafen Finckenstein 2; den Burgsdorffen 2; den Grafen Dohna 2; den Alvensleben 2; dem Fürstenhause Schönaich-Carolath ebenfalls 2; die übrigen vertheilen sich je 1 auf folgende Familien: Wartensleben; Herzogin von Sagan; Seherr-Thoß; Enckevort; Recke; Treskow; Below; Ostau; Schenk; Solms; Helldorff; Plotho; Romberg; Schuckmann; Massow; Marwitz; Eckardtstein; Dönhoff; Hardenberg; Herzog v. Ratibor; Bismarck-Bohlen; Brandenburg; Homeyer; Friesen; Gans zu Putlitz; Ploetz; Bodelschwingh; Gneisenau; Behr-Negendank; Zech-Burkersroda; Schönburg-Waldenburg; Groeben; Jena; Eickstedt-Peffenbrink; Thermo; Heyden; Schwerin; Redern. —

Kann man nun aus den in diesem ersten Bande vorliegenden Blättern einen Schluß machen auf den Charakter der Rittersitze in einer Provinz überhaupt, so kommt man zu einem höchst eigenthümlichen Resultat.

Wir haben 19 Rittersitze aus der Provinz Brandenburg: Bornstedt, Blankenfelde, Friedrichsfelde, Baruth, Tegel, Steinhöfel, Friedersdorf, Reitwein, Falkenhagen, Neu-Hardenberg, Alt-Madlitz, Hohen-Jesar, Markendorf, Monchoix, Wolfshagen, Gusow, Cöthen, Zinckau und Görlsdorf. Von diesen Rittersitzen besteht der größeste Theil in wirklichen Häusern, die älteren darunter haben sich meist noch etwas von der ursprünglichen Bauart des alt-sächsischen Bauernhauses bewahrt, und auch bei den Neubauten ist dieser Charakter nicht überall ganz verwischt; es sind unter diesen 19 brandenburgischen Rittersitzen nur wenige, die etwas Schloßartiges haben, kaum ein Paar, die man wirklich Schlösser nennen kann. Die folgenden Bände werden zeigen, ob das wirklich der vorherrschende Charakter der brandenburgischen Rittersitze ist, wie wir glauben, oder ob nur ein Zufall gerade Rittersitze dieses Charakters in den ersten Band des vorliegenden Werkes zusammengeführt hat. Unseres Erachtens würde dieser Charakter vollständig übereinstimmen mit dem Charakter des brandenburgischen Adels, der fest und treu der Sitte der Väter, auch Freude daran hat, bei der alten Art des Hauses zu verbleiben.

Am nächsten steht Brandenburg in dieser Beziehung Sachsen, auch von den 13 Rittersitzen der Provinz Sachsen sind die meisten nur Herrenhäuser, keine Schlösser, keine Burgen.

So die Alvensleben'schen Sitze zu Redekin und Errleben, das Ostau'sche Dretzel, die Schulenburgischen Sitze zu Ramstädt, Propstei Salzwedel, Apenburger Hof; wirkliche Schlösser sind unter den 13 nur: die alte Pfalz Goseck, den Zechen von Burkersroda zuständig, das Gneisenau'sche Sommerschenburg, das Friesen'sche Rammelburg und das Schenk'sche Flechtingen; mitten inne zwischen Haus und Schloß mögen stehen: das Helldorff'sche Sanct-Ulrich, das Humboldt-Hedemann'sche Burg Oerner, das Wartensleben'sche Carow und das Plotho'sche Parey.

Ganz andern Charakter haben die Rittersitze in der Provinz Schlesien; die im vorliegenden ersten Bande enthaltenen haben alle einen grand-seigneurialen Anstrich, selbst wenn sie keine wirklichen Schlösser sind. Manche verrathen geistlichen Ursprung auf den ersten Anblick, so die Residenz der Frau Herzogin von Sagan zu Deutsch Wartenberg. Dobrau, Rauden, Saabor, Carolath, Fischbach sind wirkliche Schlösser, Auras und Ottmachau (den Humboldten gehörig) sind wenigstens stark seigneurial, und Domanze, ein Besitz der Grafen Brandenburg, ist noch immer das wohlerhaltene Bild einer vollkommenen Ritterburg.

Die 9 Rittersitze der Provinz Pommern sind fast lauter neu erbaute Schlösser oder Herrensitze, in einem gemischten Styl erbaut, der für diese Gegenden allerdings sehr gut paßt, weil er schöne alterthümlich-romantische Formen mit den modernen Anforderungen an Bequemlichkeit verbindet. Man sieht da recht den Einfluß, den der Geschmack Sr. Majestät des Königs auf die Neubauten und Umbauten im Lande geübt hat. Solche neue Schlösser in mehr oder minder alterthümlichem Styl sind: das Enckevort'sche Vogelsang, das Homeyer'sche Libbnow, das Plötz'sche Groß-Weckow, das Behr'sche Semlow, das Eickstedt'sche Tantow (ein brandenburgisches Lehen; neben dem Schlosse ist eine Kirche, zu der Se. Majestät der König selbst die Ideen angegeben) und das Heyden'sche Cartlow. Schlösser aus dem vorigen Jahrhundert sind: die Schwerinsburg der Schwerine, die Carlsburg der Bismarck-Bohlen und das Keffenbrink'sche Griebenow. Es wäre bemerkenswerth, wenn gerade Pommern am lebhaftesten auf den Geschmack Sr. Majestät des Königs in Bausachen eingegangen wäre. Doch liegen, wie gesagt, in diesem ersten Bande aus Pommern nur 9 Rittersitze vor, von denen man kaum auf den Charakter der pommerschen Rittersitze überhaupt einen Rückschluß machen kann.

Noch weniger kann man das bei der Provinz Preußen, aus der wir in diesem Bande erst 5 Schlösser finden, das prächtige Below'sche Rutzau ist im Tudorstyl, das jetzt Dohna'sche Dönhoffstädt und das Dönhoff'sche Friedrichsstein, so wie das Dohna'sche Schlobitten sind Schlösser, das Gröben'sche Neudörfchen ein einfaches Herrenhaus wie die märkischen. Die von der Gröben sind sächsisch-märkischer Herkunft, das zeigt sich auch in diesem Sitze.

Von Westphalen haben wir nur drei Bilder; es sind drei feste Häuser, man sieht ihnen die Bewehrung, Wall und Graben noch an, es sind: Bodelschwingh, den Bodelschwingh-Plettenberg zuständig, Werdringen, ein Sitz derer von der Recke, und Brünninghausen, ein Erbe der Romberge.

Von der Rheinprovinz haben wir nur Schloß Brühl; es ist dieses jetzt königliche Schloß bekanntlich im vorigen Jahrhundert von Churfürst Erzbischof von Cöln Clemens August, einem bayerischen Prinzen, erbaut; nach dem Lüneviller Frieden kam es an Frankreich, wurde Sitz der vierten Cohorte der französischen Ehrenlegion und 1809 von Napoleon an den Marschall Davoust Prince d'Eckmühl verschenkt. Im Jahre 1814 kam es an Preußen, und 1843 fand hier die Zusammenkunft König Friedrich Wilhelms IV. und der Königin seiner Gemahlin mit der Königin Victoria von Großbritannien und dem Erzherzoge Johann von Oesterreich statt.

Wenn ein zweiter Band des großen Unternehmens, dem wir in jeder Beziehung einen günstigen Fortgang wünschen, vorliegen wird, werden wir aus

den Abbildungen mit größerer Sicherheit auf den Charakter der Wohnsitze der ritterschaftlichen Grundbesitzer in den Provinzen schließen können.

Berliner Börse
vom 8. bis 15. April.

Die Börse hat in den letzten Tagen wieder heftige Erschütterungen durchmachen müssen. Wenn man die großen Schwankungen betrachtet, welche die Course seit Neujahr erfahren haben und welche bei den Speculationseffecten oft viel mehr betragen, als den Werth der Effecten überhaupt, so kann man in der That kaum begreifen, wie ein großer Theil der Speculanten, welche täglich und zu allen Coursen handeln, solche anhaltende Erschütterungen noch zu ertragen vermag, da doch eben nicht Alle immer zu den höchsten Coursen verkaufen und zu den niedrigsten kaufen können, sondern Viele es doch gewiß auch oft entgegengesetzt machen. Am Sonnabend und besonders am Montage war die Börse so flau, daß die Course einen erheblichen Rückgang erfuhren; man wollte von einer Kriegserklärung, von völligem Abbruch der Congreßverhandlungen, von einer diesseitigen Mobilmachung, der Vorlage einer Creditbewilligung von 50 Millionen Thalern an die Kammern u. m. a. wissen; dazu kam noch die famose Moniteur-Note, die Nachricht der Zahlungseinstellung der Genfer Bank-Commandite in Paris und die Mittheilung der Gen.-Vers. der österreich. Creditanstalt, daß diese zwar 2 pCt. Superdividende (also in Allem 7 pCt.) bewilligt habe, daß aber die Effecten-Bestände der Anstalt am 31. Decbr. v. J. einen Courswerth von 42 Millionen Gulden gehabt hätten, durch welche dieselbe doch bis zu diesem Augenblicke einen sehr erheblichen Verlust erleide. Da brachten am Dienstag das Pariser Pays und die Oesterreich. Correspondenz gleichzeitig die Mittheilung, daß die Bedingung einer allgemeinen, dem Congresse vorangehenden Entwaffnung von den betreffenden Mächten angenommen sei und dem ersteren durchaus nichts mehr im Wege stehe. Die Steigerung war darauf so rapide, daß die Course in den meisten Fällen noch über ihren Stand am Freitag hinausgingen und die Schwankungen zwischen Montag und Dienstag in einzelnen Fällen 10 bis 15, ja selbst 17 pCt. betrugen. Aber bereits am Mittwoch hatte man erkannt, daß die allerdings eingetretene etwas günstigere Situation doch zu sanguinisch aufgefaßt worden sei, man fing auf's Neue an, das Zustandekommen des Congresses zu bezweifeln, man erzählte, daß der österreichische Finanzminister zur Deckung der täglichen Unterhaltungskosten der Armee von ½ Million Gulden, 40 Millionen Silber aus dem Staatsschatze (?) (soll wohl heißen: „Bank") genommen habe und eine Zwangsanleihe in Oesterreich als unvermeidlich bevorstehe. Die niedrigen auswärtigen Notirungen vermehrten diese Flauheit, die bis heute noch weiter zunahm, doch zeigte sich heute schließlich wieder eine entschiedene Kauflust, da man, in Uebereinstimmung mit der Mittheilung des Dresdener Journals, mehrfach erzählte, daß sämmtliche betheiligte Mächte die Entwaffnungsfrage im Principe anerkannt hätten, die Modalitäten derselben aber erst das Product des Congresses sein sollten, der sich damit vorweg zu beschäftigen haben würde. Wiewohl die heutige Times gerade eine entgegengesetzte Mittheilung macht, so scheint doch jedenfalls festzustehen, daß es nun endlich einmal zur Entscheidung kommen und Europa nicht länger zugeben wird, daß von der Laune und Willkür eines Parvenü's sein Friede bedroht und das National-Vermögen vernichtet werde.

Wir lassen die bedeutendsten Coursschwankungen hier folgen, bemerken dabei aber, daß dieselben oft mehr das Ergebniß der Geschäftslosigkeit waren, da, wenn in einem einzelnen Effekt einer Kauforbre nicht immer eine gleichzeitige Verkaufordre gegenübersteht oder umgekehrt, sich häufig nur dann Käufer oder Verkäufer finden lassen, wenn denselben erhebliche Cours-Concessionen gemacht werden, die nach Umständen oft mehrere Procente betragen. Es schwankten in den letzten acht Tagen: östreich. Creditactien 81, 72, 83, 75 à 77½, Franzosen 140. 128, 142, 134 à 137, National 69. 62, 67½, 64 à 65, Metalliques 64, 56, 63, 60, 1854er Loose 99½, 93, 98, 94 à 95, Creditloose 57, 51, 54, Wiener Wechsel und neue Banknoten 89½, 85½, 87½, 86, Cöln Mindner 130, 117, 134, 128, Bexbach 137½, 130, 132, Oberschlesische A. 121½, 115, 121, 119, Potsdam-Magdeburger 121, 112, 118, 116, Freiburger 86½, 80, 84½, 81, Mecklenburger 49, 44, 48, 47, Oppeln-Tarnowitz 40, 34, 38, 36½. Rhein-Nahe Bahn 50½, 44, 48, 47, Coburger Creditactien 77 à 68, Darmstädter 77½, 72, 76½, 74½ à 75¼. Dessauer 37½, 30, 36, 34¼, Meininger 76 à 70½, preußische Bank 137½, 127, 132, 130, Thüringer 67½ 61½. 62. Bei den übrigen Effecten betrugen die Schwankungen etwa 3 bis 5 Proc., doch schließen die meisten heute über ihrem niedrigsten Stande, und nur in einzelnen Fällen war der niedrigste Coursstand der letzten Tage auch der Schlußcours der heutigen Börse.

Die Actien der Genfer Bank waren auf die telegraphische Nachricht von der Zahlungssuspension ihrer pariser Commandite von 52 auf 38 gewichen, dann auf die Mittheilung der bereits am nächsten Tage wieder aufgenommenen Zahlungsleistung, und daß die Suspension nur die Folge einer verspätet eingetroffenen Geldsendung gewesen, wieder bis 45 gestiegen, gingen aber bereits heute wieder auf 42 zurück, als der hiesige Agent die Auszahlung der heute fälligen Dividende von dem Eintreffen der dazu nöthigen Rimessen abhängig machte. Es wirft dies wieder ein neues Licht auf das ganze Wesen der Creditanstalten, und es dürfte wohl kaum gewagt erscheinen, wenn man den meisten derselben, soweit sie nicht reines und solides Bankgeschäft treiben — und das geschieht wohl von keiner einzigen — früher oder später ein ähnliches Prognosticon stellte; das Publikum kann daher nicht genug vor Geldanlagen und Theilnahme an der Speculation in diesen Effekten gewarnt werden.

Auch preußische Fonds erfuhren einen verhältnißmäßig erheblichen Rückgang, der wohl hauptsächlich aus der Nachricht entsprang, daß die Regierung von dem Landtage eine Creditbewilligung von 50 Millionen Thalern fordern würde. Die 4½ proc. Anleihen gingen von 99⅞ auf 97½ zurück und wurden auf Lieferung per Ende Mai sogar mit 96 verkauft, stiegen dann durch Käufe des Regierungs-Agenten gestern wieder auf 98½, um heute zu 98 zu schließen; ebenso schwankten Staatsschuldscheine von 84 à 80½ à 82¼ und Staats-Prämien-Anleihe von 115 à 110 à 112. Auch Prioritäts-Obligationen waren flau und in schwachem Verkehr, einzelne bis 1½ pCt. niedriger.

Redacteur: H. Keipp in Berlin. — Verlag von F. Schneider in Berlin.
Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch) in Berlin.

Kein Bruch?

Man täuscht sich noch zu oft und zu vielfach über die Situation, bei der unsere innere Politik, Dank der Haltung, die das zeitige Ministerium eingenommen hat, angelangt ist.

Man findet manches Einzelne, wohl auch vieles Einzelne bedenklich, man fragt: wie kann doch der Minister von Patow in der Grundsteuerfrage die unmaßgeblichen und etwas agitatorischen Ansichten des Abgeordneten von Patow beibehalten; man wundert sich darüber, daß der einstige Präsident des Kirchentages, der übrigens durch den Act der Niederlegung dieses seines Amtes einen neuen Beweis seiner staatsmännischen Vorsicht lieferte, die Civilehe, der er früher so fern stand, als ein Rettungsmittel für Staat und Gesellschaft bezeichnen könne; man erinnert sich Angesichts der tadelnden Aeußerungen, die der Minister des Innern gegen einen energischen Beamten in Posen that, daran, daß einst der Oberpräsident Flottwell den Polen zu einer wahren Litanei von Klagen Anlaß geben konnte; aber alles das sind Einzelheiten, welche — eine jede für sich genommen — durchaus nicht die tiefe Besorgniß erzeugen könnten, die instinctmäßig große und nicht die schlechtesten Kreise des Landes gegenwärtig erfüllt, eine Besorgniß, die hier und da in eine wirkliche Bangigkeit schon umgeschlagen ist.

Nein, dieser Instinct fand seine Nahrung keineswegs in Einzelheiten: er richtete sich von Anfang dieses Ministeriums an auf einen Gegensatz zwischen Neuem und Altem, auf einen wirklichen Bruch mit der Vergangenheit, auf eine durchgreifende Aenderung in den Maximen, die den Traditionen Preußens zu Grunde liegen.

Zögern wir in so ernster Stunde, wie die gegenwärtige es ist, nicht, es offen auszusprechen — unbekümmert übrigens darum, ob die zeitigen Spitzen der Gewalt unser von ehrlicher Vaterlandsliebe dictirtes Wort aus einer Parteigereiztheit herleiten —, daß ein Gegensatz zwischen Vergangenheit und Gegenwart gegenwärtig bereits in Preußen vollständig erkennbar vorliegt. Dieser Gegensatz, der sicherlich den Intentionen des Prinz-Regenten fern steht, tritt in folgender Thatsache offen hervor:

Das vorige Ministerium, darin vollständig nur der Ausdruck einer klar ausgesprochenen, staatsrechtlich vollständig berechtigten Willens-Meinung des Königs Friedrich Wilhelm IV. — erkannte an, daß das Werk der Vereinbarung unserer wirklichen preußischen Verfassung, unserer uralten, sei es ständischen, sei es militärischen, sei es bureaukratischen, Verfassung mit der ex abrupto dazwischen geschobenen Verfassungsurkunde von 1850 die Hauptaufgabe auch noch der nächsten Generation sein müsse, und es hielt sich dabei streng an das ungemein bedeutsame, einen außerordentlichen rechtlichen Moment ausfüllende Wort Sr. Majestät des Königs, an das Wort:

„Es war das Werk des Augenblicks, und es trug den breiten Stempel seines Ursprungs. Die Frage ist gerechtfertigt, wie Ich, bei solcher Betrachtung, diesem Werke die Sanction geben könne? Dennoch will Ich es, weil Ich es kann, und, daß Ich es kann, verdank' Ich Ihnen allein, Meine Herren. Sie haben die bessernde Hand daran gelegt. Sie haben Bedenkliches daraus entfernt, Gutes hineingetragen und Mir durch Ihre treffliche Arbeit und durch die Aufnahme Meiner letzten Vorschläge ein Pfand gegeben, daß Sie die vor der Sanction begonnene Arbeit der Vervollkommnung auch nachher nicht lassen wollen und daß es unserem vereinten redlichen Streben auf verfassungsmäßigem Wege gelingen wird, es den Lebensbedingungen Preußens entsprechender zu machen. Ich darf dies Werk bestätigen, weil Ich es in Hoffnung kann."

Das Ministerium Manteuffel-Westphalen, mag man sonst über dasselbe urtheilen wie man will, vergaß niemals den Gehorsam, den es mit allen Preußen, mit allen Ministern und Abgeordneten, auch denen, die noch kommen werden, diesem Worte schuldig ist, und wenn auch sein Bemühen, diesem königlichen Befehle zu entsprechen, ein schwaches war, und wir oft gegen den Charakter seiner Versuche auf diesem Gebiete Widerspruch erheben mußten, so bleibt doch immer die Thatsache bestehen, daß Manteuffel und Westphalen die Ausgleichung zwischen der neuen Verfassungs-Urkunde und der alten Verfassung Preußens im Auge behielten.

Ein anderes Ministerium ist ihnen gefolgt, im Lande vielfach mit Freuden begrüßt, weil von ihm Abstellung mancher einzelnen Uebelstände erwartet wurde, die, wenn auch wenig groß, doch für einzelne Klassen drückend genug waren.

Dies neue Ministerium beginnt seine Laufbahn mit der Andeutung, es wolle versuchen, sich an die alten Traditionen Preußens zu halten, und in Personen- und Sachenfragen im Ganzen und Großen eine wirkliche Continuität mit der Vergangenheit zu bewahren.

Aber kaum hat es sich vor den neugewählten Abgeordneten niedergesetzt, da erklärt es, die Charte von 1850 sei das mustergültige Landesgesetz, und seine Anhänger sagen uns, außer ihr sei kein Verfassungsrecht in Preußen, denn stände dieses zugleich in der neuen Charte, so sei es durch die Charte überflüssig geworden, stände es aber nicht darin, so sei es zu verwerfen. Es lebe der Koran!

Bei drei Gelegenheiten ist bereits dieser Standpunkt hervorgehoben und hat im Hause der Abgeordneten, nicht ohne Beistimmung der Minister, gesiegt, bei der Berathung über die Dissidenten, in der Sache der jüdischen Ritter, in der Frage um das Armeegesetz. Ueber die beiden ersten Punkte ist von der „Kreuzzeitung" und von uns schon genug gesagt, wir begnügen uns hier mit einer kurzen Bemerkung über die Aeußerungen, welche in Bezug auf die Landwehrordnung von 1815 in der Kammer gethan sind.

Man fragt, ob sie Gesetz sei oder nicht, oder ganz Gesetz oder nur zum Theil Gesetz?

Wir sind allerdings der Ansicht, daß in dieser Landwehrordnung Bestimmungen vorkommen, welche, wie z. B. die, daß der aus dem Krieg heimkehrende Wehrmann seine Uniform mit nach Hause nehmen darf, sie aber gut in Ordnung halten soll, ziemlich unwesentlich sind, aber wir müssen darauf aufmerksam machen, daß sie grade eben wie die

principiellen Festsetzungen über die Landwehr, die in der „Ordnung" enthalten sind, zu dieser „Ordnung" gehören, und daß kein Mensch die Macht hat, nachträglich sich eine Loupe zurechtzumachen, mit der er diese „Ordnung" durchforscht, um sie dann in verschiedene Bestandtheile aufzulösen. Im Gegentheil ist diese „Landwehrordnung," so wie sie ist, Paragraph für Paragraph, Wort für Wort, seit einem Menschenalter in Preußen Gesetz gewesen, und zwar kein gewöhnliches Gesetz, sondern ein besonders ausgezeichnetes, eines der wichtigsten Gesetze, ein preußisches Grundgesetz, und in sofern sie ein Stück des freilich zum Theil ungeschriebenen Armeegesetzes ist, nach dem ebenfalls ungeschriebenen Königsgesetz das wichtigste Gesetz des Staates.

Der Verfassungsurkunde fehlt es wie an einer genügenden Vermittelung zu unserem alten ungeschriebenen Königsgesetze, so auch zu diesem fundamentalen Armeegesetze; wie sie von so vielen Gegebenheiten der preußischen Zustände absah, so auch von dem Vorhandensein dieses großen Gesetzes, das in Folge dessen neben ihr, aber wahrhaftig nicht unter ihr steht. Wenn darum der Kriegsminister Recht hatte, als er den gesetzlichen Charakter dieser „Landwehrordnung" vertheidigte, so machte er doch zu gleicher Zeit einen falschen Schluß, wenn er sagte, darum müßte jede Veränderung desselben von den Kammern gutgeheißen werden. Die Kammern beruhen auf der Verfassungsurkunde, und sie haben ihre Wirksamkeit im Rayon derselben zu entfalten, aber auch darauf zu beschränken; die alten Grundgesetze der Monarchie, jene lebendigen Gesetze derselben, kraft deren das Königthum, die Armee, der alte ritterliche Grundbesitz 2c. existirt und die in diesen großen Erscheinungen selbst existiren, hat das neue constitutionelle Recht bisher fast gänzlich bei Seite gelassen; es muß darum erst eine Vermittelung mit ihnen suchen, ehe es sich vermessen darf, sie umfassen zu wollen.

Wie die Sache jetzt liegt, ist der oberste Kriegsherr allein zu einer Aenderung der Armeeordnung, zunächst der Landwehrordnung, befugt; das alte königliche Gesetz, das keine legislatorische Mitwirkung der Kammern kennt, besteht noch in voller Kraft, und erst muß es mit den übrigen neueren Verfassungsbestimmungen in Zusammenhang gebracht werden, ehe an eine Mitwirkung der Volksvertretung zu einer Aenderung desselben gedacht werden kann.

Das zeitige Ministerium scheint leider diesen Gegensatz oder zunächst diesen Mangel an Ausgleichung zwischen der alten Verfassung Preußens und der neuen Verfassungsurkunde nicht zu bemerken, und wir müssen darum dasselbe beschwören, sich nicht etwa von interessirten Freunden jedes historischen Bruches in einer Position befestigen zu lassen, in welcher der geschriebene Buchstabe der neuen Verfassungsurkunde allein ihm in allen Fragen entscheidend ist.

Die Aussicht solcher Möglichkeit bewirkt die oben angedeutete Besorgniß und Bangigkeit.

Die Befreiung der Leibeigenen in Rußland.

III.

(Schluß.)

Noch einen Einwand in Bezug auf Ihren Lösungsvorschlag möchte ich mir erlauben.*) Ich möchte doch durch die Berechnung mich überzeugen, daß man für die Zahlung der Zinsen für die Obligationsscheine, die der Staat den bisher Berechtigten für das an die Bauern abgetretene Land giebt, auf eine sichere Quelle rechnen könnte.

A. Sehr gerne. — Im Ganzen zählt man in Rußland Leibeigene 11,000,000 männliche Seelen. Der Durchschnittspreis der Güter für ganz Rußland, mit dem ganzen Lande, mit dem Vieh und allen wirthschaftlichen Gebäuden beläuft sich auf 225 R. S. pro Mann (für die Revisions-Seele). Dieser Preis ist eher zu hoch als zu niedrig, aber ich nehme mit Vorsatz den hohen Preis; ich berechne ihn aus dem niedrigsten Preise von 150 R. S. und dem höchsten von 300 R. S., die bei Ankäufen von Gütern vorzukommen pflegen. Sie wissen sehr gut, daß es in Rußland wenig Güter giebt, für die der Käufer den hohen Preis von 300 R. S. pro männliche Seele geben würde, während der Preis von 150 und 200 R. S. am häufigsten vorkommt. Da bei den Gutsbesitzern nur die Bauern mit dem Stück Landes, in dessen Genusse sie sind, freigekauft werden, das übrige Land aber, mit dem herrschaftlichen Hause, den Gütern und allen wirthschaftlichen Einrichtungen dem Gutsherrn bleibt, so muß der Preis pro Mann bedeutend herabgesetzt werden. Ich glaube, daß nach einer gewissenhaften Taxation durch ganz Rußland der Durchschnittspreis nicht höher als 130 R. S. pro Mann sein kann, höchst wahrscheinlich sogar niedriger, denn in den Gegenden, wo der Boden nicht Schwarz-Erde ist, folglich in einem bedeutenden Theil des Areals von Rußland, werden die Güter mit allen ihren Bestandtheilen zu 150 R. S. pro Mann verkauft.

Wünschen Sie Sich zu überzeugen, daß der Abzug der 95 R. S. von dem Durchschnittspreis von 225 R. nicht zu groß ist, so wollen wir auf die Sache genauer eingehen. Halten Sie nur fest, daß der Gutsherr einen Theil des Landes, all sein Vieh, seine Gärten und alle Gebäude behält. Weil ich nicht im Stande bin, selbst den ungefähren Preis von alledem, was der Gutsbesitzer behält, zu bestimmen, so will ich den urbaren Boden annähernd taxiren. Auf 11,000,000 Seelen

*) Die Leser erinnern sich, daß der Verf. uns in der vorigen Nummer durch ein Gespräch zwischen zwei Russen die volle Anschauung des über die Lösung der Leibeigenschafts-Frage herrschenden Gegensatzes zu vermitteln suchte.

kann man gegen 110,000,000 Deciatinen Land rechnen, d. h. 10 D. pro Mann. Von dieser Quantität des Landes kann man 25 Mill., sagen wir selbst 30,000,000 unbebauten Landes annehmen, folglich bleibt vom urbaren Lande 80 Mill. D. Man kann rechnen, daß das Land, welches die Bauern für ihren eigenen Unterhalt bebauen, auf keinen Fall die Summe von 35 Mill. D. übersteigt; also bleiben den Gutsbesitzern 45 Mill. D., d. h. durchschnittlich $4\frac{1}{10}$ Deciatinen per Mann. —

Setzen wir den Preis für ein Deciat urbaren Landes auf 20 R. S., so bleibt dem Gutsbesitzer auf jeden Bauer für 32 R. S. urbares Land. Jetzt sehen Sie, daß der Abzug von 95 R. S. nicht groß ist; denn bei der Berechnung habe ich die Quantität des Landes, die den Gutsherren bleibt, gering angeschlagen; auch nahm ich einen gewiß niedrigen Preis für das urbare Land an; zudem kam nicht in Anschlag weder das Vieh, noch die besonderen wirthschaftlichen Gebäude, die alle mit in den Kauf gehen, wenn ein Gut verkauft wird. — Uebrigens, wenn ich mich auch im Durchschnittspreise von 130 R. für den Freikauf von einer männlichen Seele mit einem Stück Landes geirrt haben sollte, so kann es nur um ein Weniges sein, daher habe ich auch die ganze Berechnung auf diesen Preis basirt.

Für 11,000,000 Seelen zu 130 R. S. muß man Obligationsscheine auf die Summe von 1,430,000,000 R. S. ausgeben, rechnet man die Zinsen zu 4 pCt. von dieser Summe, so muß man jährlich 57,200,000 R. S. zahlen, und wenn die Schuld in 72 Jahren gedeckt sein soll, muß man noch $\frac{1}{4}$ pCt. zuschlagen, d. h. 3,575,000 R. S., im Ganzen wird man jährlich gegen 60,500,000 R. S. ausgeben. — Wenn man diese Summe auf 11,000,000 Menschen zerlegt, so kommen auf einen Jeden 5 R. 50 Cop. S. Rechnen wir noch die Abgabe an den Staat und andere Steuern, die durchschnittlich 2 Rubel 50 Copeken ausmachen, so kommt im Ganzen auf den Einzelnen 8 R. S. und auf ein Haus 20 R. S. (wenn man 40 pCt. Familien auf die ganze Zahl rechnet). Nun frage ich Sie, ob die Abgabe von 20 R. S. der einzelnen Wirthschaft zu zahlen schwer sein wird? — Wenn Sie ein practischer Mensch sind, so werden Sie zugeben, daß diese Steuer nicht zu groß ist. In der Wirklichkeit wird sie noch kleiner sein, denn ich habe den Freikaufpreis ziemlich hoch und den Procentsatz der Wirthschaften zur Anzahl der Bauern ziemlich niedrig angeschlagen.

Ich glaube nicht, daß Rückstände in Zahlung der Abgaben vorfallen werden, aber setzen wir auch den Fall, daß in irgend einem Jahre Rückstände vorkommen sollten, wird dann in solch einem Falle der Staat kein Mittel finden, die fehlenden paar Millionen zu ergänzen? Ist dann diese noch unbegründete Befürchtung ein hinlänglicher Grund, um uns von der Ausführung der großen Reform abzuhalten? Nur die größte Geistesträgheit und eine verbrecherische Eigenliebe können sich mit der Furcht vor solchen Schwierigkeiten entschuldigen.

Da haben Sie die ganze Berechnung der Operation; es wird wohl unnütz sein, Ihnen zu wiederholen, daß bei derselben die Gutsbesitzer nichts verlieren, das konnten Sie aus unserem Gleichniß vom Kaufmanne schließen. Die Berechnung kann, mit wenigen Abweichungen, für ganz Rußland gelten; denn wir berechneten die Durchschnitts-Einkünfte der Güter, auch nahmen wir an, daß ein jeder Bauer zehn Deciatinen Land bekommt, was ungefähr das Quantum ist, welches die Bauern jetzt durchschnittlich besitzen.

B. Ich bin einverstanden, daß der Gutsbesitzer, der seinen Theil des Landes behält, und mit den Zinsen von dem gebildeten Capitale dasselbe bebauen kann, nichts verlieren wird, aber wie wird es mit den Gütern sein, wo das ganze Land den Bauern zur Nutznießung abgegeben ist, wo der Gutsherr kein Land behält — wird er da nicht verlieren?

A. Sie müssen wissen, daß die Güter, die Obrok zahlen, entweder sehr arm an Land sind, oder einen wenig ergiebigen Boden haben; zuweilen ist auch das der Grund, daß der Gutsbesitzer keine Wirthschaft führen will. Solche Güter tragen, wenn sie hundert Bauern zählen, gewöhnlich gegen 600 R. S. Sobald der Gutsbesitzer nicht wünschen wird, einen Theil des Landes zu erhalten, so werden die Bauern sammt dem ganzen Lande freigekauft. Solche Güter werden durchschnittlich auf 150 R. S. pro Mann geschätzt, also erhält der Gutsbesitzer für ein Gut von 100 Bauern einen Obligationsschein über 15,000 R. S., 4 pCt. von dieser Summe betragen gerade 600 R. S.

Wenn es auch Obrok zahlende Güter giebt, die größere Einkünfte bringen, sei es durch eine vortheilhafte Lage, oder aus anderen Gründen, so müssen diese Güter theurer taxirt werden und die Bauern größere Abgaben zahlen. Das Katastersystem ist doch in den meisten Kronländern schon eingeführt, und wo die Schätzung gewissenhaft vollzogen war und in Folge dessen die Steuern erhöht wurden, kamen keine Klagen von Seiten der Bauern vor, sie begriffen sehr bald die Gerechtigkeit solcher Vertheilung der Abgaben. — Dieselbe Vertheilung der Steuern muß auch bei den neuen aus Leibeigenen sich bildenden Kronbauern eingeführt werden, daher muß die Schätzung der Güter sehr gewissenhaft gemacht werden, und man braucht nicht zu fürchten, daß durch ungleiche Veranlagung die Zahlung der Zinsen erschwert werde. — Die Abgabe von 8 R. S. per Mann, die ich bei der ersten Berechnung herausrechnete, ist die mittlere Zahl, kann aber bei vielen Gütern je nach Verhältnissen erhöht werden.

B. Was hat Sie bewogen, sagen Sie, die 4procentigen Obligationsscheine vorzuschlagen?

A. Die Finanzoperation, von welcher hier die Rede ist, ist sehr eng mit der Schätzung der Güter verbunden und auch darauf basirt. Die Preise der Güter in Rußland haben sich festgestellt noch vor der Zeit der Verringerung der Procente der Bank, welche erst seit kurzem

eingeführt ist. Niemand hat sich noch an die neuen Preise der Güter gewöhnt, die in Folge der letzten Bankoperation im Preise steigen müßten. Daher ist es besser, die Obligationen zu 4 pCt. auszugeben, um der Schätzung nicht größere Schwierigkeiten zu bereiten.

Abgesehen davon, empfehlen sich die 4 pCt. schon dadurch, daß ein Jeder, der sein Geld nicht gern für anderweitige Speculationen hergiebt, gerne die 4procentigen Obligationsscheine kaufen wird, weil die Bank ihm nur 3 pCt. zahlt. Dadurch werden die Obligationen im Preise steigen, was aber keine Schwierigkeit für die Finanzoperation hervorbringen kann, da der jährliche Auskauf derselben zum Nennwerthe durch's Loos bestimmt wird. Was ist noch weiter darüber zu sprechen? Muß denn eine Finanzoperation durch das Steigen der Preise ihrer Wechsel mißglücken?

B. Noch bitte mir zu erklären, warum wollen Sie die Operation auf eine so lange Frist von 72 Jahren ausdehnen?

A. Um so gering wie möglich den Tilgungssatz zu bestimmen, damit das Volk, besonders im Anfange, nicht zu sehr belastet wird. Wenn mit der Zeit sich eine Möglichkeit zeigen wird, jährlich eine größere Anzahl der Obligationen, als ursprünglich vorausgesetzt, einzuziehen, woran ich auch nicht zweifele, so kann die Operation in einem kürzeren Zeitraum beendet werden. Die anfängliche Berechnung verpflichtet dazu noch nicht; ist die erwähnte Möglichkeit vorhanden, desto besser, sind aber keine Mittel da, nun so wird die Operation ihren ruhigen Verlauf nehmen.

B. Wenn die Speculation so sicher ist, warum sollte sie nicht von einer Actiengesellschaft unternommen werden können; eine solche Gesellschaft müßte eine Bank einrichten und von der Regierung sich die Erlaubniß auswirken, die Leibeigenen freizukaufen.

A. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß diese Operation keine reine Bankspeculation ist, daß eine solche Operation mit Vortheil nur die Regierung, die die Mittel bereits besitzt und die keine neuen Administrationen für die Erhebung der Abgaben einzurichten hat, durchsetzen kann. Ich glaube sogar, daß es sehr vortheilhaft wird, wenn die Regierung diese Operation, trotz ihrer Selbstständigkeit, nicht ganz von anderen Finanzspeculationen ausschließt. — Ein Kaufmann z. B., der verschiedenartige Geschäfte hat, aber selbstverstanden für jedes ein eigenes Conto führt, wird sich nicht lange besinnen, das Capital des einen Geschäftes für ein anderes Geschäft anzuwenden, wenn er dabei nichts riskirt.

B. Sie haben bis jetzt nicht erwähnt, wie die Taxation der Güter vor sich gehen soll? Es ist doch eine wichtige und eine schwierige Frage.

A. Auf jeden Fall ist die Frage höchst wichtig, aber gar nicht so schwierig, wie sie auf den ersten Blick erscheint. Ich will Ihnen mittheilen, wie nach meiner Idee die Sache vor sich gehen soll.

In jedem District muß ein Comité eingesetzt werden, dessen Präsident der Adels-Marschall ist, drei Mitglieder werden als Deputirte vom Adel gewählt, und vier Deputirte von der Regierung. Die Deputirten der Regierung könnten sein: der Districts-Chef der Kronbauern, ein Landmesser und zwei Beamte, am besten aus dem Ministerium der Reichsdomainen, auch müßte einer von ihnen den Kataster kennen. Auf diese Art wird das Comité aus acht Personen, den Präsidenten inbegriffen, bestehen. Das ist nach meiner Ansicht die unumgänglich nöthige Zahl der Mitglieder; in einigen stark bevölkerten Districten, wo das Comité viel Arbeit haben wird, kann die Zahl der Mitglieder vergrößert werden. Die wichtigste Bedingung bei der Bildung der Comités muß sein, daß der Adel dieselbe Anzahl Stimmen wie die Regierung bekommt.

Ein jeder Gutsbesitzer muß dem Comité einen Generalplan seiner Besitzung vorlegen, und auf demselben die Ländereien, welche die Bauern benutzen, angeben.

Wenn der Gutsbesitzer keinen Plan hat, so muß er einen von den Landmessern der Commission beauftragen, einen solchen anzufertigen; daher muß ein jedes Comité außer dem Landmesser, der Mitglied desselben ist, einen oder mehrere Landmesser zur Hand haben.

Auf dem Generalplane muß angegeben sein, wie viel Land und was für eine Art, ob Felder, Wiesen oder unbearbeitetes Land die Bauern für ihre Nutznießung hatten. Wenn irgend ein triftiger Grund den Gutsbesitzer bewegen sollte, den Bauern anderes Land, als sie bis jetzt benutzten, anzuweisen, so muß es auf dem Plane genau angegeben werden, auch muß der Landmesser in einem Journale die Meinungen der Bauern über diese Veränderungen niederschreiben.

Außer dem Plan muß der Gutsbesitzer im Comité über folgende Punkte Aufschluß geben:

1. Das Areal Landes, das der Gutsherr selbst bebaut, angegeben durch Deciatinen und durch die Quantität der Aussaat.

2. Die durchschnittliche jährliche Masse des Getreideertrages mit Abzug der Saat.

3. Die Anzahl der Bauernwirthschaften, die ein gewisses Stück Land bearbeiten und eine gewisse Abgabe zahlen.

4. Die Anzahl der Leibeigenen, die dem Herrn Obrok zahlen, und wie viel derselbe beträgt.

5. Die Anzahl des Hausgesindes und die Kosten des Unterhaltes desselben.

6. Eine annähernde Angabe der Brutto-Einkünfte.

7. Eine Angabe der jährlichen Netto-Einkünfte.

8. Die Berechnung der Summe, welche der Gutsherr für den Auskauf der Bauern mit ihrem Lande verlangt.

Wenn alle diese Notizen von einem Gute dem Comité zugeschickt

worden sind, müssen sie von demselben genau geprüft werden, ob auch Alles richtig angegeben ist, zu diesem Zwecke müssen die Mitglieder alle gesetzlichen Mittel anwenden, in zweifelhaften Fällen können sie Beamte, auf deren Gewissenhaftigkeit und Sachkenntniß man bauen kann, zur Revision auf das Gut schicken. Die Commission muß danach streben, die Schätzung so genau wie möglich zu vollziehen. Nachdem die Commission ihr eigenes Gutachten über alle erwähnten Punkte ausgesprochen hat, muß sie einen Preis feststellen. Sollte dieser Preis geringer sein, als der vom Gutsbesitzer vorgeschlagene, so wird derselbe vor die Commission geladen. Man sucht ihm zu beweisen, daß er den Preis zu hoch gestellt hat, und wenn der Gutsbesitzer von seiner Meinung nicht abweicht, so wird die Frage dem Gouvernements-Comité vorgelegt.

Das Gouvernements-Comité muß, wie das Districts-Comité, aus Deputirten vom Adel und von der Regierung bestehen. Den Vorsitz in diesem Comité wird der Gouvernements-Marschall führen; die Mitglieder der Regierung könnten bestehen: aus dem Chef der Kronbauern derselben Provinz, dem Landmesser und anderen Beamten. Den Gouverneuren der Provinz muß die obere Leitung der Geschäfte anvertraut werden, aber bei Beschlußfassung durch Stimmenmehrheit darf er keine Stimme haben. In dem Falle, wenn die Stimmen sich gleich vertheilen, muß diejenige Partei den Vorzug haben, mit welcher der Präsident des Comité's stimmt. Wenn eines der Hauptmitglieder oder der Gouverneure merkt, daß die Deputirten vom Adel mit dem Präsidenten zusammen parteiisch in der Festsetzung des Preises sind, muß er sogleich dem höchsten Comité, das in Petersburg eingesetzt wird, Nachricht geben. Der Präsident des höchsten Comité's kann der Minister der Reichsdomainen sein.

Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß eine der ersten Pflichten des Districts-Comités darin bestehen muß, vor der letzten endgültigen Entscheidung den Bauern mitzutheilen, welchen Theil des Landes sie behalten; und im Falle, daß man ihnen ein anderes Areal anweisen will, müssen darüber die Meinungen der Bauern in Betracht gezogen werden. Wenn das Comité sich überzeugt, daß eine neue Vertheilung des Landes durch Verhältnisse nothwendig geworden, und daß dieselbe nicht nachtheilig für die Bauern ist, so muß sie zugelassen werden; wenn aber die vom Gutsbesitzer vorgeschlagene Theilung des Landes nur darauf berechnet ist, den besten Boden den Bauern zu entziehen, so darf das Comité eine solche nicht annehmen, und mißlingt es demselben, den Gutsherrn zu bewegen, von seinem Vorhaben abzustehen, so macht das Comité eine Schätzung des Gutes nach der früheren Theilung und übergiebt die Streitsache zur Entscheidung dem Gouvernements-Comité.

B. Es will mich bedünken, daß die Districts-Comités sehr viel zu thun haben werden, und Gott weiß, wann sie im Stande sein werden, ihre Arbeit zu beenden. Man muß erwarten, daß die Gutsbesitzer

hohe Preise fordern werden, man wird gezwungen sein, einen Jeden einzeln zu überreden; dann werden auch Viele eine neue Theilung des Landes wünschen.

A. Daß nicht ganz gewissenhafte Gutsbesitzer einen höheren Preis fordern werden, unterliegt keinem Zweifel, aber das kann den Gang der Arbeiten nicht viel aufhalten. Erstens sind die Preise beim Verkauf von Gütern in ihrem ganzen Umfange ziemlich genau bekannt, von diesem Preise muß ausgegangen werden, wenn die Summe, auf welche Alles, was dem Gutsbesitzer bleibt, geschätzt wird; also gar zu viel über den normalen Werth wird der Besitzer nicht aufschlagen können, ohne sich der allgemeinen Mißbilligung auszusetzen. Zweitens werden schon gewissenhafte Gutsbesitzer durch ihr Beispiel viel auf die anderen wirken, und daher werden schon Viele, die Mißbrauch treiben möchten, zurückgehalten. Glauben Sie mir, daß die Idee der Befreiung der Leibeigenen reif ist, und daß man keine Schwierigkeiten zu fürchten braucht.

Was die neue Theilung des Landes betrifft, so glaube ich auch, daß viele Gutsbesitzer es wünschen werden, aber nicht aus egoistischen Zwecken, sondern um kein zerrissenes, durch den Boden der Bauern getheiltes Gut zu behalten. Solch eine Eintheilung werden die Bauern selbst wünschen. Die neue Theilung wird nur in dem Falle nachtheilig für die Bauern sein, wenn der Boden eben erst durch mehrjähriges Düngen urbar gemacht ist; in den Gegenden aber, wo schwarze Erde vorhanden ist, wo kein Dünger gebraucht wird, wird der Umtausch der Felder ganz gleichgültig sein. Nehmen wir an, daß, wo die neue Eintheilung nachtheilig für die Bauern ist, der Gutsherr demnach darauf besteht, das urbargemachte Land an sich zu bringen und den Bauern das unbebaute Land zu geben, was wird die Folge sein? Sie müssen wissen, daß in den Gegenden, wo das Land ohne Dünger nichts hervorbringt, wo zur Urbarmachung eine lange Reihe von Jahren nöthig war, daß in solchen Gegenden unbebautes Land beinahe gar keinen Werth hat; sie können solches Land, so viel sie wünschen, für 1, 2, das Höchste 3 R. S. die Deciatine haben, das urbar gemachte Land hingegen kostet dann 50 bis 60 R. S. die Deciatine. Folglich, nimmt man den Bauern dieses Land und giebt ihnen das unbebaute, so muß die Schätzung nach der Norm des abgetretenen Landes vollbracht werden und für den Gutsbesitzer sehr schlecht ausfallen; dazu muß noch in Betracht gezogen werden, daß das urbare Land meistens um die Dörfer herum liegt, also die Bauern zur Umsiedelung genöthigt sein werden; die Kosten dazu muß der Gutsbesitzer tragen. Auf diese Weise erhält er für seine Leibeigenen eine sehr geringe Summe; zu alle dem muß man noch hinzufügen, daß der Besitzer gezwungen sein wird, die Arbeitskräfte von Weitem zu beziehen und natürlich höhern Lohn zu zahlen haben wird.

Jetzt sehen Sie es wohl ein, wie viele Gründe den Gutsbesitzer, der durch Eigennutz verblendet den Bauern ihr Land nehmen möchte,

bestimmen werden, anders zu handeln, wenn er seine eigenen Interessen nicht gefährdet wissen will.

B. Woher wollen Sie die Kosten einer Umsiedelung der Bauern den Gutsherrn tragen lassen?

A. Wenn Sie ein Gut mit Bauern kaufen, so werden Sie nicht den wahren Preis dafür geben, wenn Sie die Unumgänglichkeit einsehen, die Bauern in eine andere Gegend umzusiedeln, während Sie mit dem Preise einverstanden sein würden, wenn dieser Umstand nicht vorhanden wäre. Folglich ist der Abzug der Kosten der Umsiedelung ganz gerechtfertigt.

B. Worin werden die Arbeiten der Gouvernements-Comités und des höchsten Comités in Petersburg bestehen?

A. Die Gouvernements-Comités müssen 1) die Arbeiten der Districts-Comités leiten und beaufsichtigen, besonders aber ein Augenmerk darauf haben, daß keine Ungerechtigkeiten bei den Schätzungen vorfallen.

Das Gouvernements-Comité muß zu diesem Zwecke einige vollkommen zuverlässige Beamte haben, um sie je nach Bedarf in den einen oder den andern Distrikt zur Sammlung und Ergänzung der nöthigen Sachkenntniß zu schicken; außerdem können diese Männer einige Streitsachen an Ort und Stelle schlichten, ohne daß es nöthig wäre, für jede Kleinigkeit an das Gouvernements-Comité zu appelliren, was jedenfalls den Gang der Geschäfte verzögern würde.

2) Das Gouvernements-Comité untersucht die Streitpunkte in der Reihe, wie ihm die Acten zugeschickt werden.

3) Das Gouvernements-Comité ist verpflichtet, eine allgemeine Uebersicht der Schätzung aller Güter seines Gouvernements aufzustellen.

Die Arbeiten des höchsten Comité's sind den Arbeiten der Gouvernements-Comités gleichzustellen, mit dem Unterschiede, daß das erste zur oberen Leitung nicht der Districts-Comités, sondern der Gouvernements-Comités eingesetzt ist und folglich das endgültige Entscheidungsrecht hat. Es versteht sich, daß das höchste Comité nicht in die Details der Schätzung eingehen kann, sondern es richtet seine Aufmerksamkeit auf die Schätzung der Güter im Ganzen, und wenn es die eine oder die andere Summe zu hoch gestellt findet, muß es darüber Erklärungen fordern. Aehnlich wie die Gouvernements-Comités muß das höchste Comité zu seiner Verfügung ganz zuverlässige Beamte haben, um sie, je nach Bedürfniß, umherzuschicken in die einzelnen Gouvernements. Wenn das höchste Comité alle Schätzungen erhalten hat, sie alle durchgesehen und die Berechnung der Steuern, die den Bauern aufzulegen sind, gemacht hat, so muß es alle diese Arbeiten dem letzten, d. h. dem allerhöchsten Comité übergeben.

Dieses letzte Comité, nachdem es die Frage von allen Seiten geprüft und die Berechnung der Finanzoperation gemacht hat, spricht die end-

gültige Entscheidung des Auskaufes aus. Es ist wahrscheinlich, daß der Kaiser nicht ausschlagen würde, Präsident dieses Comité's zu sein; die Mitglieder müßten dann aus sachkundigen Personen bestehen, die der Kaiser erwählt; zudem, da die Frage eine Reichsfrage ist und alle Ministerien mehr oder weniger berührt, müssen alle Minister in diesem Comité ihren Sitz haben.

Da haben Sie im Allgemeinen die Organisation der Schätzung, die Details können wir hier nicht in Berücksichtigung ziehen. Sehr natürlich, daß auch Kleinigkeiten auf den Gang der Arbeiten Einfluß haben können; aber dieselben werden durch locale Bedingungen hervorgerufen und können leicht überwunden werden. Ich will Sie hier nur auf einen der vielen Fälle aufmerksam machen.

Zur Erleichterung der Arbeiten der Districts-Comités und auch der Gutsbesitzer müssen denselben gedruckte Bogen mit verschiedenen Rubriken, in welche sie durch Ziffern den Werth anzugeben haben, zugeschickt werden. Wenn nun diese Bogen von einer Form für ganz Rußland sind, und nicht mit den Local-Verschiedenheiten übereinstimmen, oder wenn man in denselben nicht in den Einheiten des Maßes, das örtlich gebraucht wird, Auskunft fordert, so muß daraus unvermeidlich ein Wirrwarr entstehen. Aber alle diese kleinen Schwierigkeiten sind nicht schwer zu beseitigen.

Sie müssen auch nicht glauben, daß die Schätzung sich sehr in die Länge ziehen wird, ich wiederhole es Ihnen abermals und Sie wissen es selbst, daß die Bauernfrage jetzt reif ist; die Gutsbesitzer selbst werden es wünschen, die Frage schneller gelöst zu wissen, um aus der falschen Lage zu kommen und eine bestimmte Stellung einzunehmen.

Die Gutsbesitzer werden mit der Lösung der Bauernfrage durch Auskauf auf jeden Fall einverstanden sein, da auf diese Weise die Lösung nicht nur gerecht und wenig verwickelt ist, sondern auch ihren Interessen und ihrer Wirthschaft nicht entgegen tritt. Folglich ist kein Grund vorhanden, vorauszusetzen, daß man von Seiten der Gutsbesitzer auf Schwierigkeiten stoßen würde. Im Gegentheil glaube ich, daß die größere Masse mit allen Kräften dazu beitragen wird, den Gang der Arbeiten zu beschleunigen, um einen glücklichen Ausgang zu erreichen. Auch vergessen Sie nicht, daß man die edeln Regungen der Massen leicht beleben kann, da die Massen im Allgemeinen mehr dem Guten als dem Schlechten geneigt sind. Wie viele Mittel stehen dem russischen Kaiser zu Gebote, die edeln Bestrebungen aufzumuntern, und der jetzige Kaiser mit seinem edeln Charakter und seiner Liebe zum Vaterlande wird gewiß nicht versäumen, die Vortheile seiner Stellung für den glücklichen Erfolg dieses großen Werkes zu benutzen. —

Wir haben geendet — ..... wir haben das Ziel, den Weg und die Mittel beleuchtet. — Haben wir etwas zur Erkenntniß der großen Frage beigetragen? — darüber zu urtheilen geziemt uns nicht.

Wir hatten aber den sehnlichsten Wunsch; wir hielten es für eine Pflicht unter den gegenwärtigen Umständen, unsere Meinung frei und fest auszusprechen, und scheuen uns nicht, das prophetische Wort auszurufen: erst dann wird das russische Volk von dem Joche der Leibeigenschaft befreit, wenn die Reform den Weg, den wir bezeichnet haben, einschlägt.

Nicht die Eigenliebe zwingt uns so zu sprechen — nein.

Die hier durchgeführte Idee gehört weder uns noch jemand Anderem an; es ist eine Wahrheit, die in den Lüften weht. — Was kann wahrer und richtiger sein? —

Rußland muß von dem gutsherrlichen Rechte der Leibeigenschaft befreit werden. Damit die Reform ausführbar und nicht schädlich werde, muß sie mit dem Nationalcharakter übereinstimmen; der Charakter des Volkes verlangt aber die Erhaltung des Anrechtes eines jeden Bauern auf das Land, und zugleich die Erhaltung der Gemeinde-Verwaltung. So lange der Boden, den die Bauern benutzen, Privat-Eigenthum ist, so lange wird die Leibeigenschaft bestehen. Und wenn auch die klügsten Leute Rußlands sich die Aufgabe stellen, durch administrative Maßregeln den schädlichen Einwirkungen der Eigenthümer Schranken zu setzen — würden sie nicht im Stande sein, es durchzuführen. — Es ist nicht möglich, eine Wunde, deren Ursache im Blute liegt, durch äußerliche Pflaster zu heilen; soll aber die Heilung durchgreifend sein, so muß das Blut gereinigt werden. — Um das gutsherrliche Recht der Leibeigenschaft zu vernichten, muß man den Bauern das Land zu ihrer Nutznießung geben, welches aber nicht einer Person, sondern der Gesammtheit angehören muß.

Den Bauern die persönliche Freiheit ohne das Land zu geben, ist nicht möglich. Es würde die Auflösung des russischen Reiches sein. Dieses neue, nie dagewesene Element ist dem Geiste des Volkes gänzlich zuwider; es würde einen blutigen Kampf hervorrufen. — Auch die Gutsbesitzer müssen gegen eine solche Befreiung, wo die Leibeigenen nicht ausgekauft werden, auftreten; der Auskauf der Bauern ohne das Land ist nicht möglich; denn eine jede umfassende Finanzoperation muß einen sicheren Grund haben. —

Also wiederholen wir es, — es giebt kein anderes Mittel, die Leibeigenschaft aufzuheben, als den Bauern das Land zu erhalten, aber das Land muß dem Staate und nicht Privat-Personen gehören. Damit das Land, dessen Nutznießung jetzt die Bauern der Gutsherren haben, dem Staate zufällt, muß der Staat dasselbe von den Besitzern erkaufen. Indem man das Land erkauft, muß man auch die Bauern und das Leibeigenschaftsrecht abkaufen, um keine Ungerechtigkeit zu begehen, um nicht die Gutsbesitzer zu ruiniren und sie nicht aufzureizen; — denn auf dieses

Recht gründet sich das Eigenthumsrecht der größeren Masse der Gutsherren. Die Finanz-Operation ist nicht nur möglich, sondern unumgänglich; sie wird sowohl dem Staate, als den Gutsbesitzern sehr nützlich sein, die Berechnung ist klar, wie der Tag. Was kann uns noch aufhalten? Unglück, großes Unglück erwartet Rußland, wenn das Volk sich betrogen sieht, wenn es den Glauben an seinen Kaiser verliert, wenn die Hoffnung, die es bis jetzt aufrecht erhielt, zu Grunde geht.

Wenn die Regierung ernstlich die Aufhebung der Leibeigenschaft wünscht und darin zurückgehalten wird durch falsche und gewissenlose Rathschläge offener und heimlicher Feinde des Fortschrittes: so mögen diese Räthe die Nothwendigkheit der Lösung bestreiten, aber nicht in ihren Kabinetten, sondern öffentlich vor der ganzen Welt — durch die Presse.

Damit die Regierung den graden und wahren Weg einschlägt, muß sie zu jeder Zeit die Bedürfnisse und die Wünsche des Volkes kennen. Um es zu können, muß man Allen die Mittel geben, offen sich aussprechen zu können, — eine Regierung ohne Freiheit des Wortes ist ein Schiff ohne Compaß.

Warum bei den jetzigen Verhältnissen keine öffentlichen Besprechungen zulassen? Es würde die Gemüther nicht aufreizen, sondern beruhigen. — Wenn der Kaiser sich entschlossen und nicht gefürchtet hat, durch seine Reskripte seinen Wunsch dem Volke kund zu geben, wenn er nicht gezagt hat, dem Volke die Freiheit zu versprechen, — ein Versprechen, das ein jeder Russe kennt, — kann man dann noch die Besprechungen fürchten, die das Volk nicht lesen, oder wenn es sie liest, nicht verstehen wird? — Solche Polemik würde einen großen Nutzen hervorbringen. Die Wahrheit würde sich in ihrer vollen Klarheit offenbaren.

Es sollen Diejenigen, die gegen der Reform sind, beweisen, daß die Reform unnütz ist, daß es sowohl für den Staat, als für das Volk nützlich ist, das Leibeigenschaftsrecht zu erhalten. Es sollen die, welche die Reform für nöthig halten, aber den Bauer ohne Land befreien wollen, beweisen, daß die Befreiung der Bauern mit dem Lande für den Staat und für das Volk schädlich ist. Endlich sollen die, welche die Möglichkeit der Finanz-Operation leugnen, beweisen, daß eine Operation, bei der eine sichere Quelle für die Zahlung der Procente und für die Deckung der Schuld vorhanden ist, nicht durchzuführen wäre. Es sollen diese Leute, die durch persönliche Interessen geblendet, oder durch Unkenntniß und Altersschwäche geleitet sind, offen vor der Welt die Wahrheit bestreiten. Die Regierung befindet sich in der Unmöglichkeit, gegen alle Schwierigkeiten zu kämpfen, sie muß für sich in allen Schichten der Nation uneigennützige und treue Helfer auffinden; es sollen dann die Gegner der Wahrheit und des Fortschrittes offen auftreten, dann wird Alles, was edel, vernünftig, gesund und frisch ist, was practische Kenntnisse besitzt, sich als Vertheidiger der Wahrheit erheben und das Kleinliche der Gegner wird schnell zu Tage kommen. Besser ist es, daß man sich zur

Vertheidigung der Wahrheit den Gebildeten anvertraut, als zu warten, bis diese Vertheidigung die Rohheit übernimmt und der Bauer zu seinem Beile greift.

Am schädlichsten sind Diejenigen, die die Möglichkeit des Auskaufes bestreiten, diese Herren haben anscheinend eine Stütze. Darum müßte man vor Allem eine Erörterung dieser Seite der Frage eröffnen. Es verpflichtet ja noch zu gar nichts und bringt mehr Licht in die Frage, und würde sehr bald Allen beweisen, daß die Finanz-Operation nicht nur möglich ist, sondern unberechenbare Vortheile hervorbringen wird, da sie die Gutsbesitzer zu Capitalisten macht. Der Gutsbesitzer kann zu jeder Zeit und überall für seine Obligationsscheine Käufer finden, er kann gerade so viel verkaufen, als er Geld braucht; während er jetzt, wenn er sein Gut verkauft, es ganz verkauft und oft viele Mühe hat, einen Käufer zu finden. Jetzt ist es eine Seltenheit, daß der Gutsbesitzer zugleich auch Capitalist ist; werden aber diese beiden Bedingungen verbunden, so wird für das Blühen der Landwirthschaft ein fester Grund gelegt.

Während die finanzielle Frage durch die Presse besprochen wird, kann man, um keine Zeit zu verlieren, zu der Schätzung der Güter schreiten. Dieses verpflichtet die Regierung noch zu gar nichts; muß doch der Kataster zur regelmäßigen Besteuerung der Gutsherren auf ihren Gütern vollzogen werden. Diese Operation wird in keinem Falle verloren sein, sie wird Nutzen schaffen und ist doch früher oder später unentbehrlich. Wenn die Gegner der Finanz-Operation ein ungünstiges Resultat der Schätzung fürchten, so kann sie als eine rein administrative Maßregel betrachtet werden.

Wenn die Schätzung dann vollbracht sein wird, dann sollen die Gegner beweisen, daß die Finanz-Operation unmöglich ist; nehmen wir an, daß es ihnen gelingen würde, was entsteht? gar kein Schaden, Alles wird wie früher ruhig sich verhalten, und es wird eine sehr wichtige administrative Maßregel durchgeführt sein — der Kataster der gutsherrlichen Besitzungen. Aber darin liegt auch der Haken, die Gegner der Finanz-Operation werden nicht im Stande sein, triftige Beweisgründe für ihre Ansicht vorzubringen, sie werden nicht im Stande sein, die Wahrheit zu stürzen, — sie wird hell wie das Sonnenlicht leuchten — die Finanz-Operation wird ihre Lösung finden.

Die Schätzung der Güter in Rußland kann bei gehörigem Fleiße in drei Jahren beendet werden. Also nach drei Jahren kann man das Joch vom russischen Volke abnehmen; nach drei Jahren, also zu Ende des Jahres 1861, im Winter, wenn alle landwirthschaftlichen Arbeiten beendet sind, kann man einen Tag festsetzen, an welchem den Gutsbesitzern die Obligationsscheine eingehändigt werden und dem Volke in allen Kirchen das Manifest seiner Erlösung vorgelesen wird.

Möge dieser Tag, der Tag des Sieges des christlichen Socialismus über den Egoismus, dieser Festtag des ganzen russischen Volkes,

des einzigen, welcher das christliche sociale Princip bewahrt und entwickelt hat, mit dem Tage der Geburt Desjenigen zusammenfallen, der zuerst dies Princip der Menschheit gepredigt hat. Helfe Gott zur Verherrlichung der Wahrheit und zerstreue ihre Gegner, — das ist das Gebet, das wir mit Millionen, die der Erlösung entgegen hoffen, zum Himmel richten. *)

*) Wir haben uns absichtlich jeder Bemerkung zu einzelnen Stellen dieser sehr bemerkenswerthen Abhandlung enthalten, weil wir den Wunsch hegten, sie möge in ihrer ganzen Unmittelbarkeit, in ihrer russisch-nationalen, oftmals fast fremdartigen Anschauung auf die Leser wirken. Jeder, der sie aufmerksam studirt hat, hat gewiß einen tiefen Blick in die inneren Verhältnisse Rußlands, in die Hoffnungen und Gefahren seiner Zukunft gethan. D. Red.

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Erste Abtheilung:

Die Epigonen.

Viertes Capitel.

Der See und sein Erbherr.

Der Erbherr von Bessin mochte mit dem feindlichen Obristen jetzt vielleicht die Niederlassung der französischen Refugirten erreicht haben; wenigstens waren die Gestalten der beiden Männer schon hinter dem kleinen Sandhügel verschwunden, der die Niederlassung gegen die Stürme deckte, die über den See hinstrichen, als die französische Vedette, die jenseits des Sees in dem Einschnitt der Hügelkette stand, plötzlich in Bewegung gerieth. Wie eine Statue starr hatten Mann und Roß bis jetzt gestanden, nun ließ der Dragoner sein Pferd zur Seite treten und hob sich, vorwärts spähend, im Sattel, plötzlich aber riß er den Carabiner empor, feuerte und sprengte dann, sein Roß herumwerfend, mit lautem Alarmruf den sanften Abhang hinunter und dann längs des Seeufers der Feldwacht zu. Sein Schuß, sein Ruf hatten nicht nur die Feldwacht, sondern alle Posten alarmirt; noch ehe er seine Meldung gemacht hatte, rückte die Mannschaft der Feldwacht aus. Der Wachtmeister, der diesen Posten commandirte, sendete sogleich einen Dragoner nach dem Hauptquartier rückwärts und setzte sich seinerseits auch dadurch

in Verfassung, den Feind zu empfangen, daß er seine Cavallerie vorschickte nach dem schon mehrfach erwähnten Hügeleinschnitt, wo die Vedette gestanden, die den Feind entdeckt hatte.

Noch ehe aber die französischen Reiter den Weg am See hin ganz zurückgelegt hatten, erschien auf dem Hügelkamm, etwas oberhalb des Einschnitts, ein einzelner Preußischer Reiter auf einem schönen schwarzbraunen Roß; er hielt einige Augenblicke und betrachtete mit großer Aufmerksamkeit die Stellung der französischen Posten. Der Preuße, ein Husar, schien gar nicht auf die Dragoner zu achten, die stürmisch heranjagten und bei seinem Anblick in einen wilden Ruf ausbrachen. Auch die Posten am andern Ufer, die den einzelnen Reiter sahen, trabten unruhig hin und her, einige legten auch ihre Carabiner an, setzten sie aber gleich wieder ab, da sie selbst sofort begriffen, daß ein Schuß über die breite Fläche des Sees hin eine lächerliche Pulververschwendung gewesen wäre.

Jetzt hörte man in Bessin eine einzelne Trompete schmettern, der Preußische Husar oben auf dem Hügel hielt noch immer ganz unbekümmert; hinter dem Herrenhause hervor kam nun in scharfem Trabe eine Abtheilung Dragoner; mit ihr der junge Chasseur-Officier aus dem Elsaß, Obrist Pelet's Adjutant.

In dem Augenblick, wo die ersten Dragoner von der Feldwacht in den Einschnitt einbogen, zog der Preußische Reiter oben ein Pistol aus der Halfter, wendete langsam sein schönes Pferd und verschwand. Fast a tempo passirten die französischen Dragoner den Einschnitt und wurden den Blicken entzogen, vier oder fünf Schüsse aber, die dann rasch hinter einander krachten, zeigten, daß ein Engagement stattfinde, und spornten das Commando, bei dem sich der Chasseur-Officier befand, zu verdoppelter Eile an.

Dasselbe hatte jetzt die Feldwacht passirt, da kam in gewaltigen Sätzen ein Dragoner durch den Einschnitt heruntergesprengt; offenbar hatte derselbe sein Roß nicht mehr in der Gewalt, das unaufhaltsam niederwärts stürmte dem See zu; dicht am Ufer warf sich der Dragoner aus dem Sattel, und mit einem weiten Satze sprang das Roß in den See, dessen Wasser klatschend über ihm zusammenschlugen. Das Thier war verwundet, denn als es wieder heraufkam, färbte sich das Wasser roth, noch zweimal kam es heftig arbeitend herauf, dann versank es unter den rothen Schaumblasen.

Der Chasseur-Officier befragte den Reiter dieses Pferdes, die Dragoner kehrten zurück; es war wirklich ein einzelner Preußischer Husaren-Officier gewesen, der die feindliche Stellung alarmirt hatte, vortrefflich beritten, hatte er sich der Verfolgung leicht entzogen, zumal da er das Terrain genau zu kennen schien. Der Dragoner erzählte: der feindliche Officier, dem er hitzig verfolgend der Nächste gewesen, habe sich plötzlich gewendet und ihm in französischer Sprache zugerufen: „Schade um dein

gutes Pferd, Kamerad!" darauf habe er geschossen und das Pferd am Hals verwundet, das dann im Schreck und Schmerz sich herumgeworfen und endlich im See den Tod gefunden. Die Franzosen bewunderten die Ritterlichkeit des Husaren-Officiers, der sich begnügt hatte, das Pferd zu treffen, da er doch eben so gut den Mann hätte nehmen können.

Langsam ritten die französischen Soldaten nach der Feldwacht und nach dem Dorfe zurück, die Ruhe stellte sich allenthalben wieder her, und in dem Hügeleinschnitt hielt, als sei nichts vorgefallen, hoch zu Roß im langen Mantel die Vedette.

Den Dragonern folgend ritt auch der junge Chasseur-Officier dem Herrenhause wieder zu, als ihm Obrist Pelet in den Weg trat, der, durch die einzelnen Schüsse aufmerksam gemacht, hastig seinen Rückweg angetreten hatte und nun nicht wenig beruhigt war, als er beim Seeufer angekommen Alles wieder ruhig und in Ordnung fand.

„Ich traue dem Volke hier nicht," schloß der Jäger-Officier seinen Rapport an den Obristen, „die Vedette hat deutlich gesehen, daß sich der feindliche Officier mit einem Bauernburschen unterhielt, bevor er sich da oben zeigte."

„Der Herr des Gutes spricht französisch," bemerkte Obrist Pelet, dem jungen Officier einen Wink gebend, obwohl der märkische Edelmann discret einige Schritte zurückgeblieben war; „dem Volke in Feindesland traut man niemals," fuhr der Obrist fort, „sie müssen es ganz natürlich finden, daß die Landleute den Truppen ihres Königs jede mögliche Unterstützung zu Theil werden lassen. Ich dächte, wir hätten gestern und vorgestern darüber Erfahrungen gemacht."

„Ich weiß nicht, mein Obrist," nahm der junge Officier flüsternd das Wort, indem er sich tief niederneigte vom Sattel zum Ohr seines Chefs, der neben ihm herschritt, „ob ich ihnen gestehen darf, daß ich ganz eigenthümliche Befürchtungen hege."

Der Obrist blieb einen Augenblick stehen und sah seinem Adjutanten scharf prüfend ins Gesicht, dann sagte er kurz: „Reden sie!" und schritt weiter.

„Das ist's eben," raunte der Chasseur kopfschüttelnd, „ich habe nichts zu reden, ich habe halbe Worte, auch oft nur Mienen aufgefangen, wie kann ich ihnen halbe Worte übersetzen, wo die ganzen schon nicht zu übersetzen sind? Mir ist zu Muth, wie dem Löwen im Netze zu Muthe sein mag, ich fühle mich umgarnt, umgeben von irgend etwas Drohendem. Es ist eine Verschwörung rings um uns her, und zwar eine sehr wohl geordnete; ich habe bemerkt, daß einige Personen immer nur auf Befehle Anderer warten und dann handeln, ich habe Leute ins Schloß kommen sehen, die offenbar Nachrichten gebracht hatten und dann wieder verschwunden waren, und, entschuldigen sie, mein Obrist, unser Preußischer Schloßherr kommt mir vor wie ein interessanter Verschwörer."

„Mein lieber Lieutenant," entgegnete der Obrist nachdenklich, „ihre

Beobachtungen und Bemerkungen haben sicher guten Grund, ein Volksschlag wie dieser wird immer in einer Art von permanenten Verschwörung gegen die Feinde seines Königs sein, ich zweifle auch gar nicht, daß unser Schloßherr ein Häuptling dieser Art von Verschwörung ist; ich kenne das Gefühl, von dem sie sprechen, ich habe es auch, aber ich hatte es noch stärker in Aegypten, wo religiöser Eifer uns umgarnte; hier haben wir's nach meiner festen Ueberzeugung mit einem loyalen Gegner zu thun, man wird uns hier nicht heimtückisch im Schlaf meuchelmorden, aber man wird den feindlichen Truppen jeden möglichen Vorschub leisten, darum müssen wir sehr auf unserer Hut sein, und die Erscheinung des Preußischen Husaren-Officiers auf dieser Seite zeigt mir, daß General Dugonnier nicht so aufmerksam ist, als er sein sollte. Behalten sie die Augen offen, Freund, wir sind in Feindesland, und wenn wir auch genöthigt sind, jede Feindseligkeit gegen uns nach Kriegsgebrauch zu rügen, so dürfen wir andererseits auch nicht verkennen, daß die Leute hier doch eigentlich nur ihre Pflicht thun, wenn sie die Soldaten ihres Königs unterstützen."

Der junge Officier machte eine rasche Bewegung und wollte reden.

„Ruhig, Freund," hielt ihn der Obrist zurück, „sie hassen und verachten die Preußen, und ich habe ihnen schon ein paar Mal gesagt, daß sie unrecht daran thun; ich kann nicht läugnen, daß ich einen ordentlichen Respect vor diesen Leuten habe, sie sind offenbar Frankreichs geborene Gegner, überall tritt die Preußische Gegnerschaft uns in den Weg seit Louis le Grand schon, und Napoleon le Grand wird daran nichts ändern. Sie sind jetzt geschlagen, gewaltig auf's Haupt geschlagen, und wer nur durch die Preußischen Städte zieht, der mag sich auch einbilden, sie wären besiegt; ich denke aber, daß die Haltung dieser Edelleute und Bauern, dieser Postmeister und vor allen dieser Prediger ihnen gezeigt hat, daß die geschlagenen Preußen noch keine besiegten sind. Napoleon ist ein gewaltiger Feldherr, er hat für Roßbach eine glänzende Revanche genommen auf dem Felde von Jena; ich bin überzeugt, daß Preußen früher oder später seine Revanche für Jena nehmen wird. Sehen sie, junger Freund, das deutsche Reich und Frankreich bilden einen ewigen Gegensatz in der Weltgeschichte, das deutsche Reich hat sich in seiner Vielheit nicht behaupten können gegen die Einheit Frankreichs, es ist nach fast tausendjährigem Kampf erlegen, aber jener historische Gegensatz ist so nothwendig für das Völkerleben, daß Preußen an die Stelle Deutschlands trat schon hundert Jahr früher als das deutsche Reich aufhörte: der Gegensatz muß sein, einen Feind aber, den mir Gott und die Geschichte entgegenführen, den will ich ritterlich bestreiten, aber ich vermag ihn weder zu hassen, noch zu verachten, wenn mir gerade der Sieg zugefallen. Die Massen mögen sich hassen, bei ihnen brennt die Wunde, der persönliche Verlust, das Preußische Volk mag das französische hassen, es wird seine Gefühle erwidert finden; die Massen sehen den historischen

Gegensatz nicht, denkende Männer aber werden ihn herausfinden, ihre Pflicht thun, den Gegner achten und ihn bekämpfen. Da haben sie eine vollständige Lection, mein junger Freund!"

„Ich danke ihnen, mein Obrist," entgegnete der Chasseur, sein Pferd zügelnd, denn der Obrist war stehen geblieben, „gewiß haben sie recht, aber verzeihen sie, ich fühle diese olympische Ruhe nicht in mir, ich fühle mich nicht als ein Werkzeug Gottes in der Weltgeschichte, ich hasse diese Preußen, ich bin ganz Masse mit meinem Haß. Ich war ein Deutscher, als mir Preußen meinen Vater erschossen, jetzt bin ich ein Franzose, und unbekümmert um den großen Gegensatz in der Weltgeschichte hasse und verfolge ich die Preußen, und ich verachte sie, weil sie sich haben schlagen lassen, jämmerlich schlagen lassen!"

„Ich lasse Jedem seine Art," antwortete Obrist Pelet ruhig, „sie sind ein tüchtiger Officier, ich schätze sie, darum habe ich so offen mit ihnen geredet, sie werden aber nur dann eine Zukunft als Soldat haben, wenn sie Haß und Verachtung gegen den Feind ablegen. Napoleons Genie hat die Preußen geschlagen, es ist ungerecht, sie deshalb zu verachten; was wollen sie? wenn ein Mal das Genie auf Preußens Seite ist, werden wir geschlagen, aber werden sie sich selbst und uns dann auch verachten? An Beispielen hoher Bravour fehlt es bei den Preußen auch in diesem für sie so unglücklichen Feldzug nicht, und — ich schlage lieber einen tapfern Feind, einen Feind, den ich achte, als einen den ich verachte."

„Noch ein Mal, mein Obrist," erwiderte der Chasseur zerstreut, „ich glaube, sie haben recht, aber ich kann mich nicht erheben zu ihren Anschauungen und — und —"

Der Officier hielt plötzlich inne.

„Was haben sie?" fragte der Obrist aufmerksam werdend.

„Es ist vielleicht eine Täuschung," entgegnete der Gefragte, „aber ich glaube nicht, daß ich mich irre; heute Mittag, als ich auf ihren Befehl alle Kähne auf diesem See dort zusammen bringen ließ und eine Wache dazu stellte, befand sich jener Stock, oder Stange, oder was es sonst ist, nicht auf jenem Thurme; ich möchte wetten, daß sie sich nicht dort befand. Ist die Insel bewohnt? was bedeutet der Stock? ist's ein Signal? ist uns ein Kahn entgangen?"

„Wir werden es gleich erfahren!" entgegnete der Obrist vollkommen ruhig, indem er stehen blieb.

Der Reiter hielt ebenfalls sein Pferd an, aber er lächelte spöttisch.

Langsam kam der märkische Edelmann näher; er war zurückgeblieben aus Discretion, er mochte das Gespräch der französischen Officiere nicht hören, er konnte sich denken, daß es sich um die Alarmirung handelte. Jetzt sah er wohl, daß die Herren auf ihn warteten, aber er beschleunigte seinen Schritt nicht, denn es war sein eigener Grund und Boden, auf den er trat, und die Herren waren Gäste, die er nicht gebeten hatte. Zudem beunruhigte ihn das Zeichen Lehnerdt Schallers am Wartthurm

auf der Insel, und er sehnte die Abenddämmerung heran; eine Ahnung kam über ihn, daß die Feinde Verdacht geschöpft haben könnten.

„Sie hatten die Güte, mir die Ruinen auf jener Insel als die Wiege ihres Geschlechtes zu bezeichnen, mein Herr," nahm der Obrist das Wort, indem er dem Gutsherrn einen Schritt entgegenkam und nach der Richtung der Warte deutete, „darf ich fragen, ob die Gebäude dort noch bewohnt sind?"

Der Pletz von Bessin schaute mit einem langen, ernsten, fast wehmüthigen Blick nach der Insel hinüber, kein Zucken einer Muskel verrieth die Bestürzung, die er bei dieser directen Frage empfand, dann sagte er langsam: „Die schwarzen Gestalten der Dohlen, die sie schattenhaft um die Zinne flattern sehen, und die Nebel, die aus dem See aufsteigen, sind jetzt wohl die einzigen Bewohner der Insel. Sonst war es anders und noch jetzt im Sommer ziehe ich mich zuweilen in die kleine Bibliothek zurück, die ich mir dort eingerichtet habe. Auch meine Frau kommt an schönen Tagen mit den Knaben hinüber, sie hat einen hübschen ländlichen Salon in dem grauen Thurm — jetzt aber möchte es sehr unwirthlich drüben sein!"

Der Edelmann beantwortete, wie man sieht, die kurze Frage etwas wortreich, aber er fühlte, daß er im Sprechen seine Fassung vollkommen wieder gewonnen, und der ruhige Ton seiner Stimme täuschte nicht nur den Obristen, sondern auch den Chasseur, der seinem Chef einen Blick des Einverständnisses zuwarf, und dann mit kurzem militärischen Gruß davonritt.

Während die beiden ältern Herren dem Herrenhause zugingen, trabte der Chasseur nach der Landungsstelle, unfern des Fleckens und der größern Straße, wohin er alle Kähne, die er auf dem See gefunden, hatte bringen lassen. Er fand den Posten in Ordnung, er zählte die Kähne durch, es fehlte keiner, und dennoch blieb in ihm ein Rest von Mißtrauen. Er maß die Entfernung bis zur Insel und würde wahrscheinlich sich auch durch den heftigen Wind nicht haben abhalten lassen, hinüber zu fahren und die Ruinen sorgfältig zu untersuchen, wenn nicht die Dämmerung gar zu rasch hereingebrochen wäre und der eisgraue, alte Fischer nicht geradezu erklärt hätte: es sei gefährlich, den See zu befahren im Abendnebel, auch könne er nicht dafür einstehen, daß er die Insel treffe in der Dunkelheit und bei heftig wehendem Nordwest.

Der Chasseur sah den Alten mißtrauisch an bei dieser Erklärung, offenbar traute er nicht recht, und sein Argwohn wurde auf's Neue rege; aber er stand ab von seinem Verlangen, denn er sah, daß es ihm wenig helfen werde, zu beharren, auch fürchtete er ja von der Insel durchaus keine Gefahr, sondern hoffte nur allenfalls dort Spuren eines Complotts zu finden. Eine halbe Stunde später waren alle Posten rings um den See verdoppelt, und in dem kleinen Hause des alten Fischers, der gar

spöttisch dazu lächelte, war eine ordentliche Wachtstube etablirt zum Schutz der Kähne.

Als der junge thätige Krieger nach allen diesen Anordnungen in das Herrenhaus zurückkam, war die Nacht fast vollständig herein gebrochen und Hippolyt empfing ihn mit einer Einladung der Dame vom Hause.

Ein eigenthümliches Lächeln glitt über das hochmüthige Antlitz des Chasseurs, er drehte sinnend einen Augenblick an den Spitzen seines Schnurrbartes, dann nahm er den Säbel unter den Arm und folgte, ohne erst Toilette zu machen, dem armen Teufel nach dem Gemach der schönen Hausfrau.

Das fand er behaglich erwärmt und mäßig erleuchtet durch einige große Armleuchter, die mit Kerzen besteckt waren; man liebte damals die grellen Beleuchtungen noch nicht so wie jetzt.

Der Hausherr saß mit Obrist Pelet an einem chinesischen Tischchen, in eine Partie Piquet vertieft, die andern Officiere standen um die Hausherrin, welche mit einem Strickstrumpf in der Hand in der Nähe des Ofens Platz genommen und in lebhafter Conversation mit ihren kriegerischen Gästen begriffen war.

An dieser Conversation betheiligte sich der Chasseur bald auf's Lebhafteste und wurde rasch gewahr, daß die kecke, pikante Art seiner Unterhaltung die schöne Frau aufmerksam auf ihn mache und sie zu interessiren beginne. Die Eitelkeit des jungen Officiers feierte Triumphe, er sah, daß der weiche Blick der Dame von Zeit zu Zeit sich zu ihm erhub, er las Empfindungen in diesen Blicken, die ihm sehr schmeichelhaft waren, und als das Abendessen gemeldet wurde und Frau Hedwig sich erhub, war er keck genug, ihr seinen Arm anzubieten, seinem Obristen also zuvorkommend.

Der Obrist, der bereits einen Schritt gegen die Dame vorgetreten war, drohte seinem Adjutanten halb lächelnd halb verdrießlich mit dem Finger und nahm dann den Arm des Hausherrn.

Das Souper war beinahe heiter; die ruhige Würde der edlen Frau imponirte den feindlichen Officieren gerade genug, um sie in den gehörigen Schranken zu halten, ohne ihnen jedoch die Heiterkeit zu stören, zu der Wein und Mahl und die Gesellschaft einer schönen Dame auffordern.

Nur der Hausherr bemerkte mit einer gewissen Unbehaglichkeit, daß der Chasseur, der ihn am Morgen beleidigt hatte, jetzt seiner Gemahlin eine außerordentliche Aufmerksamkeit zeige. Diese Bemerkung trug natürlich nicht dazu bei, seine Stimmung gegen den jungen Offizier zu verbessern.

„Darf ich um ihren Namen bitten?" fragte Frau von Pletz im Laufe des Gespräches den Adjutanten, der zu ihrer Linken Platz genommen.

„Ich heiße Ferdinand Rewbel, Madame zu dienen!" entgegnete der Gefragte, leicht erröthend vor Freude, denn er sah in der einfachen Frage ein erhöhtes Interesse.

„Der Herr ist ein Deutscher?" fragte jetzt Frau von Pletz weiter, und zwar in deutscher Sprache, indem sie zugleich mit gar nicht mißzuverstehendem Erstaunen auf die französische Uniform blickte.

„Madame," erwiderte der Chasseur rasch, ebenfalls deutsch sprechend, „ich bin Franzose; meine Familie ist allerdings deutscher Herkunft, mein Großvater war Bürgermeister in Straßburg, mein Oheim einer der fünf Directoren der französischen Republik, meinen Vater haben mir die Preußen erschossen."

Hastig, kurz abgestoßen sagte das der junge Mann, und sein etwas hochmüthiges, aber sonst hübsches Gesicht nahm einen harten, tückischen Ausdruck an.

„Armer junger Mann!" sagte Frau von Pletz halblaut und im Tone der innigsten Theilnahme; der Ton berührte den Chasseur ganz eigenthümlich, er neigte sich seitwärts, als sei er begierig, noch mehr in diesem Ton zu vernehmen, als aber die Dame schweigend auf ihren Teller blickte, richtete er sich mit einem Ruck auf und sagte halblaut: „Mein Vater und meine Mutter machten eine Reise, sie hatten das Unglück, in die Hände der Preußen zu fallen, man fand bei meinem Vater Briefe, die ihn in den Augen der Feinde compromittirten, man achtete nicht auf die Betheuerungen seiner Unschuld, nicht auf die Bitten meiner Mutter oder seines Kindes, denn ich war noch ein Kind damals, der Preußische General ließ meinen Vater erschießen, meine Mutter wurde tiefsinnig von dem Tage an, aber ich lebe noch!"

Der Chasseur sagte das mit einer solchen Energie, daß ihn die Dame erschrocken ansah.

„Warum immer an diese Unglücksgeschichte erinnern, mein Lieber," nahm der Obrist mit verweisendem Tone das Wort; „gewiß, es ist hart, sehr hart, aber der Krieg ist nun mal ein grausames Handwerk, und der Preußische General hat gewiß nicht aus Blutdurst so gehandelt, sondern weil er einer Pflicht genügen zu müssen glaubte."

Man verließ diesen Gegenstand und sprach von andern Dingen, der Chasseur aber blieb stumm und spielte mit dem Messer auf dem Teller. Als das Dessert erschien, wurde er hinausgerufen in Dienstgeschäften, er empfahl sich mit einer tiefen Verbeugung vor der Hausfrau. Auch kam er nicht wieder, obgleich die Herren ziemlich lange bei der Flasche sitzen blieben.

Es mochte gegen eilf Uhr sein, als die französischen Officiere laut lachend und scherzend, rasselnd und klirrend durch das so stille Haus schritten, um ihre Zimmer zu suchen. Obrist Pelet fand den Lieutenant Rewbel in seinem Zimmer seiner harrend.

Herr von Pletz kehrte, nachdem er dem Obristen bis zum Vorsaal das Geleit gegeben, zu seiner Gemahlin zurück, er faßte ihre Hand und sagte leise: „Meine theure Hedwig, ich weiß nicht, ob der junge Chasseur den Namen des Preußischen Generals kennt, der seinen Vater nach

Kriegsrecht erschießen ließ, ich aber kenne ihn. Dein Oheim Carl drüben in Hohenkremmen war es, er hat es mir selbst erzählt, er war im Recht, denn der Mann war ein Spion, aber wenn der Chasseur den Namen kennen sollte, so wäre er gewiß der Mann, schlimme Repressalien zu üben. Hüte dich also, im Gespräch mit ihm deinen Familiennamen zu nennen."

„Mein Familienname ist Pletz von Bessin und gar kein anderer," entgegnete Frau Hedwig, einen stolzen Blick auf ihren Gemahl werfend, „mein Oheim Carl hat gewiß nur seine Schuldigkeit gethan."

In solchen Momenten der Aufregung mußte man Frau Hedwig sehen, in solchen hatte ihre Schönheit einen idealen Anflug, mit zärtlich bewunderndem Blick hingen des Gemahls Augen an ihr, einen Moment aber nur, dann schlang er seine Arme um ihren Nacken, küßte sie heiß auf Mund und Wange, und flüsterte ihr leise ins Ohr: „Bete für mich, meine geliebte Hedwig, bete, daß mich Gott schützt, denn ich muß einen schweren und gefährlichen Gang gehen!"

Der Edelmann riß sich los und eilte hinaus, starr sah ihm die arme Frau nach, sie setzte sich matt nieder und saß da, wie ein Bild des Schmerzes, die gefalteten Hände im Schooß. Bald aber erhub sich ihre kräftige Seele, sie streckte die Hände aus und begann halblaut aber eifrig zu beten.

Die Frau betete und heiße Thränen flossen dabei über ihre lichten Wangen, die Frau war voll Angst und Schmerz, aber sie weinte sich das gedrückte Herz leicht, und sie betete so lange und so eifrig, bis sie sich stark und muthig wieder fühlte, dann schlich sie leise aus dem Saal und kniete lange zwischen den Bettchen ihrer Knaben.

Während die Frau betete und weinte, rüstete sich der Mann; er barg ein geladenes Pistol in seiner Brusttasche, er band die Pelzmütze mit einem Riemen unter dem Kinn fest, er zog einen dunkeln Pelz über seinen hellfarbigen Rock, dann ergriff er die Reitpeitsche, deren starker Stiel mit wuchtigem Knauf in nerviger Hand eine vortreffliche Waffe sein konnte. Durch eine schmale Treppe kam er aus seinem Zimmer unmittelbar in den Hausflur hinunter und öffnete ohne Geräusch die kleine Thür, die Wasserpforte, durch die wir ihn schon früher eintreten sahen. Wie schon bemerkt, führte ein schmaler Gang zwischen zwei starken und ziemlich hohen Hofmauern direct nach dem Ufer des Sees.

Der Edelmann stand und lauschte; es war Alles still, er vernahm nur das Rauschen des Windes, das leise Klatschen des Wassers und bald näher bald ferner den eintönigen Ruf der französischen Posten, die sich anriefen, um sich wach zu halten.

Langsam ging Herr von Pletz hinunter zum See, an der sandigen Landungsstelle lagen zwei Kähne; die Franzosen hatten sie nicht bemerkt, denn die Fluth des Sees trat zu weit hinein zwischen den beiden Mauern, überdem war der schmale Eingang durch Büsche und Röhricht versteckt, für

Fremde eigentlich gar nicht bemerkbar. Es war sehr finster, tastend fand der Edelmann den Kahn, er stieg hinein, überzeugte sich, daß die beiden Ruder umwunden waren, und lösete nun die Kette so vorsichtig, daß selbst das leiseste Klirren vermieden wurde. Mit den Händen sich gegen die Mauer stemmend schob er den Kahn langsam vorwärts, bis er das Ende der Mauer erreicht hatte, dann stieß er ihn mit einem heftigen Ruck in die wallende Nebelmasse hinein, die über der Fläche des Sees wogte.

Er lauschte wieder.

„Sentinelle, prenez garde à vous!“ klang der fortlaufende Ruf der französischen Posten bald näher, bald ferner rings um den See.

Der Edelmann ließ die Ruder vorsichtig in das Wasser und begann zu arbeiten; für jeden Andern wäre es eine Unmöglichkeit gewesen, sich auf dem bewegten Wasser in Nacht und Nebel zurecht zu finden, der Beffiner See war aber die Heimath und das Erbgut der Pletzen, und ruhig legte sich der muthige Mann mit voller Kraft auf seine Ruder.

Wir haben schon in unserem ersten Capitel bemerkt, daß man die Südspitze der Insel doubliren mußte, um den Hafen derselben zu erreichen. Herr von Pletz hatte die Richtung mit vollkommener Sicherheit genommen, wahrscheinlich aber hatte ihn der heftige Wind doch dem Ufer etwas zu nahe gebracht, denn nachdem er eine starke halbe Stunde gerudert, vernahm sein geübtes Ohr plötzlich den Tritt von Pferden. Er erkannte daraus, daß er zu weit nach Süden hinabgetrieben und dem Lande zu nahe gekommen sei, sofort wendete er und kämpfte rudernd gegen den Wind, indem er sich aber mit seiner ganzen Kraft in das Ruder legte, brach ihm das mit lautem Krach unter der Hand entzwei.

„Qui vive?“ donnerte sofort der Anruf des französischen Reiters herüber.

Herr von Pletz blickte sich um, da blitzte es hell auf im Nebel, ein Schuß krachte, Pferdegetrappel, Anrufe und lautes Toben folgte der tiefen Stille.

Dem Edelmann schlug das Herz höher, aber kaltblütig steckte er ein drittes Ruder, das er aus Vorsicht im Kahne geführt, in den Ring des zerbrochenen und ruderte muthig weiter, jetzt seiner Richtung ganz sicher durch den Schuß und die Stimmen der feindlichen Posten. Glücklich erreichte er den Hafen der Insel. Er hatte fast dreiviertel Stunden gebraucht zu dieser Fahrt.

„Es findet Niemand die Insel bei Nacht und Nebel, der Beffiner See kennt seinen Herrn!“ sagte er, sich selbst tapfer tröstend, als er die Stufen hinaufstieg.

Unterdessen hatte der Schuß die ganze französische Chaine alarmirt; der Posten, der ihn abgefeuert hatte, behauptete, einen Kahn auf dem See gesehen zu haben. Das war nun zwar nicht möglich, vielleicht aber hatte er, trotz aller Vorsicht des Edelmannes, die Ruderschläge vernom-

men, und das Geräusch des zerbrechenden Ruders gab ihm eine etwas sicherere Vermuthung.

Lieutenant Rembel empfing die Meldung und kleidete sich sofort an, obwohl er, der eben den Obristen verlassen, sich kaum niedergelegt hatte. Sein Mißtrauen gegen den Schloßherrn, besonders rücksichtlich der Ruinen auf der Insel, erwachte in verstärktem Maaße, er beritt alle Posten und empfahl überall die schärfste Aufmerksamkeit. Aber auch als er das vollendet, gönnte er sich keine Ruhe, sondern begab sich in das kleine Haus des Fischers und nahm dort an dem Tische bei den andern Soldaten Platz; er war fest entschlossen, die Insel zu besuchen, sobald der Morgen graue.

Kurz vor ein Uhr meldete der Posten, der bei den Kähnen stand, daß er von fern ein verdächtiges Geräusch vernehme. Der Lieutenant dachte an einen feindlichen Ueberfall, um sich der Kähne zu bemächtigen. Er eilte sofort mit einigen alten Soldaten hinaus und befahl der Wache, sich fertig zu machen. Sie lauschten aufmerksam, wirklich vernahmen sie ganz deutlich leise Ruderschläge, wenn das hohle Brausen des Windes auf Augenblicke aussetzte.

„Es ist ein Kahn, ich höre deutlich die Ruderschläge!“ flüsterte ein Wachtmeister mit vielen Chevrons dem jungen Officier zu, dieser nickte, wartete noch einen Augenblick und rief dann mit lauter Stimme: „Halt, wer kommt da?“

Keine Antwort.

„Feuer!“ schrie der Officier, außer sich über die Ungewißheit, die ihn quälte.

Die Schüsse knallten, auf's Gerathewohl nach der Richtung hin abgefeuert, in der man das Geräusch vernommen.

Wiederum gerieth die ganze Chaine in Bewegung und überall wurde angerufen, aber wiederum war Alles vergeblich. Nach und nach trat die frühere Stille wieder ein, nur unterbrochen durch das eintönige: sentinelle, prenez garde à vous!

Es war etwa zwei Uhr Morgens; mit bleichem Antlitz, aber mit leuchtenden Augen verband Frau Hedwig ihrem Gemahl eine leichte Fleischwunde am linken Oberarm.

„Ich denke, daß ich dem Könige und dem Vaterlande jetzt vier tapfere Officiere erhalten habe,“ sagte der Edelmann, „dafür ist diese Schramme denn doch nicht zu viel. Denke dir, wenn ich eine Viertelstunde später gekommen wäre, so hätte der Lehnerdt Licht gezeigt im Fenster der Warte. Die Franzosen hätten es ohne Zweifel bemerkt, denn sie sind bereits mißtrauisch, und hätten der Insel einen Besuch gemacht. Es war ein Glück, daß es mir noch zeitig genug einfiel, daß ich einer Entdeckung noch vorbeugen könne. Jetzt mögen sie hinübergehen und die Ruinen durchsuchen, ich bin sicher, daß sie nichts finden! Der See läßt seinen Erbherrn nicht zu Schanden werden!“

Der Edelmann war im Gefühl seines glücklich ausgeführten Coups fast redselig, was er sonst nie war; er erzählte auch, daß es die Stimme des Lieutenants Rembel gewesen, die ihn angerufen, als er sich bei dem Fischerhause vorüber gerudert, und daß die beiden von den Franzosen abgefeuerten Schüsse getroffen hätten, der eine den Bord des Kahnes, der andere seinen Arm.

Nur einige Stunden Ruhe gönnte sich der treue Patriot; Morgens nach sechs Uhr war er schon wieder bei seinen Leuten, er hielt den verwundeten linken Arm dadurch fest, daß er die linke Hand zwischen die Knöpfe seines zugeknöpften Rockes schob, Niemand durfte von seiner Verwundung etwas erfahren.

Concentrirte und nicht concentrirte Arbeit.

L. Raybaud: Etudes sur le regime des manufactures. Paris 1859. M. Levy frères.

II.

Wir haben in unserem ersten Artikel die concentrirte Arbeit (regime des manufactures) der nicht concentrirten (regime de la fabrique) gegenüber geschildert und die Vorzüge der letzteren als unläugbare dargethan. Man könnte sagen, es handle sich jetzt lediglich darum, Mittel zu finden, um die letztere auf Kosten der ersteren zu befördern. Doch wir wollen vorher erst noch einen Blick auf die Vortheile werfen, die man der concentrirten Arbeit zuschreibt, und einen andern auf die Nachtheile, welche die nicht concentrirte Arbeit mit sich führen soll. Allerdings beschäftigt sich Raybaud, aus dem wir unsere Argumente nehmen, nur mit der Seidenfabrikation, also einer Luxusindustrie, aber eben darum gerade sind wir berechtigt, seine Annahmen als allgemein gültige in dieser Beziehung aufzufassen, weil diese Luxusindustrie mehr als jede andere den politischen und merkantilen Schwankungen unterworfen ist.

Für die concentrirte Arbeit führt Raybaud etwa Folgendes als Vortheile an. Sie bietet dem Arbeiter dauernde Beschäftigung, sie verläßt ihn nicht, selbst wenn es ihr nicht mehr ganz paßt, ihn zu beschäftigen, sie giebt ihm selbst dann noch Arbeit, wenn der Absatz schwierig geworden. Sie muß immer ein kostspieliges Material und Personal zu ihrer Verfügung haben, sie trägt entschlossen kleine Verluste, um sich nicht den größeren auszusetzen. Diese Vortheile hat die nicht concentrirte Arbeit allerdings nicht, der Einzelne läßt arbeiten, wenn er Bestellungen hat, wenn er Aussicht auf Absatz zu haben glaubt; kurz, wenn es ihm paßt; ebenso hört er auf ganz nach seinem Gefallen; der Schaden, den er zu tragen hat, ist nichts weiter, als ein Mangel an Gewinn. Auf den Arbeiter dagegen fällt die ganze Last der Stockung. Eine Krisis, wie sie nun bereits zu einem endemischen Uebel geworden ist, das periodisch wiederkehrt, trifft in Lyon 80,000, in den umliegenden Dörfern eine Bevölkerung von 90,000 Seelen. Die Arbeiter pflegen solche Krisen, man müsse das

rühmend anerkennen, versichert Raybaud, mit heroischer Resignation zu überstehen, man höre sie selten klagen, schweigend beugen sie sich der harten Nothwendigkeit, aber sie behalten, wenn die Krise vorüber, ein dunkeles Gefühl ihrer Schrecken, das sie nie wieder verläßt und in den Herzen jene tiefe Unzufriedenheit erzeugt, jene hartnäckige Gährung, die so unendlich schwer zu beseitigen ist.

Wir setzen Raybaud gegen Raybaud, d. h. wir setzen gegen diese seine Argumente für die concentrirte Arbeit folgendes Raisonnement des gelehrten Akademikers. „Worin," sagt er, „versehen es nun diese meist klugen, würdigen Männer? Sie verderben es durch die Uebertreibung ihrer guten Eigenschaften. Klug in ihren Operationen, treiben sie diese Klugheit bis zum Uebermaaß; um sich vor Zufällen zu schützen, werden sie unendlich langsam. Die Bedingungen der Arbeit und Gewohnheiten des Credits sind noch immer nach der alten Tradition. Einen Auftrag empfangen und ihn ausführen; Seide kaufen auf 90 Tage Ziel und dafür in dieser Frist durch Lieferung des Gewebes die Kosten des Materials und der Façon mit einem größeren oder geringeren Profit wieder erhalten, das ist der Kreis, in dem die ganze Bewegung der nicht concentrirten Arbeit verläuft."

Unserer Ansicht nach sind es gerade diese Gewohnheiten, welche den Arbeitern die solidesten Garantien bieten. In dieser gewissenhaften Sorge, die Production genau den Forderungen der Consumtion anzupassen; in dieser Zurückhaltung, mit der man daran geht, seine Zuflucht zu dem Credit zu nehmen, liegt in ihnen nicht eine Sicherheit gegen die Krisen, die fast immer hervorgehen aus jenem Exceß in der Production, den die concentrirte Arbeit begehen muß, um ihre Kräfte nur fortarbeiten zu lassen, selbst wenn sie mit Schaden arbeitet und gar nicht weiß, wohin sie ihre Producte absetzen soll? Hören wir Raybaud selbst: „Umsonst, daß sich die Waare häuft, die Maschine ist nun einmal so eingerichtet, daß sie in Thätigkeit bleiben muß. Tag für Tag verwandelt sich Geld in Waare, ganz gleichgültig, ob sich die Waare wieder in Geld verwandeln läßt oder nicht. Darum die gebieterische Nothwendigkeit, immer ein großes Capital disponibel zu haben. Ist nun der Artikel, in welchem man arbeitet, einer Entwerthung ausgesetzt, verliert er beim Liegen seine Frische, gehört er zu den sogenannten Phantasie-Artikeln oder ist er den Launen der Mode ausgesetzt, dann ist die Situation noch viel trauriger, und wird unheilbar, sobald sie irgend dauert."

In diesen Worten erkennt Raybaud, wenn auch nicht mit klaren Worten, aber doch sonst verständlich genug an, daß es auch für die concentrirte Arbeit einen Augenblick giebt, wo sie still stehen muß, denn jenes „große disponible Capital" wird kein unerschöpfliches sein. Wenn aber dann die Stockung eintritt, wird sie um eben so viel schrecklicher sein, als man Waare unnütz producirt hat, sie wird mit den Arbeitern auch die Chefs treffen, und das Leiden wird so lange dauern, als das vorhält, was zuviel producirt war.

Die concentrirte Arbeit gipfelt sich in den sogenannten Klosterfabriken (convents-manufactures), die Raybaud in Jujurieux, Seauve und Tarare genau untersucht hat. Das sind höchst merkwürdige Anstalten, in denen die Concurrenz, welche das Capital der Arbeit macht, auf die höchste Spitze getrieben und geradezu unwiderstehlich wird durch die Energie des religiösen Antriebs. Gewiß sind diese merkwürdigen Anstalten in Bezug auf die morali-

schen Garantieen sehr schätzbar und von großem Einfluß, eigentlich aber thun sie doch weiter nichts, als daß sie sich bemühen, die Schäden zu heilen, welche die concentrirte Arbeit überhaupt hervorbringt, und die Familientradition aufrecht zu erhalten, welche jene völlig vernichten. Gewiß ist es gut, Heilmittel zu finden und anzuwenden, viel besser noch aber ist es gewiß, dem Uebel überhaupt vorzubeugen. Es wäre sicher für die Moral, wie für die öffentliche Wohlfahrt besser, wenn wir der Intervention der Staatsgewalt nicht bedürften, um die Mißbräuche der concentrirten Arbeit zu corrigiren, und andererseits nicht nöthig hätten, uns an die Hingebung der geistlichen Körperschaften zu wenden, um die tiefen Wunden zu heilen, welche die concentrirte Arbeit der öffentlichen Sittlichkeit schlägt.

Ein anderes Interesse noch, ein allmächtiges Interesse, wird von den Partisanen der concentrirten Arbeit für diese angerufen, d. i. der Fortschritt der Industrie selbst. Die nicht concentrirte Arbeit hat das Unglaubliche geleistet im Raffinement der Herstellung, sie hat sich aber nie auf die Entwickelung des Absatzes verstanden. Die concentrirte Arbeit allein versteht es, die zahlreichsten Klassen zur Consumtion ihrer Artikel zu nöthigen, und zwar durch ihre Billigkeit. Leider haben wir für diese Anführung niemals solide Beweise finden können, obwohl sie wie Axiome hingestellt werden.

Auffallend ist es, daß sich Raybaud wundert über die Abneigung, welche fast alle Arbeiter gegen den regime des manufactures, gegen die concentrirte Arbeit hegen. Er selbst giebt die besten Gründe für diese Abneigung an, hören wir sie: „Der Arbeiter von heut ist nicht mehr der Arbeiter von ehedem, man mag das nun beklagen oder sich darüber freuen, jedenfalls muß es von vornherein zugegeben werden. In seiner Wohnung, in seiner Kleidung und seiner ganzen äußern Existenz zeigt er, trotz des Mangels an Mitteln, das entschiedenste Bestreben, sich den wohlhabenden Klassen zu nähern, sich mit ihnen gleichzustellen. Seine Sprache ist gebildeter geworden, sie verräth, daß er liest, er discutirt, er raisonnirt, er hat den Trieb, genau zu erfahren, worauf es ankommt. Ueber Industrie, über Politik hat er eine Meinung, er spricht sich gern aus darüber, er will nicht den Anschein haben, als sei er gleichgültig gegen irgend etwas, was die höheren Klassen interessirt. Es ist überall dasselbe Bestreben, hinauszugehen über seine Sphäre. Diese Situation ist neu, aber es nützt nichts, sie in Abrede zu stellen, man muß ihr muthig in's Gesicht sehen. Durch sie allein erklärt sich auch der Zwiespalt, in dem sich Arbeitnehmer und Arbeitgeber befinden, alle jene Unzukömmlichkeiten, die eines Tages zu schweren Unordnungen ausarten können. Man muß zugeben, daß der Arbeiter ehrgeizig geworden ist.“

Und darüber wundert sich der französische Akademiker? Ist dieser Ehrgeiz an sich nicht vollkommen berechtigt? Man muß Raybaud zugeben, daß dieser Ehrgeiz zunächst wohl daraus hervorgegangen ist, daß der Staat den Arbeitern die Möglichkeit eines guten Schulunterrichts geboten hat, daß dieser Unterricht aber zunächst zu einem oft übertriebenen Selbstbewußtsein führt. Andererseits steht es aber auch ebenso fest, daß die Arbeiter, theilweise wenigstens, nicht mehr so viehisch roh sind wie einst. Das Schlimmste ist, daß durch einige wohlwollende aber schlecht unterrichtete Leute die Idee aufgekommen ist, die Arbeiter müßten als eine ganz besondere Menschenart ganz besonders behandelt werden. Man muß sich vor dieser Täuschung hüten; die Arbeiter sind Leute, bei

denen die Intelligenz allerdings gestiegen ist, bei denen aber diese gesteigerte Intelligenz bis jetzt noch nichts weiter erzeugt hat, als die Prätensionen, welche das Gefühl derselben einflößt. „Das ist die Stärke und die Schwäche der Situation. Was sie verwickelt hat ist der Umstand, daß die Arbeiter es nicht verstehen, unabhängig zu sein, oder vielmehr, daß sie unter den Einflüssen, welche von Außen auf sie einwirken, immer diejenigen sich aussuchen, die für ihre Ruhe und ihren Vortheil die gefährlichsten sind.“

Wir können nun wohl die Lösung präcisiren, von der Rahband nur eine Seite gegeben hat, ohne Zweifel, weil er es für unnöthig hielt, da dieselbe vollständig aus dem Ganzen seiner Arbeit hervorgeht; er endigt dieselbe wie folgt: „Die Action muß um zu wirken nahe, unmittelbar und persönlich sein; dem Arbeiter ist Alles zuwider, was von zu weit kommt, dem man die Absicht anmerkt; Schmeicheleien entwaffnen ihn keineswegs und Wohlthaten erzeugen in ihm nicht immer Dankbarkeit. Eine ernsthaft gemeinte Veränderung kann von andern ausgehen, als solchen, die mit dem Arbeiter leben, oder ihn beschäftigen, ohne deren Hülfe wird sie niemals Dauer haben, und was die Mittel betrifft, so giebt es eins, dem auch das verstockteste Herz früher oder später nachgiebt, das ist ein mit Festigkeit verbundenes Wohlwollen, eine natürliche Großmuth neben der Gerechtigkeit.“

Der Gedanke der französischen Akademikers ist also: Die concentrirte Arbeit (regime manufacturier, was wir im Deutschen gewöhnlich Arbeit in Fabriken nennen), verurtheilt durch die öffentliche Meinung, durch die Wissenschaft und durch die Erfahrung, ist ein fehlerhafter Modus der Arbeit, dessen weitere Verbreitung man auf jede mögliche Weise verhindern muß, anstatt ihn zu begünstigen.

Ueberall wo dieser Modus der concentrirten Arbeit Wurzel gefaßt hat, in England, in Deutschland, in Helvetien, in Frankreich, überall hat der Staat zu Gunsten der Arbeiter einschreiten müssen gegen das despotische, oft ganz unmenschliche Verlangen und kämpft fortwährend auf diesem Terrain, zum Schaden der Industrie überhaupt, gegen den falschen Modus der Arbeit. Er kämpft und kämpft vergeblich, sein Schutz ist den Arbeitern eben so nothwendig als gefährlich, er muß zuletzt zu einer Anwendung socialistischer Lehren führen. Die Hülfskassen, die Wohlthätigkeits-Bureaux, die Arbeiterschulen, die Credit-Anstalten, alle diese Anstalten, die der Staat mit großer Mühe und großen Kosten geschaffen, die so laut gerühmt werden, sind nichts als schwächliche Palliative gegen eine anomale Situation, und die — Grundlage einer unermeßlichen socialistischen Phalanstère, deren Gipfel einst die Regierung sein wird.

Es gilt also einen Schritt zurück zu thun, der Fortschritt besteht nicht darin, immer geradeaus vorwärts zu schießen wie ein Nilcrocodil, sondern in der Wahl des rechten Weges, in der Orientirung und auch in der Umkehr, wenn man bemerkt, daß man im Begriff steht, sich zu verlaufen. Warum den regime manufacturier fortsetzen, welcher dem Capital, dem kleinen Besitz und dem geistigen Wohlsein gleich verderblich ist?

Lange Erfahrung und gewissenhafte Forschung haben gezeigt, daß der regime de la fabrique, die nicht concentrirte Arbeit, weit günstiger für das materielle wie für das geistige Wohlsein der Massen ist. Warum will man es nun England gleich thun, das alle Märkte des Auslandes überführt mit den wohlfeilen Producten seines concentrirten Capitals. Frankreich z. B.

könnte nichts Heilsameres thun, als zurückgehen und die concentrirte Arbeit aufgeben; etwa der fünfte Theil des Areals von Frankreich liegt noch unbebaut, aber dem dritten Theil der Bevölkerung fehlt es an Brod, Fleisch, Wein, Kleidung und Wohnungen, wie sie menschlicher Wesen würdig sind. Vielleicht wäre diesem Drittel geholfen, wenn es sich nebenbei mit jenem Fünftel beschäftigte?

Die ländliche nicht concentrirte Arbeit hat bewiesen, wie lebensfähig sie ist, sie hat sich an vielen Punkten trotz aller Waffen des régime manufacturier siegreich neben demselben behauptet, trotz der Privilegien, die der Staat jenem gab, trotz der Bemühungen Aller, die eine lügenhaft so genannte liberale Aristokratie von Industriellen bilden wollten, trotz der Verachtung der Staatswirthschaftler und der irregeleiteten öffentlichen Meinung. Es giebt sehr viele Fabricationszweige, die sich ganz vortrefflich mit dem Wechsel in den Land- und Feldarbeiten vertragen.

Wir sind überzeugt, daß durch die Aufgabe des Modus der concentrirten Arbeit ein großer Schritt zur Lösung der Arbeiterfrage überhaupt gethan würde.

Vermischtes.

[Chinesisches Papiergeld.] Schon im zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung haben sich die Chinesen des Papiergeldes bedient. Ihre Münze war zu jener Zeit umfangreicher und schwerer wie heutzutage, und es läßt sich denken, daß ein so intelligentes Volk bald auf Mittel sann, den Zwang los zu werden, so unbequemes Geld stets bei sich tragen zu müssen. Nachdem das Papiergeld fünfhundert Jahre circulirt hatte, verschwand es unter der Dynastie der Kings während der Bürgerkriege, aber unter den Mandschuhs kam es wieder zum Vorschein. Eben so gut wie sich in China ein Jeder, der Lust hat, als Banquier etabliren kann, eben so gut kann auch jedes Banquierhaus Banknoten ausgeben. Die Mehrzahl dieser Bankbillete sind mittelst Kupferplatten gedruckt; nur kleinere Banquiers bedienen sich der Holzplatten. Diese Billete sind länger und schmaler als die unsern, und mit einer reichen Randverzierung versehen, welche Lobeserhebungen der Geschicklichkeit und Achtbarkeit des Banquierhauses enthält. Es giebt drei Sorten Banknoten: Die ersten sind von 400 Cashes bis zu Hunderttausenden zu haben, und werden zu kleinen Zahlungen gebraucht. Die Dollarnoten von 1 bis 500 oder selbst 1000 circuliren unter den Handelsleuten und verändern ihren Cours wie die Münze, welche sie repräsentiren. Die Billete pour argent sycée sind von 1 bis zu mehreren 100 von Unzen zu haben, und werden hauptsächlich in den Regierungsbureaux gebraucht, um dort die Unbequemlichkeit zu vermeiden, Zahlungen in Gelde von Gewicht zu machen. Welcher auch der Werth der Banknoten sei, der Besitzer kann sie verwerthen, wann er will, da der Banquier seinen Vortheil bei der Ausgabe bereits genommen hat.

Es ist nicht Sitte, Billete von einem gewissen Werth, z. B. 100 Dollars zu nehmen, ohne sich vorher bei der Bank, welche sie ausgegeben, von ihrer Aechtheit zu überzeugen. Für verlorene Banknoten oder zufällig zerstörte wird keine Entschädigung gewährt. Fälschungen kommen in China selten vor, wahrscheinlich, weil sie zu wenig Vortheil darbieten, da es zu schwer hält, Banknoten von großem Werth unterzubringen. Uebrigens wird Fälschung, je nach den Umständen, mit Deportation tausend Meilen weit, mit Gefängniß oder Peitsche bestraft.

Inserat.

Aufforderung.

Der erste in Gotha während des vorigen September zusammengetretene Congreß deutscher Volkswirthe hat der Entwicklung der auf vernünftiger Selbsthülfe beruhenden Associationen (Genossenschaften), namentlich der Vorschuß-, Rohstoff- und Consum-Vereine, sein besonderes Augenmerk zugewandt und dieselben als ein vorzügliches Mittel zur Hebung des kleinen Gewerbestandes und der arbeitenden Klassen anerkannt. Um jedoch der Sache weitere Folge zu geben, stellte sich zugleich die Nothwendigkeit heraus, sich durch Einsammeln genauer, möglichst umfassender Nachrichten über die bei den einzelnen Genossenschaften bestehenden Einrichtungen und erreichten Resultate in Besitz desjenigen Materials zu setzen, welches für eine wahrhaft gedeihliche Entwicklung und Fortbildung der gemeinnützigen Institute erst den sicheren Anhalt gewährt. Vertrauend auf das große Interesse, welches die in fast allen Theilen unseres Gesammt-Vaterlandes hoffnungsvoll aufblühenden Vereine erweckt haben, wendet sich nun die unterzeichnete, zur Vorbereitung des nächsten, im September d. J. stattfindenden Congresses eingesetzte Deputation an die ehrenwerthen Gründer und Leiter der hierher gehörigen Institute, als an Männer, welche das Förderliche solcher statistischen Erhebungen für ihre eigenen Bestrebungen zu schätzen wissen werden, mit dem dringenden Ersuchen um ihre Beihülfe und kräftige Unterstützung bei diesem mühsamen Werke. Insbesondere geht an dieselben das dringende Ersuchen: die gewünschten Nachrichten der Deputation zu Händen deren Mitgliedes, des Kreisrichters a. D. Schulze in Delitzsch, Provinz Sachsen, so bald als möglich zugehen zu lassen. Von Wichtigkeit ist dabei namentlich die Einsendung der Statuten, so wie der letzten jährlichen Rechnungs-Abschlüsse und Geschäfts-Berichte. Mit besonderem Danke würde es aber aufgenommen werden, und die der Uebersichtlichkeit halber so wünschenswerthe tabellarische Zusammenstellung wesentlich erleichtern, wenn dabei, so weit es thunlich, auf die nachstehenden Momente Rücksicht genommen würde.

I. Bei den Vorschuß- und Credit-Vereinen. 1) Namen und Einwohnerzahl des Ortes; 2) Jahr der Gründung des Vereins und Name der Gründer; 3) Mitgliederzahl am Schlusse des Rechnungs-Jahres; 4) Höhe und Bestandtheile des Betriebs-Capitals am Jahresschlusse, namentlich Summe a. der Anleihen, b. der Spareinlagen, c. der Stamm-Antheile (des Guthabens) der Mitglieder an eingesteuerten Monats-Beiträgen und zugeschriebener Dividende, d. des Reservefonds; 5) Summe aller im Jahre gewährten Vorschüsse und Prolongationen, so wie der darauf geleisteten Rückzahlungen und des am Jahresschlusse verbliebenen Bestandes an Ausständen; 6) Fristen, auf welche die Vorschüsse und Prolongationen gegeben werden; 7) Zinsen und Provisionen der Vorschuß-Empfänger, namentlich a. Fuß des Zinses und der Provision, nach Jahres- oder Monats-Procenten, b. Summe aller im Jahre eingegangenen und noch ausstehenden Zinsen; 8) Verwaltungskosten und Gehalte der Beamten während des Jahres; 9) Summe der vom Vereine für seine Anleihen und die Spareinlagen an die Vereins-Gläubiger bezahlten Zinsen; 10) Reingewinn des Vorschuß-Geschäftes in dem betreffenden Jahre, als Ueberschuß der Vorschuß-Zinsen und Provisionen (7.) über die Verwaltungskosten und Zinsen an die Vereins-Gläubiger (8. 9.) und dessen Verwendung, insbesondere die davon gewährte Dividende; 11) Verluste.

II. Bei den Associationen einzelner Gewerke zur gemeinschaftlichen Beziehung der Rohstoffe &c. und den Consum-Vereinen. 1 bis 4 wie vorstehend zu I. 5) Summe der im Jahre gemachten Materialien-Einkäufe und Geldwerth der aus dem Vorjahr herübergenommenen Lager-Bestände; 6) Summe des Verkaufs-Erlöses; 7) durchschnittlicher Procentsatz des Aufschlages beim Verkaufe der Lager-Bestände über deren Ankaufs-Preis; 8) Geldwerth der verbliebenen Lager-Bestände am Jahresschlusse; 9) Summe der Zinsen an die Vereins-Gläubiger und der Verwaltungskosten einschließlich der Gehalte; 10) Reingewinn und dessen Vertheilung; 11) Hauptgegenstände, die man im Lager führt.

Dagegen werden wir den Vereinen auf ihren Wunsch Exemplare der allgemeinen Zusammenstellung seiner Zeit zusenden.

Berlin, 26. März 1859.

Die ständige Deputation des Congresses deutscher Volkswirthe:
D. Lette, (Berlin), Präsident. Schulze (Delitzsch). D. Braun (Wiesbaden). D. Pickford (Heidelberg). von Bennigsen (Hannover). Hopf (Gotha). D. G. Varrentrapp (Frankfurt a. M.) Rewitzer (Chemnitz). Prof. D. Schubert (Königsberg i. Pr.)

Berliner Revue.

Kleine Zeitung.

№ 4. Sonnabend, 23. April. 1859.

Berlin, 23. April.

Das dritte, siebente und achte preußische Armeecorps sind in den Stand der Kriegsbereitschaft gebracht; die übrigen Mitglieder des deutschen Bundes werden aufgefordert, diesem Beispiele Preußens zu folgen. Die Dinge sind auf einer äußersten Spitze angelangt, und die Zeit des Berathens und Erwägens scheint zu Ende.

Es handelt sich nun darum, festzustellen, was Preußen in dieser Lage zu thun hat, und wir nehmen auch von den kleinsten Andeutungen, die über die Intentionen unseres Cabinets verlautbaren, gern Notiz. So lesen wir heute in der „Spenerschen Zeitung", von der man sagt, daß sie gut unterrichtet sei, Folgendes:

„Den Beschluß der Kriegsbereitschaft von drei Armee-Corps und des Antrags am Bunde auf Bereitschaft der Haupt-Contingente faßte Preußen in dem Moment, als es einen letzten Vermittlungs-Vorschlag, der von sämmtlichen vermittelnden Mächten gutgeheißen und von Frankreich und Sardinien angenommen war, dem Wiener Cabinet nach reiflicher Erwägung angelegentlich empfahl. Der Vorschlag ging auf allgemeine Entwaffnung vor dem Congreß und auf Zulassung sämmtlicher italiänischer Staaten zu dem Letzteren; und ein Scheitern desselben mußte unter allen Umständen die Gefahren steigern. Das Zusammenfallen der Veröffentlichung des Beschlusses mit dem von Oesterreich Sardinien gegenüber gethanen Schritte, welcher kaum noch eine Aussicht auf eine friedliche Lösung läßt (Oesterreich hat an Sardinien ein Ultimatum gestellt, wonach letzterer Staat sich innerhalb dreier Tage zu entscheiden hat), könnte den Anschein erwecken, als stünde das Vorgehen Preußens mit dem Oesterreichs in einem Zusammenhange. Dem ist durchaus nicht so, wie auch die Nachrichten von Verabredungen, welche in Berlin zur Zeit der Anwesenheit des Erzherzogs und mehrerer deutscher Souveraine getroffen wären und welche eine solidarische Vereinigung mit Oesterreich bezweckten, durchaus unbegründet sind. Schon die Veröffentlichung der „Preußischen Zeitung" zeigt, daß Preußen, indem es seine Stellung als vermittelnde Macht festhält, zugleich bestrebt ist, durch die Initiative am Bunde auch diesen mit sich auf gleicher Linie und von einer Parteinahme fern zu halten. Was Oesterreichs letzten Schritt anlangt, so waren während der Anwesenheit des Erzherzogs Preußens Bemühungen auf das Ernstlichste darauf gerichtet, von jedem ähnlichen Vorgehen abzumahnen. Die Verhandlungen am Bunde würden, wenn es zum Angriffe Oesterreichs auf Sardinien kommt, den Artikel 46. der Wiener Schlußacte nicht außer Acht lassen können:

„Beginnt ein Bundesstaat, der zugleich außerhalb des Bundesgebietes Besitzungen hat, in seiner Eigenschaft als europäische Macht einen Krieg, so bleibt ein solcher, die Verhältnisse und Verpflichtung des Bundes nicht berührender Krieg dem Bunde ganz fremd.""

Die Zeit ist ernst und schwer, aber sie hat auch ihre erfreulichen Momente. Darunter rechnen wir den Umstand, daß die wahren Männer wieder, wie 1848, zu ehrlichem Kampfe hervortreten. In den „conservativen Vereinen" ist damit schon der Anfang gemacht, und unsere uralten Institutionen, Kreistage, Kirchenpatronate ꝛc. beginnen sich von Neuem als lebenskräftig zu erweisen. Der Belgarder Protest gegen die Zulassung der Juden zu den Kreistagen ist schon bekannt. Die liberalen Zeitungen haben dagegen Verdächtigungen genug ausgestreut. Auch die „Spenersche Ztg." ist darin nicht zurückgeblieben. Heut antwortet ihr Herr von Kleist-Warnin Folgendes:

„In der Spenerschen Zeitung Nr. 89 befindet sich eine „Privatmittheilung" aus Belgard vom 11. d. M., welche die Behandlung der durch das Ministerial-Rescript vom 16. Februar c. hervor-

gerufenen Frage wegen Zulassung der Juden zu ständischen Rechten, auf dem am 11. d. M. in Belgard stattgehabten Kreistage, in einer so gehässigen Form und so entstellt und wahrheitswidrig wiedergiebt, daß ich, als Verfasser des Protestes, von welchem auch die Rede ist, mich genöthigt finde, jene Insinuationen, wie folgt, zu berichtigen: 1) Es ist eine Unwahrheit, daß der hinterpommersche Verein zur Wahrung conservativer Interessen, auf den Antrag und Beschluß des Kreistages irgend einen Einfluß ausgeübt hat. Jener Verein besteht in hiesiger Gegend leider noch nicht und ich gehöre ihm selbst nicht an, wenngleich meine Sympathieen ihm gehören. Mit Hrn. Justizrath Wagener und Hr. v. Blanckenburg stehe ich, zu meinem innigen Bedauern, in gar keiner Verbindung, es ist also auch alles das, was von ihrer Beeinflussung auf den bezüglichen Protest gesagt ist, Unwahrheit. 2) Es ist unrichtig, daß der Protest an die Adresse Sr. K. H. des Prinz-Regenten gerichtet und befördert ist. Vielmehr ist derselbe der K. Regierung zu Cöslin und dem K. Staats-Ministerium übersandt worden. 3) Es ist eine Entstellung der im „Mikrokosmus eines hinterpommerschen Kreistages sich zeigenden tactischen Verwahrungsweise", die Intention Sr. K. Hoheit von dem seiner Minister zu trennen. Den Beweis dafür giebt der Wortlaut des Protestes und ich verlange dessen Abdruck zur Widerlegung jener Anschuldigung. 4) Es ist eine grobe Unwahrheit, daß über die Absendung der Immediat-Eingabe und des Protestes keine Abstimmung stattgefunden hätte. Jene wurde mit Allen gegen drei Stimmen und diese mit einer überwiegenden Majorität angenommen, nachdem über den Protest zweimal abgestimmt war, weil die Fragestellung das erste Mal nicht verstanden worden. Den Beweis dafür giebt das Kreistags-Protocoll. 5) Nicht ich, als Verfasser des Protestes, habe meine Legitimation darüber nachzuweisen, im „Namen der Kreisstände" gesprochen zu haben — denn dies ist abermals eine Unwahrheit — sondern der Kreistag, dem von einem Mitgliede die Competenz bestritten wurde, hat die Legitimation dadurch festgehalten, daß er auf die Debatte einging und die bezüglichen Beschlüsse faßte. Endlich 6) ist es eine strafwürdige Unwahrheit, wenn dem Kreistage oder mir eine beabsichtigte Agitation untergelegt wird. Wer den ruhigen, nur zur Sache gehaltenen Protest gelesen hat, muß in der That die Brille der Leidenschaft gebraucht haben, wenn er darin die Absicht der Agitation erblickt hat. Es ist mir vielmehr lediglich darum zu thun gewesen, mein gutes Recht zu wahren, event. aber die verwickelte und dunkle Frage durch ein Gesetz geregelt zu sehen. Wer meine Ansichten über die Ehrwürdigkeit der Religion ächter (nicht Reform-) Juden nur irgend kennt, wird wissen, daß es mir mit dem symbolischen Bruderkuß, dessen ich allerdings, nicht mirabile dictu! sondern in folgerechter Consequenz dessen, was ich gesprochen, erwähnt habe, sehr gründlicher Ernst gewesen ist, ohne einen liberalen Hintergedanken dabei zu reserviren. Was der Einsender der Privatmittheilung über die Petition an Se. Königl. Hoheit den Prinz-Regenten, so wie die von einem Mitgliede an den Landrath des Kreises gemachte Verwahrung äußert, gehört nicht zu meiner Entgegnung, ich kann nur constatiren, daß die ruhige und würdevolle Erwiderung des Herrn Landraths, der leidenschaftlichen Insinuation gegenüber, von mir und gewiß von den Meisten in der Versammlung ihrem ganzen Inhalte nach gebilligt und getheilt wurde. Wenn dieser Gegenstand bereits in der gehässigsten Weise in Winkelblättern gegen mich und meine Partei ausgebeutet ist, wenn sogar Redner im Hause der Abgeordneten, stolz auf ihre Unfehlbarkeit als Gesetzgeber, eben so tief unter ihrer Weisheit stehenden Kreiscorporationen jede Befähigung und Berechtigung, in der Sache ein Urtheil zu haben, absprechen (cfr. 39. Sitzung), so erschien es mir eine Pflicht, mich, wie geschehen, persönlich zu verwahren und abzuwarten, welche schulmeisterliche, liberalisirende Belehrung ich von jenen Blättern und von jenen zungenfertigen, geehrten Rednern etwa erfahren werde.

Den 19. April 1859. v. Kleist-Warnin."

Die Rede, in welcher der Earl of Derby am 18. d. Mts. sich über die auswärtige Politik verbreitete, ist so wichtig, daß wir hier ihre hauptsächlichste Stelle im Wortlaut wiederholen: „Wenn es noch eine Hoffnung giebt, den Frieden zu erhalten, so liegt sie in dem Eindruck,

den die Einmüthigkeit aller englischen Parteien auf die Regierungen des Festlandes hervorbringen muß. Die unglückseligen Worte, die sich der König von Sardinien bei Eröffnung der piemontesischen Kammern entschlüpfen ließ, verriethen die Erwartung eines lombardischen Aufstandes, den Sardinien, wenn nicht zu schüren, jedenfalls nicht zu entmuthigen beabsichtigte; jene Aeußerungen zwangen natürlich Oesterreich zu ausgedehnten Vorbereitungen und Rüstungen und legten so den Keim zu den heutigen Wirren. (Hört! hört!) Ich muß auch sagen, daß Oesterreich sich in seinen Erklärungen von Anfang an bis jetzt gleich und treu geblieben ist. Ich stimme dem bei, was der edle Lord gegenüber von den Specialverträgen Oesterreichs mit den italiänischen Staaten sagte, daß sie nämlich für Italien und Oesterreich selbst von Nachtheil sind, aber nichtsdestoweniger muß ich sagen, daß Oesterreich ein vollkommen gesetzliches Recht hatte, solche Verträge zu schließen. (Hört! hört!) Ich halte sie für unpolitisch und glaube, daß sie eher zu Unruhen führten, als den Regierungen Schutz gewährten, und Oesterreich weise daran thäte, sie fallen zu lassen. Die Geschichte der Unterhandlungen über die Räumung des Kirchenstaates ist noch in Dunkel gehüllt, allein ich glaube, daß Oesterreich bereits begonnen hatte, Anstalten zur Räumung zu treffen. Warum sie ins Stocken geriethen, weiß ich nicht; daß aber die Räumung keine plötzliche sein dürfte, versteht sich von selbst. Es ist nun hohe Zeit, daß es sich bestimmt entscheide, ob ein Congreß zusammentreten soll oder nicht. Weder die Ehre noch das Interesse Englands gestattet eine längere Hinausschleppung dieser Discussion. (Beifall.) England, welches noch einen Vorschlag gemacht — den ich in diesem Augenblick noch nicht enthüllen darf (Hört! hört!) — wird nun bald erklären müssen, daß mit einer so weltwichtigen Frage kein eitles Spiel mehr getrieben werden darf, und daß es sich, nach Erschöpfung aller seiner Ueberredungskraft, wenn auch mit Widerstreben, von jeder weiteren Dazwischenkunft zurückziehen und für die Zukunft vollkommen freie Hand behalten muß. (Beifall.) Ich glaube, der vorige Redner unterschätzt die Größe der Gefahr, wenn er glaubt, daß der Krieg auf Italien beschränkt bleiben würde. Es wird vor Allem ein sehr blutiger Krieg, weil es ein Principienkampf, ein Kampf voll Leidenschaft sein wird, nicht ein Kampf zwischen zwei großen Staaten zu einem bestimmten Zweck geführt, sondern eine Feuersbrunst ohne Ziel und Grenze. Andere Nationen und Interessen werden in den Streit gezogen werden. Selbst England wird nicht ganz gleichgültig irgend eine Aenderung im adriatischen Meere und an den Gestaden desselben ansehen können. Unser Interessen im Mit-

Kleine Chronik.

*** Vorgestern wurde der wirkl. Geh. Rath und Oberküchenmeister Graf Heinrich Arnim begraben. Er war der Erste und zugleich auch der letzte Graf Arnim von der Heinrichsdorff-Werblowschen Linie. Da ihm die Grafenwürde 1841 nach dem Recht der Erstgeburt verliehen wurde, so ist dieselbe, da er unvermählt geblieben, erloschen. Der Abgeordnete von Arnim-Heinrichsdorff ist ein jüngerer Bruder des verewigten Grafen. —

*** Die „Allgemeine Zeitung" ist jetzt völlig zufrieden mit Preußen, denn die Parole heißt Novara. Bekanntlich hat Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent bei der Inspicirung des Lehr-Infanterie-Bataillons in Potsdam diese Parole zu Ehren des anwesenden Erzherzogs Albrecht von Oesterreich ausgegeben, Höchstwelcher bekanntlich höchst rühmlich bei Novara gefochten. Die „Allgemeine Zeitung" sieht aber darin eine politische Demonstration, sie erinnert einerseits daran, daß im Lehr-Infanterie-Bataillon die ganze preußische Infanterie vertreten sei, und andererseits, daß Novara nur wenige Stunden von Turin läge, wo preußische Infanterie unter Fürst Leopold von Dessau schon 1706 in Gemeinschaft mit den Oesterreichern die Franzosen geschlagen. Vielleicht hat die „Allgemeine Zeitung" das Richtige besser getroffen, als sie selbst glaubt.

*** Der Berliner ist natürlich durchaus nicht abergläubisch, aber das Erscheinen des gewaltigen Nordlichtes vorgestern, am Abend des Tages, an welchem die Kriegsbereitschaft für drei Armeecorps verfügt wurde, hat doch viele sehr stutzig gemacht. „Und aus den Wolken blutigroth hängt unser Herr Gott den Kriegsmantel runter" — sagt der Kapuziner in Wallensteins Lager.

*** Die „Allgemeine Zeitung" beschäftigt sich noch immer mit Untersuchungen über den Verfasser der bei Julius Springer hierselbst erschienenen Broschüren über die Tagesfrage, welche gegen Oesterreich gerichtet sind und etwas Neigung für den Kaiser der Franzosen verrathen. Heut glaubt sie den Verdacht der Autorschaft bereits auf Herrn von Bismarck-Schönhausen werfen zu müssen. Die geehrte Zeitung mag bedenken, daß Herr von Bismarck andere Dinge zu thun hat, als Broschüren zu schreiben, und sie hätte außerdem in einer unsrer früheren Nummern eine Bemer-

telmeer verlangen die sorglichste Wachsamkeit. (Hört! Hört!) Die geringste Ueberschreitung der italiänischen Grenze wird den deutschen Bund in das Spiel bringen. – Wie wird es dann mit Belgien, mit der Schweiz, mit den politischen Beziehungen Europas überhaupt? Unsere Neutralität wird daher nothwendig eine bewaffnete sein müssen. Gott gebe, daß uns die Nothwendigkeit erspart bleibe, uns in den Kampf zu stürzen. Und möge die Versicherung, daß England kein schwacher oder hülfloser Zuschauer des Krieges bleiben würde, dem Ehrgeiz und der Herrsucht zur Warnung dienen und das drohende Unheil wo möglich noch abwenden! (Lauter Beifall.)

Berlin, 23. April.

JJ. MM. der König und die Königin, sowie J. K. H. die Prinzeß Alexandrine werden, wie wir vernehmen, Allerhöchst- resp. Höchstihren Aufenthalt in Rom abkürzen und über Venedig hierher zurückkehren.

— Die neueste Nummer des „Justiz-Ministerialblattes" enthält eine Verfügung des Justizministers vom 17. d. M., wonach die Schiedsmänner ihre amtlichen Berichte und Anzeigen auf dem Couvert als „Königliche Dienstsache" zu bezeichnen haben, wenn deren portofreie Beförderung durch die Post erfolgen soll. (Welch schöner Gedanke taucht aus dieser unscheinbaren Verfügung auf! In der That sollte jeder freiwillige Dienst, in staatlicher Hinsicht geleistet, dies Prädikat „Königlich" erhalten.)

— Der „Br. Ztg." schreibt man aus Berlin: Die Vermuthung dürfte sich bestätigen, daß Seitens der Staatsanwaltschaft in Kurzem Schritte gegen die Erklärung der acht Kirchenpatrone aus dem „Herzogthum Magdeburg" geschehen werden. So weit wir wissen, ist bisher nur eine Untersuchung gegen die Kreuzztg. eingeleitet und dieselbe nach dem Namen des Einsenders gefragt worden.

— Die französischen Truppensendungen nach dem Elsaß haben vor Kurzem in Paris den Gegenstand diesseitiger Vorstellungen gebildet. Dem Vernehmen nach hat unsere Regierung nach dem Zweck dieser militärischen Maßnahmen gefragt. Auf die Antwort, denselben liege keinerlei feindselige Absicht gegen Deutschland zu Grunde, soll von hier aus erwidert sein: es bleibe wünschenswerth, daß die Ansammlung von Streitkräften in der Nähe des Rheins überhaupt unterlassen werde, weil solche Herausforderung auf deutscher Seite leicht die Nothwendigkeit von Gegenmaßregeln herbeiführen könnte.

— Die Haltung der „Köln. Ztg.", die zur rechten Zeit stets ein gutes Wort für Frankreich zu finden weiß und auch jetzt wieder manche bedenkliche Wendung gemacht hat, bewegt die „A. A. Z." zu folgenden Aeußerungen: „Einige Mittheilungen aus Berlin, wie vom Rhein, wollten wissen, das Geheimniß des Benehmens des rheinischen Blattes lasse sich einfach erklären: der Verleger Hr. Dumont habe mit dem Bankier Oppenheim in Köln und dem Staatsminister Fould in Paris die „Indépendance Belge" gekauft, und dieses Arrangement mache es nun

---

kung über diese Broschüre finden können, die sie bei ihrem Suchen nach dem Verfasser auf den richtigen Weg geführt hätte.

*** Dr. Constantin Frantz, ein Schriftsteller von großer Begabung und durch eine Anzahl politischer Broschüren bekannt, soll gegenwärtig ohne Nennung seines Namens eine neue publicistische Arbeit herausgegeben haben.

*** Die „Preußische Zeitung" hat ihre Polemik gegen die Conservativen und gegen die Kreuzzeitung eingestellt. Wir glauben, daß die „Preußische" dabei mehr gewinnt, als die Kreuzzeitung.

*** Wir sind im Ungewissen darüber, ob ein Angriff gegen einen inspirirten Leitartikel zugleich auch als ein Angriff gegen die Inspiration selbst zu betrachten ist, und bitten sach- und rechtskundige Freunde um Aufschluß.

*** Der Magd. Corresp. schreibt: In der Sitzung vom 15. April hatte Herr v. Vinke die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, um gegen die Kreistage loszugehen, „untergeordnete Corporationen, denen es nicht zukomme, klüger sein zu wollen, als das Haus der Abgeordneten". Also als Seitenstück zum beschränkten Unterthanenverstande ein Kreisabgeordnetenverstand! Herr v. Vincke darf stolz auf seine Erfindung sein, die, als Versuch einer ständischen Gliederung des Verstandes, entschieden eine große Zukunft hat, da sie noch vieler Erweiterung fähig ist.

*** Durch genaue metereologische Beobachtungen ist festgestellt worden, daß der Winter von 18$\frac{36}{37}$ fast dieselben Erscheinungen darbot, als der eben verflossene. Ebenso wie in diesem Jahre war damals in den Monaten Januar, Februar und März so wenig Frost, daß überall geackert und die Gärten bestellt werden konnten. Dagegen gab sich im April das heftige Einbrechen des Polarstroms in den Aequinoctial-Strom durch mehrere heftige Gewitter zu erkennen, und auch in diesem Jahre wird aus allen Gegenden Deutschlands Mitte April von starken Gewittern berichtet. Man brachte die Witterung jenes abnormen Jahres in Deutschland mit dem damaligen strengen Winter in Nordamerika in Verbindung, und ebenso ist der diesjährige Winter in Nordamerika bekanntlich mit vieler Strenge aufgetreten. Wetterpropheten wollen aus dieser Parallele den Schluß ziehen, daß im Allgemeinen auch für den weiteren Verlauf in diesem Jahre dieselben Witterungs-Erscheinungen zu erwarten ständen, als im Jahre 1837. Ob dies richtig ist,

nöthig, zwischen Frankreich und Deutschland das nöthige Gleichgewicht zu erhalten. Indessen die Haltung der „Kölnischen Ztg.“ war schon seit 1851, seit dem 2. December, Frankreich und dem neuen Regime über alle Maßen günstig, und gegen Oesterreich eben so ungünstig. Es ist also nur die Fortsetzung jenes Systems, das durch den vor einem Jahr bewirkten gemeinsamen Ankauf des belgischen Blattes (falls derselbe stattgefunden hat) eine Bestärkung erfahren, keineswegs aber den Ausgangspunkt erhalten haben kann. Zudem ist uns der Hauptredacteur Kruse immer als ein Mann erschienen, der zwar mit einer wahren Idiosynkrasie auf Oesterreich und alles was süddeutsch ist und mit einem ungemäßigten Bewußtsein auf sein Vaterland Preußen blickt, aber doch zu selbstständig ist, um Geldspeculationen bei sich vorwalten zu lassen. Das Verbissensein in einmal vorgefaßte Meinungen (auch das Hängen an Lord Palmerston, bei dessen Stieftochter er einmal, glauben wir, Hofmeister war, gehört dazu), und die Opposition, die er in andern Blättern gefunden, mögen dazu noch weit mehr als jene kaufmännischen Berechnungen beigetragen haben.“

— Der Bericht der Commission des Herrenhauses für Finanz-Sachen über den Gesetz-Entwurf, betreffend die Gewährung einer Zins-Garantie des Staates für eine Prioritäts-Anleihe der Rhein-Nahe-Eisenbahn-Gesellschaft zum Betrage von sechs Millionen Thalern empfiehlt die Annahme des Gesetz-Entwurfes, wie er aus den Berathungen des Abgeordnetenhauses hervorgegangen ist, jedoch mit folgendem Zusatz-Paragraphen: „Sollte der Staat auf Grund obiger Garantie Zins-Zuschüsse haben leisten müssen, so sind diese aus den späteren Erträgen des Unternehmens zu ersetzen, sobald letztere den Besitzern der Stamm-Actien $4\frac{1}{2}$ pCt. Dividende gewähren.“

— Dem „Dziennik Poznanski“ wird von seinem Berliner Correspondenten Folgendes geschrieben: „Wie ich höre, hat die Commission des Hauses der Abgeordneten zur Vorberathung des Antrages des Abg. v. Bentkowski in Betreff der polnischen Nationalität und Sprache in diesen Tagen ihre langen und mühevollen Berathungen beendigt. Ueber das Resultat derselben kann ich Ihnen nur die vorläufige Mittheilung machen, daß die Commission in ihrer letzten Sitzung, welche bis 11 Uhr Abends dauerte, beschlossen hat, dem Hause der Abgeordneten den motivirten Uebergang zur Tagesordnung zu empfehlen. Der betreffende Beschluß soll ungefähr also lauten: „In Erwägung, daß, obwohl manche Beschwerden gegründet sind, dennoch in denselben kein auf die Beeinträchtigung der polnischen Sprache gerichtetes systematisches Streben erblickt werden kann, beantragt die Commission den Uebergang zur Tagesordnung.“

— Am Mittwoch, Abends um 8 Uhr, fand in dem Henning'schen Locale eine dritte Versammlung der Vorstände und Deputirten der berliner Bezirks-Darlehns- und Vorschuß-Kassen des Vereins der selbstständigen Handwerker und des Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen statt, um das zur Gründung eines Central-Vorstandes abgefaßte Statut zur Abstimmung und Annahme zu bringen. Im §. 1 wurde als Name des Vereins der Ausdruck „Central-Verein der berliner Vorschuß-, Darlehns- und ähnlicher Kassen“ in das Statut aufgenommen. Ein vom Schulvorsteher Hrn. Gerlach gestellter Antrag, auch Unterstützungen darzureichen, wurde entschieden zurückgewiesen, ebenso der Antrag, einen ähnlichen Verein in Potsdam in den Central-Verband aufzunehmen. Der am Schlusse der Revision gestellte Antrag: „daß das Statut verändert werden könne,“ wurde zurückgewiesen. Nach der Revision fand die Wahl der Beamten statt. Zum Präsidenten wählte man mit Stimmenmehrheit Hrn. Präsident Lette

---

muß die Erfahrung lehren. Jedenfalls wären dann die Aussichten für die Hagelversicherungs-Gesellschaften nicht die besten, da im Jahre 1837 schon im Mai der Hagel großen Schaden auf den Feldern anrichtete und auch der Sommer jenes Jahres sich durch zahlreiche und verderbliche Hagelwetter auszeichnete.

*** Man schreibt aus Mailand: Der Besuch von Fremden wird hier schwer vermißt. Ein Arzt, der unlängst eine Lustfahrt am Comer See gemacht, erzählte mir, daß sich der Mangel an Reisenden dort am empfindlichsten zur Geltung bringe. Tausende von armen Barkenführern werden nun der herbsten Noth zur Beute. Die Kunstwerke mancher Villen sollen bereits verpackt und in Sicherheit gebracht werden. — „à basso i signori“ (nieder mit den Herren) soll sich in diesem Lande nicht mehr vereinzelt hören lassen.

*** Auf der französischen Ostbahn werden jetzt „Familienwagen“ für Privatleute in Gebrauch genommen; dieselben bestehen aus einem Vorzimmer, einem Salon und einem Schlafzimmer. Gewiß eine Erleichterung für Leute, welche Dienerschaft mit sich nehmen, aber wahrscheinlich sehr kostspielig.

*** In Paris circulirt ein vieldeutiges dictum:

la guerre la coalition la revolution la restauration	resumé de la situation.

*** Die Amerikaner wollen ihrem Landsmanne, dem Schachspieler Morphy, der jetzt hier weilt, ein Ehrengeschenk machen, bestehend aus einem Schachbrett aus Ebenholz und Elfenbein mit goldenen Figuren, einer goldenen Uhr und einer goldenen Medaille. Bekanntlich hat Herr Morphy hier im Berliner Schachklubb, wenn auch nicht gerade seinen Meister, so doch vollkommen ebenbürtige Gegner gefunden.

als Stellvertreter Hrn. Bendemann; zum Schriftführer Hrn. Dr. Mügge, als Stellvertreter Hrn. Fröhlich und zum Rendanten Hrn. Rechnungsrath Schirmer. Die erste Versammlung des Central-Vorstandes findet Ende Mai statt; das Local ist noch nicht bestimmt.

— Die Halberstädter „freie Gemeinde“, die nach dem Wegzuge ihres Sprechers Wislicenus nach Waltershausen bei Gotha keine Lebenszeichen von sich gegeben, wird unter den geänderten Verhältnissen jetzt auch wieder auftauchen. Es sollen, wie verlautet, in den Osterfesttagen wieder Vorträge gehalten werden und erwartet man dazu die Wirksamkeit des früheren Sprechers.

— In einer der Petitionen gegen die Zulassung der Juden zu den obrigkeitlichen Aemtern finden wir folgenden einfachen, aber schlagenden Satz: „Uebrigens wird ausdrücklich bemerkt, daß die Petition nicht die Absicht gehabt hat, die Juden anzufeinden. Die Juden sind ja das auserwählte Volk Gottes gewesen, aus dem der Herr Jesus Christus hervorgegangen ist, und welches auch jetzt noch die schönsten Verheißungen für sich hat, daß es dereinst wieder eine ausgezeichnete Stelle für die Verbreitung des Reiches Gottes auf Erden und daher auch für die Beförderung der irdischen Wohlfahrt einnehmen werde. Welcher gläubige Christ sollte daher nicht im Grunde des Herzens dieses Volk lieben! So lange sich aber die Juden nicht wieder zum Herrn bekehrt haben; so lange sie den Herrn Jesus Christus als einen Lügner betrachten, der mit Recht den Kreuzestod durch die Hand ihrer Väter erlitten hat; ebenso lange lastet die Schuld des vergossenen Blutes des Heilandes auf ihrem Haupt, und es liegt eine Verleugnung des christlichen Glaubens darin, ihnen das Recht einzuräumen, das getaufte Christenvolk zu regieren. Diese einfache Schlußfolgerug, welche jedes Kind einsehen muß, ist auch unserem Landvolke noch einleuchtend, und daher ist die unzweideutige Betheiligung an der Petition gekommen. Alle Unterzeichner werden es gewiß lebhaft wünschen, daß die unter uns lebenden Juden sich bald unter die gnädige und heilbringende Hand Jesu Christi demüthigen, und werden sich freuen, wenn ihnen auch dann alle Rechte der Christen eingeräumt werden.“

Δ **Paris**, den 20. April.

— Die Friedenstrompete als Pfeife des Vogelstellers; der bleiche Mann von Villeneuve; der Sultan von Frangistan und sein Kismet; Hoffnungen der Orleanisten; Donna Eugenia; die Prinzeß Clotilde. —

Schon wieder einmal schmettert die Friedenstrompete vernehmlich durch das Geräusch der Waffen, durch den Lärmen der großartigsten Rüstungen, lockend wie die Pfeife des Vogelstellers klingt die Friedensmusik; ob man sich aber jenseits des Rheines bethören läßt, das ist eine andere Frage. Hoffentlich kennt man in Deutschland die Melodie! Die allgemeine Entwaffnung ist die erste Folge des zusammentretenden Congresses — nur Frankreich braucht nicht mit zu entwaffnen, denn Frankreich hat ja gar nicht gerüstet, wie die hiesigen Regierungsblätter versichern. Hat man das in Berlin verstanden? Uebrigens giebt es in dem scheinbar so raschen Umschlag der Stimmungen hier doch auch bittere Momente der Reue und des Gefühls, daß man, abgesehen von allem Uebrigen, auch gegen sich und die Seinigen unverantwortlich leichtsinnig gehandelt hat. Man sagt, eine gebrochene Gestalt sei in der letzten Woche unaufhörlich, ruhelos, auf und ab geschritten in der Einsamkeit von Ville-Neuve-l'Etang. Victor Emanuel und Graf Cavour haben den neuen Octavian zu rasch fortgerissen, wenn auch auf der selbstgewählten Bahn, und der Vetter Napoleon Jeromesohn hat das Seinige auch dazu gethan. Man hatte auf ein freundlich gesinntes Ministerium Palmerston gerechnet, man hatte zu viel vertraut auf den österreichisch-preußischen Dualismus in Deutschland, man hatte die deutschen Fürsten unter- und den eigenen Einfluß auf den Papst überschätzt, vielleicht auch mehr von Rußlands Groll gegen Oesterreich erwartet; im Ganzen begreift der einsame Mann in Ville-Neuve-l'Etang wohl, daß er sich verrechnet hat und daß der Name Napoleon Bonaparte trotz aller liberalen Narrheiten seit den dreißiger Jahren doch noch immer das odium humani generis ist. Er begreift, daß er sich verrechnet hat, und er kann doch nicht mehr zurück. Das ist die Situation, in der sich der Held von Straßburg und von Boulogne-sur-mer nun befindet, er acceptirt die Situation, weil er muß. Er geht in den Kampf ein mit Europa mit der fatalistischen Resignation eines Muhamedaners, denn auch der große Sultan von Frangistan hat sein „Kismet“, wie die Orientalen sagen. „Sultan Kebir“ nannten die Araber den ersten Napoleon, wie kommt es doch, daß die Muselmänner eine eigenthümliche Vorliebe für die Bonaparten haben? Sollten sie instinctmäßig fühlen, daß jenen die Legitimität christlicher Monarchen fehlt, ein Mangel, der sie ihren Sultanen ähnlicher macht? Gleichviel, der Bonaparte muß kämpfen und er wird seine Beute, das gewaltige Stück französisches Europa, nicht leichten Kaufs dahin geben; er rüstet sich furchtbar und jeder Tag ist für ihn Gewinn, die ganze heidnische Tradition des Hauses Bonaparte, die Erfindung des ältern Napoleon, wird jetzt lebendig, und die Kriegslust der Nation, die er zu entflammen und entfesseln vermag, sichert ihm reiche Mittel bis zur nächsten — Niederlage.

Dann freilich — doch keine Prophetie! aber noch niemals, seit dem 2. December, haben die Parteien so fest an den nahen Sturz des Kaiserthums geglaubt wie heute. Noch niemals waren die Agenten des Hauses Orleans thätiger als in diesem Moment; je länger Napoleon III. zaudert, desto schroffer wird der Gegensatz, zu dem er Europa, das er allein beunruhigt, gegen sich aufruft, ein Tag der Niederlage muß dann anbrechen, das verhehlt sich selbst die französische Nationaleitelkeit nicht, dann aber denken die Orleanisten zuerst zu kommen, allen andern Parteien den Rang abzulaufen und die so schmachvoll bankerutt gewordene Firma des Bürgerkönigthums noch ein Mal zu etabliren über dem versunkenen Kaiserthum! Die Rührigkeit der Orleanisten ist zu loben, aber sie könnten sich doch verrechnen, denn wo ein napoleonisches Kaiserthum gestanden, da entsteht eine Lücke, die man nicht mit einer charte vérité zudeckt, und mit der massenhaften Vertheilung des Buches der Frau Gräfin von Harcourt über die Frau Herzogin Orleans (in deutscher Uebersetzung hier in Berlin bei F. Schneider schon in zweiter Auflage erschienen, die Uebersetzerin ist Fräulein Marie de Lamotte-Fouqué, Tochter des verewigten Dichtes des „Zauberrings" und der „Undine", Friedrich Baron de Lamotte-Fouqué. Die Red. der „Berl. Revue".) wird man die Masse nicht für den Thron des Herrn Grafen von Paris gewinnen. Freilich, wenn sie nur die Legitimisten zu Concurrenten hätten, so könnte es ihnen glücken, denn die braven alten Herren vom Hofe Carl's X. und ihr Anhang sind persönlich fast durchgängig sehr achtungswerthe und liebenswürdige Leute, sollte aber das legitime Königthum jemals wieder hergestellt werden in Frankreich, so sind sie gewiß nicht daran schuld. Leider aber stehn, außer den Legitimisten, auch die Rothen den Orleanisten entgegen, und wer einigermaßen pessimistisch denkt und die Zustände hier kennt, der muß den Socialisten den Sieg wünschen — möge sich Frankreich innerlich zerfleischen, nur so lange ist es nicht gefährlich für die Ruhe Europa's! Die schöne spanische Dame, welche Napoleon III. zu seiner Gemahlin gemacht hat, wird in diesen Tagen wieder eine Wallfahrt nach Notre-Dame d'Ambray unternehmen. Der Gegensatz dieser frommen Spanierin im strengsten Styl zu dem mehr als voltairianischen, durch corsische Familientradition heidnischen Bonaparte ist höchst bezeichnend. Napoleon III. läßt in religiösen und kirchlichen Dingen seine Gemahlin frei gewähren, er erlaubt sich nicht die mindeste Bemerkung — gewiß viel anständiger, als sein Vetter Napoleon Jeromesohn, der fortwährend über die Frömmigkeit und die religiösen Uebungen seiner jungen Gemahlin lacht und spottet. Dieser Unanständigkeit gegenüber soll die Prinzessin Clotilde neulich gereizt ausgerufen haben: „Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß mein Vater ein König und meine Mutter eine Erzherzögin!" Darauf soll Napoleon Jeromesohn in argem Hohn erwiedert haben: „Wer weiß, ob Ihr Vater so lange König bleibt, wie mein Alter?"

Vermischtes.

Berlin, 23. April. Neulich trafen in einem Kaffeeladen mehrere Bummler zusammen. Einer derselben brachte heimlich eine silberne Cylinder-Uhr hervor und bot sie einem Arbeitsmann für den Preis von 4 Thlr. zum Kauf an. Dieser besah sie, steckte sie ein und sagte, er wolle nach Hause gehen und das Geld holen. Etwas verblüfft sah ihn freilich der Verkäufer an ließ es aber geschehen. Statt indessen Geld zu holen, holte der Arbeitsmann vom nächsten Polizei-Bureau einen Schutzmann. Als er mit diesem in den Keller trat und den Menschen bezeichnete, der ihm die Uhr zum Verkaufe angeboten hatte, wollte dieser von dem ganzen Handel nichts wissen und behauptete, daß der Denunciant, mit dem er niemals etwas zu thun gehabt, sich in seiner Person irren müsse. Dergleichen Ausreden sind aber sehr alt und haben daher kein Gewicht. Wohl oder übel, er mußte aus dem Keller nach dem Revier-Bureau und von da nach der Criminal-Abtheilung, wo er bis zu seiner Vernehmung im verschlossenen Sistirungszimmer seinen Aufenthalt nehmen mußte. Zum Unglück befand er sich allein in dem in der Regel überfüllten Zimmer und hatte Zeit seinen Gedanken nachzuhängen, da vielleicht eine Stunde verging, bis er vorgerufen wurde. Wie aber erschrak der betreffende Beamte, als er ins Sistirungszimmer trat und den Arrestanten am Gasarm aufgehängt fand. Er wurde sofort losgeschnitten und der Wundarzt aus der Gefängniß-Expedition heraufgeholt. Obwohl der Unglückliche nur wenige Minuten gehangen haben konnte, so blieben die Wiederbelebungsversuche dennoch fruchtlos. Er hatte sich mit einem starken Leder-Riemen an den Gasarm gehängt, nachdem er vorher sich den Mund mit einem wollenen Shawl fest verbunden hatte. In einem Alter von 28 Jahren bereits 8 Jahre verheirathet, hatte er niemals sich an eine regelrechte Arbeit gewöhnen können und war mehrmals wegen Arbeitsscheu und einmal schon wegen eines unerheblichen Diebstahls bestraft worden. Im Besitze einer jedenfalls gestohlenen Uhr betroffen, mit sich selber zerfallen, hatte er muthmaßlich das Vertrauen zu sich selber verloren und in diesem Momente des Lebensüberdrusses, wenn nicht der Verzweiflung, seinem Leben ein Ende gemacht. Er hinterläßt eine Frau und zwei Kinder. Die erstere hatte durch ihrer Hände Arbeit, namentlich durch Näharbeit, fast allein die Familie erhalten müssen.

(Ger. Ztg.)

Berliner Börse

vom 16. bis 22. April.

Wenn wir den heutigen Feiertag (Charfreitag) nicht in unser Referat mit einschlössen, so würden wir einen vollständig unwahren Bericht liefern, da der heutige Privatverkehr, der beiläufig in den bekannten Spe-

culations-Effecten sehr umfangreich war, durch die heute hier bekannt gewordenen Nachrichten den entschiedenen Gegensatz der gestrigen Börse bildete.

Nachdem die Unsicherheit der Speculanten durch steigendes Mißtrauen in die Situation bis zum Montage fortgedauert, und die durch die londoner und pariser Berichte vermehrten Zweifel in das Zustandekommen des Congresses in der Flauheit der Börse und in weichenden Coursen ihren Ausdruck gefunden hatten, drängten der Moniteur-Artikel vom 19. und die Mittheilung der Piemonteser Zeitung vom 18. die Kriegsbefürchtungen wieder in den Hintergrund, und die Course nahmen am Dienstag einen neuen Aufschwung. Bei dem bekannten Charakter dieses Moniteur-Artikels aber und da ein erwartetes gleichzeitiges Steigen der pariser Course nicht eingetroffen, auch von Wien mit schlechten Notirungen sehr starke Verkaufsordres eingegangen waren, überdies man aus der Ankunft des Königs von Hannover und der Form, welche, wie man erfuhr, die Verhandlungen und Berathungen an maßgebender Stelle hier angenommen hatten, schließen zu dürfen glaubte, daß irgend ein entscheidender Schritt nahe bevorstände, eröffnete die Mittags-Börse wieder sehr flau, nahm aber bald unter lebhafter Kauflust eine schnell steigende Richtung, als man wahrnahm, daß von einem hiesigen größern Hause, dessen Chef sich gegenwärtig in Paris befindet, und das notorisch in intimen Beziehungen zu einem bekannten großen europäischen Bankhause steht, sehr bedeutende Käufe in Speculations-Effecten zu allen Preisen ausgeführt wurden. Man glaubte an der Börse mit Bestimmtheit, daß irgend eine der Erhaltung des Friedens entschieden günstige Wendung in der politischen Situation eingetreten sein müsse, welche die Veranlassung zu dieser auffallenden Operation gegeben, und war daher eben so erstaunt als enttäuscht, als das nächste Morgenblatt der „Preußischen Zeitung“ das Publicum in officiöser Weise von dem Scheitern aller Versuche zur Erhaltung des Friedens und dem Beschlusse zur Kriegsbereitschaft der Bundesarmee und dreier Armeecorps unterrichtete. Da man aber gleichzeitig wissen wollte, daß in der Nacht vom Kaiser Napoleon Depeschen in so friedlichem Sinne eingegangen seien, daß bereits am Morgen die gestern ertheilte Ordre zur Kriegsbereitschaft wieder zurückgenommen worden, außerdem auch die während der Börse eingetroffenen pariser Depeschen wieder ziemlich bestimmte Aussichten für das Zustandekommen des Congresses eröffneten, so nahmen die Course, welche wieder weit unter dem Schlußpreise des vorigen Tages eröffnet hatten, bei starken Speculations- und Deckungskäufen, wiewohl unter stetem heftigen Kampfe der Hausse- und Baisse-Partei, einen neuen, ziemlich erheblichen Aufschwung. Alle diese Friedenshoffnungen, mit denen sich die Börse gestern (Donnerstag) trug, wurden nun aber mit einem Male heute wieder vernichtet und machten so entschiedenen Befürchtungen Platz, daß von Allen denen, die gestern an Frieden glaubten, heute wohl nur noch Wenige an dem Krieg zweifeln, nachdem mit sehr bedeutend niedrigeren pariser Coursen die Ablehnung der englischen Propositionen Seitens Oesterreichs und ein von diesem Staate an Sardinien mit dreitägiger Bedenkzeit gestelltes Ultimatum telegraphisch gemeldet worden. Die Course der Speculations-Effecten, in denen allein heute Verkehr stattfand, erfuhren daher auch heute einen sehr bedeutenden Rückgang (10 bis 12 pCt.) und wurden auf einen so niedrigen Stand herabgedrückt, wie sie ihn bisher noch niemals inne hatten und wie man ihn eigentlich schon als den Stand der Kriegscourse bezeichnen zu können geglaubt hatte. Fast noch in keiner Woche während der nun schon fast 4 Monate dauernden politischen Spannung ist die Börse von dem schnellen Wechsel sich widersprechender Nachrichten so hin und her geworfen worden, wie in den letzten Tagen, und es wäre daher wohl auch im Interesse der National-Wohlfahrt zu wünschen, daß dieser traurigen Unsicherheit und Ungewißheit nun endlich durch ein festes, entscheidendes Auftreten und energisches Handeln der deutschen Regierungen ein Ende gemacht würde und man die Entscheidung, ob Krieg, ob Frieden, nicht auf's Neue von der schlauen Politik eines Emporkömmlings verzögern ließe, dessen Existenz auf dem Throne Frankreichs schon eine Mißachtung der Verträge von 1815 involvirt, deren vollständige Beseitigung nun mit all' den mancherlei Consequenzen unzweifelhaft das unverrückte Ziel seines tief durchdachten Strebens ist.

Erhebliche Schwankungen in den Coursen fanden in diesen Tagen eigentlich nur in den österreichischen Speculations-Effecten statt, zumal im heutigen Privatverkehr auch eben nur in diesen Umsätze stattfanden. Da nun von allen übrigen Effecten heute keine Course angegeben werden können, so müssen wir uns selbstredend darauf beschränken, die allerdings sehr erheblichen Schwankungen der österreichischen Creditactien, National-Anleihe und Franzosen mitzutheilen, welche zu folgenden Umrissen stattfanden: 77½, 73¼, 80¼, 67½ — 65, 62, 67, 56 — 137, 133, 142, 127.

Ueber den Abschluß und die General-Versammlung der Disconto-Gesellschaft müssen wir uns wegen Mangels an Raum unsere Mittheilungen für das nächste Referat vorbehalten.

Briefkasten.

v. P. Sie empfangen demnächst Drucksachen zur gefälligen weiteren Verwendung. — F. Z. Besten Dank. Meine Hoffnung ist die festeste.

Redacteur: H. Keipp in Berlin. — Verlag von F. Schneider in Berlin.
Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch) in Berlin.

Die europäische Krisis.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Blätter sein, die Einzelnheiten der Tagespolitik zu betrachten und den Kriegsfall, der heut Europa bedroht, in der eingehenden Art zu erörtern, in welcher dies die Tagesblätter thun. Aber doch geziemt es uns, hier einen überschauenden Blick auf das Ganze zu thun, und wir stoßen dabei auf so viele wichtige Punkte, von denen bisher öffentlich nur zu wenig die Rede gewesen ist, daß wir kaum wissen, wie ihnen auf dem engen Raume, der uns hier zugewiesen ist, gerecht zu werden sei?

Zuerst: — endlich fängt das Gewissen Europa's, das den zweiten December mit Gleichgültigkeit kommen sah, dessen Staatsmänner ihn zum Theil mit Entzücken begrüßten, zu schlagen an; die Zeitungen Oesterreichs, einst die Lobredner des „großen Besiegers der Revolution", des „Retters der Gesellschaft", finden endlich für Lüge und Eidbruch das rechte Wort; ein erquickender Hauch, die Anerkennung der Wahrheit in sich tragend, geht von Neuem durch die christlichen Länder, und in glänzendster Art ist das Gedächtniß des Kaisers Nikolaus, der Europa aufrief, dem Napoleoniden die Anerkennung zu versagen, gerettet.

Daneben freilich in einzelnen, officiellen Kreisen noch immer die alte, kanzleimäßig steife Isolirung, das Nichtwissen und Nichtwissenwollen von allen Empfindungen und Abneigungen des Volkes, verbunden mit dem Glauben, der Frieden könne in diesem oder jenem Winkel der Welt recht wohl erhalten bleiben, wenn auch auf den ersten Wahlstätten der Welt über die wichtigsten Principien gekämpft wird. Man verläßt sich dabei in den dumpfen Räumen mancher Bureaux wohl zu sehr auf die Worte, und allerdings läßt es der „Moniteur" in Worten, die Frieden und Versöhnung athmen, an Nichts fehlen. Indessen ist damit nichts Besonderes gethan, und seitdem bekannt geworden ist, daß der „Moniteur" von 1859 durchaus nichts vor dem „Moniteur" von 1806 voraus hat, dürfen wir wohl zur Erbauung der officiellen und nichtofficiellen Welt eine Stelle des kaiserlich französischen Blattes wiedergeben, die sich in seiner Nummer vom 6. März 1806 befindet und also lautet:

„Der Weltfriede," so sagt der „Moniteur" vom 6. März 1806, „wird das Ergebniß der hohen Gedanken des Schöpfergeistes Napoleon's sein." Auf der Seite vorher aber erklärt der „Moniteur" die Natur dieses Weltfriedens. „Dieser Friede steht mit einer neuen Organisation Europa's in Verbindung; die Staaten können sich eben so wenig wie die Menschen in dem durch gleiche Kräfte bedingten Gleichgewichte erhalten. Die Eifersucht veranlaßt die Kriege und die Kriege sind das Unglück der Völker. Alles hatte die Nothwendigkeit einer vorherrschenden Macht angedeutet, welche, umgeben von Staaten, die ihr dies Dasein verdanken und von ihr beschützt werden, die Schiedsrichterin ihrer Interessen wird, oder die Rächerin, wenn man der Ehre derselben zu nahe tritt. Ihr Franzosen, ihr seid diese Macht, ihr seid die Lenker Europa's geworden", und ganz wie der „Moniteur", so sprach auch damals ein Präsident des corps legislatif: „Der Mann, vor dem das Weltall schweigt, ist es auch, dem das Weltall sich anvertraut" (Moniteur vom 6. März 1806.)

Diese Sprache und die ihr entsprechende Sachlage ist wiedergekehrt; Frankreich fühlt sich dem Auslande gegenüber wiederum als tonangebende Nation, es dürstet nach Krieg, und es hat seinen Meister gefunden, der, indem er des Sklaven Gelüste befriedigt, doppelt-unverdrossenen Dienstes sicher ist. Wenn aber doch nicht zu Wenige dieser unbestreitbaren Thatsache ihr Auge verschließen, so hat das seinen guten Grund, und selbst der Ignorirungssucht gewisser oberen Kreise sind wir geneigt, instinktive Motive zu Grunde zu legen, die Beachtung verdienen.

Es läßt sich nämlich nicht läugnen, daß aus Frankreich der Welt ein politischer Gedanke entgegentritt, „ein gewappneter Gewaltiger an Geist," und wenn auch nur der Geist der Lüge. Alle Welt hatte geahnt, gefühlt, sich im Stillen gestanden, daß die Verhältnisse Italiens unhaltbar seien; stille und schüchterne Protestanten hatten lange und oft stille und schüchterne Bemerkungen über das „Papstthum, das im eignen Lande, in der Weltstadt, am wenigsten Macht zeige", gemacht, aber dabei war es geblieben. Dem Parvenu war es vorbehalten, da einzusetzen, wo die heilige Pflicht legitimer Monarchen — in mancher Fürstenbrust gewiß tief gefühlt — keinen entsprechenden Ausdruck in kühn vorschreitenden Thaten finden konnte. Verhindert wurde dieser Ausdruck nicht wenig (oder vorzüglich) durch den herrschenden Staatsmechanismus, der dem Willen des Fürsten heut zu Tage so oft Berge von Hindernissen entgegensetzt. Bedenklichkeiten niedriger und niedrigster Art, die Geldfrage in Oesterreich, die Baumwollenfrage in England rc., kreuzen den Flug einer wirklich fürstlichen Politik, und die überhandnehmende Bureaukratie hat dafür gesorgt, diese Bedenklichkeiten auf das Schönste zu rubriciren und in die imposanteste Schlachtordnung zu stellen. Aber die Welt gehört dem Fürsten, der es vermag, sich von diesen Kleinigkeiten loszureißen.

Indessen, wie vermag dies heut ein Fürst, der eben so gewissenhaft, wie großartig in Blick und Idee ist? Muß er nicht in der That diesen Bedenklichkeiten eine gewisse Bedeutung zusprechen, muß er nicht einzelnen materiellen Interessen, sobald sie nur massenhaft vertreten sind, ein bedeutsames Gewicht zuerkennen, sobald er sich überzeugt hat, daß seinem Lande ein geordneter Pulsschlag der Interessen, wie er nur aus einem wirklichen Organismus der Arbeit, des ständischen Lebens und also aus einer tiefgehenden Anerkennung der stärksten Grundlage der Arbeit, des Grundbesitzes, hervorgehen kann, fehlt?

Ja, er muß es, wie wir zögernd und mit Schmerz anerkennen. Damit aber sind wir auf den Punkt gekommen, wo wir gegenüber dem verwirrten Durcheinander, das die Zustände Europa's heut bieten, einen Standpunkt tieferer Einsicht gewinnen können. Auf der einen Seite legitime Fürsten, die immer noch den Versuch nicht aufgegeben haben, die alten heiligen Gesetze ihrer Länder und Völker, Gesetze, die mit der Existenz des Thrones auf das Innigste verknüpft sind, mit den Wellenschlägen, welche eine veränderungssüchtige und heimathlose Volksparcelle unaufhörlich bewirkt, in einen wirklichen Einklang zu bringen: auf der andern Seite ein rücksichtsloser, eiskalter Parvenu, vielleicht das größeste politische Talent der Epoche, der es von vornherein aufgegeben hat, irgend welche hausväterlichen und treuen Aufgaben an der ihm zeitweise anvertrauten Nation zu lösen, der mit frivolem Lächeln die schweren und unglücklichen socialen Versuche betrachtet, welche legitime Fürsten heut noch in Europa anstellen, um ihre Völker glücklich zu machen, und der darum mit der Unbekümmertheit eines nicht verzweifelten und nicht zweifelnden Spielers die Schätze an Gut und Blut, die er eben in seinem Besitze vorfindet, auf den großen grünen Tisch der Weltgeschichte stellt. So stehen die Dinge.

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Erste Abtheilung:
Die Epigonen.

Fünftes Capitel.
Die wackre Edelfrau.

Noch war es kaum Tag, als der Amtmann mehr entrüstet als verlegen vor dem unerschrockenen Edelmann erschien und ihm mittheilte, daß der Adjutant des Obristen die Schlüssel zu dem Thurme auf der Insel und des Amtmanns Begleitung dahin verlange. Sehr ruhig gab Herr von Pletz die verlangten Schlüssel, dann sagte er mit einem eigenthümlichen Blick: „Geht nur mit hinüber, alter Freund, wir haben jetzt kein Mittel, uns zu widersetzen!“

Der alte Bursche nahm die Schlüssel und schüttelte unwillig mit dem grauen Haupte, er murrte vor sich hin Einiges vom alten Fritz und vom wohlseligen Herrn General, faßte dann rasch nach der Hand des Edelmanns, drückte sie kräftig und eilte dann so rasch hinaus, als ihn seine alten steifen Beine tragen mochten.

Der Amtmann über Bessin war der Günstling des seligen Generals gewesen; ein Bessiner Kind und treuer Sohn des Landes, brach ihm das Preußische Herz schier vor Jammer, als er die Franzosen sah in dem alten Hause am See, bis dahin hatte er's nicht glauben wollen, daß der Bonaparte über die Elbe gekommen sei. Gestern war er wie betäubt gewesen, mechanisch hatte er die Aufträge seines Herrn erfüllt, die Stille der Nacht erst hatte ihm das ganze Gefühl des unermeßlichen Elendes gegeben, das über König und Vaterland, über Alles was den Preußischen Namen trägt, hereingebrochen. Aber der alte Mensch war ein Sohn der Mark Brandenburg, sein Jammer erstarrte in Trotz, und mit grimmigem Haß blickte er auf die Franzosen. Es ward ihm sauer, von seinem Herrn die Schlüssel zu fordern, denn er wußte, daß der Edelmann die Einsamkeit der Insel und der Warte respectirt wissen wollte, daß er fast Niemanden dort zugelassen seit Jahren, ja, daß selbst die gnädige Frau mit ihren Knaben nur selten eine Einladung da hinüber erhalten, darum faßte auch die Resignation, mit welcher der Pletz ihm die Schlüssel gab, und die Erklärung, daß man keine Mittel zum Widerstand habe, so tief schmerzlich in seine Seele, und er eilte hinaus, damit der Herr seine nassen Augen nicht sehen sollte.

In der Küche saß Lehnerdt Schaller an dem schneeweißen Holztisch neben der Thür, er aß ein Stück Brod und ein Stück Speck dazu; mit wortloser Energie arbeitete der breite Mund mit den glänzend weißen Zähnen, das Sprechen überließ der tapfere Esser der liebenden Mutter allein, die ein Töpfchen mit Bier warm gemacht hatte am Heerdfeuer, um ihren Sohn zu erquicken. Sie rührte mit dem hölzernen Löffel in dem Warmbier, sah mit mütterlichem Stolz auf den Sohn und hatte Freude daran, daß es ihm schmeckte, während sie zugleich allerlei gar nicht schmeichelhafte Dinge von den französischen Kerls erzählte, welche den Mägden überall hin nachstiegen und gar nicht in Ordnung zu halten waren. Aber auch auf die Mägde war Frau Schaller gar nicht wohl zu sprechen und erklärte, daß sie schon dafür sorgen wolle, daß alle die, welche sich mit den französischen Kerls eingelassen, ihre gehörigen Hiebe bekommen sollten, wenn erst wieder Ordnung im Hause wäre.

Frau Schaller schüttete vor ihrem Sohne das Herz aus, das übervoll war, und sehr schmeichelhaft waren die Titel nicht, die sie den französischen Kerls und den Mägden dabei gab; Lehnerdt war offenbar ganz der Ansicht seiner Mutter, denn er widersprach ihr gar nicht, sondern aß ernsthaft weiter, indem er sie freundlich anblickte; plötzlich stockte der Fluß der mütterlichen Ergießungen, der Amtmann trat mit einem „Guten Morgen, Gevatterin!" über die Schwelle.

Lehnerdt erhub sich gleich respectvoll vor seinem Herrn Pathen, der, wie's schien, erfreut über seinen Anblick, ihn ebenfalls begrüßte und sogleich sagte: „Lehnerdt, wenn du jetzt nichts für den gnädigen Herrn zu thun hast, so wär's mir schon recht, wenn du mich auf die Insel begleiten thätest, ich soll die französischen Kerle hinüberbringen; denkt euch, Gevatterin, sie haben dem gnädigen Herrn die Schlüssel zum Thurm abfordern lassen!"

Frau Schaller schlug die Hände zusammen: „Das überlebt der gnädige Herr nicht!" rief sie tief betrübt.

„Die Franzosen durchsuchen die Ruinen!" sagte Lehnerdt leise für sich und sann eine Weile nach.

„Nun, kannst du mit, Lehnerdt?" fragte der Amtmann.

Der junge Mensch nickte, legte sein Brod und seinen Speck zusammen und knöpfte diesen noch immer ansehnlichen Frühstücksrest in seine enge Jacke, unbekümmert um die Unform, die daraus entstand, dann schlug er sein Taschenmesser zusammen, schob es in die Beinkleidertasche und machte sich also fertig dem Amtmann zu folgen.

Die Schaffnerin schenkte dem Amtmann einen Schnaps ein, „gegen die bösen Morgennebel auf dem See," wie die gute Frau sagte; Lehnerdt schluckte das heiße Bier ohne weitere Umstände hinunter und legte dann ein Kleidungsstück an, das wie ein Mantelkragen aussah, Farbe unbestimmbar, Stoff nicht wohl mehr erkennbar, dieses Kleidungsstück

nannten Lehnerdt Schaller und seine Mutter „das Matin“ und hielten es hoch in Ehren, weil's dem Vater Schaller seliger einst gehört.

Die beiden Männer wollten gehen und Lehnerdt hatte seiner Mutter schon die Hand zum Abschied gegeben, da blieb er plötzlich stehen und sah den Amtmann forschend und beinahe ängstlich an.

„Was hast du, mein Sohn?“ fragte der alte Mensch verwundert.

„Herr Pathe, ihr habt eure Pfeife noch nicht angezündet!“ sagte der junge Mensch ernsthaft.

Der Amtmann lachte und zog sogleich seine kurze Pfeife hervor, die er rasch mit einer Kohle in Brand brachte, ihm fiel nichts weiter auf; die Mutter aber sah ihren Sohn forschend an, denn sie hatte wohl gehört, daß ihres Sohnes Stimme ganz seltsam geklungen, als er den Herrn Pathen an die Pfeife erinnerte.

Der Himmel lichtete sich allmälig im Osten, als der Amtmann und Lehnerdt zu dem Häuschen des Fischers kamen, in welchem, wie wir wissen, eine französische Wache eingerichtet worden war.

„Wie lange bleibt der alte Kerl!“ schrie der ungeduldige Chasseur-Officier, „ich werde ihm ein Dutzend Hiebe aufzählen lassen, tausend Donner!“

Der Amtmann entgegnete kein Wort, er ging ruhig zu dem nächsten Kahn, stieg hinein und sagte: „Nimm die Ruder, Lehnerdt!“

Der Chasseur sprang ihnen nach, der Kahn schwankte und drohte umzuschlagen, die beiden Männer rührten sich nicht, der Lieutenant schwebte in Gefahr in's Wasser zu stürzen, keine Hand streckte sich aus, ihm zu helfen; mit Mühe gewann er endlich das Gleichgewicht und den Sitz auf einem Bret in der Mitte des Kahnes.

Lehnerdt stieß ab und ruderte langsam voraus, noch vier Kähne folgten, jeder mit einem Unterofficier und einigen Soldaten besetzt. Mit einiger Verwunderung bemerkte der Amtmann, daß Lehnerdt nicht den gewöhnlichen Cours nach der Südspitze der Insel hielt, sondern ruhig gegen den Wind nordwärts hinauf wendete.

Langsam jagte der Morgenwind die Nebel, die auf dem See lagen, vor sich her, und als der Spiegel frei war, befanden sich die Kähne ein gutes Stück oberhalb der Insel, die Franzosen aber stöhnten und keuchten, schwitzten und fluchten grimmig über die ungewohnte Arbeit des Ruderns. Mit lässigem Ruderschlage trieben jetzt die Kähne an der anderen Seite der Insel zu.

„Kerl, was hast du da auf deiner Brust?“ fragte der Lieutenant plötzlich, der die unnatürlich hohe Brust Lehnerdt's bemerkte, weil sich während des Ruderns das Matin verschoben hatte.

Lehnerdt starrte den feindlichen Officier mit jenem stumpfen Blicke an, der den Landleuten eigen ist, wenn sie nicht verstehen wollen.

„Knöpfe deinen Rock auf!“ befahl der Chasseur, den ein Mißtrauen

ergriff, der vielleicht verborgene Waffen zu finden glaubte, „wirst du gleich gehorchen, Schlingel!"

Lehnerdt rührte sich nicht.

„Knöpfe deine Jacke auf, Lehnerdt," sagte jetzt der Amtmann mit breitem Lachen, „der Herr wird dir dein Frühstück nicht nehmen!"

Auch der junge Mensch verzog jetzt den breiten Mund zu einer Art von Lächeln, knöpfte seine Jacke auf und hielt dem Lieutenant sein Brod und seinen Speck hin, als wolle er ihn zum Genuß desselben einladen; sehr appetitlich sah nun freilich das Frühstück nicht aus.

„Pfui Teufel, was das Volk unreinlich ist!" schrie der Officier mit einer abwehrenden Handbewegung.

„Meine Jacke ist ganz rein!" entgegnete Lehnerdt und knöpfte sein Frühstück ruhig wieder ein.

Der Amtmann faßte mit grimmigem Druck den Knauf des schweren Weißdornstockes, der an einem Lederriemen an seiner Hand hing, er hätte dem französischen Kerl gern über den Schädel gehauen; der Vorwurf der Unreinlichkeit schmerzte den alten Burschen ganz gewaltig, und sein Verdruß darüber war so groß, daß er sich nur mit Mühe zurückzuhalten vermochte.

Lehnerdt trieb seinen Kahn in den kleinen Hafen, den wir schon in unserem ersten Capitel beschrieben haben, und schlang die Kette um einen der Steinpfosten; der Lieutenant und der Amtmann betraten nach ihm die feuchten Stufen. Ohne eine Miene zu verziehen sahen der Amtmann und Lehnerdt zu, wie sich die Franzosen quälten, die Kähne herein zu bringen, während der Officier ungeduldig hin und her lief und die Seinigen zur Eile mahnte. Nach und nach landeten die Soldaten endlich und begannen nun, wahrscheinlich schon vorher erhaltenen Befehlen gehorchend, die Trümmer zu untersuchen, während der Lieutenant mit zwei Unterofficieren dem Thurme zuschritt und dem Amtmann befahl, die Thür zu öffnen. Bei den Kähnen blieb eine Wache zurück, Lehnerdt folgte ohne ein Wort zu sagen dem Amtmann, der die Thür erschloß und dann zuerst eintrat in den völlig dunkeln Salon. Der feindliche Officier ließ den Laden eines Fensters öffnen und schaute sich forschend um; mit einiger Rücksichtslosigkeit warfen die Unterofficiere die Meubles auseinander, die in der Mitte des Gemaches aufeinander gehäuft waren.

Etwas unbefriedigt stieg der Lieutenant jetzt die schmale Wendeltreppe aufwärts, der Amtmann öffnete ein Gemach, in welchem sich nebst einigen alterthümlichen Tischen und Stühlen eine hübsche Sammlung von alten Waffenstücken befand. Eine Art von Arsenal gefunden zu haben glaubte im ersten Augenblick der feindliche Officier, aber er mußte sich bald zu seinem Verdruß überzeugen, daß diese Schwerter und Hellebarden, diese Dolche und Panzerstücke für moderne Krieger keine Waffen wären. Freilich fand er auch Schießgewehr, aber nur Stücke mit Radschlössern und ein Paar Luntenflinten.

Er stieg jetzt in die dritte Etage hinauf, hier fand er wieder ein Arsenal, aber eins, das noch weniger nach seinen Erwartungen war, es war nämlich eine Bibliothek. Mit einer Rohheit, welche einem Bücherliebhaber das Herz zerrissen haben würde, warfen die Unterofficiere hier und da ein Paar Reihen seltener Bücher aus den Regalen auf den Fußboden, um zu sehen, ob nicht dahinter etwas versteckt, mit ihren plumpen Schuhen traten sie auf die saubern Bände von gepreßtem Kalbsleder mit eingedrucktem, vergoldeten Wappenstempel, es waren eben Leute, welche das Papier nur so weit schätzten, als es sich zu Patronen benutzen ließ.

Neben der Bibliothek war ein Schlafcabinet, das der feindliche Officier einer ganz besondern Musterung unterzog, in der Bettlade befand sich nur Stroh, dennoch kam es dem Lieutenant vor, als müsse das Kämmerlein noch vor Kurzem bewohnt gewesen sein. Er sah den Rest von einem abgebrannten Fidibus am Fußboden, auf dem Fensterbrett lag etwas Tabacksasche. „Tausend Donner," schrie er plötzlich, „es riecht hier nach Taback!"

Rasch wendete er sich nach dem Amtmann um, der mitten in der Bibliothek stand und ruhig seine kleine Pfeife dampfte, ruhig blickten die beiden Märker den feindlichen Officier an, der erröthend in die Kammer zurücktrat. Der Chasseur ärgerte sich entsetzlich, er hatte schon geglaubt, aus dem Tabacksgeruch auf ein Versteck schließen zu können, und fühlte sich nun beschämt beim Anblick der dampfenden Pfeife des Amtmanns. Erst als er sich wieder gesammelt, setzte er seine Nachforschungen fort.

Auf der Plattform stand er lange und blickte sich um, er sah seine Posten rings um den See, er blickte nach dem Herrenhause hinüber, auf die verschiedenen Mauern, welche die einzelnen Höfe begrenzten, er suchte sich den Grundriß der Baulichkeiten klar zu machen, denn er vermochte nicht der Befürchtungen Herr zu werden, die immer wieder lebendig wurden in ihm, so oft er auch schon sie unbegründet gefunden.

Er betrachtete die Hacke, die in dem eisernen Ringe statt des Flaggenstocks stand, er fuhr auch in seiner brusquen Manier den Amtmann an und fragte, warum diese Hacke hier stecke, der Amtmann aber zuckte die Achseln. Er wußte es wirklich nicht.

Verdrießlich stieg der Chasseur die Treppe hinunter, seine Säbelscheide klapperte auf den steinernen Stufen; in der Bibliothek fand er die Unterofficiers, sie hatten eben ein Wandschränkchen entdeckt, hatten die Thür erbrochen und darin einen kleinen silbernen Reisebecher, einen Löffel und zwei Flaschen Liqueur gefunden. Becher und Löffel hatten sie sofort eingesteckt, den Liqueur aber tranken sie aus, als ihr Officier dazu kam.

„Den Becher und den Löffel des gnädigen Herrn haben die Soldaten eingesteckt!" sagte Lehnerdt zu dem Amtmann, der französische Officier hörte es wohl, aber er kümmerte sich nicht darum; er hatte nichts gefunden, das seinen Argwohn rechtfertigen konnte, aber er hatte genug

gesehen, was seinen Argwohn gegen den Erbherrn von Bessin steigerte. Er hatte drinnen in dem alten Thurm nichts entdeckt und seine Leute draußen waren nicht glücklicher gewesen. Einer nach dem Andern kam und machte seinen Rapport.

Vorsichtig und langsam schloß der Amtmann die Thüren, die Kähne füllten sich allgemach und die Rückfahrt wurde angetreten. Der Lieutenant hatte nicht Acht darauf, daß Lehnerdt Schaller wiederum mühsam gegen Norden hinauf arbeitete, während es doch viel natürlicher gewesen wäre, den kürzern Weg um die Südspitze der Insel herum zu nehmen.

Der junge Mensch wußte was er that, der Landungsplatz an der Wasserpforte war zwar versteckt, aber den Späheraugen der Franzosen konnten doch die beiden Parallelmauern auffallen beim Vorüberfahren; außerdem aber machte es dem treuen Manne ein unendliches Vergnügen, was er sich freilich nicht merken ließ, daß sich die des Ruderns unkundigen französischen Soldaten abplagen mußten bis auf's Aeußerste. Lehnerdt Schaller konnte auch boshaft sein, denn als der Kahn sich der Landungsstelle am Fischerhause näherte, sagte er zum Amtmann: „Vergeßt nicht, dem gnädigen Herrn gleich zu sagen, daß die Soldaten seinen Becher und seinen Löffel genommen haben, daß es nicht auf mich kommt, wenn's nachher fehlt!"

Der Lieutenant wendete sich erröthend ab, er fühlte, daß der junge Mensch die Ehre der französischen Krieger beleidigte, aber er konnte kaum etwas thun, denn es war in dieser Beziehung eine Verwilderung in der französischen Armee von damals, gegen die, von einzelnen Officieren wenigstens, schwer anzukämpfen war.

Lieutenant Rewbel war schon über eine halbe Stunde zurück von seiner Expedition, der Obrist wußte es und war einigermaßen verwundert, daß derselbe immer noch nicht kam, um seinen Erfolg zu berichten.

Obrist Pelet saß in dem Tapetenzimmer vor dem riesigen Himmelbett, in welchem er sehr gut geschlafen, und schrieb eine kleine Notiz nieder über seine Begegnung mit den armen Teufels; diese sollte dann mit den übrigen seinen verewigten Verwandten betreffenden Schriftstücken im Bessiner Archiv bleiben zum Andenken, und der Schreiber malte sich das Erstaunen vor, das einen dritten de la Truiterie ergreifen müsse, den der Zufall vielleicht nach dem Bessiner See verschlage. Der Obrist fühlte eine wirkliche Zuneigung für den Hausherrn und seine Familie, freilich zählte dabei auch der Eindruck mit, den die Schönheit der Dame vom Hause auf ihn gemacht, aber hauptsächlich war's doch die tüchtige Persönlichkeit des Landjunkers, die ernste, aber gefaßte Art, wie er das Unglück des Landes trug, und die Haltung, die er den Feinden seines Königs gegenüber bewahrte. Der Edelmann hatte ein Verständniß für den Edelmann, und überdem wissen wir, daß Obrist Pelet die Preußen nicht haßte. Er fühlte sich deshalb eigentlich im höchsten Grade unangenehm berührt, als Lieutenant Rewbel mit freudestrahlendem Antlitz zu ihm in's Gemach trat.

„Nun, haben sie ein preußisches Magazin oder Depot entdeckt auf ihrer verzauberten Insel?“ fragte er halb verdrießlich, halb spöttisch.

„Auf der Insel habe ich nichts entdeckt, mein Obrist,“ entgegnete der Adjutant rasch, „aber hier im Hause desto mehr!“

„Ah! eine sehr schöne Dame,“ rief der Obrist, „was sonst noch?“

„Hm! hm!“ erwiderte der Chasseur, dem ein Gedanke zu kommen schien, „vielleicht gehört Madame zu den Frauen, die am schönsten sind, wenn sie weinen!“

Es flog ein grausam wollüstiger Hohn um den Mund des jungen Mannes.

„Sein sie kein Narr, Rewbel,“ sagte der Obrist ernst, dem der Gesichtsausdruck des Officiers höchlich mißfiel, „vergessen Sie doch gefälligst nicht, daß der Kaiser gegen den König von Preußen Krieg führt und nicht gegen den Herrn von Bessin.“

Der Lieutenant verbeugte sich und meldete dann weiter: „Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß die Posten, welche in letzter Nacht einen Kahn auf dem See gesehen und gehört haben wollen, sich nicht täuschten, der Kahn ist gefunden!“

„So,“ versetzte der Obrist trocken, „und woran erkannten sie den Kahn, wenn ich fragen darf?“

„An einer Kugelspur, sie erinnern sich, daß ich feuern ließ, und einer Blutspur, die sich beide an dem Kahn fanden.“

Der Lieutenant wurde in demselben Maaße eifrig und empfindlich, als der Obrist sich bestrebte gleichgültig zu sein oder zu scheinen.

„Und wo entdeckten sie diesen höchst merkwürdigen Kahn?“ fragte der Obrist spöttisch.

Der Ordonnanzdragoner Maralt hat mit einem hübschen Mädchen im Hause Bekanntschaft gemacht,“ erzählte der Lieutenant, „er ist ihr nachgeschlichen in die Küche, von dort aber, wahrscheinlich eine Ueberraschung fürchtend, hat sie den Mann in einen kleinen engen Hof neben der Küche geführt und ihn endlich dort allein gelassen, um zuerst zu entschlüpfen, damit man ihre Zusammenkunft nicht entdecke. Der Dragoner hat sich in dem engen Hof umgesehen und endlich gefunden, daß derselbe nur ein Gang, der durch einen leeren Stall hindurch zum Ufer des See's führe. An dem von Außen ganz versteckten Landungsplatze lagen zwei Kähne Auf die Meldung des Dragoners habe ich sofort die Localitäten sowohl als die Kähne untersucht und habe mich überzeugt, daß in dem versteckten kleinen Hafen zwischen den beiden Mauern der Kahn mit umwundenen Rudern liegt, durch welchen in letzter Nacht unsere Posten zwei Mal alarmirt wurden, der Kahn, auf den ich zu feuern befahl und nicht ohne Erfolg, wie die Kugelspur und mehr noch die Blutspur verräth!“

„Und was, mein Freund,“ fragte der Obrist lächelnd, „was ziehen sie aus diesem trefflichen Kahn für Folgerungen? Was wollen sie damit?“

„Mein Gott," rief der junge Officier, „der Herr dieses Hauses benützt den versteckten Landungsplatz, die versteckten Kähne zu nächtlichen Fahrten auf dem See, deren Zweck doch wohl schwerlich ein anderer, als ein feindseliger ist!"

„Und wenn ich das Alles zugebe, Herr Lieutenant," fragte der Obrist weiter, „was würden sie nun thun?"

„Ich würde den Hausherrn arretiren, ihn vor ein Standrecht stellen, oder wenigstens in das Hauptquartier abführen lassen!" rief der Adjutant hastig.

„Vortrefflich," sagte der Obrist lachend, „Herr Rewbel hätte dann zu gleicher Zeit das Vergnügen, einen dieser verhaßten und verachteten Preußen zu vernichten und dessen schöne Frau zu trösten; sie gehört vielleicht zu den Frauen, die am schönsten sind, wenn sie weinen!"

Der Lieutenant biß sich auf die Lippen, der Obrist wiederholte die Worte, die er kurz vorher gesprochen, in einer höchst empfindlichen Weise.

„Nein, mein Herr," fuhr Pelet fort, indem er sich hoch aufrichtete und sein Gesicht den männlich ernsten Ausdruck annahm, der ihm so viel Würde gab: „ich werde den Herrn dieses Hauses, der seine Pflichten gegen uns in wahrhaft edelmännischer Weise erfüllt, ohne die Pflichten zu verletzen, die ihm höher und heiliger sein müssen, weder arretiren, noch füsiliren, noch in's Hauptquartier führen lassen, sondern ihm ganz einfach die Kähne wegnehmen, durch die er uns, nach ihrer Ansicht, gefährlich ist. Ueberlegen sie doch, Herr, was sie thun wollen? Der versteckte Landungs-Platz ist sicher nicht angelegt worden unsertwegen, er hat lange vor Ausbruch des Krieges bestanden, seine Existenz können sie dem Hausherrn also nicht zum Vorwurf machen, die Kähne können ihm auch nicht zum Vorwurf gereichen, denn sie haben ihm nicht befohlen, seine Kähne abzuliefern, sondern sie sind um den See herumgefahren, und haben alle Fahrzeuge, die sie gefunden, weggeführt. Es ist ihre Schuld, mein Herr, daß die versteckten Kähne nicht gefunden wurden. Und nun nehmen wir an, der Hausherr selbst habe aus irgend einem Grunde eine nächtliche Fahrt auf dem See gewagt, ist der See nicht sein Eigenthum? Nein, ich werde nichts gegen diesen Edelmann thun, so lange sie mir nicht die positiven Beweise liefern, daß er etwas gethan hat, was man nicht erlauben darf, wenn man in Feindes Land steht. Ja, hätten sie auf der Insel ein Waffendepot entdeckt, wie sie gestern vermutheten, oder einen Versteck feindlicher Officiere, wie mir wahrscheinlicher war, so würde ich allerdings genöthigt gewesen sein, diesen Mann in's Hauptquartier zu schicken, da aber dies nicht der Fall ist, da sie selbst zugeben, daß sie auf der Insel nichts Verdächtiges gefunden haben, so, mein lieber Rewbel, müssen sie sich begnügen, der hübschen Frau dieses Preußen den Hof zu machen, ohne die Lust der Thränen zu genießen!"

Der Lieutenant hatte alsbald begriffen, daß der Obrist recht habe

und gar nicht anders handeln könne, wenn er sich nicht einen Act ganz brutaler Gewalt erlauben wolle, was niemals in dem ritterlichen Charakter dieses Offiziers gelegen; er sah, daß er sich einigermaßen blos gegeben in den Augen seines Chefs, was zwar seine Stimmung gegen den Hausherrn nicht sehr verbesserte, ihn aber auch nicht eben niederdrückte. Obrist Pelet war gegen jüngere Officiere, versteht sich, wenn er ihre militärische Tüchtigkeit erkannt hatte, ein über alle Begriffe nachsichtiger Chef, Rewbel wußte, daß der Obrist nach einigen Spöttereien die Angelegenheit vergessen werde. Er brachte darum das Gespräch auf andere Gegenstände und begleitete den Obrist dann zu dem Frühstück.

Hier machte er der schönen Frau wiederum in französischer Weise den Hof, aber so derb, daß er die sonst so ruhige und sichere Frau mehrere Male in Verlegenheit und zum Erröthen brachte, was ihn nur kühner machte, weil er sich's zum Vortheil anrechnete. Er wagte sogar, eine Bewegung der schönen Frau benutzend, den runden Arm flüchtig zu küssen. Seine Kameraden sahen ihn erstaunt, der Obrist mißbilligend an, Herr von Pletz schien es nicht gesehen zu haben, die Dame selbst aber nahm mit einer ganz unnachahmlichen Gebärde die Servietle und wischte damit langsam die Stelle auf ihrem Arme ab, welche der Lieutenant mit seinen Lippen berührt hatte.

Die Gesichter der Franzosen wurden blutroth, der Obrist blickte hastig in seinen Teller, er wollte diese Bewegung nicht gesehen haben; der märkische Edelmann aber schaute aus seinen düstern Augen unter den buschigen Wimpern hervor so hohnvoll, daß der junge Officier, schon halb von Sinnen über die Schmach, die für ihn in der Bewegung der Hausfrau lag, sich dem Ersticken nahe fühlte, als er diesen Blicken begegnete. Er hatte keine Worte, seine Hände zitterten, seine Augen rollten, wie die eines Wahnsinnigen.

Einer der Dragoner-Officiere, die mit ihm am Tisch saßen, war sein guter Freund und versuchte, ihm zu helfen, er stand hastig auf und sprach: „verzeihen sie, mein Obrist, daß ich mich entferne, ich sitze nicht gern am Tisch eines Mannes, der meine Nation so haßt, wie dieser; einer Dame gegenüber, die sich durch die Lippen eines Franzosen beschmutzt oder entweiht zu fühlen scheint.“

Der Obrist wollte entgegnen, aber mit einer würdevollen Handbewegung hieß ihn Frau Hedwig schweigen und sagte mit einer wahrhaft entzückenden Einfachheit: „erlauben sie mir ein Wort, mein Herr, sie sind im Irrthum, wenn sie glauben, daß ich mich durch den Kuß eines Franzosen entweiht oder beschmutzt fühlen könnte; ein Kuß, der mir gegen meinen Willen gegeben wird, kann mich überhaupt weder ehren noch verunehren; ich bin aber nicht gewohnt, mich gegen meinen Willen küssen zu lassen, dies wollte ich Herrn Rewbel durch meine Gebärde andeuten, weiter nichts, daß ich aber damit durchaus keine Beleidigung der französischen Nation beabsichtigte, das kann ich ihnen auf der Stelle beweisen.“

Anmuthig erhub sich Frau Hedwig und reichte ihre Linke dem Obristen, ihre Rechte aber dem Dragoner-Capitän zum Kuß.

Ehrfurchtsvoll küßten die Officiere Jeder die Hand, die ihm gereicht wurde, der Obrist aber rief: „Nun Rewbel, bitten sie um Verzeihung, sie haben Unrecht.“

Der Chasseur nahm sich mit Macht zusammen, er merkte, daß sein Obrist ihm den einzigen Weg zeigte, auf dem er noch mit einiger Ehre aus der für ihn verhängnißvoll gewordenen Situation kommen konnte; er sagte sich selbst, daß er zudringlich gewesen, daß er auf eine nicht eben sehr feine Art bei der schönen Edelfrau die Rechte des Siegers habe geltend machen und dafür auf eine ebenso empfindliche als verdiente Weise gestraft worden sei. Gewiß würde er um Verzeihung gebeten haben, er wollte es selbst jetzt, er machte unerhörte Anstrengungen, aber er vermochte es nicht, weil die Blicke voll Hohn und Verachtung, mit denen ihn der Gemahl der Dame unaufhörlich anstarrte, sich wie glühende Stacheln in sein Herz einbohrten und ihn zur Wuth reizten.

Indessen stammelte er einige Worte, welche allenfalls für eine Entschuldigung gelten konnten, auch beeilte sich Frau Hedwig, sie als solche anzunehmen, indem sie freundlich entgegnete: „Sicherlich finden sie uns zu streng, mein Herr, aber die Sitte verbietet hier Manches, was in ihrem Lande erlaubt ist, und dann, wir sind im Unglück, und im Unglück ist man immer leicht verletzbar.“

Der Obrist und seine Officiere bewunderten die Ruhe, die Würde und doch auch die große Gewandtheit, welche Frau Hedwig bei diesem Conflict an den Tag legte, den sie allerdings verursacht hatte, zu dem sie aber durch die suffisante und dreiste Courmacherei des Chasseurs gewissermaßen gezwungen worden.

Auf Rewbel machte Frau Hedwig niemals einen tieferen Eindruck, das schöne Weib war ihm niemals begehrenswerther erschienen, als in diesen Momenten, er hätte sie küssen und erwürgen mögen zu gleicher Zeit; die Blicke des Hausherrn hatten ihn verlassen, seit die Edelfrau wieder freundlich gesprochen mit ihm, er athmete freier auf und hatte Zeit, sich zu erholen.

In diesem Augenblick trat Hippolyt ein, er brachte einen Brief für den Hausherrn und sprach: „Der Knecht des Herrn Generals wartet auf Antwort, gnädiger Herr!“

Die Blicke der französischen Officiere richteten sich auf den Hausherrn, der flüchtig um Entschuldigung bittend den Brief erbrach, nur Obrist Pelet kümmerte sich nicht darum, denn er sagte sich gleich, daß ein Brief, der so offen übergeben würde, nichts Gefährliches enthalten könne, dennoch bewogen die Blicke der Officiere den Edelmann zu einem Schritt, den er im Augenblick bereute, der aber nicht mehr zurückzunehmen war.

Er hatte nämlich den Brief dem Obristen übergeben und ihn mit

der höflichen Phrase begleitet: „Die Bitte ist wohl billig, der General ist ein naher Verwandter meiner Gemahlin!"

Obrist Pelet hatte kaum das kurze französische Billet überflogen, als er sich zu dem Lieutenant Rewbel wendete, ihm das Billet gab und freundlich sagte: „Der Besitzer des Gutes Hohenkremmen, General von Carnitz, ist völlig aufgezehrt, wie er schreibt, und wünscht zur Bewirthung seiner Einquartierung namentlich Wein und Branntwein zu kaufen, er bittet um Geleit für einen Wagen, den er nach der Stadt schickt; sorgen sie dafür, lieber Rewbel! ihre Kameraden, die in Hohenkremmen liegen, werden es ihnen danken!"

Der Obrist glaubte ein sehr gutes Werk gethan zu haben; für den märkischen Edelmann sowohl wie für den Officier mußte ein längeres Zusammensein peinlich werden, auch sprang der Chasseur sofort auf, grüßte flüchtig und eilte hinaus; helle Gluth brannte auf seinen Wangen.

Kaum hatte der Lieutenant das Gemach verlassen, als sich auch der Hausherr auffallend hastig entfernte und seine Gemahlin mit den französischen Officieren allein ließ. Fünf Minuten später wurde der Obrist herausgerufen, dem im anstoßenden Gemach der Hausherr mit den Worten entgegentrat:

„Ich habe einen unglaublich leichtsinnigen Streich begangen, Herr Obrist, der dem Oheim meiner Frau das Leben kosten kann, wenn mir nicht der Edelmuth eines Feindes hilft!"

„Reden sie, mein Herr, was ist geschehen?"

„Herr Obrist," fuhr der arme Edelmann fort, „der General von der Carnitz ist derselbe, welche im Jahre 93 den Vater des Herrn Rewbel erschießen ließ, und der Lieutenant weiß es!"

„Tod und Hölle!" schrie der Obrist erschrocken, „der Lieutenant ist im Stande, das ganze Dorf in Brand zu stecken!"

„Ich habe schon eine Warnung an den General geschickt!" sagte der Edelmann.

Der Obrist ging jetzt eilend in den Saal zurück: „Capitain," rief er dem Dragoner zu, „eilen sie, der Lieutenant Rewbel soll noch einmal wiederkommen, ich erwarte ihn auf meinem Zimmer!"

Der wackere Mann empfahl sich der Edelfrau und ging mit seinen Officieren, die er durch eine Handbewegung eingeladen, ihm zu folgen, aber er ging nicht weit, nur bis zum Vorsaal, da kam ihm ein Adjutant des Generals entgegen.

„Was bringen sie, Maulevrier?" fragte er.

„Ordre zum augenblicklichen Aufbruch, mein Obrist," rief dieser, „ich werde die Ehre haben, sie zu begleiten, das Rendezvous ist in Rohrbeich, drei Stunden von hier, General Dugonnier ist bereits in Marsch, der Herr Marschall wünscht die möglichste Eile!"

Der Dragoner-Capitain kam jetzt mit dem Chasseur zurück, der sein Pferd bereits aus dem Stall gezogen hatte, der Obrist ertheilte seine

Befehle, nach allen Seiten hin eilten die Officiere auseinander, und zwei Minuten später schmetterten die Trompeten der Dragoner und bliesen zum Sammeln, unten im Flecken aber wirbelten die Trommeln und die Truppen traten auf den Alarmplätzen an.

Fast freundschaftlich nahm der Obrist Abschied von dem Edelmann, dem er ins Ohr raunte, daß er schon dafür sorgen wolle, daß der Lieutenant nicht nach Hohenkremmen komme, so lange die Truppen noch in der Gegend ständen.

Kaum eine Stunde nach der Ankunft von Marschall Bernadotte's Adjutanten herrschte die tiefste Stille in Bessin, im Herrenhause, wie auf dem See, im Flecken, überall, die Franzosen hatten mit einer Geschwindigkeit ihren Marsch angetreten, die etwas Zauberhaftes hatte.

Im Flecken wurde die durch den französischen Besuch fast in jedem Hause gestörte Ordnung so rasch und so gut als möglich wieder hergestellt; auch im Herrenhause gab's allerlei wieder ins Schick zu bringen, und Frau Schaller vergaß die Züchtigungen nicht, die sie verschiedenen Mägden versprochen für unziemliche Zärtlichkeit gegen französische Kerls; der Edelmann aber empfing eine Menge von Berichten, welche ihm seine Bundesgenossen, die Müller und Förster, Postmeister und Prediger der Umgegend sendeten. Im Steinbruch, eine Stunde vom Bessiner See, lagen an sechzig preußische Soldaten, die sich selbst ranzionirt hatten, versteckt; Herr von Pletz sorgte unverzüglich für deren Verpflegung und Bekleidung, was bei dem rauhen Wetter durchaus nöthig war. Am anderen Tage, wenn der Nachtrab der Franzosen etwas ferner, sollten diese Leute quer durchs Land auf sichern Wegen nach der Oder gebracht werden. Zwei verwundete preußische Offiziere, welche die letzten beiden Nächte in einem Ziegenstall des Pfarrers von Hartacker zugebracht, wurden angemeldet, da nun Bessin wieder frei von feindlicher Einquartierung war und bei seiner abgelegenen Lage auch eine solche schwerlich mehr zu befürchten hatte.

Ueberall hin gab der Erbherr von Bessin seine Befehle, jetzt trat die Verschwörung offen auf, von der sich der Lieutenant Rewbel umgeben gefühlt während seines ganzen Aufenthalts am See.

Gerade um Mittag kam ein Kahn von der Insel herüber und landete an dem Sandplatz zwischen den Hofmauern an der Wasserpforte, deren Geheimniß so schmachvoll verrathen worden war von einer verliebten Dirne; glücklicher Weise ohne Schaden für den Hausherrn, der gar nicht wußte, wie sehr ihm die Großmuth des Obristen nöthig gewesen zu Schutz und Schirm.

Lehnerdt Schaller, der den Kahn gerudert hatte, half den vier Personen, welche in dem Kahn gesessen, aussteigen, und sie bedurften seiner Hülfe; es waren vier mehr oder minder hart blessirte Officiere, drei davon trugen den Kopf verbunden und zwei davon außerdem noch den Arm in der Schlinge. Dem Vierten lag ein breites, schwarzes

Pflaster quer über die linke Wange, ging über die Nasenwurzel hinweg und lief hart über dem Auge in die Stirn hinauf, dieser Officier ging überdem, schwer und schmerzlich stöhnend, an einem Stocke, denn er war auch am Fuße contusionirt.

In Fetzen und Lumpen hingen den Blessirten die Reste ihrer Uniformen auf dem Leibe; Alle hatten darüber Mäntel und Röcke, die ihnen schon auf der Insel gegeben worden waren. Sie waren die vier Officiere, die der wackere Edelmann in vergangener Nacht mit Gefahr seines eigenen Lebens gewarnt und mit Lehnerdt Schallers Hülfe in dem unterirdischen Raum der Ruinen versteckt und so glücklich vor den Nachforschungen des eifrigen französischen Officiers sicher gestellt hatte.

Herr von Pletz kam den Officieren in der Flurhalle entgegen, er hieß sie in herzlichster Weise willkommen und lud sie ein, ihm zu folgen, den Officier mit dem Säbelhieb quer über das Gesicht faßte er kräftig um den Leib, um ihm das Ersteigen der Treppe zu erleichtern: „Kommen sie, Herr von Leist," sagte er tröstend, „ein paar Tage Ruhe, und sie können wieder zu Pferde steigen!"

„Gott gebe es," seufzte der verwundete Officier, „haben sie keine Möglichkeit," setzte er dann rasch hinzu, „meiner Frau und meinem alten Ohm eine Botschaft zukommen zu lassen, daß ich noch lebe, die Pein und Angst meiner Frau sind gewiß groß?"

„Beruhigen sie sich doch, lieber Herr von Leist," tröstete der edle Pletz freundlich, „ich habe gestern schon, gleich nach meiner Rückkehr von der Insel, einen der verbündeten Prediger benachrichtigt; ich bin überzeugt, daß ihre Frau Gemahlin noch heute oder spätestens morgen die Botschaft bekommt, daß sie nicht schwer verwundet sind."

Der Gutsherr, Frau Schaller und Lehnerdt führten die Officiere in ein Zimmer, abgelegen, ziemlich gut versteckt, das mit allen Bequemlichkeiten versehen war, welche die Herren bedurften.

„Es ist freilich hier nicht sehr elegant," der edle Pletz wollte scherzen, um die trübe Stimmung seiner Gäste zu erheitern, „indessen im Kriege geht es hin, und das Königliche Regiment Gensdarmes muß sich's auch mal so gefallen lassen."

„Das Königliche Regiment Gensdarmes No. 10 existirt nicht mehr!" rief der Lieutenant von Leist, sich matt niedersetzend und Thränen schossen aus seinen Augen.

„Aber Preußen existirt noch, Herr von Leist," sagte der Edelmann nachdrücklich, „Preußen bleibt fest und der König oben!"

„Amen!" entgegnete der verwundete Officier und blickte dankbar auf den edeln Pletz, der ihm mit seiner Zuversicht neuen Muth ins Herz goß.

Vom Gerichtstage.

Aus Westfalen.

Es ist draußen dunkle Nacht und wüstes Winterwetter und der Sturm fährt gewaltig über die Einöde daher und bricht sich heulend an dem hohen Münster, unter dessen Schutz das kleine Wirthshaus liegt, in welchem „die königliche Gerichtstags-Commission“ ihre Wanderbühne für etliche Tage aufgeschlagen hat. Der Secretär und der Gerichtsbote haben sich hinunter in die warme und behagliche Stube des Wirths geflüchtet; mich hält die Würde des Amts und daneben auch die Furcht vor der Kinderschaar, die da unten kauert und kriecht, in stolzer Abgeschiedenheit in dem improvisirten Gerichtszimmer; so kühl und unbehaglich es auch in dem weiten Raum zwischen den hohen Aktenhaufen ist, und so sehr auch die Luft von allen den Leuten verdorben ward, die hier heute Stunden lang mit ihren nassen Kleidern warteten, — allein ein sonstiges heizbares Gelaß befindet sich im ganzen Hause nicht.

So lange die Tagesarbeit im Gange war, so lange fehlt alle Zeit für Grillen und Langeweile; denn dann ist hier ein Gewoge und Gesumme von Allen, welche vom Gerichte etwas zu hoffen oder zu fürchten haben, — dann sind Urtheile zu sprechen, Bittsteller zu bescheiden, Vormünder in ihr Amt einzuweisen, Verträge aller Art aufzunehmen, Angeschuldigte und Zeugen auszufragen, und wie alle die Arbeiten heißen mögen. Draußen vor dem Gerichtszimmer, auf der Deele, stehen sie dann in Haufen, die alle warten und drängen, bis sie abgefertigt werden, und in buntestem Wechsel gehen die verschiedenartigsten Lebensbilder an uns, die wir hier innen thronen, vorüber und fordern unsere Thätigkeit und oft auch unsere Herzenstheilnahme. Aber seitdem es endlich stille draußen geworden und auch die letzte Partei entlassen ward, ist die Abgespanntheit und Ungemüthlichkeit hier eingezogen, und an ein Entfliehen von hier ist bei dem jetzigen Schneesturm nicht zu denken. Denn weit und breit sind hier keine andern Wohnungen, als die weiten Klostergebäude, und aus diesen ist der Abt mit sämmtlichen würdigen Brüdern längst gewichen. Dieser hätte es hoffentlich nicht geduldet, daß der Justitiarius, der zum Gerichtshalten aus der fernen Stadt hierher gekommen, einsam in der öden Gerichtsstube den Abend verbrächte, sondern als willkommenen Boten aus der Welt würden sie ihn in ihr Refectorium zu manchem heitern Gespräch und zu manchem Humpen kühlen Klosterweins geladen haben. Allein das ist ein schlechter Trost für die Gegenwart, in welcher Alles nachdrücklich daran mahnt, daß aus dem Kloster zwei moderne Oekonomien und aus der Klosterschule eine Bauernkneipe geworden ist, in welcher aller Comfort fehlt, der sich nicht durch Bänke und Brettstühle herstellen läßt.

So ist es zunächst die Langeweile, welche mir die Feder in die Hand gegeben hat. Abgeschnitten von der Welt da draußen, möchte ich ihr von der kleinen Welt erzählen, die sich hier in dem düstern Zimmer an solchen Tagen vor mir aufthut. Es ist keine hohe Justiz, die wir hier üben; es ist das tägliche Einerlei des Dorflebens, das sich hier abspiegelt, und wenn uns ein-

mal causes celêbres vorkommen, so sind es solche, deren Celebrität nicht über die nächsten drei Meilen reicht; aber dennoch ist es das Leben mit allen seinen Leiden und Freuden, in welches wir blicken, und dahinein ist jeder Blick lohnend.

Und der Zusammenhang mit den erschütternden Ereignissen der großen Welt fehlt auch nicht gänzlich meiner kleinen Welt. Schon die äußern Sinne können es der hiesigen Gegend abmerken, daß hier vor nicht langer Zeit plötzlich ein anderes Regiment eingetreten ist, und jede Unterhaltung mit Alten oder Jungen kann es bestätigen, daß dieser Umsturz noch frisch in Aller Erinnerung lebt. Im Anfang dieses Jahrhunderts regierte hier der Krummstab; unter solchem Regimente war auch dies Kloster reich und mächtig, und wie es heutigen Tags noch weithin als ein schöner Schmuck und Lichtpunkt der Gegend sichtbar ist, so hat es sonst auch seine Herrschaft auf Meilen weit in die Gegend ausströmen lassen. Die Herrschaft wird zuerst eine Herrschaft über die Geister gewesen sein, welche von hier aus den besten Theil ihres Lebens erhalten haben mochten; dann kamen auch die äußern Zeichen solcher Herrschaft hinzu, die Renten, Zehnten und Frohnden, die Wälder, Teiche und Wiesen, und diese blieben, als die Herrschaft über die Geister zu erlöschen begann, bis endlich eine neue Zeit, ohne Scheu vor dem ehrwürdigen Alter, das abgeschlossene Stillleben dieser Gegend zerstörte und das Kloster mit allen seinen Gütern für den nimmersatten Staat in Anspruch nahm.

Dieser hat wenig unmittelbaren Vortheil von dem ungerechten Gut gehabt; das Grundvermögen ist in den Kriegszeiten fast sämmtlich für ein Spottgeld verschleudert, die Renten und Zehnten sind wohlfeil abgelöst, und dagegen ist das unergiebige Patronat über eine große Zahl von Kirchen der Umgegend geblieben, in Folge dessen der Staat von allen Seiten in Anspruch genommen wird und schon manches baufällige Gebäude hat durch ein neues ersetzen müssen. Dann muß er den vielen Dörfern, welche beim Kloster selbst eingepfarrt waren, Seelsorger und Lehrer halten, muß Pensionen bezahlen u. s. w. Dadurch wird all sein unmittelbarer Gewinn schon so ziemlich aufgezehrt sein. Aber auf indirectem Wege fließt ihm doch großer Vortheil aus der Klosteraufhebung zu, und an diesem Vortheil betheiligen sich Alle, die hier weit und breit herum wohnen.

Denn die ganze Gegend ist eine andere geworden; sie ward aus einer armen und gedrückten eine wohlhäbige und freie. Die schweren Frohnden und Lasten sind beseitigt; an die Stelle der alten halsbrechenden Wege sind die schönsten Kunststraßen getreten, welche die Gegend durchschneiden und nach allen Seiten hin die leichte Abfuhr gestatten. Ringsum war sonst jede Niederung zu einen Teiche aufgestaut, welcher Fische für die Küche der Mönche schaffen sollte; jetzt haben sie den besten Wiesen und Feldern Platz gemacht. Und die Ackermänner — das ist der officielle Namen, mit welchem die früheren Voll-, Halb- oder Viertelsmeier, nebst den Colonen und den Besitzern neu zusammengekaufter Grundstücke, über einen Kamm geschoren werden — treiben rationellen Ackerbau und Viehzucht, haben gewöhnlich drei Jahre „beim Regiment“ und oft sogar bei einem Garderegiment gestanden und also die Welt gesehen, und werden als Wähler oder gar als Gewählte in Gemeinde-, Amts- und Kreisversammlungen berufen.

Aber dennoch ist's die „Klosterzeit“, an welche sie als an ein ent-

schwundenes goldenes Zeitalter zurückdenken; da gab es noch lange nicht so viele Steuern, wie es deren jetzt giebt (zumal auch die Ablösungsrenten für die früheren Zehnten und Dienste an den Steuereinnehmer gezahlt werden, und also für den Bauer, der das Böse der alten Zeit schon vergessen hat, den Charakter bloßer Steuern angenommen haben); die wenigen früheren Steuern brauchten auch nicht so prompt gezahlt zu werden, und der Executor stand nicht schon mit dem theuren Mahnzettel vor der Thür, wenn der Zahltag im Monat eben erst verstrichen war, wie das jetzt der Fall ist. Und von Prozessen hat man zu Klosterzeiten auch viel seltener gehört, wie jetzt, und wenn die armen Leute ein wenig Holz aus dem Klosterwalde holten, so brauchten sie nicht gleich vors Gericht und wurden nicht durch die vielen Strafen und Kosten gequält. Und alle die vielen Gesetze, die jetzt gelten, haben damals noch nicht gegolten; die Hunde brauchten keinen Knüppel zu tragen, die Backöfen brauchten keine eisernen Thüren zu haben, die Bodenluken brauchten nicht zur Sicherung vorm Herunterstürzen mit einem Geländer eingefaßt zu sein, Lehm und Mergel mußte nicht zum Schutz gegen den Einsturz in einem Winkel von 45 Grad abgestochen werden, und wie alle die Vorschriften heißen, mit denen jetzt Gensd'armen, Amtleute und Richter den armen Bauer quälen; — das Alles hat es nicht in Klosterzeiten gegeben. Die Aufhebung des Klosters ist hier das Symbol der neuen Zeit, und wie anderswo im Mittelalter, in Amerika oder in Rußland die Zuflucht für die Träume aller unpraktischen Schwärmer liegt, so ist es hier das Kloster. Und es will mich bedünken, als ob diese Stimmung der hiesigen Bevölkerung Seitens ihrer geistlichen Hirten nicht gerade sehr entschieden bekämpft würde, und als ob so hier und da doch ein Wink fiele, der dieser Richtung Nahrung gebe, — wie denn auch den Herren nicht zu verargen ist, daß sie im Grunde ihrer Seelen von dem schönen Traum nicht lassen können, hier noch einmal ein mächtiges Kloster entstehen zu sehen.

Man sieht, die hiesige Gegend gehört zu den Territorien, welche erst spät unserer Krone erworben sind. Aber trotz aller Erinnerungen und aller frommen Wünsche ist den hiesigen Leuten dennoch schon das Preußenthum durch Mark und Bein gedrungen, und mit Stolz sehen sie auf die hier nahe herum gelegenen Duodezstaaten, obgleich sie wohl wissen, daß sie an der langen Militairpflicht und an Abgaben weit schwerer zu tragen haben, wie ihre dortigen Standesgenossen. Vor Allem ist es die preußische Justiz, welche sie zu guten Preußen macht, und der sie sich gerne gegen ihre Nachbaren rühmen (Schreiber dieses gehört dem preußischen Juristenstande erst so kurze Zeit an, daß es kaum ein Selbstlob ist, wenn er diesen preist)—und das unbedingte Vertrauen, welches der Richter hier fast immer genießt, ist der beste Beweis, wie das preußische Recht schon in das ganze Volksleben eingedrungen ist und dort feste Wurzeln geschlagen hat. Und zwar schon um seines Amtes willen, und nicht etwa nur wegen besonderer persönlicher Bande, pflegt der Richter solches Vertrauen zu genießen. Ehe ich hierher kam, war meine Stelle mehrere Jahre lang von verschiedenen Stellvertretern versehen worden, die häufig gewechselt hatten, und von meiner geringen Person hatte sicherlich keiner der hiesigen Gerichtseingesessenen je gehört, und Niemand wußte, ob ich nicht wieder nur so ein Zugvogel sei. Nichts desto weniger kamen mir die Bauern von den ersten Tagen an mit wenigen Ausnahmen in allen Rechtsangelegenheiten mit Offen-

heit entgegen, folgten meinen Rathschlägen ohne viele Bedenken und beruhigten sich fast immer bei meinen Aussprüchen. Bei Erbauseinandersetzungen und dergleichen Verhandlungen ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß die Interessenten ihre Papiere übergeben, der Richter ihnen kurz andeutet, wie die Sache etwa zu machen sei, und, wenn sich kein Einwand erhebt, den ganzen Vertrag dictirt, während keiner der Betheiligten auch nur den Mund aufthut und Mancher derselben bei dem ungewohnten Stillsitzen langsam entschläft. Sind dann endlich die vielen Bogen beschrieben, dann wird das Ganze vorgelesen und erläutert, von Jedem auf Commando stillschweigend unterschrieben oder unterkreuzt, und ein „Adieu, Herr Richter!" beschließt die Feierlichkeit. Im Protokoll aber steht: „Es erschienen die und die und wurde von ihnen folgender Vertrag verabredet und zu Protokoll genommen."

Solches Vertrauen ist nun aber nicht etwa ein durchgehender schöner Charakterzug des hiesigen Bauernstandes, welches er in gleicher Weise aller Autorität entgegen trägt, vielmehr ist er der generellen deutschen Bauernnatur getreu, fast nach allen Seiten hin höchst argwöhnisch und mißtrauisch. Das muß selbst sein Pastor empfinden; so sehr er sich auch durch denselben leiten läßt, wenn sein Geldbeutel dabei nicht unmittelbar in Frage kommt, und ihm daher z. B. fast unbedingt bei allen politischen Actionen, wie namentlich den Wahlen, Folge leistet, so sehr sieht er sich doch vor, wenn er mit der Kirche in Angelegenheiten des Mein und Dein zu thun hat. Er weiß ja, sie hat einen guten Magen und giebt nie wieder heraus, was sie einmal gewonnen hat. In Testamenten und Eheverschreibungen wird sehr häufig, ja bei dem wohlhabenden Bauernstande fast regelmäßig der Kirche etwas ausgesetzt, damit sogenannte Memorienmessen gelesen werden; aber diese Bedingung verlangt der Bauer auch ausdrücklich in der Verschreibung aufgenommen, und sie kann nicht bündig genug gegeben werden, weil er immer noch einen Hinterhalt fürchtet, den die Kirche zur Abwälzung dieser Verpflichtung benutzen könnte. Auch in solchen Dingen sieht der Bauer seinen natürlichen Berather und Alliirten in dem Richter, und der ihm wohl bekannte Umstand, daß derselbe ein Ketzer ist, hindert ihn durchaus nicht, auch in kirchlichen Dingen Rath und Hülfe von ihm zu begehren.

In einer Beziehung liebt der Bauer es aber, auch mit uns Versteckens zu spielen, und uns die Wahrheit in jeder Weise zu verhüllen, — wir sollen nämlich nicht wissen, wie hoch sich sein Vermögen beläuft und namentlich nicht, da er doch die Grundstücke nicht wohl verstecken kann, wie viel er an ausstehenden Capitalien besitzt. Wenn er deshalb mit einem ihm zuverlässig bekannten Mann einen Kaufvertrag vor Gericht abschließt, so scheut er sich nicht, den Kaufpreis viel niedriger anzugeben, als wie er verabredet ist, — wenn er sein Vermögen seinen Kindern abtritt, so wird der Capitalien mit keiner Silbe erwähnt, sondern diese werden ohne Furcht vor etwa daraus entstehenden Streitigkeiten außergerichtlich getheilt, — ja wenn der Schuldner nur einigermaßen persönliche Sicherheit gewährt, so fordert er auch nie eine gerichtliche Obligation oder Eintragung in's Hypothekenbuch, und am liebsten verleiht er sein Geld an Bekannte im nahen Auslande. Zum Theil thut er dies, weil er unsere hohen Gerichtskosten fürchtet, die sich je nach dem Werth des in Frage stehenden Objects richten, zum Theil aus einer unklaren, mit dem früher erlittenen Druck zusammenhängenden Scheu vor der Offenbarung seines Wohlstandes, und zum

Theil endlich aus Furcht vor den Verwaltungsbehörden, von denen er weiß, daß sie bei der Einschätzung der Steuerpflichtigen in unsere Gerichtsacten und Hypothekenbücher Einsicht thun. Vor jedem Groschen Steuern sind unsere großen Bauern so in Sorgen, daß sie z. B. ihren Schuldnern zur ersten Pflicht machen, niemals ihrer Seits den Behörden gegenüber den Namen des Gläubigers anzugeben, ja mir sind Fälle bekannt, in denen von dem Schuldner bloß um deßwillen statt der seitherigen vier Procent, fünf abgefordert wurden, weil er die Schuld verrathen hatte, und dies Veranlassung geworden war oder geworden sein sollte, den Gläubiger zu einer höhern Klassensteuer heranzuziehen. Noch mehr aber liebt er diese Heimlichthuerei den Verwaltungsbehörden gegenüber, und das schadet der ganzen Stellung derselben gar mannigfach. Doch das ist ein langes und gefährliches Thema — und es ist späte Nacht. Drum sei es für heute genug.

Der zweite Tag des Gerichtstages ist glücklich vorüber. Wir hielten heute Forstgericht, zu welchem mehr als hundert Delinquenten geladen waren. Gewöhnlich währt diese Procedur nicht gar lange, da die bei Weitem größere Zahl der Angeklagten nicht zu erscheinen pflegt, sondern es auf eine Verurtheilung in contumaciam ankommen läßt. Heute nahm aber die Sache eine für uns weniger angenehme Wendung, indem sich unerwarteter Weise fast bei jedem Aufruf der Aufgerufene meldete und Rede und Antwort zu stehen bereit war. Das schlechte Wetter mußte das bewirkt haben. Es war den ganzen Tag über ein sogenanntes Hundewetter (so genannt, weil man dann nicht einmal einen Hund zum Hause hinaus jagen mag), und in Feld und Wald ließ sich nichts arbeiten, darum kamen sie durch Regen und Wind hierher, um den Versuch zu machen, ob nicht durch consequentes Ableugnen die Strafe abgewendet werden könne. Viel Hoffnung auf Erfolg mochten sie sich von Anfang an nicht machen, aber es erschien ihnen doch in Ermangelung einer mehr lohnenden Arbeit immer noch des Versuchs werth. Und so erschienen sie denn Mann für Mann und Frau für Frau, und vor Allem die vielen halberwachsenen Kinder, die beim unbefugten Holzholen ertappt waren, und leugneten Alles. Die durchgängig schönen Knaben mit ihren langen blonden Haaren und tiefen blauen Augen sahen mich so treuherzig an und — logen so über alle Maßen unverschämt, daß ich oft nahe daran war, an den wettergebräunten, graubärtigen Förstern irre zu werden, die unter Berufung auf ihren Diensteid fest versicherten, gerade diese Jungen da und da mit dem und dem Holze betroffen zu haben, und die Möglichkeit eines Irrthums auf ihrer Seite ganz in Abrede stellten, — bis denn hin und wieder einmal einer der treuherzigen blauäugigen Jungen sich die Blöße gab, daß er zu viel wußte und den Förster in allerlei Nebenumständen corrigiren zu müssen glaubte, von denen er eigentlich nichts wissen durfte. Solche Blößen waren mir bei meinen ersten Forstgerichten wahres Labsal in der ungeheuren Lügenwüste, da sie mich doch wieder nachdrücklich daran erinnerten, daß das unbeschworne Wort des Angeklagten ein Hauch im Vergleich zu dem centnerschweren Gewicht des eidlich bekräftigten Wortes eines Zeugen sein muß.

Im Forstgericht zu lügen, ist nach den Lehren der hiesigen öffentlichen Moral kein Unrecht; es lügt so ziemlich jeder, so lange er nur noch einige Hoffnung hat, dadurch frei zu kommen, und namentlich haben Eltern, und auch

solche, die sich im Uebrigen ihrer Pflicht gegen die Kinder einigermaßen bewußt sind, — keinerlei Scheu, im Forstgericht in Gegenwart ihrer Kinder die wunderbarsten Fabeln zu erfinden, oder ihre Kinder selbst zum Lügen anzureizen und anzuleiten. Das hängt auf das Engste damit zusammen, daß der gemeine Mann, und zwar Jung sowohl wie Alt, den Begriff eines ausschließlichen Privateigenthums am Walde nicht fassen kann und nicht fassen will, und im tiefsten Innern die Meinung behält, daß ihm auch der Wald gehöre. Und vollends nun gar, daß er nicht einmal darin das abgefallene Holz lesen, das Laub oder Moos sammeln, oder wie es manche Gutsbesitzer sogar hindern, nicht einmal dort die Beeren lesen soll, oder daß er trotzdem, daß er etwa aus alten Zeiten her ein Recht auf solche Nutzungen hat, sie doch jetzt nach den neuen Verordnungen nicht mehr anders gewinnen darf, als nur an bestimmten Tagen und nur nach vorausgegangener Lösung eines Legitimationsscheins. — Das sind ihm so hartherzige und willkürliche Maßregeln, daß ihm zum Schutze dagegen jedes Mittel recht zu sein scheint. Noch mehr aber empört sich sein Rechtsgefühl, wenn er seiner Zeit das entwendete Holz glücklich aus dem Walde in sein Haus gebracht hatte, und die Forstbeamten es dort erst durch eine in Verbindung mit der Polizei angestellte Haussuchung, vielleicht gar erst nach einigen Tagen, auffinden. Sobald das Holz im Hause ist, so ist es nach seiner altgermanischen Auffassung sein eigen, und so sträubt er sich gewaltig, wenn er jetzt Auskunft über den ehrlichen Erwerb geben soll. Dazu kommt noch, daß es den Leuten oft ganz unbegreiflich ist, woran die Forstbeamten das vielleicht schon zersplitterte oder halbverkohlte Holz als das aus ihrem Walde entwendete wiedererkennen können, — ein Umstand, welcher allerdings dem Laien oft ebenso unbegreiflich erscheint, als die Behauptung der Schäfer, daß sie von ihren vielen hunderten von Schafen jedes einzelne Thier individuell an der Physiognomie u. s. w. kennen und auch nach Jahren wieder erkennen können, — aber beide Erscheinungen stehen erfahrungsmäßig fest und sie sind also auch möglich. Der Holzdieb aber, auch wenn er weiß, daß die Angaben des Försters wahr sind, glaubt doch, dieser gebe seine Versicherung ab, ohne daß er die Richtigkeit derselben wissen könne, und so steift er sich noch mehr in seinem Unwillen über das ihm angeblich angethane Unrecht.

Man wird begreifen, daß es kein erquickliches Geschäft ist, in dieser Weise den ganzen Tag mit der Lüge im Kampfe zu liegen. Aber auch abgesehen von der persönlichen Unbehaglichkeit solcher Zustände lassen sich die Sorgen für das Gemeinwohl nicht so leicht abschütteln, welche sich unwillkürlich aus solchen Erlebnissen aufdrängen. Unser Forstwesen ist ein fressender Krebsschaden für das ländliche Proletariat, welches deshalb in Lug und Trug groß gezogen wird, und jeder Wühler und Aufhetzer, der dies zu benutzen weiß, besitzt einen Hebel, mit welchem er die Masse aus dem Zustande der Ruhe herausheben und in Gährung bringen kann. Doch das ist schon von manchem Andern vor mir gesagt, namentlich auch von Riehl irgendwo vortrefflich ausgeführt, — genauere Citate darf man von einem auf der Wanderschaft befindlichen Richter nicht verlangen, — aber gebessert ist noch wenig oder gar nicht, und trotz Forstgerichte und harter Strafen wird sich, wie es scheint, hierin sobald nichts ändern. Wenn ein großer Bauer einmal im Uebermuth den kühnen Streich ausführt, bei Nacht eine ganz große Eiche aus dem königlichen Walde mit seinem Gespann fortzuholen, und wir sind so glücklich, ihm das beweisen und schwere Geldstrafe

auferlegen zu können, so besinnt er sich künftig drei und vier Mal, ehe er wieder solch ein Heldenstück ausführt — wenn aber der arme Tagelöhner beim Holzholen betroffen ist und deshalb bestraft wird, so schleicht er sich dennoch, sobald kein Holz mehr im Hause ist und Weib und Kinder frieren, wieder in den Wald und holt sich, was er braucht; — nur macht er es verschlagener und listiger und wird deshalb, wenn das Glück gut ist, nicht so bald wieder ertappt. Von keinem dieser kleinen Holzdiebe, welche für ihre eigene Nothdurft gewohnheitsmäßig freveln, habe ich bis jetzt die Ueberzeugung gewonnen, daß sie durch die Strafen irgendwie abgeschreckt, geschweige denn, daß sie dadurch gebessert werden, — vielmehr pflegen sie, je mehr die Strafe des Rückfalls wegen gesteigert wird und je mehr sie durch die längere Gefängnißstrafe in ökonomischen Verfall gerathen, sich immer mehr auf den Holzdiebstahl zu legen und immer raffinirter dabei zu verfahren. Und diese kleinen Diebe sind nicht etwa ungefährlich im Vergleich zu jenen großen, welche ganzen Bäumen zu Leibe gehen, vielmehr verwüsten diese kleinen, wenn sie es so massenhaft treiben, wie es mancherorts geschieht, den Wald in einer viel nachhaltigeren Weise. Ich kenne Forstdistricte, in welchen kein einziger Baum seine Integrität bewahrt hat, sondern alle Zweige, welche mit Haken, Sicheln oder Sägen erreicht werden können, sind abgerissen, und damit ist das kräftige Wachsthum des Baumes für immer unterbrochen; in andern Districten ist es der junge Aufschlag, der herhalten muß, und darin brechen und sägen sie so unverständig darauf los, daß ein vorsichtiger Mann das Dreifache und Vierfache an Holz hätte wegnehmen können, ohne auch nur einen gleichen Schaden anzurichten.

Aber wie ist zu helfen?

Ein alter Edelmann, welcher nicht weit von hier auf der Burg seiner Väter wohnt und mir an manchem Gerichtstagsabende, wenn ein weniger stürmischer Wind weht, wie heute, eine gastliche Zufluchtsstätte gegen die bösen Geister, Ungemüthlichkeit und Langeweile, gewährt, hat mir kürzlich an einem solchen Abend von einem eigenen Mittel erzählt, welches er einmal mit großem Erfolg angewandt und sich dadurch einen trefflich bewährten Forstschutz für ein weit abgelegenes kleines Holz geschaffen hat, das bis dahin ganz besonders von Frevlern gelitten hatte. Vor Jahren einmal, so theilte mir mein Gastfreund mit, sei es seinem Förster gelungen, einen solchen auf frischer That zu ergreifen, der denn auch vor Gericht verurtheilt worden sei. Da er die Geldstrafe nicht habe zahlen können, habe er längere Gefängnißstrafe erleiden sollen; da sei er zu ihm, dem Beschädigten gekommen und habe ihn gebeten, sich für befriedigt zu erklären, um damit die Strafe von ihm abzuwenden. „Denn, Herr, was haben Sie davon, wenn ich im Loche sitze?“ — „Wenn Ihr ein ordentlicher Kerl wäret, so würdet Ihr Eure Strafe jetzt ruhig erleiden, und nicht bei mir um Erlaß derselben betteln, nachdem Ihr mir mein Holz gestohlen habt“ — hat die Antwort gelautet. „Da haben Sie wohl Recht, Herr,“ hat der Frevler traurig replicirt, „aber was soll ich thun — ich bin Zimmermann, — als ich krank war, ist mein Handwerkszeug versetzt, — meine Frau und Kinder kann ich nicht verfrieren lassen, — ohne mein Geschirr kann ich nicht als Zimmermann arbeiten.“ — „Wie viel braucht Ihr, um dies einzulösen?“ — „Ach Herr, fünf Thaler.“ — Und der Baron hat schnell in die Tasche gegriffen, und hat dem armen Zimmermann die genannte Summe gegeben und hat ihm

außerdem versprochen, für den Erlaß der Strafe zu sorgen. Dieser aber hat ein sehr verwundertes Gesicht gemacht und nur zaudernd das Geld angenommen und gesagt: „Ist das Ihr Ernst, Herr", und: „Es soll nie wieder auch nur ein Ast in Ihrem Holz geholt werden." — „Und ich habe nie ein besseres Geschäft gemacht," setzte der Baron hinzu, als er mir dies erzählte, „es war ein augenblicklicher Einfall, in Folge dessen ich dem Manne das Geld gab; aber jener Wald ist mir seitdem ein Bedeutendes mehr werth geworden."

Dies Mittel läßt sich freilich nicht überall copiren; jenes kleine Holz war nur den Angriffen der einen Gemeinde ausgesetzt, aus welcher der Zimmermann war, und es wird sich nicht leicht wiederfinden, daß die Frevler in so guter Freundschaft unter einander stehen, daß die dem Einen geschehene Wohlthat von Allen dankbar anerkannt wird. Auch war es die edle, absichtslose und unbedachte Großherzigkeit, welche einen so nachhaltigen Eindruck auf den heruntergekommenen, aber immer noch im Grunde ehrlichen Mann machte, und möchte eine bedachte und absichtsvolle derartige That nicht dergleichen Erfolg haben. Jener Gutsbesitzer hat auch bis jetzt in den andern bedeutenden Waldungen, welche er inzwischen erworben hat, und welche ringsum von beutegierigen und beutegewohnten Holzfrevlern aus einer ganzen Zahl von Gemeinden umwohnt werden, dem Uebel nicht steuern können. Aber jene Geschichte zeigt doch, daß die Strafe nicht das wirksamste Mittel ist, sondern daß man tiefer einsetzen muß, wenn man diese Last abwälzen will.

Die Haupttriebfeder zum Holzdiebstahl ist die augenblickliche Nothdurft, — es ist kein Holz mehr im Hause — es muß beschafft werden. Nun wären die meisten Leute in hiesiger Gegend bei dem so sehr gesteigerten Tagelohn wohl im Stande, sich selbst Brennmaterial zu schaffen, wenn es nur nicht mit einem Male einer großen Summe bedürfte, welche erst durch langes Ansammeln aus dem täglichen Verdienste zusammengebracht werden muß, und wenn sie sich nur überhaupt erst an den Gedanken gewöhnen und zäh an ihm festhalten könnten, daß auch das Holz g e k a u f t werden, und daß man deshalb auch dafür lange Zeit sparen und um deßwillen Genüssen entsagen muß. Jener Gutsbesitzer verfährt deßhalb gewiß wiederum richtig, wenn er jetzt seinen zahlreichen Tagelöhnern einen Theil ihres Lohns in Holz giebt, welches er ihnen zu einem wohlfeilen Preise anrechnet, und sie auf diese Weise daran gewöhnt, auch das Holz zu den Bedürfnissen zu zählen, für welche der Lohn ausreichen muß. Er hat also, um mit dem verehrten Vorkämpfer für Associationen, V. A. H u b e r, zu reden, eine m o n a r c h i s c h e oder latente H o l z a s s o c i a t i o n mit seinen Tagelöhnern begründet, und diese, sowie die andern Arten und Möglichkeiten der Associationen, und namentlich auch die Sparvereine, möchten wohl das einzige Mittel sein, um auf diesem Gebiete eine andere Sitte einzuführen, zumal in so manchen Orten, wie es auch hier bald der Fall sein wird, die Production nicht mehr genügt, um den localen Bedarf zu decken, und also das Brennmaterial aus der Ferne herbeigezogen werden muß, es aber damit für den kleinen Mann unendlich vertheuert werden würde, wenn er es in Zukunft, wie so manche andere Bedürfnisse, von dem kleinen jüdischen Händler, und also aus der dritten oder vierten Hand kaufen sollte. Allein dem Associationswesen unter dem ländlichen Proletariat einen gesegneten Eingang verschaffen, das kann nicht Jeder; nur glückliche Naturen und glückliche Umstände vermögen das ungeheure Mißtrauen zu überwinden, das dort herrscht.

Allein da bin ich ja, statt zu erzählen, in eine lange Abhandlung gerathen, und ich sehe mit Schrecken, daß ich im Begriff bin, meine besten Gedanken zu verrathen, welche ich noch in einigen besondern Schriften, als etwa: „Keine Holzdiebe mehr! Ein unentbehrliches Hülfsbüchlein für alle Waldbesitzer, und solche, die es werden wollen," oder dergleichen zu verwerthen gedachte. Drum eilends: Gute Nacht! —

H. R. E.

(Schluß folgt.)

Die Marschälle von Frankreich.

In einem frühern Artikel (vergl. „Berl. Revue" Band 17, Heft 3, die großen Kronämter in Frankreich) haben wir bereits angeführt, daß die Marschälle von Frankreich immer zu den Groß-Officieren der Krone gerechnet wurden. Der Name Marschall ist deutschen Ursprungs, es ist der Mähren Schalk, der Meister über die Pferde, der Vorsteher des Roßdienstes. Es ist erklärlich, daß in einer kriegerischen Zeit, in der das Pferd eine so bedeutende Rolle spielte, daß es vom Ritter gar nicht zu trennen war, der Vorsteher des Roßdienstes bald eine hohe kriegerische Bedeutung erlangte; von dem Stallmeisteramte avancirte der Marschall bald zu einem Kriegsanführer-Posten.

In Frankreich hat, so viel bekannt, zuerst Ludwig der Heilige Marschälle in der Bedeutung großer Kriegsbefehlshaber ernannt, und zwar zwei. Zu seiner Zeit waren die Marschälle absetzbar, d. h. für bestimmte Zeit oder unbestimmte Zeit ernannt, wurden aber gleich für die Dauer ihres Marschallats zu den Großofficieren der Krone gerechnet. Unter Heinrich II. gab es vier Marschälle von Frankreich. Franz I. machte sie unabsetzbar und verlieh ihnen den Titel von cousins du Roi. Zu den Privilegien der Marschälle gehörte es, daß sie ihre eigenen Kriegs-Commissäre ernannten, daß sie beim Einreiten in feste Plätze mit einer Kanonensalve empfangen wurden, daß sie eine Garde von 50 Mann halten und von Rechtswegen die Orden des Königs tragen durften. Außerdem waren sie höchste Richter in allen Ehrensachen, saßen als solche an der table marbre zu Paris und ließen sich in den Provinzen durch Lieutenants vertreten. Heinrich IV. gab den Marschällen 12,000 Livres jährlich, dazu kamen im Felde bei freier Verpflegung noch monatlich 6000 Livres; Ludwig XV. erhöhte den Gehalt der Marschälle auf 30,000 Fr., wozu noch 6000 kamen, wenn sie in irgend einer Provinz ein Commando führten. Ludwig XIV. machte auch hohe Flottenofficiere zu Marschällen.

Man hat eine lange Liste der französischen Marschälle von Philipp August an, doch würde es wenig Interesse bieten, eine Reihe von Namen herzusetzen, von deren Trägern man im Allgemeinen herzlich wenig weiß. Wir begnügen uns damit, einige heraus zu nehmen. Der erste Marschall unter Philipp August ist: Alberich Clement, Herr du Mez, der 1191 vor Saint Jean d'Acre getödtet wurde. Diese Clements, Herren zu Mez, waren eine kriegerische

Sippe aus dem Languedoc (Wappen: ein rother Schrägbalken in goldenem Feld), die sich damals mächtig hervorgethan haben, denn 1204 wird Heinrich Clement Marschall und 1223 auch ein Jacob Clement; eben so wie unter der Regierung Ludwigs VIII. ein vierter Clement, Heinrich, Herr von Argentan, den Marschallsstab erlangt (1262—1265), nach diesem aber verschwindet der Name dieses Geschlechts aus der Marschallsliste.

Unter Philipp VI. wird Carl von Montmorency 1344 Marschall von Frankreich; von diesem hochberühmten Hause finden wir noch: unter Franz I. 1522 den Duc Anna von Montmorency, der 1538 Connetable wurde; unter Franz II. 1559—1579 Franz von Montmorency; unter Carl IX. 1566 den Duc Heinrich, der 1590 Connetable wurde; unter Heinrich IV. 1597—1629 Urban von Laval-Montmorency, Marquis von Bois-Dauphin; unter Ludwig XIII. 1630 den Duc Heinrich von M., den Richelieu 1632 köpfen ließ; unter Ludwig XIV. 1675—1695 Franz von Montmorency, Duc von Luxembourg, der Sieger von Neerwinden u. s. w.; unter Ludwig XV. 1734—1746 Louis von Montmorency-Luxembourg, prince von Tingry; 1747—1751 Guy von Montmorency-Laval; 1757—1764 den Duc Carl von Montmorency-Luxembourg; unter Ludwig XVI. 1783—1798 Guy von Montmorency, Duc von Laval, er war der letzte Montmorency, der den Marschallstab von Frankreich geführt hat.

Heinrich IV. hat 14 Marschälle ernannt oder bestätigt, Ludwig XIII. 30; der Erste derselben hatte viel Unglück, es war jener Concino-Concini, Marquis d'Ancre, Gemahl der Galigai und Günstling der Königin Mutter, Maria von Medicis, der 1617 getödtet wurde. Unter diesen dreißig Marschällen von der Ernennung Ludwigs XIII. finden wir drei deutsche Landsleute, Nr. 130 in der Liste der französischen Marschälle steht Franz Marquis von Bassompierre, ernannt 1622, gestorben 1646, sein voller Titel ist Franz von Bassompierre, Marquis von Harouel, er war auch General-Obrist der Schweizerregimenter und zeichnete sich besonders bei der Belagerung von Privas aus, wo er blessirt wurde. Dieser berühmte Kriegsmann aus der Schule Heinrichs IV. war ein deutscher Edelmann, der sein Geschlecht von den alten Grafen von Ravensberg herleitete und auch den bekannten Ravensbergischen Sparren im Wappen führte. Bekanntlich haben wir interessante Memoiren von ihm (zu Amsterdam in zwei Bänden mit der Sphäre). Neben Bassompierre (131 in der Liste der Marschälle von Frankreich) steht wieder ein Deutscher: Heinrich von Schomberg, aus einem weit berühmten Kriegergeschlecht des Rheinlandes, die Franzosen hatten ihn zum Marquis und 1625 zum Marschall gemacht, er gewann unsterblichen Ruhm durch den Sieg bei Castelnaudary über Montmorency, starb 1632. Bei Nr. 141 in der Liste steht wieder ein Schomberg, Carl, der die Spanier bei Leucate schlug, die Franzosen machten ihn zum Duc von Halvin.

Der erste Marschall, den Ludwig XIV. ernannte, war ein kriegerischer Priester, Franz von Hôpital, Graf von Hallier, Abt von Sainte-Geneviève, ihm aber folgt gleich der große Vicomte von Turenne, Heinrich von Latour; der Dritte ist der philosophische Graf Johann Gassion, dann kommt Cesar von Choiseul, Duc von Praslin, welcher Turenne bei Rhetel schlug, als dieser sich empört hatte. Dann kommt wieder ein deutscher Landsmann, der Graf Josias Rantzau (149 in der Reihe der Marschälle, ernannt 1645, gestorben 1650). Bei Nr. 160 finden wir wieder einen Deutschen, Johann von Schulenburg,

dessen Geschlecht indessen nach den neuern Forschungen (J. F. Daneil: Das Geschlecht der von der Schulenburg) in keinem wenigstens urkundlich nachweisbaren Zusammenhang mit unsern altmärkischen Schulenburgen steht.

Der 168. Marschall ist wieder ein Schomberg, und zwar Friedrich, der als Protestant unter dem großen Churfürsten in brandenburgische Dienste trat, brandenburgische Truppen zur Unterstützung der protestantischen Erbfolge nach England führte und den Heldentod in der Schlacht am Boynefluß 1690 starb. Ludwig XIV. hatte ihn 1675 zum Marschall von Frankreich ernannt. In der Liste wird er fälschlich Armand genannt. Der 182. in der Reihe dieser berühmten Krieger ist der Philosoph Nicolaus von Catinat, der 183. der große Plebejer Louis Villars, später Duc de Villars. Der 194. ist Jacob Fitz-James Duc de Berwick, der männliche Sohn, den König Jacob II. Stuart von der Arabella Churchill, Marlborough's Schwester, hatte. Der Held wurde 1734 vor Philippsburg getödtet, die Nachkommen seines ältesten Sohnes sind heute Duques von Alba in Spanien. Der letzte Marschall, den Ludwig XIV. ernannte, war Peter von Montesquiou, Graf von Artagnan.

Unter den Marschällen Ludwigs XV. sind drei vom Hause de Broglie, von denen Victor Duc de Broglie deutscher Reichsfürst wurde (Nr. 242 der Liste, sein Sohn ist der heut noch lebende Reichsfürst und Duc de Broglie, der unter Louis Philipp Minister und mit einer Tochter der Frau von Staël vermählt war). Die bedeutendsten unter den Marschällen Ludwigs XV. sind Ausländer: Moritz Graf von Sachsen (Nr. 220 der Liste), der Held, den die schöne Gräfin Aurora von Königsmarck August dem Starken gebar; dann Woldemar Graf von Löwendal, geb. 1700 zu Hamburg, aus dem Blute König Friedrichs III. von Dänemark. Der letzte Marschall von Ludwigs XV. Ernennung war der edle Paul Timoleon von Cossé, Duc de Brissac, der 1780 starb.

Ludwig XVI. hat 18 Marschälle ernannt. Der vorletzte war Nicolaus Luckner, der 1793 guillotinirt wurde, der letzte Jean Baptist von Vimier, Marquis von Rochambeau. Mit ihm schließt die Liste der vom französischen Königthum ernannten Marschälle von Frankreich, seine Nummer ist 263.

Nun kommt die Zeit der republikanischen Obergenerals, bis Napoleon I. durch seine Ernennungen wieder anknüpft, obwohl zu bemerken ist, daß die bonapartischen Marschälle nicht maréchal de France, sondern maréchal de l'Empire genannt wurden. Von nun an geben wir die Liste vollständig.

264. Alexandre Berthier, Prince de Neufchâtel et de Wagram, Vice-Connetable 1804.
265. Bon Adrien Jeannot Moncey, Duc de Conegliano 1804, starb erst 1842, geb. 1754.
266. André Massena, Prince d'Essling, Duc de Rivoli 1804.
267. Nicolas Augereau, Duc de Castiglione 1804.
268. Jean Bernadotte, Prince de Ponte-Corvo 1804, als König Carl XIV. Johann von Schweden gestorben.
269. Jean de Dieu Nicolas Soult, Duc de Dalmatie 1804.
270. Guillaume Brune, Graf des Kaiserreichs 1804.
271. Jean Baptiste Jourdan, Graf des Kaiserreichs 1804.
272. Jean Lannes, Duc de Montebello 1804.
273. Edouard Adolphe Casimir Joseph Mortier, Duc de Trevise 1804.

274. Michel Ney, Duc d'Elchingen, Prince de la Moscova 1804.
275. Louis Nicolas Davonst, Duc d'Auerstaedt, Prince d'Eckmuhl 1804.
276. Jean Baptiste Bessières, Duc d'Istrie 1807.
277. Claude Victor Perrin, Duc de Belluno 1807.
278. Charles Nicolas Oudinot, Duc de Reggio 1807.
279. Auguste Frédéric Louis Viesse de Marmont, Duc de Raguse 1807, gest. 1855.
280. Alexandre Etienne Jacques Josephe Macdonald, Duc de Trevise 1807.
281. Louis Gabriel Suchet, Duc d'Albuféra 1807.
282. François Chréstien Kellermann, Duc de Valmy 1807.
283. François Josephe Lefebvre, Duc de Dantzick 1807.
284. Dominique Catharine Marquis de Perignon, Graf des Kaiserreichs 1807.
285. Jerôme Mathias Philibert Serrurier, Graf des Kaiserreichs 1807.
286. Louis Gouvion Marquis de Saint-Cyr 1812.

Ludwig XVIII. ernannte folgende Marschälle von Frankreich:

287. Pierre Riel Graf von Beurnonville 1816.
288. Marquis von Viomesnil 1816.
289. Marquis Law de Lauriston 1823.
290. Marquis Maison 1823.
291. Graf Molitor 1823.

König Carl X. hat nur einen Marschall ernannt, den Eroberer von Algier:

292. Louis Auguste Victor de Ghaisne, Grafen von Bourmont 1830.

Von der Ernennung des Bürgerkönigs Louis Philipp sind:

293. Marquis von Grouchy 1830.
294. Graf Gérard 1830.
295. Graf von Clauzel 1830.
296. Mouton Graf von Lobau 1830.
297. Graf Horace Sebastiani della Porta 1840.
298. Jean Thomas Robert Bugeaud, Marquis de la Piconnerie, Duc de l'Isly 1843.
299. Drouet Graf von Erlon 1843.
300. Graf Heinrich Carl Michael Joseph Reille 1847.
301. Vicomte Dode de la Brunerie 1847.

Von allen diesen Marschällen ist keiner mehr am Leben außer dem Grafen Reille. Unter dem neuen Kaiserreich sind ernannt worden:

302. Graf Excelmans 1850, gest. 1852.
303. Graf Johann Baptiste Philibert Vaillant 1851.
304. Jerôme Bonaparte, einstmals König von Westphalen (1850 und 1852).
305. Graf Harispe 1852, gest. 1854.
306. Jean Bernard Pierre Magnan 1852 2. Dec.
307. Victor Esprit Graf de Castellane 1852 2. Dec.
308. Leroy de Saint-Arnaud 1852 2. Dec., gest. 1854.
309. Graf Baraguay d'Hilliers 1854.
310. Aimable Jean Jacques Pelissier, Duc de Malakoff 1855.
311. Jacques Louis César Alexandre Graf Randon 1856.

812. François Certain Canrobert 1856.
313. Pierre François Josephe Bosquet 1856.

Außer diesen Marschällen und unter diesen gab es zuweilen noch General-Marschälle. Turenne, Villars, der Graf Moritz von Sachsen führten zuletzt diesen Titel mit bestimmten Attributen, die ihnen jedoch keinen Rang vor den andern Marschällen gaben. Zwei Herren, Jean von Léaumont de Puygaillard und der Marquis von Plessis de Lénoncourt, waren sogar General-Marschälle, ohne den Marschallstab zu haben. Unter der Regierung des Bürgerkönigs Louis Philipp führte der Marschall Soult, Duc de Dalmatie, den Titel eines General-Marschalls, jedoch ohne weitere Vorrechte oder Befugnisse.

Trüffeln und Trüffelzucht.

Die Trüffel, welche der geistvolle Verfasser der Physiologie des Geschmacks den Diamanten der Küche nennt, ist das geheimnißvollste Gewächs der Schöpfung. Es entsteht, wächst, reift und vermehrt sich, ohne daß man weiß, auf welche Art. Theoretiker und Praktiker suchen nach dem Geheimniß dieses merkwürdigen Daseins, welches sich ihren Augen nur als ein Knollen ohne bestimmte Form zeigt, welcher weder Stiel noch Wurzeln, oder sonst eines der Organe besitzt, mit denen jede noch so bescheidene Pflanze versehen ist. Von allen Räthseln, welche die Natur der Wißbegierde der Menschen vorgelegt hat, sieht keines einfacher aus, als dieses, und ist doch schwieriger zu lösen, als jedes andere. Bis der Zufall oder die Nachforschungen der Wissenschaft diese Lösung finden, rangiren die Botaniker die Trüffel in die Familie der Champignons, und das positive Geschlecht der Landwirthe hat es auf alle Weise versucht, die Trüffeln künstlich zu ziehen. Indem wir von den Versuchen in diesem Genre reden, deren einige allerdings einen unbestrittenen Erfolg hatten, werden wir summarisch die Reihe der Erfahrungen und Beobachtungen anführen, welche die Vermehrung dieses in der Achtung aller Gutgesinnten von Geschmack so hochstehenden Knollens möglich gemacht haben.

Eines der größesten Verdienste der Trüffel ist, und man kann dieses nicht dankbar genug anerkennen, daß sie ein vollkommen kosmopolitisches Gewächs ist. Sie trotzt sowohl dem scharfen Frost der nordischen Regionen, wie auch der glühenden Hitze der heißen Zone. Man findet sie in Italien, Spanien, England, Asien, Afrika und Amerika. Schon im Alterthume gekannt, und gleich hochgeschätzt von Römern und Athenern, wurde sie zu jeder Zeit als Kostbarkeit betrachtet von Allen, die auch nur leidlich gut zu essen verstanden. Aber wenn auch die Trüffel in jedem Klima wächst, hat sie doch nicht überall denselben Wohlgeschmack, dasselbe Aroma. Zwischen Trüffeln und Trüffeln ist ein gar großer Unterschied. Die Römer zur Zeit des Lucullus gaben den Trüffeln Libyens den Vorzug, deren auch Plinius mit großer Achtung gedenkt. Amerika besitzt eine ungeheure Abart, die nach der Aussage der Reisenden das Gewicht von 20 Kilogrammen erreicht. Unglücklicherweise ist das nichts Besseres, als ein Scheffel Kartoffeln, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß er aus einem Stücke besteht. In Piemont erntet man eine Sorte Trüffel mit glatter, atlasartiger Haut, welche im höchsten Grade alle Vorzüge besitzt, die man überhaupt diesen Knollen zuerkennt. In Frankreich gräbt man an den verschiedensten Orten Trüffeln aus, welche theils ausgezeichnet, theils aber auch ziemlich geschmacklos sind, und schon nach wenigen Stunden das allzu flüchtige Aroma verlieren. Dann kommen die Mittelsorten, dann endlich die

Trüffeln, welche die allzu vertrauungsvolle Zunge schmählich betrügen, wie z. B. die Muskateller Sorte, welche man immer mit einem Moschuspomadentopfe vergleicht, die Putrada, welche so pikant wie rother spanischer Pfeffer ist, und endlich die Hundenase, deren ekelhafter Geruch so ansteckend ist, daß eine einzige Trüffel dieser Art, in einen Sack anderer Trüffeln gesteckt, diesen sogleich seinen schrecklichen Geruch mittheilt.

Die Trüffeln aus dem Canton Sarlat (Dordogne) und dem Canton Romans (Drôme) gelten bei allen Kennern für die saftigsten und pikantesten. Unmittelbar darauf folgen nach Verdienst diejenigen, welche man in den anderen Districten des alten Perigord erntet. Außer dieser klassischen Trüffelregion produciren auch andere Orte im Departement de Isère, Drôme, Charente und Vauclufe eine Menge ausgezeichneter Trüffeln, welche alle in Paris unter den Pseudonym Trüffeln von Perigord verbraucht werden, und auch diesem berühmten Namen keine Schande machen würden, wenn nur nicht eine Gattung ganz geringer Trüffeln sich ebenfalls dort diesen stolzen Titel anmaßte, ohne das geringste Recht an denselben zu haben.

Vor der Revolution war ein Gericht Trüffeln, ein getrüffeltes Geflügel eine fürstliche Schüssel, welche selbst auf den üppigsten Tafeln nicht alle Tage erschien.

Erstens konnte man sich nicht alle Tage Trüffeln verschaffen, weil die drei Kaufleute, welche in Paris diese kostbare Waare feil hielten, sie auch nicht immer vorräthig hatten. Unter dem Directorium wurden sie erst allgemeiner, und doch waren auch damals die meisten Trüffelgerichte, welche in Paris verspeist wurden, Geschenke von Freunden aus der Provinz. Erst im Jahre 1823 feierte die Trüffel ihren vollständigsten und allgemeinsten Triumph. Nachdem sie ihre Rolle unter der parlamentarischen Aristokratie gespielt, ließ sie sich ohne weiteres zu den bürgerlichen Tischen herab, Dank sei es den zahlreichen Delikatessen-Handlungen, welche mit allen Orten in Verbindung stehen, wo die Trüffel zu Hause gehört. Heut zu Tage hat der Trüffelhandel Agenten und Commissionäre, und neulich sagte man, daß auf den Markt zu Apt (Vaucluse) jährlich an 25,000 Kilogramm kämen, und was ich selbst dort vor Augen hatte, ließ mich an die Größe dieser Zahl glauben. In Paris versorgen uns nicht allein die Delicatessenhändler mit Trüffeln, nein auch die Wursthändler und Krämer befassen sich mit diesem Geschäft.

Man erntet Trüffeln zu zwei verschiedenen Zeiten des Jahres, im Frühling und im Winter, die Frühlingstrüffeln haben gelbliches weiß geadertes Fleisch, die Wintertrüffeln sind viel dunkler, manchmal sogar schwarz, wenn sie die vollständige Reife erlangt haben. Man behauptet, daß die Frühlingstrüffeln deshalb blaß oder grau bleiben, weil sie nicht die Zeit haben, sich vollständig zu entwickeln, da die Hitze die Larven ausbrütet, welche sie verzehren. Abgesehen davon, daß die Frühlingstrüffeln nicht in solchem Ueberfluß gewonnen werden, wie die Wintertrüffeln, können sie sich auch sonst in keiner Hinsicht mit ihnen vergleichen.

In Frankreich geschieht das Trüffelsuchen durchweg von Leuten, welche daraus ihr Gewerbe machen. Sie zahlen für das Stück Boden, auf welchem sie suchen, eine Pacht in Geld oder in Trüffeln, und dieses Verfahren ist das einzige, welches den Besitzer des Grund und Bodens gegen allzu arge Diebstähle schützt. Denn ist erst einmal ein Contract mit einem Trüffelsucher abgeschlossen, wird dieser schon in seinem eigenen Interesse so gut als möglich aufpassen, um sich vor Schaden zu bewahren.

Man jagt die Trüffeln, so lautet der gebräuchliche Ausdruck, mit dem Schweine, dem Hunde, der Marke und der Fliege. Die Anwendung des Schweines ist die älteste und gebräuchlichste. Dieses Thier hat einen so außerordentlich feinen Geruch, daß es die Trüffel schon in einiger Entfernung wittert. Sobald der Führer es wühlen sieht, jagt er es von der Stelle mit einem leichten Schlage auf die Nase fort, wirft ihm zum Tausch für seinen köstlichen Fund einige Körner Mais hin, und gräbt dann die Trüffel mit dem Spaten aus. Mit wohl dressirten Hunden verfährt man ebenso, nur daß

man keine wählen darf, welche irgendwelche Befähigung zur Jagd zeigen. Wenn ein Hund, der Trüffeln suchen soll, den Kaninchen-, Hasen- oder Rebhühnerspuren folgen wollte, würde er seine Funktionen sehr schlecht ausfüllen. Die Jäger mit der Marke und mit der Fliege sind meist Liebhaber, die es zu ihrem Vergnügen thun, oder die auf Diebstahl ausgehn. Die zur letzten Kategorie Gehörigen sind ganz besonders gefürchtet, da sie schwer auf der That zu ertappen sind, denn was kann man gegen einen Mann unternehmen, der auf einem nicht bebauten Felde, die Hände in den Taschen, spazieren geht.

Die Marke ist eine kleine Spalte im Erdboden, unbemerkbar für denjenigen, der nicht tief eingeweiht in diese Dinge ist, welche zeigt, daß eine Trüffel dort liegt, deren schnelles Wachsthum die Erde zurückgeworfen, die sie einschloß. Die Fliege ist ein diesen Herren wohlbekanntes, geflügeltes Insect, welches den Platz anzeigt, wo Trüffeln verborgen liegen, dadurch, daß es sich selbst dort niederläßt, um seine Eier dort hinzulegen. Ich kann versichern, daß ganz ernsthafte Leute an die Trüffelfliege, wie sie sie nennen, glauben.

Außer den Larven, welche die Trüffel beschädigen, machen auch noch viele andere Thiere dem Menschen dieses kostbare Regal streitig. Wennschon das Wildschwein und das gewöhnliche Schwein die gefährlichsten Concurrenten sind, so nehmen sich doch auch Dachse, Rehe, Hirsche und Maulwürfe ihren Theil davon; ja selbst das Eichhörnchen frißt Trüffeln, wenn es der Nüsse überdrüssig ist. Die fortgesetzte Zerstörung des Hochwildes ist schuld daran, daß man jetzt reichlichere Trüffelernten halten kann. Man kann eben nicht Alles auf einmal haben.

Viel ist über die Art des Entstehens und des Wachsthums der Trüffeln geschrieben worden. Es giebt viele Erklärungen über diesen Punkt, welche indessen nicht übereinstimmend sind. Nach Einigen gehört die Trüffel zur Familie der Champignons, nach Andern ist sie ein Auswuchs, welcher sich an den Wurzeln verschiedener Baumarten bildet. Dieser behauptet, sie bedürfe mehrerer Jahre zur vollkommenen Ausbildung, und Jener behauptet, es vergingen nur wenige Monate von ihrer Entstehung bis zu ihrer vollständigen Reife. Ich las in einer Monographie, daß die Trüffeln wanderten und sich plötzlich in einem Boden festsetzten, wo sie bisher unbekannt gewesen, und zwar weit von ihrem früheren Wohnort, in dem Zwischenraum aber könne man niemals welche finden; Verschiedene meinten auch, es genüge, den Abfall der Trüffeln in einen günstigen Boden zu säen, um daselbst dieses kostbare Gewächs heimisch zu machen; einige Versuche sollen auch gelungen sein, und diese Erfahrung war natürlich zu verlockend, um das Verfahren so oft zu wiederholen, bis man endlich dessen Unhaltbarkeit erkannte.

Zur allgemeinen Ausstellung von 1855 sandte ein Trüffelhändler von Carpentras nebst einer Probe seiner Waare ein Protocoll, vom Maire und mehreren Notabilitäten des Landes unterzeichnet, welches bescheinigte, daß die Trüffeln in einem jungen Gehölz gewonnen worden wären, welches aus Eichensamen entstanden, von sogenannten Trüffeleichen, eigends gemacht, um Trüffeln dadurch zu gewinnen. Im folgenden Monat Februar begab sich der Graf von Gasparin mit mehreren Landwirthen dahin, erkannte die Richtigkeit der Thatsachen an und sah Trüffeln ernten auf einem Gebiete, wo nach allgemeiner Aussage sonst niemals welche zu finden gewesen. Der Eigenthümer legt verschiedenen Eichen die Eigenschaft bei, Trüffeln hervorzubringen; seiner Meinung nach hatte er seine Erfolge den Eicheln der Trüffeleichen, die er ausgesäet, zu danken. Aber es scheint mir schwierig, die Ansicht festzuhalten, als sei diese Eigenschaft nur bei gewissen Sorten von Eichen zu finden, den zahlreichen Thatsachen gegenüber, welche Hr. Bonnet sen., Präsident des Agricultur-Vereins von Apt, in einem Memoire veröffentlicht hat. Bonnet erkennt an, daß nur in einem Boden, wo Eichenarten wachsen, Trüffeln vorkommen, und daß, wenn man künstlich Trüffeln ziehen will, man zuerst Eichen pflanzen muß. Aber er glaubt nicht, daß nur einige Arten dieser Baume mit dieser Tugend begabt sind, und daß man mit Eicheln von Bäumen, an deren Fuß man Trüffeln gefunden, mehr Erfolg haben müßte, als mit Eicheln von Bäumen, in deren Nähe man nie-

mals welche entdeckt hat. Er führt zur Unterstützung seiner Behauptung mehrere Orte au, wo man auf künstliche Art viele Trüffeln gewonnen hat, indem man Eicheln dort aussäete, die aus einem Lande kamen, wo niemals Trüffeln gewachsen waren, oder auch durch Verpflanzung junger Bäume, die man aus zu dichten Waldstellen ausgerissen, wo man lange vergeblich Trüffeln gesucht hatte. Nach ihm tragen die chemische Composition, der Grad der Consistenz, die Durchdringlichkeit, die Beschaffenheit des Bodens, wo Eichenarten wachsen, ebenso viel zur Entstehung der Trüffel bei, wie die Bäume selber. So kann also eine Eiche, je nach der Natur des Bodens, in welchem sie steht, Trüffeln hervorbringen oder auch nicht.

Aus Furcht, daß mich die Erörterungen dieser Hypothesen und Theorien zu weit führen mögen, werde ich mich darauf beschränken, einige Facta anzuführen, welche ihnen zur Basis und zum Ausgangspunkt dienen.

Also man hat beobachtet:

1) Man findet nur Trüffeln in einen leichten, steinigen Boden, wo das kalkartige Element vorherrscht. Es giebt Ausnahmen, aber sie sind selten. So hat z. B. oft ein Thonboden, durch Hinzutragen von Schutt und Trümmern, die Fähigkeit erhalten, Trüffeln hervorzubringen.

2) Es ist zur Entstehung der Trüffeln nothwendig, daß das Erdreich von der Sonne beschienen werde. Sie verschwinden nach und nach immer mehr, je schattiger der Ort wird.

3) Das Ausreißen von Bäumen, das Entlauben und das Beschneiden großer Aeste haben eine entschiedene Einwirkung auf die Trüffel-Production.

4) Endlich, überall wo man die Trüffel findet, zeigt sich auch zugleich eine Art Fliege (anisotoma ferruginea) und Mückenschwärmer von der Gattung der Zweiflügeligen (tipula).

Bonnet, dem wir eine ausgezeichnete Arbeit über die Trüffel verdanken, will in ihr durchaus nur eine Art Auswuchs sehen, welcher durch den Stich eines Insects entsteht, welches seine Eier in die Schwämme, in welche die Wurzelfasern der Bäume auslaufen, niederlegt. So befremdend diese Erklärung auf den ersten Blick scheinen mag, so hat Herr Bonnet diese seine Ueberzeugung fünf und zwanzig Jahre hindurch mit so vielen sprechenden Thatsachen begleitet, daß es mir scheinen will, daß Personen, welche sich für diese schwierige Frage der Pflanzenphysiologie interessiren, dieser Lösung, wenn auch nicht ihre unbedingte Zustimmung, so doch wenigstens die Aufmerksamkeit schenken sollten, die ein tiefes, langjähriges Studium verdient.

Berliner Revue.

Kleine Zeitung.

№ 5. Sonnabend, 30. April. 1859.

Berlin, 30. April.

Wie nicht anders zu erwarten stand, wird der neue Krieg, der Krieg des Napoleoniden gegen das alte, recht alte Europa mit revolutionären Bewegungen eröffnet. Durch Italien zieht der Aufruhr, entfesselt in demselben Augenblick, wo die französischen Colonnen auf den Höhen der dauphineischen Alpen erscheinen. Ein italienischer Fürst, zugleich Erzherzog von Oesterreich, muß von seinem Volke und seiner Armee davonlaufen, ohnmächtig sehen mehrere andere seines Gleichen die Ausschaufelung auch ihres politischen Grabes mit an, und inzwischen ruft das Volk auf allen Marktplätzen Italiens ein Hoch dem Kaiser der Franzosen. Die Fürsten mögen sich also beruhigen: das Volk will nicht das Fürstenthum abschaffen, es will nur andere Fürsten, als die bisherigen, es will die That, und sei es die That des Uebels.

Wie unsere Freunde schon auf anderem Wege erfahren haben, beschäftigt man sich in der conservativen Partei gegenwärtig mit der Gründung einer „Preußischen Volkszeitung,“ eines Blattes, das berufen sein soll, den künstlichen Gegensatz, der zwischen den verschiedenen Ständen des wirklich arbeitenden Volkes vermittelst der bösen Künste gewisser, stets im Trüben fischender Agitatoren bewirkt ist, zu vernichten. Auf der Ausgleichung dieses Gegensatzes, auf der Anerkennung der Wahrheit, daß der große Grundbesitzer der beste Freund des Handwerkers sei, daß der Handwerker sein Wohlergehen auf Grund derselben Norm der inneren Politik, wie der große Grundbesitzer, finde, beruht seit Jahrhunderten die Freiheit und das ganze Glück Englands.

Wir müssen zu derselben Einigkeit kommen, keine Anstrengung in dieser Richtung darf gescheut werden. Auch das Geräusch der Waffen darf uns in der Verfolgung dieser Aufgabe nicht irre machen, denn es ist eine Thorheit, zu wähnen, daß in heutiger Zeit die innere Politik schläft, wenn die auswärtige in eine außergewöhnliche Bewegung geräth. Wer diesen Wahn zu verbreiten sucht, setzt sich bei uns im Gegentheil dem Verdachte aus, er wolle unsre Freunde und die Widersacher einer für Preußen bedenklichen Entwicklung einschläfern. Aehnliches ist schon einmal geschehen. Wir erinnern an die Zeiten von 1811, 1812, 1813. Während damals der Grundbesitz seine letzten Kräfte sammelte, um sich dann in Lieferung von Gut und Blut zu erschöpfen, waren idealistische Reformer eifrig bemüht, den preußischen Staat nach einer neuen Façon umzugestalten und den Todfeind des geschichtlichen preußischen Staates, den Liberalismus, an's Ruder zu bringen.

Die Zeiten sind inzwischen anders geworden, aber jene Bestrebungen, welche dort am glücklichsten schienen, wo die Monarchie an die äußerste Grenze ihrer Lebensbedingungen angekommen war, ruhen auch heut nicht.

Berlin, 30. April.

Ihre Majestäten der König und die Königin werden zum 6. Mai in Sanssouci erwartet. Ueber die Vorbereitungen, welche in der Königlichen Residenz getroffen werden, melden wir unter Potsdam das Nähere. Viele treue Unterthanen haben in den letzten Tagen mit besonderer Theilnahme Erkundigungen nach dem Befinden und augenblicklichen Aufenthalte der Majestäten einzuziehen versucht; es hieß indeß, daß neuere Nachrichten fehlten, und allerdings reichen die brieflichen Mittheilungen nicht über den 22. April hinaus. Sie melden, daß Se. Majestät der König nicht ganz wohl zu Rom verweile.

— Heute früh ist der königliche Reise-Salonwagen, welcher Ihre Majestäten aufnehmen und nach Schloß Sanssouci zurückführen soll, nach Triest abgegangen.

— Wird sind in der Lage, allen Gerüchten über einen bevorstehenden Rücktritt des Staatsministers Flottwell vom Ministerium des Innern widersprechen zu können. Seine Excellenz haben

sich bereit erklärt, das Portefeuille des Innern auch nach Beendigung der Kammersession zu behalten.

— Es ist noch nicht ausgemacht, ob der gegen die acht Kirchen-Patrone im Herzogthum Magdeburg verhängte Proceß hier oder in Magdeburg eingeleitet werden wird.

— Obgleich die Sendung des Geheimen Raths Wilkens nach Gumbinnen kein Material zu einer Untersuchung gegen den Regierungs-Präsidenten von Byern geliefert hat, so wird Herr von Byern doch zur Disposition gestellt werden. Seine Stellung in Gumbinnen mag allerdings nunmehr keine sehr angenehme sein. Herr von Byern zieht sich auf sein Rittergut Kriegsdorf bei Merseburg zurück.

— Die von dem Elberfelder Landrath von Diest verlangte Disciplinar-Untersuchung, auf die man Anfangs sehr eifrig eingegangen war, scheint nicht in Angriff genommen werden zu sollen.

— Gegen die Norddeutsche Zeitung in Stettin ist ein Proceß anhängig gemacht worden, weil in einer Berliner Correspondenz derselben die Sendung des Geheimen Raths Wilkens nach Gumbinnen (wegen der von der liberalen Presse verlangten Untersuchung gegen den Regierungs-Präsidenten von Byern) mit der Sendung eines Convents-Commissärs verglichen worden war.

— Zwei preußische Generale werden in nächster Zeit ihr fünfzigjähriges Dienstjubiläum feiern, v. Hahn und v. Peucker. Ersterer wird am 1. Mai diesen festlichen Tag begehen. Er trat am 1. Mai 1809 in die damalige schlesische Artillerie-Brigade ein und wohnte später bei derselben auch den Feldzügen von 1813, 14 und 15 bei, während welcher er sich das eiserne Kreuz zweiter Klasse verdiente und auch 1815 zum Premier-Lieutenant aufrückte. Das Jahr darauf trat der General in die brandenburgische Artillerie-Brigade über, avancirte einige Monate später zum Capitain, und kam 1818 oder 19 in die Adjutantur, von wo er 1830 als Major und Abtheilungs-Commandeur in die 5. Artillerie-Brigade, bereits im nächsten Jahre aber wieder von dort in die Garde-Artillerie versetzt wurde. 1840 erfolgte seine Beförderung zum Oberst-Lieutenant, 1841 die zum Chef des Generalstabes bei der General-Inspection der Artillerie, und 1843 die zum Obersten, wie beinahe gleichzeitig auch zum Flügel-Adjutanten Sr. Maj. des Königs. 1847 erhielt der General die Stellung als Brigadier der Garde-Artillerie, und 1848 befand sich derselbe als Chef des Generalstabes bei dem preußischen Corps in Holstein, wozu noch in demselben Jahre auch seine Beförderung zum General-Major erfolgte; 1849 nach Beschluß des zweiten Holsteinischen Feldzuges führte der General sogar eine Zeit lang selbstständig das Commando über die preußischen Truppen in Holstein, wo er sich für Auszeichnung das Jahr vorher auch den rothen Adler-Orden erster Klasse mit den Schwertern erworben hatte. 1850 ward v. Hahn Commandant von Berlin, das Jahr darauf Commandant von Mainz, 1853 General-Lieutenant und 1854 endlich rückte er in seine gegenwärtige Stellung als General-Inspector der gesammten Artillerie ein, wozu ihm gleich darauf auch noch die Stelle als Curator der Artillerie- und Ingenieur-Schule übertragen wurde. General der Infanterie und General-Inspecteur des preußischen

Kleine Chronik.

*** Von den Vorträgen, die der Justizrath Wagener in der Fraction von Blanckenburg gehalten, ist jetzt der zweite erschienen, der sich vorzugsweise mit der Armee beschäftigt.

*** Der Königl. Wirkl. Geheimrath und Oberceremonienmeister Baron von Stillfried-Rattonitz wurde im vorigen Jahre, als er die junge Königin von Portugal nach Lissabon begleitete, zum Grande erster Klasse von Portugal unter dem Titel eines Grafen von Alcantara ernannt. Wie wir hören, ist jetzt preußischer Seits eine Anerkennung dieser Grafenwürde erfolgt. Im vorigen Jahre erschien hierselbst in Fol. ein Prachtwerk: „Geschichtliche Nachrichten vom Geschlechte Stillfried von Rattonitz, herausgegeben von Rudolph Stillfried. Als Manuscript gedruckt." Diese treffliche Arbeit ist auch weiterhin für die Geschichte der Grafschaft Glatz von großer Bedeutung.

*** Der Tübinger Professor Max Duncker, ein Bruder des Stadtraths Duncker, der in dem Hause der Abgeordneten sitzt, ist als Professor der Geschichte an die hiesige Universität berufen. Da an hiesiger Universität zur Zeit gar kein Mangel an Docenten der Geschichte ist, so wird Herr Duncker zu gleicher Zeit als Geheimer Regierungsrath in das Cabinet des Herrn von Auerswald eintreten und schriftstellerisch thätig sein. Man erinnert sich, wie lebhaft Herr von Vincke sich vor 4 Wochen über den ehemaligen geistlichen Minister von Raumer expectorirte, weil er dem Vaterlande einen Mann wie Duncker nicht erhalten habe; — wer hätte gedacht, daß Herr v. Auerswald sich so beeilen würde, die Unterlassungssünde des Herrn von Raumer wieder gut zu machen!

*** Der Hofprediger W. Beyschlag in Karlsruhe giebt in der neuesten Nummer der D. Zeitschft. für christliche Wissenschaft und christliches Leben einen vortrefflichen Nekrolog: „Zum Andenken an Dr. Friedrich Bleek", der auf dem Umgang des Verfassers mit seinem alten verehrten Lehrer in Bonn und auf bisher unbekannten Mittheilungen ruht, welche die Familie des Verstorbenen Herrn Beyschlag zu dem Zwecke seiner Darstellung gemacht hat. Bleek wurde 1793 zu Arensböl, einem holsteinschen Flecken bei Lübeck, geboren und studirte in Kiel und Berlin, woselbst er durch Schleiermacher und de Wette am meisten gefördert wurde. In Berlin wurde er 1818

Militair-Bildungs- und Erziehungs-Wesens, v. Peucker, wird sein 50jähriges Dienstjubiläum Mitte Juli d. J. begehen.

— Die „Köln. Ztg." schreibt: „Die Polemik zwischen der Preußischen Zeitung und der Oesterreichischen Correspondenz über die Mission des Erzherzogs Albrecht hat hier auch in diplomatischen Kreisen einige Verwunderung erregt, da es notorisch und in officiellen Actenstücken constatirt ist, daß Preußen gegen die Absicht Oesterreichs, an Sardinien ein Ultimatum zu richten, die lebhaftesten Vorstellungen erhoben hatte und glauben mußte, daß Oesterreich die Absicht aufgegeben habe. Ich schrieb Ihnen vor einigen Tagen, der Erzherzog Albrecht selbst solle bei seiner Abreise am 20. April Abends noch nicht die Absendung des Ultimatums gekannt haben. Man versichert nämlich, daß er bei der Abreise zu mehreren Generalen gesagt habe, er hoffe, es werde Alles gut gehen und der Friede erhalten bleiben. Als bald darauf Nachricht durch den österreichischen Gesandten mitgetheilt wurde, daß das Ultimatum abgesandt sei, war es für die preußische Regierung eine peinliche Ueberraschung. Der Gesandte hat wohl die Nachricht selbst erst auf telegraphischem Wege erfahren. Jedenfalls war dieselbe hier bei der Abreise des Erzherzogs noch nicht bekannt.

— Der officielle „Würtemb. Staats-Anzeiger" enthält bereits folgenden außerordentlich patriotischen Artikel: Es taucht hin und wieder das Gerücht auf, daß, entgegen der Bundesverfassung, kein Bundesfeldherr ernannt werden soll, sondern die vier Armee-Corps der rein deutschen Staaten unter eine preußische und österreichische Armee vertheilt werden sollen. Diese Maßregel, gegen die bestimmten Verträge des Bundes gerichtet, würde auf die Regierungen, so wie auf ihre Truppen den nachtheiligsten Eindruck machen. Wenn der deutsche Bund beschließt, seine Armee auf Kriegsfuß zu stellen, so kann es nur im deutschen Interesse sein; nur in dieser Gesinnung kann man dem deutschen Volke so große Opfer zumuthen, und jede andere Absicht könnte nur von unabänderlichen nachtheiligen Folgen sein. Wir wollen also an solche Verabredungen nicht glauben, und das beste für unser gemeinschaftliches deutsches Vaterland hoffen.

Potsdam, 27. April. An dem großen Orangeriehause hinter Sanssouci ist der östliche, der historischen Mühle zunächst gelegene, Eckpavillon seit einiger Zeit schon mit bedeutenden Kräften in Angriff genommen, und fängt bereits das Mauerwerk an, sich über die Erdhöhe zu erheben. Es wird dieser Flügelbau eine 100 Fuß lange Durchfahrt mit einer Säulenstellung und Wohnungsräume enthalten und mit seiner vordern Fronte bis auf die darunterliegende Terrasse hinabsteigen. Sein äußerer Umfang ist vor der Hand an den Grundmauern zu erkennen; zahlreiche Sandsteinsäulen aus einem Stück liegen zur Aufstellung, sobald das Mauerwerk weit genug gediehen sein wird, bereit. Schon sind auch auf der Vorterrasse des Orangeriehauses neue ausgedehnte Gartenanlagen, aus Rasenstücken mit mannichfachem Strauchwerk und Blumen bestehend, ausgeführt worden, wodurch die Aussicht von den Thürmen noch um Vieles gewonnen hat. Der Blick über die weitgedehnte Waldfläche des Parks von Sanssouci, wie über Bornstädts Häuser und grüne Felder und über die nahe Stadt und der Havel schiffreiche Gewässer ist wunderbar schön. — Im Raphaelsaale empfangen die Bilder zum Theil neue Einrahmungen; anstoßend an denselben sind die zur persönlichen Benutzung für den Königlichen Bauherrn bestimmten Wohnräume mit aller Sorgfalt der

---

Repetent, 1823 außerordentlicher Professor der Theologie, 1829 ordentlicher Professor in Bonn. Seine eigentliche Stärke lag in der Kritik und Exegese des alten Testaments, in welchen Disziplinen er, so weit philologische Leistungen in Betracht kommen, wohl unerreicht unter den Zeitgenossen dagestanden hat. Sein Tod war ruhig und erregte unter allen Ständen Bonns und in dem weiten Kreise seiner Schüler und Freunde große Theilnahme.

*** Die „Voss. Z." beginnt heut mit den denkwürdigen Worten: „Die Politik richtet sich nicht nach der Moral der Kinderstube." Die Moral der Kinderstube pflegt von alten Tanten besorgt zu werden, und daß die Politik sich nicht nach der Tante Voß richtet, wird überall zugestanden.

*** Vor einem halben Jahrhundert sagte Napoleon I. von den Italienern: „Unter 18 Millionen Volks hab' ich mit knapper Noth zwei Männer gefunden."

*** Wahrscheinlich in nächster Woche wird im Abgeordnetenhause eine interessante Petition zur Berathung kommen. Ein hiesiger Particulier, früherer Rittergutsbesitzer N., besitzt eine Million Francs — in westphälischen Obligationen. Dieselben sind bekanntlich zur Zeit des westphälischen Königreiches in Folge einer Zwangsanleihe ausgegeben worden und wurden für dieselben Domänen und Forsten verpfändet. Bei der Auflösung des Königreiches erhielten Preußen, Hannover und Braunschweig Theile derselben, weigerten sich aber, die contrahirte Anleihe anzuerkennen. Petent bittet jetzt beim Abgeordnetenhause nicht um Anerkennung, sondern ihm den Weg Rechtens zu gestatten, und soll derselbe auf die Erfüllung seiner Bitte Hoffnung haben. (So meldet die „Gerichtszeitung".)

*** Ein hier erscheinendes Localblatt („Publicist") berichtet: Vor einigen Tagen begab sich eine bejahrte Frauensperson mit einem viel jüngeren Manne auf das Stadtgericht, um die zwischen ihnen beabsichtigte Ehe in die Civilstandsregister eintragen zu lassen. Als sie das Gerichtshaus verließen, gesellte sich bereits auf dem Corridor eine dritte jüngere Frau zu ihnen, die sogleich einen heftigen Wortwechsel veranlaßte, der bald in Schimpfreden und schließlich im Ausgangs-Portal und auf der Straße zu Thätlichkeiten zwischen den beiden weiblichen Personen ausartete und mit der Verhaftung beider endete. Es ergab sich dabei, daß die Verhafteten Mutter und Tochter

Bereitschaft zu Seinem Empfange entgegengeführt worden.

Δ **Paris**, den 27. April.

— Kriegerische Bewegung; die Kaiserfamilie auf dem Balcon; der geliebte Vetter und sein Lorbeer; das bedrohte Gesandtschaftshotel; zwei Diplomaten in Ungnade. —

Die Ereignisse der letzten Woche werden Ihnen die Ueberzeugung gegeben haben, daß ich mich nicht getäuscht hatte in meinen Ansichten von der Friedensliebe des französischen Volkes, von der die gutmüthigen deutschen Zeitungen so erbaut waren, von der sie sogar hofften, Louis Bonaparte werde sich imponiren lassen durch diese Friedensliebe! Jetzt hat man überall die Maske abgeworfen, und die Friedenspartei ist kriegslustiger beinahe noch als die Kriegspartei. Paris ist ein Heerlager geworden, und überall rasseln Waffen und tönen Kriegsgesänge, vive la guerre! rufen die Leute, das kommt ihnen vom Herzen, drein schlagen thun diese Franzosen alle gern, Viele denken auch an la gloire, noch mehrere aber an — Beute, an Italiens Freiheit gar Keiner. Bis gestern hörte man gar nicht: vive l'empereur! rufen, das fiel auf, und seit 24 Stunden ist dem Mangel abgeholfen, überall schallt es jetzt: vive l'empereur! vive l'impératrice! vive le prince impérial! Wenn Truppen durch Paris ziehen, von einem Bahnhof zum andern, so defiliren sie gewöhnlich an den Tuilerien vorüber, dann erscheint der dritte Napoleon mit seiner Gemahlin, die das Kind auf dem Arme trägt. Den Kaiser habe ich, so lange ich hier bin, noch nicht so wohl aussehend gefunden wie jetzt, seit er aus Villeneuve zurück ist, es war ihm doch wohl eine große Erleichterung, daß er endlich die Maske abwerfen konnte! Die Kaiserin Eugenia ist offenbar sehr leidend, ihr Knabe sieht roth und derb aus. Von dem Prinzen Napoleon Jerômesohn werden wunderliche Geschichten erzählt, er soll nämlich durchaus keine Lust haben, für die italienische Freiheit zu Felde zu ziehen, er muß aber mit, denn der Kaiser denkt nicht daran, diesen geliebten Herrn Vetter allein in Paris zu lassen; ein großes Commando wird er freilich nicht bekommen, sondern nur eine Reservedivision. Seine Freunde versichern, und er hat mehr Freunde, als dem Kaiser lieb ist, der Kaiser sei eifersüchtig auf die Lorbeern, die sich sein Vetter im Felde erringen werde, darum stelle er ihn in die Reserve. Andere freilich behaupten, die Thaten des tapferen Napoleon Jerômesohn wären nicht danach angethan gewesen, die kaiserliche Eifersucht, wohl aber die kaiserliche Vorsicht wachzurufen. Die Gemahlin dieses Mannes, die arme Prinzeß Clotilde, hat die volle Theilnahme der Pariser erworben. Man grüßt jetzt allgemein das „Kind mit den verweinten Augen“ auf der Straße, bei Ausfahrten, was ihrem Gemahl niemals begegnet, selbst jetzt nicht bei der kriegerischen Begeisterung. Gestern war die Rede davon, daß das Hotel des österreichischen Gesandten bedroht sei, daß man dort die Fenster einwerfen wolle u. dergl. m. Es ist kein Wort wahr davon, die Leute dachten nicht daran, aber das Gerücht wurde geflissentlich verbreitet und dann Polizeimannschaften zum Schutz des Hotels aufgestellt. Baron Hübner wird so lange hier bleiben, als

---

waren, und daß der Streit durch den Einspruch der letzteren gegen die von der Mutter mit dem jungen Manne beabsichtigte Eheschließung herbeigeführt worden war — der junge Mann war nämlich der geschiedene Ehegatte der Tochter!

*** Das „A. W.“ berichtet aus Neuhaus (in Holstein), daß vor einigen Tagen eine Schwester der Gräfin Hahn durch den römischen Geistlichen aus Kiel in die römische Kirche aufgenommen worden ist.

*** Gestern reisten einige 30 Personen — Bergleute aus dem Harze, aus der Gegend von Wernigerode — über Stettin nach Rußland zum dortigen Eisenbahnbau ab.

*** Seit einiger Zeit sind hier viele österreichische Silberthaler (neue Vereinsmünze) im Verkehr.

*** Wie es heißt, wird die hiesige Kredit-Gesell. „Ceres“ bei der nächsten Generalversammlung in Frage stellen, ob die Gesellschaft sich auflösen solle?

*** Zum ersten Male liegt der Fall vor, daß über eine der neuen wirklich konzessionirten Actien-Gesellschaften der kaufmännische Konkurs eröffnet worden ist. Nach einer Bekanntmachung des Kreisgerichts zu Duisburg ist durch Beschluß vom 27. April über das Vermögen des Broicher Bergwerks-Actien-Vereins zu Mühlheim a. d. Ruhr der Konkurs eröffnet, und der Tag der Zahlungseinstellung auf den 5. April datirt worden.

*** Auf dem Grundstücke an Apostelnkloster in Cöln hat man bei den Erdarbeiten für das neue Gymnasium einen interessanten Fund gethan. In einem steinernen Topfe, der etwa 6 Fuß tief in der Erde begraben war, wurden 1089 Stück einer Goldmünze von der Größe eines Drittel-Thalers und im Werthe von ungefähr vier Thalern entdeckt. (Im Ganzen also 4356 Thaler.) Der Revers zeigt das Bild des Kaisers Ludwig des Baiern, wie er mit Krone und Scepter auf dem Throne sitzt, und ihm zur Seite stehend den doppelten Reichs-Adler. Die Umschrift lautet: Ludowicus Dei gra Romanorum Imperator. Der Avers zeigt das gewöhnliche Kreuz der Gold-Ducaten mit der Umschrift: Christus regnat, Christus imperat, Christus vincit. Ludwig IV. von Baiern wurde bekanntlich im Jahre 1327 als römischer Kaiser gekrönt und starb 1347. Die Münzen stammen daher aus der zwischen diesen Jahreszahlen liegenden Periode. Das Grundstück, in welchem sie gefunden wurden, gehörte früher zum Stifte von St. Aposteln. Die Stücke selbst haben ein Gewicht von 1$\frac{1}{12}$ Ducaten. Merk-

der französische Geschäftsträger in Wien, Baron von Banneville, geduldet wird, dann gedenkt er sich zunächst nach Brüssel zu begeben. Es erregt beispielloses Aufsehen in der Gesellschaft, daß die beiden fremden Diplomaten hier, die in den Tuilerien seit Jahren am freundschaftlichsten aufgenommen und stets cajolirt wurden, daß diese plötzlich in eine Art von Ungnade gefallen sind. Lord Cowley, der zu den persönlichen Freunden des Kaisers gezählt wurde, ist völlig zerfallen mit den Tuilerien, man sagt, es habe eine heftige Scene stattgefunden zwischen Beiden, warum, weiß man nicht genau; man sagt, Lord Cowley, der die Mission nach Wien mit auf Wunsch Louis Napoleon's unternommen, habe erfahren, daß Rußland, ebenfalls auf Louis Napoleon's Wunsch, den Congreßvorschlag gemacht, durch den seine Mission vernichtet wurde. Glaublich ist das. Noch schlimmer zu sprechen ist man in den Tuilerien jetzt auf den Baron von Seebach, den königl. sächsischen Gesandten, den man lange Zeit sehr bevorzugte. Herr von Seebach soll das Verbrechen begangen haben, seinen Souverain nicht vom Abschluß eines Separatbündnisses mit Oesterreich zurückgehalten zu haben. Man will hier nämlich bestimmt wissen, daß zwischen Sachsen und Oesterreich ein Vertrag geschlossen sei, Sachsen habe Oesterreich sein Heer zur Verfügung gestellt.

Eine Unterredung des Fürsten Metternich mit Varnhagen

wird in dessen neuesten „Denkwürdigkeiten" mitgetheilt. Varnhagen wurde im Jahre 1834 von dem Fürsten empfangen, und bei dieser Gelegenheit äußerte der Fürst über die ihn leitenden Ansichten und Maximen: „Ich habe in Geschäftssachen keinen Haß und keine Vorliebe, sehe auf die Sache und demnächst auf die Brauchbarkeit der Menschen, die ich dabei zu verwenden habe; wer redlich eingreift und das Werk fördert, ist mir willkommen, sei er mir persönlich bis dahin auch noch so sehr entgegen gewesen oder in allgemeinen Ansichten von mir verschieden. Nie hab' ich Jemanden als Person verfolgt, nur immer die Wirksamkeit, die ich bestreiten oder unterdrücken mußte. Die Grundsätze, welche ich mir von Anfang meiner Laufbahn gewählt, haben sich mir in allen Lebens- und Geschäfts-Erfahrungen erprobt, und ich kann sagen, daß seit 25 Jahren, die ich an der Spitze des Cabinets stehe, mich nie etwas gereut hat." — Nach einigen Zwischenworten fuhr Fürst Metternich fort: „Wo Alles wankt und wechselt, ist vor Allem nöthig, daß irgend Etwas beharre, wo das Suchende sich anschließen, das Verirrte seine Zuflucht finden könne. Dies Beharrende bin ich gewesen, hier hat alles Bedürftige seine Anlehnung gehabt, hier hat das früher Feindlichste sich friedlich vereinigt. Es hat Zeiten gegeben, wo Rußland, andere, wo Frankreich mich hätte stürzen mögen; doch bald wandten sich die Dinge so, daß jene einsehen mußten, ich sei für sie der rechte Mann. Wie von den Staatsmächten, gilt dies auch von den Parteien. Durch mein Feststehen, durch meine stete Gleichmüthigkeit hab' ich Vertrauen erworben, Freunde und Feinde bezeigen es mir im höchsten Grade; die bedeutendsten Männer aller Parteien — hören Sie wohl, ich sage aller — haben sich mir genähert, mehr oder minder mit mir angeknüpft, ihre geheimsten Plane mir eröffnet, und keiner

---

würdig ist der Fund insbesondere dadurch, daß eine für jene Epoche so bedeutende Summe in Goldstücken derselben Zeit und fast desselben Gepräges zusammen verborgen worden ist.

*** Aus dem Hamburgischen, 27. April. Schon öfter ist von Seiten der Post, bei frankirten Briefen an mich aus Preußen, bei mir gleich bei Abgabe des Briefes oder am Tag nachher der Absender erfragt worden, weil zu viel oder zu wenig Porto erhoben sei; in diesen Tagen geschah aber eine solche Anfrage bei mir auf Requisition der Berliner Post-Revision wegen eines Geldbriefes mit 7 Thlr., der am 5. Oktober 1858 in Berlin an mich auf die Post gegeben war, und für den 3 Sgr. Porto zu wenig erhoben sein sollten; das scheint mir etwas zuviel verlangt. Ich notire Alles sehr genau, so konnte ich zufällig Auskunft geben, und fand, daß eine Dame die Absenderin war, die meiner Tochter einige kleine Besorgungen aufgetragen hatte. Um dieselbe nun nicht erst Weiterungen auszusetzen, bezahlte ich die 3 Sgr. und machte damit diese Sache ab; aber ich möchte mir über diese Angelegenheit überhaupt eine Bemerkung erlauben. Weiß der Empfänger eines solchen Briefes den Absender nicht wohnen — oder will ihn nicht nennen, was doch auch vorkommen kann — so wird die Post umsonst gefragt haben und die Sache damit ruhen. Wenn aber der Absender genannt, zur Nachzahlung aufgefordert wird und solche verweigert, wie dann? Mich dünkt, er muß damit frei kommen können, wenn er erklärt: „ich habe an die Post bezahlt, was man mir abverlangte, weiß nicht mehr, wie viel das war, mein Brief ist dafür angenommen und besorgt, das ist nun abgeschlossener Handel und ich will nicht nachzahlen." Wollte man ihn aber gar durch das Gericht zwingen zur Nachzahlung, so möchte ich wissen, womit man die Zuwenig-Zahlung beweisen wollte, denn die Notiz des Postbeamten würde schwerlich genügen: hat er sich versehen beim Fordern des Porto's, so kann er sich ebenso gut versehen beim Anschreiben desselben. Und noch muß ich eines Falles erwähnen, den ich keineswegs vermuthe, der aber doch möglich ist: Wenn solche Nachzahlungen geschehen müßten, und sogar nach 6 Monaten, auf einfache Forderung der Post, so kann ein Postbeamter einen Theil des Porto's unterschlagen, absichtlich zu wenig notiren und nachher das Fehlende durch den Absender nachbezahlen lassen. — Ich meine, ist ein solches Versehen geschehen und nicht sofort ausgeglichen, so

hat sich schlecht dabei befunden, jedem habe ich das ihm Nöthige gesagt, keinen je dem andern verrathen; im Gegentheil! Wie der katholische Beichtvater, habe ich in mißlichen Collisionsfällen stets lieber mich geopfert und oft schwer dafür gelitten, daß ich das mir bewiesene Vertrauen geehrt und fremdes Geheimniß wohl bewahrt habe. Sie wissen es aber auch Alle, Freund und Feind, und geben mir immerfort neues Zeugniß davon." — Nach einer Weile sagte der Fürst: „Ich habe ein Princip, und nach diesem handle ich unwandelbar. Ein Princip aber ist keine Doctrin, beide sind im Gegentheil sehr verschieden; jenes ist in der moralischen Welt, was in der physischen ein Felsen, fest, unbezwinglich, überall sich gleich; eine Doctrin ist immer willkürlich und in ihrer Folgerichtigkeit gewaltsam, für den Staatsmann ein schlechtes Werkzeug. Im Princip darf der Staatsmann nie wanken, er muß dasselbe unerschütterlich festhalten, dagegen in der Anwendung darf er sich tausend Modificationen gestatten, ja er muß sie von selbst aufsuchen und wählen, wenn er seine Sache und sich nicht freventlich in die Luft sprengen will; der Staatsmann darf keine Stange Eisen sein, sondern eine Stahlfeder, die sich unter jedem Drucke biegt, ihm aber auch widerstrebt und gleich wieder, so wie er aufhört, die frühere Gestalt annimmt." Dabei verwahrte er sich stärkstens, kein Mann des sogenannten juste milieu zu sein, noch sein zu können. "Wer ein Princip hat," sagte er, "der muß auf das Aeußerste gehen, nicht eine Mitte behaupten wollen, die in Wahrheit keine ist, sondern nur eine scheinbare, ein elendes Zusammenhalten widerstrebender Enden." — Varnhagen will diese Unterredung in ihrem Kerne gleich am Abend desselben Tages niedergeschrieben haben. Fürst Metternich, damals 61 Jahre alt, war, wie Varnhagen ihn beschreibt, zwar vom Alter noch nicht gebeugt, aber sehr ernst gemacht; die frühere Eleganz und Anmuth war in strengere Haltung und steifere Würde übergegangen. — In seinen Gesichtszügen lag dieselbe verschlossene Gleichgiltigkeit, die man so oft an ihm getadelt und bewundert hatte; nur trat in ihnen ein stärkeres Bewußtsein der eigenen Wichtigkait hervor, die früher sich ebenfalls unter der Decke zu halten liebte.

Vermischtes.

[Eine uralte Handschrift der Bibel.]

Dresden. Prof. Tischendorf hat von Kairo aus an den königl. sächsischen Cultusminister v. Falkenstein die Nachricht gelangen lassen, daß ihm auf seiner in kaiserl. russischem Auftrag unternommenen Reise ein wichtiger literarischer Fund geworden. Die wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung enthält den Wortlaut des an den Minister gerichteten Schreibens. Es geht daraus hervor, daß Prof. Tischendorf in einem der dortigen Klöster (in Kairo?) eine uralte griechische Bibelhandschrift aufgefunden hat, die nicht nur mit dem berühmten Codex Vaticanus, den neuerlichst Angelo Mai veröffentlicht hat, als völlig ebenbürtig rivalisirt, sondern ihn sogar durch mehrere Eigenschaften an Wichtigkeit für die christliche Wissenschaft noch übertrifft. Tischendorf setzt die Handschrift zuversichtlich ins vierte Jahrhundert. Sie besteht aus 346 sehr großen feinen Pergamentblättern, ist auf jedem einzelnen Blatt in vier Textcolumnen geschrieben und großentheils trefflich erhalten. Nur die zahlreichen alten Correcturen bieten besondere Schwierigkeiten dar. Außer sehr beträchtlichen Theilen des alten Testaments, z. B. dem größten Theil der großen und kleinen Propheten, dem Psalter, dem Buch Hiob, Jesus Sirach, der Weisheit Salomo's und anderen sogenannten alttestamentlichen Apokryphen, oder vielmehr Hagiographen, enthält die Handschrift das ganze Neue Testament, ohne daß ihr ein einziges Blättchen fehlt. Hierauf legt Tischendorf das größte Gewicht, indem er anführt, daß keine einzige der vom vierten bis zum neunten Jahrhundert verfaßten und auf unsere Zeit gekommenen Bibelhandschriften, weder der Codex Vaticanus zu Rom, noch der Codex Alexandrinus zu London, den vollständigen Text des Neuen Testaments enthält. Von ganz besonderem Belang ist hiebei die Offenbarung Johannis, die im vaticanischen Codex gänzlich fehlt, und nur durch drei alte Handschriften, den Codex Alexandrinus, den sehr lückenhaften Codex Ephraems zu Paris und eine vaticanische Handschrift aus dem achten Jahrhundert den gelehrten Kritikern dargeboten ist. Tischendorf weist der jetzt aufgefundenen Handschrift unbedingt den ersten Rang an unter allen Autoritäten für den Originaltext des neuen Testaments. Zu diesem so kostbaren Inhalt der Handschrift kommen aber auch noch zwei andere Bestandtheile, deren Auffindung gar wohl allein hinreichen würde, die neue Reise zu einer erfolgreichen zu machen. Diese zwei andern Bestandtheile sind nämlich denjenigen Schriften angehörig, welche die Kirche der ersten Jahrhunderte sehr geneigt war in den Kanon, in die Zahl ihrer heiligen Schriften, aufzunehmen. Eben deshalb hat sie auch der Schreiber der uralten Handschrift an den Schluß der Apokalypse angereiht. Die eine dieser wenigen Schriften ist der Lehrbrief des Barnabas, d. h. jenes Freundes und Begleiters des Apostels Paulus, dem das betreffende Schriftstück von Männern wie Clemens Alexandrinus entschieden zugeschrieben wird. Sollte diese Annahme auch ein Irrthum sein, so kann doch kein Zweifel darüber sein, daß der Brief schon ums Ende des ersten christlichen Jahrhunderts verfaßt sei. Diesen Brief nun, bisher nur aus neueren griechischen Handschriften, denen

muß der Postbeamte den Schaden tragen, den er durch seine Unachtsamkeit der Postkasse zugefügt hat, und wird dadurch am ehesten vorsichtig werden, dem alten Spruch gemäß: „Durch Schaden wird man klug!"

*** Man schreibt uns aus Holstein das hübsche Wort: Aus dem Munde eines Ständedeputirten kann man hören: „Jeder von uns wollte ganz etwas Anderes, als die „Versammlung" „einmüthig" beschlossen hat."

sämmtlich die ersten fünf Capitel fehlen, und aus einer alten oft unverständlichen corrupten lateinischen Uebersetzung geschöpft, hat Tischendorf gleichfalls in der Handschrift des vierten Jahrhunderts vollständig aufgefunden. Und desgleichen in einem Heft von 52 Textcolumnen den ersten Theil von der neuerdings vielgenannten aus dem zweiten Jahrhundert stammenden apokalyptischen Schrift, dem Hirten des Hermas. Dieser Fund ist auch deshalb von besonderer Bedeutung, weil sich nach ihm das Urtheil über den von Simonides nach Leipzig, theils in seiner eigenen auf dem Athos gemacht Abschrift, theils auf drei Papierblättern aus dem fünfzehnten oder vierzehnten Jahrhundert gebrachten griechischen Text feststellt. Tischendorf schreibt darüber: „Ich freue mich mittheilen zu können, daß der Leipziger Text nicht aus mittelalterlichen Studien, sondern aus dem alten Originaltext hergeflossen ist. Meine entgegengesetzte frühere Behauptung hat sich aber insofern bewährt, als der Leipziger Text an vielen Corruptionen, und auch an solchen leidet, die ohne Zweifel aus mittelalterlicher Benutzung des lateinischen Textes stammen." Zuletzt sagt Tischendorf in seinem Schreiben: im Vertrauen auf die dem Unternehmen zugewandte hohe Gunst des Kaisers glaube er schon jetzt der gelehrten Welt die baldigste und des Objects würdigste Veröffentlichung der Handschrift nach seiner eigenhändigen „peinlich genauen und sorgsam revidirten Abschrift von den sämmtlichen 132,000 Columnenzeilen" in Aussicht stellen zu dürfen. „Die vaticanische Handschrift kannte man seit drei Jahrhunderten, bevor vielgehegten Wünschen durch ihre Herausgabe genügt wurde. Vielleicht bedarf's statt jener Jahrhunderte nur eben so vieler Jahre, um die christliche Literatur mit der jetzt aufgefundenen, einer ihrer kostbarsten Urkunden, zu bereichern." (Allg. Ztg.)

— Russen (Schilling von Canstatt), Engländer (Wheatstone) und Amerikaner (Morse) streiten um die Priorität der Erfindung des elektrischen Telegraphen, und doch ist der wahre Erfinder ein Deutscher, ein Preuße, der berühmte Anatom Samuel Thomas (von) Sömmering, geb. zu Thorn 1755, † zu Frankfurt a. M. 1830. Daß seine Erfindung vergessen worden, läßt sich dadurch erklären, daß, seit 1820 Oersted den Elektromagnetismus entdeckt hatte, dieses Princip durch Schilling von Canstatt angewandt und damit allerdings ein vollkommenerer Erfolg, als durch die von Sömmering angewandte Gasentwickelung mittelst einer Voltaischen Säule erreicht worden ist. Es läßt sich aber aus den von dem Sohne des Erfinders, dem Hofrath Dr. med. W. Sömmering in Frankfurt, mitgetheilten Auszügen aus dem Tagebuche desselben (vergl. Jahresbericht des physikalischen Vereins zu Frankfurt a. M. für 1857 u. 58) nachweisen, daß Schilling 1811 den von Sömmering in München mit seiner Vorrichtung angestellten Versuchen beiwohnte. Seinen nach dem neuen Princip construirten Apparat zeigte Schilling 1835 auf der Naturforscherversammlung in Bonn vor, wo ihn Prof. Muncke aus Heidelberg sah. Dieser ließ sich hier einen ähnlichen, noch vorhandenen, verfertigen, welchen er bei seinen Vorlesungen benutzte. In Heidelberg nahm ein dort sich aufhaltender Engländer, William Fothergill Cooke, Kenntniß davon, reiste nach England und nahm in Gemeinschaft mit dem Professor an King's College in London, Wheatstone, ein Patent darauf. Am 25. Juli 1837 wurden in England am londoner Bahnhof der Nordwestbahn die ersten Probeversuche mit elektro-magnetischen Telegraphen vermittelst eines Drathes von 1¼ Meilen Länge angestellt, nachdem in Deutschland schon 1833 Weber und Gauß in Göttingen und Steinheil in München elektrische Telegraphenleitungen hergestellt hatten. Der Amerikaner Morse lernte den Telegraphen zuerst in Europa kennen und machte die ersten unvollkommenen Versuche mit dem Schreibtelegraphen am 4. September 1837. Sömmering legte seine Erfindung bereits am 28. August 1809 der Münchener Akademie der Wissenschaften vor; die damals vorgelesene Abhandlung findet sich in den Denkschriften der königl. bairischen Akademie der Wissenschaften für 1809 und 1810, München 1811. Napoleon I., welchem Baron Larrey die Erfindung im November 1809 zubrachte, verwarf sie kurzweg als eine idée germanique! Mit prophetischem Sinn schrieb Sömmering an Sir Humphrey Davy, es werde dereinst noch ein Telegraphentau durch den Kanal gelegt werden.

Berliner Börse
vom 22. bis 29. April.

Die Verheerungen, welche diese letzten 8 Tage in den Coursen angerichtet haben, sind furchtbar. Die friedlichen Aussichten, welche der Börse am 21. octroyirt waren, hatten die größten und schleunigsten Ankäufe der Speculanten veranlaßt. Baissiers deckten sich à tout prix und drehten sich zur Hausse, und Haussiers kauften entweder noch zu oder gaben unter diesen günstigen Umständen doch wenigstens nichts heraus. Selbstredend mußten die so plötzlich darauf folgende Enttäuschung und die täglich in bestimmterer Form hervortretende Kriegsgewißheit, zumal sie noch durch eine Menge bis jetzt noch vollständig unbestätigter Gerüchte gesteigert wurde, ein rapides Fallen der Course hervorbringen. Ein Vergleich der Course vom 21. mit den heutigen (29.) bezeichnet deutlicher als alles den enormen Umfang der Verluste, welche Börse und Publicum in diesen 8 Tagen erlitten haben — und dabei ist noch kein Schuß gefallen, kein Krieg erklärt, noch nicht einmal eine diplomatische Verbindung abgebrochen!

Die österreichischen Effecten erlitten natürlich den stärksten Fall und zwar: Franzosen 45 Thlr. (141—96), Creditactien 30 pCt. (80—50), National-Anleihe 24 pCt. (67—43), Metalliques 23 pCt. (62—39), 1854er Prämienloose 23½ pCt. (93½—70), Creditloose 14 pCt. (54—40), Banknoten 13 pCt. (86—73), und kurzsichtige Wiener Wechsel 16 pCt. (86—70). Von Eisenbahn-Actien fielen oberschlesische Lit. A. 21 pCt. (119—98), Potsdam-Magdeburger 20 pCt. (118—98), Bexbacher 18 pCt. (132—114), Köln-Mindener und Rheinische 16 pCt. (129—113 und 80½—64½), Anhalter und Oberschlesische Lit. B. 14½ pCt. (106½—92 und 112½—98), junge Anhalter, Thüringer und Friedrich-Wilhelm-Nordbahn 12 pCt. (100—88 und 51¼—39¼), Berg.-Märkische, Freiburger und Magdeb.-Wittenberger 11 pCt. (74—63, 83¼—72¼ und 39—28), Amsterdam-Rotterdamer und Mecklenburger 10 pCt. (69—59 und 48—38), Cosel-Oderberger und Stargardt-Posener 9 pCt. (44—35

und 81—72), Stettiner und Oppeln-Tarnowitz 7 pCt. (102—95 und 37—30), Aachen-Mastrichter 5 pCt. (23—18).

Von Bank- und Creditpapieren wichen Darmstädter 22½ pCt. (77½—55), Coburger 20 pCt. (70—50), Genfer 18 pCt. (43—25), Berliner Handelsgesellschaft, Leipziger, Meininger, Norddeutsche und preußische Bank 17 pCt. (77—60, 61—44, 72—55, 77—60 und 129—112), Braunschweiger und Disconto-Commanditantheile 15 pCt. (101—86 und 92—77), Thüringer 14 pCt. (64—50), Pommersche ritterschaftl. Privatbank und Schlesischer Bankverein 13 pCt. (93—80 und 73—60), Hannoversche 12 pCt. (92—80), Dessauer, Geraer und Weimar 11 pCt. (34—23, 78—67 und 86—75), Bremer, Danziger, Gothaer, Luxemburger und Posener Provincial 10 pCt. (96—86, 77—67, 73—63, 72—62 und 76—66) u. s. w.

Außerdem wichen Dessauer Gasactien und Eisenbahnbedarf um 9 pCt. (91—82 und 84—75), österreichisch-französische Staatsbahn-Prioritäts-Actien von 253—220, alle preußischen Prioritäts-Obligationen waren vollständig unverkäuflich und für die besten und solidesten Gattungen kein Gebot zu erhalten; es ist dies ein Beweis von der großen Unvorsichtigkeit, welche man durch die Concessionirung so großer Massen von Prioritäts-Obligationen begangen hat. Von preußischen Fonds wich die 4½ pCtige Anleihe von 98—89, stieg aber durch mehrfache Deckungs-Käufe heute wieder auf 93 à 92. Prämien-Anleihe ging von 111 à 103, Staatsschuldscheine von 82½—76½ und auch Rentenbriefe wichen, sobald sie überhaupt verkäuflich waren, um 10 pCt., eben so russische Effecten durchschnittlich etwa 7 pCt.

Ebenso waren Wechsel, hiesige sowohl als auswärtige, fast unverkäuflich, und letztere bedeutend niedriger. z. B.: Petersburg 7 pCt. (97—90), Warschauer 4⅓, Hamburg 2⅓, Amsterdam und Paris 1⅞ à 1¼, London 3⅓ Sgr. (6 Thlr. 15 Sgr.), Augsburg und Frankfurt a. M. 8 Sgr., und die Bankiers dadurch mehrfach in großer Verlegenheit, da bei ihnen hauptsächlich das Wechselportefeuille die Mittel für Beschaffung der zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten nöthigen Geldmittel liefert. Den Haupt-Impuls zum erneueten gestrigen Rückgange der Wechsel-Course gab eine von Paris hier eingegangene Ordre zum Ankauf von 2 Millionen Franken Silber, welche eben nur durch ein so bedeutendes Werfen der Wechsel-Course zur Ausführung gelangen konnte, damit dem pariser Bankhause, welches diese Ordre hergegeben hatte, die Lust zur Wiederholung einer solchen Operation benommen würde.

Mit bangen Befürchtungen sieht die Börse der morgenden Ultimo-Liquidation entgegen, an welcher so enorme Differenzen zur Abrechnung kommen. Die Londoner Stockbörse meldet bereits heute 31 Fallimente an der Stockbörse; hier, wo die Zahlung der Cours-Differenzen in den meisten Fällen nur Ehrensache ist, werden die Fallimente wohl nur vereinzelt bleiben, aber desto häufiger werden die Fälle sein, in denen man sich über die Zahlung der Differenz „verständigt." Zu einem wirklichen Fallissement ist es erst bei einem bedeutenderen Hause gekommen, das namentlich früher in sehr gutem Ansehen stand, aber seit dem vor einigen Jahren erfolgten Tode des Vaters des jetzigen Chefs sich in so ausgedehnte Börsen-Speculationen einließ, daß es, wie verlautet, schon am Schlusse des vor. Jahres mit nur 30,000 Thlr. eigenem Vermögen abschloß; dem gegenüber nun 180,000 Thlr. Börsen-Differenzen, welche es jetzt zu zahlen, gar keine, und von einer noch viel größeren Summe Buch- und Wechselschulden, wohl nur die letzteren einige Aussicht haben, zu einer partiellen Hebung zu gelangen, namentlich wenn die Bemühungen zu einem außergerichtlichen Vergleiche, wie zu erwarten, scheitern sollten.

Rücksichts des Abschlusses der Disconto-Gesellschaft beschränken wir uns unter den gegenwärtigen Verhältnissen darauf, Direction und Publikum auf die sehr ernste Lage des Gesellschafts-Vermögens aufmerksam zu machen. Die Mittel der Gesellschaft sind nach dem vorliegenden Abschlusse durch 4½ Millionen Wechsel, 3½ Millionen Effecten, 9½ Millionen Thlr. Debitoren und durch 2½ Millionen Thaler theuer erkaufte Bergwerke und Grundstücke in Anspruch genommen, dabei ist nach der Abrechnung vom 1. April d. J. die „statutenmäßige Credit-Gewährung" auf fast 6½ Millionen Thaler gestiegen. Außer diesen 26 Millionen Thalern, von welchen vielleicht jetzt schon, gewiß aber in Zeiten einer ernsten Krisis, deren unverkennbare Anzeichen uns bereits bedrohen, nur wenig wirklich realisirbar sein dürfte, besitzt die Gesellschaft zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten nur einen Kassenbestand von 400,000 Thalern, da der Reservefond von 900,000 Thlrn. doch auch nicht in baarem Gelde vorhanden ist und die 12½ Millionen Thlr., welche noch aus den Geschäftsantheilen eingefordert werden können, in kritischen und Krieges-Zeiten ebenfalls wohl nur in geringem Maaße realisirbar sein dürften. Demgegenüber bestehen die Verpflichtungen der Gesellschaft laut Abschluß in ½ Millionen Thlr. Depositen-Gelder, 1½ Millionen Thlr. Creditoren in laufender Rechnung, 3 Millionen Thlr. Accepte und bei einem Wechselbestande von 4 bis 5 Millionen Thlrn. und dem sehr bedeutenden Geschäfte in Wechseln auf auswärtige Plätze in einer enormen Giro-Verbindlichkeit, welche doch wohl mindestens der Höhe des Wechselbestandes gleich kommen dürfte. Es wird Niemand leugnen können, daß die Lage des Gesellschafts-Vermögens unter diesen Umständen eine sehr ernste ist und die Verwaltung eine schwere Verantwortung zu tragen hat. Es dürfte der Letzteren daher zu empfehlen sein, dafür Sorge zu tragen, daß selbst auf die Gefahr des Tantième-Verlustes für dieses Jahr, die Mittel der Gesellschaft für alle Fälle möglichst liquide gehalten und der geringe Baarvorrath nicht noch durch den Ankauf der eigenen Commandit-Antheile geschwächt werde, zu welchem die Direction in der letzten General-Versammlung sich auf Höhe von 1,787,600 Thalern hat ermächtigen lassen.

Redacteur: H. Keipp in Berlin. — Verlag von F. Schneider in Berlin.
Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch) in Berlin.

Die Aufgaben der innern Politik.

Oft macht eine Festung während ihrer Belagerung und während ihre Vertheidiger bemüht sind, Angriffe der Stürmenden abzuschlagen, größere Umbauten und Neubauten in ihrem Innern nothwendig, als selbst in der Friedenszeit, die allerdings recht eigentlich zu jenen Bauten bestimmt war. Das prächtigste und denkwürdigste Werk aus Menschenhand entstand, indem sie mit der Linken die Steine herbeitrugen und in der rechten das Schwert hielten. Der Kampf nach Außen schließt die Thätigkeit im Innern nicht aus, und es zeugt von wenig Nachdenken, wenn heut auf einigen Stellen behauptet wird, glücklicher Weise würde die innere Politik Preußens bis auf Weiteres Ruhe haben, da die äußere großen Verwickelungen entgegengehe, der Krieg würde unsere innern Differenzen und Debatten verschwinden machen.

Wir wiesen schon in unserer vorigen Nummer kurz darauf hin, daß dem durchaus nicht so ist, daß gerade im Gegentheil die Dinge in Preußen seit Menschenaltern so bestellt sind, um mit doppelter Schwerkraft gerade während eines Krieges auf ihre weitere Entwicklung hinzudrängen, daß die Jahre der größten Verwickelungen unserer auswärtigen Politik auch zugleich die der größten Veränderungen und Neugestaltungen in unserer inneren waren. Der Name des ersten Napoleon steht in uneren Geschichtsannalen neben den Namen Schön's, Auerswalds &c.; welche Namen werden von unseren Nachkommen neben dem Napoleon des Dritten erwähnt werden?

Wir glauben fast, daß keine Prophetengabe dazu gehört, wenn auch nicht diese Namen unserer Zukunft, so doch den Klang und den Charakter derselben zu bezeichnen, denn die Verhältnisse sind derartig bestimmt, daß die weitere Entwicklung unserer inneren Zustände kaum anders als in einem näheren oder entfernteren Anschluß an die Principien vor sich gehen kann, die wir stets bekämpfen mußten.

Wir sagen nicht, daß solch eine Entwicklung irgendwo am entscheidenden Orte gewünscht, daß sie dort irgendwie gefördert wird: wir behaupten nur und sind davon auf's Festeste überzeugt, daß die Vorbedingungen und Triebfedern solch einer Entwicklung unabweisbar gegeben sind, und daß auch der beste und festeste Wille, so lange er nicht an ihre Entfernung geht, sich ihren Consequenzen nicht wird entziehen können.

Wir finden in dem „Programme zu einer Volkszeitung,"*) das gegenwärtig den Mitgliedern der conservativen Partei übersandt wird, und das wir zu weiterer Unterstützung ernstlichst empfehlen, über diese Triebfedern unserer Zukunft folgende bemerkenswerthen Sätze:

„Schon finden die bedenklichsten Capitalbewegungen nicht mehr in einzelnen und kleineren Kreisen des jüdischen Verkehrs statt, sondern es läßt sich bereits eine ganze große Gesellschaftsschicht bezeichnen, deren eigentliches Geschäft das des speculirenden Rentiers ist. Daß diese Klasse von Menschen eine äußerst gefährliche ist, weil sie das Eigenthum in den Augen der Masse zu etwas Verhaßtem und Verächtlichem macht, bedarf keiner Frage und Untersuchung; daß aber dieselbe Klasse zugleich eine äußerst einflußreiche ist, ja daß sie schon in wichtigen Momenten der jüngsten Geschichte die Entscheidung über Wohl und Wehe einer ganzen Staatsgesellschaft gegeben hat, ist leicht nachzuweisen. Denn diese gefährliche und einflußreiche sociale Schicht fällt wesentlich mit der liberal-constitutionellen, der doctrinären Partei zusammen, und die politische Gesetzgebung, deren Durchführung sie verfolgt, ist nur darauf berechnet, die letzten Hindernisse, welche der Herrschaft des beweglichen Capitals entgegenstehen, zu beseitigen. Darum verlangen diese Doctrinärs, die auf der anderen Seite so außerordentlich practisch sind, den Wegfall aller Beschränkungen im Ankauf und Verkauf von Gütern, darum den Wegfall aller Einrichtungen, in denen die städtische Arbeit ihre Sicherheit und Solidität findet, darum die Beseitigung jeder Grenze zwischen Stand und Stand, zwischen Stadt und Land, zwischen Land und Land. Sie wollen, um es mit einem Worte zu sagen, die Herstellung eines Zustandes scheinbar vollster égalité, d. h. eines Zustandes, wo die Macht des Geldes jede natürliche Schwäche der Gesellschaft und ihrer einzelnen Mitglieder nach Herzenslust ausbeuten kann."

Wir haben diesem Programme kein Wort hinzuzusetzen, und wenn wir nicht in die Lage kommen wollen, die zweite Auflage der vielgepriesenen Reformepoche von 1808—1811 zu erleben, aber wahrscheinlich dabei eine Epoche ohne einen Stein, so müssen wir das thun, was das erwähnte Programm in seinem weiteren Verlauf sagt. Es heißt in ihm:

„Gegen diese gefährliche Klasse (der liberalen Doctrinärs) Front zu machen, ist eine den Vaterlandsfreunden, allen ehrlichen Christen und Royalisten gebotene Pflicht.

Dem großen Grundbesitze allein würde es schwer fallen, diesen Kampf mit Erfolg zu führen, denn wie die jüngste Geschichte in Frankreich und auch in unserer Gegend zeigt, verstanden die Plutokraten es sehr gut, das Mißtrauen des Volkes gegen sie auch auf die Grundbesitzer und überhaupt auf alle wirklich arbeitenden Wohlhabenden im Volke auszudehnen. Damit dies aufhöre, ist ein entgegenkommender Schritt des Grundbesitzes, ein Schritt, der im Vertrauen auf die conservative Grundneigung in unserem mittleren und kleineren Gewerbe- und Handelsstande geschieht, nothwendig.

---

*) Ein hiesiges Blatt, das auf irgend einem uns übrigens gleichgültigen Wege in den Besitz des Programms gekommen ist, giebt sich den Anschein, als wolle es durch Veröffentlichung desselben uns demnächst irgend eine große Benachtheiligung bereiten. Wir zeigen hiermit der betreffenden Redaction, daß wir unsere Sache auch öffentlich zu vertreten wissen.

Eine Hauptaufgabe wird es dabei sein, nachzuweisen, daß der Liberalismus mit seinen Versuchen, Freiheit zu begründen, das reine Gegentheil bewirken muß, daß er heute wie immer nur im Stande sein wird, das Volk mit Phrasen der Freiheit in die Auflösung der Revolution und in den Imperialismus hinüber zu führen.

Denn selbst vorausgesetzt, daß ihm die unumgänglichen Voraussetzungen wahrer Selbstregierung bekannt sind, so wird er sie doch stets ignoriren, weil sie in zwei Stücken ihm und seinen oben angedeuteten, auf dem beweglichen Capital beruhenden Bestrebungen geradezu feindlich sind. Diese beiden Stücke sind 1) die möglichste sociale Sicherheit jeder ehrlichen Thätigkeit und 2) der Bestand einer wirklichen Aristokratie, als natürlicher Spitze und Wächterin dieser socialen Sicherheit der Arbeit.

Wie es dem neuen Volksblatt ganz besonders angelegen sein wird, den innerlichen und unlöslichen Zusammenhang dieser beiden Stücke dem Auge auch des kleinen Meisters und Gewerbtreibenden klar zu machen, so wird es die in diesen Punkten enthaltene Voraussetzung des wirklichen politischen Selfgovernments den Phantasien des Liberalismus gegenüber auf das Bestimmteste hervorheben, in der festen Ueberzeugung, dadurch im Bewußtsein der grossen Masse die Unentbehrlichkeit und segensreiche Wirksamkeit einer nationalen Aristokratie allmälig festzustellen und auf der anderen Seite in den um ihre Existenz ringenden kleinen Leuten ein gesundes Streben nach Vereinigung und Gemeinsamkeit der socialen Action herbeizuführen.

Tritt, wie Gott wolle, diese Bewegung erst ins Leben, so ist der preußischen Aristokratie ein neuer Beruf gesichert, die Emancipation und Befreiung der Hintersassen und Hörigen des Industrialismus und der Plutokratie und außerdem das Protectorat über die zahlreiche Vereinigungen und Corporationen, in denen die wirklich arbeiten Klassen, unter denen die Aristokratie obenan steht, ihre sociale Selbstständigkeit nnd politische Bedeutung suchen. Natürlich, daß sie in den Spitzen und Autoritäten, welche aus diesen neuen localen Rechtskreisen als Repräsentation derselben hervorgehen werden, die tüchtigsten Genossen ihrer politischen Thätigkeit in den oberen Staatssphären erhalten wird.

Wir kommen mit diesen unseren Bestrebungen nur demjenigen entgegen, was bereits in den Kreisen der Handwerker und kleinen Gewerbtreibenden, mehr oder weniger bewußt, zu realisiren versucht wird; denn was sie erstreben, ist auch nichts Anderes, als genossenschaftliche Vereinigung, Selbstverwaltung, eigene Gerichtsbarkeit und die ihrer socialen Stellung und ihrem Berufe entsprechende politische Bedeutung, und es sind dies Ziele und Aufgaben, welche die Solidarität ihrer Interessen mit denen des Grundbesitzes und überhaupt jeder politischen Aristokratie verbürgen.«

Es handelt sich um einen großen und entscheidenden Sieg oder um eine letzte Niederlage.

Ueber die alten Parlamente Frankreichs und deren Einfluß auf die Staatsformen der Gegenwart.

Von

Aug. Wilh. Ferd. von Tippelskirch,

Königlichem Ober-Staatsanwalte beim Appellations-Gerichte zu Stettin.

I.

Vorwort.

Es ist bekannt genug, und Niemand, welcher politischen Partei er immerhin angehören möge, wird die Thatsache bestreiten wollen, daß die französische Revolution von 1789 auf den Staat und die Gesellschaft der Gegenwart einen mächtigen Einfluß geübt hat. Nächst den schreienden Mißbräuchen in der Staatsverwaltung und dem tiefen sittlichen Verderben der Gesellschaft war der Hauptfactor dieses welterschütternden Ereignisses die Philosophie des 18. Jahrhunderts, und da hiernach die aus demselben hervorgegangenen Principien der Staatsverwaltung den Anspruch erhoben, ihren alleinigen Ursprung in der Vernunft zu haben, so hat man wohl geglaubt, sie für alle Zeiten und für alle Völker anwenden zu können. Die vielen mißlungenen Versuche, die seitdem damit gemacht worden sind, zeigen jedoch schon, daß in dieser Voraussetzung ein Irrthum obwalten müsse, und wenn man sich die Mühe giebt, auf die Ursprünge der heutigen Staatseinrichtungen Frankreichs zurückzugehen, so wird man sich auch bald überzeugen, daß dieselben keineswegs auf bloßen Abstractionen der reinen Vernunft beruhen, sondern sich oft nur als Gegenmittel zur Beseitigung vorgefundener Uebel darstellen, mithin durchaus nicht allgemein, sondern nur da zur Geltung kommen können, wo es ähnliche Uebel zu bekämpfen giebt.

Es gilt dieser Satz vornehmlich von der französischen Justizverfassung, die man lange Zeit für alle civilisirten Länder als mustergiltig erachtet und daher auch bei uns eifrig erstrebt hat. Die nachfolgende Abhandlung will zeigen, daß dieser Theil der französischen Staatsverfassung, gleich vielen andern, nur den Zweck verfolgt hat, die als verderblich erkannten, der Revolution vorangegangenen Staatseinrichtungen zu beseitigen, beziehungsweise zu verbessern, und daher höchstens in Verbindung mit ihrem historischen Hintergrunde, d. h. also für Frankreich, bis auf einen gewissen Punkt Billigung finden mag, keineswegs aber sich für fremde Länder zur unbedingten Nachahmung eignet. Der Gipfelpunkt der der Revolution vorangegangenen Justizverfassung Frankreichs waren nun aber die während der Revolution aufgehobenen **Parlamente**, und da diese sich wegen der mannigfachen Zerwürfnisse, in die sie mit der Krone sowohl als mit der Volksvertretung gerathen waren, als unhaltbar erwiesen hatten, so lag es nahe, daß man sie nicht nur aufzuheben, sondern auch durch ein Werk zu ersetzen trachtete, welches **diese Fehler** vermied, ohne darum auf Mustergiltigkeit für alle Zeiten und Völker Anspruch machen zu können. — Wenn gleich daher der jetzigen Generation die alten Parlamente Frankreichs nur noch als eine historische Antiquität erscheinen mögen, so hat der Verfasser es doch für kein vergebliches Unternehmen gehalten, in der nachfolgenden Abhandlung, die ihrer Entstehung einem von demselben im wissenschaftlichen Vereine zu Stettin gehaltenen Vortrage verdankt, den Ursprung, die Ausbildung und den Untergang der alten französischen Parlamente, vor allen Dingen die **Nachwirkungen** derselben auf die heutigen Staatseinrichtungen Frankreichs und unseres eigenen Vaterlandes, in gedrängter Kürze vorzuführen, dadurch aber zu einer richtigen Beurtheilung des Werthes französischer Institutionen für uns einen kleinen Beitrag zu liefern.

Stettin, im April 1859. **Der Verfasser.**

1. Allgemeiner Charakter der französischen Parlamente.

Die 14 Parlamente, welche Frankreich beim Ausbruche der Revolution von 1789 besaß, sind bekanntlich nicht auf einmal, sondern zu verschiedenen Zeiten im Laufe mehrerer Jahrhunderte entstanden. Ihre Bildung und Einrichtung geht Hand in Hand mit der fortschreitenden Erweiterung der unmittelbaren königlichen Besitzungen und der Vereinigung der dieselben umgebenden größeren und kleineren Lehnsherrschaften mit der Krone. Das älteste, berühmteste, folglich auch am meisten einflußreiche, war das für den Kern der königlichen Herrschaft, für das Herzogthum Francien (die s. g. Isle de France) errichtete Parlament zu Paris, und da die übrigen demselben nur nachgebildet sind, so werde ich mich in meiner nachfolgenden Darstellung in der Regel auf das Pariser Parlament beschränken, der andern aber nur bei einzelnen Gelegenheiten erwähnen, wo sie besonders hervortreten.

Gleich allen übrigen war oder sollte vielmehr das Pariser Parlament nur ein oberster Gerichtshof sein, mithin etwas von der großen und berühmten Körperschaft, die man in England mit dem Namen „Parliament" bezeichnet, völlig Verschiedenes. Daß man gleichwohl in seinen Ansprüchen, theilweise sogar in seinen offen anerkannten Rechten Vieles findet, was an das Parliament von England erinnert, hat seinen Grund darin, daß beide trotz der verschiedenen Gestaltung, die sie im Laufe der Zeit erlangt haben, ihren Ursprung aus einer und derselben Quelle herleiten. Als diese Quelle kann man die Gefolgschaften der in Britannien, wie in Gallien eingedrungenen germanischen Eroberer und der in beiden Ländern aus ihnen hervorgegangenen s. g. Curia regis bebezeichnen. — Es lag in der Natur der Sache, daß sich die Führer dieser Eroberungszüge, selbst nachdem sie sich in Folge der Eroberung zu unumschränkten Königen emporgeschwungen hatten, wie vorher im Kriege, so nachher in der Verwaltung und Regierung der durch den Krieg gewonnenen Länder des Beistandes und Rathes ihrer Unterfeldherren und Gefolgsgenossen bedienten. Nachdem sie jedoch diese, wie sich selbst mit weiten Ländereien ausgestattet hatten, folglich die aus jenen hervorgegangenen Großen des Reichs nicht mehr beständig, sondern nur periodisch um sich versammeln konnten, mußten sie sich für gewöhnlich mit dem kleineren Kreise derjenigen begnügen, deren Besitzungen entweder in der Nähe lagen oder die sie durch Verleihung von Hofämtern an ihre Person geknüpft hatten. Diesen kleineren Kreis, in welchem die Könige die gewöhnlich vorkommenden Staatsangelegenheiten, zu denen auch die Rechtsprechung gehörte, verhandelten, pflegte man bei den Angelsachsen in England, wie bei den Franken und andern germanischen Völkerschaften in Gallien die Curia regis oder den Hof des Königs zu nennen. Läßt sich hiernach die Curia regis ursprünglich als ein engerer Ausschuß der allgemeinen Reichsversammlung, d. h. der

Versammlung der großen Grundherren des Reiches auffassen, aus welcher seiner Zeit das englische Parliament hervorgegangen ist, so kann umgekehrt auch die allgemeine Reichsversammlung als eine Erweiterung der Curia regis aufgefaßt werden. Diese Erweiterung ist es nun, die in Frankreich eine von ihrer ursprünglichen Idee sehr verschiedene Gestalt angenommen hat, während in England die alt germanischen Einrichtungen, wenn auch nicht unverändert, so doch immer noch erkennbar geblieben sind.

Durch die Umstände gezwungen, gegen die Großen des Reiches eine feindliche Stellung einzunehmen, liebten es nämlich die französischen Könige nicht, dieselben um sich zu versammeln, und konnten höchstens durch die Noth, namentlich durch die häufig eintretenden Finanzverlegenheiten dazu gezwungen werden. Andererseits vermochten sie mit ihren gewöhnlichen Umgebungen in der Curia regis nicht, alle Geschäfte, namentlich nicht die Rechtsangelegenheiten zu erledigen, deren Zahl, nachdem das Zeitalter des Faustrechtes überwunden war, immer größer und deren Entscheidung mit der fortschreitenden Ausbildung des Rechtes immer schwieriger wurde. So kam es, daß man zur Entscheidung der vor den Hof des Königs gehörigen Rechtsangelegenheiten nicht nur eine besondere Abtheilung desselben bildete, sondern dieser Abtheilung auch Rechtsgelehrte von Fach und andere Beamte, zuerst periodisch, mit der Zeit beständig zuordnete, damit aber den Grund zu einem königlichen Beamtenthume legte, oder vielmehr den in den unteren Instanzen (in Frankreich so gut als in England) schon vorhandenen Elementen desselben im Parlamente nur einen gemeinsamen Mittelpunkt verlieh. Diese gänzliche Veränderung seines ursprünglichen Charakters verhinderte jedoch das Pariser Parlament nicht, sich seines Ursprunges aus der Curia regis, als der eigentlichen Quelle seiner Auctorität, zu erinnern, und daher ist es zu erklären, daß sich dasselbe noch in späteren Jahrhunderten, so lange die Reichsversammlung nicht beisammen war, als deren Vertreter (gleichsam als einen engeren Ausschuß, daher auch die Parlamentspräsidenten Mitglieder der allgemeinen Ständeversammlungen zu sein pflegten), und nachdem die Einberufungen dieser Versammlungen aufgehört hatten (seit 1615) als deren natürlichen Erben nicht nur selbst betrachtete, sondern auch von aller Welt betrachtet wurde; daß es folglich nicht bloß Recht sprach, wozu es doch eigentlich nur berufen war, sondern auch Theil an der Gesetzgebung und an den höchsten Angelegenheiten des Reiches nahm, also z. B. über die Einsetzung von Regentschaften, über die Zulassung päpstlicher Bullen, über die Vertreibung des Jesuitenordens Beschlüsse faßte und ausführte. Ja es erklärt sich hieraus, daß, nachdem sich die Anfangs sehr unscheinbare Gewalt der französischen Könige im Laufe der Jahrhunderte zum absolutesten Despotismus gesteigert hatte, die Parlamente Frankreichs, wie ander-

wärts die wirklichen Volksvertretungen, als einzige Schranke desselben angesehn und geehrt wurden.

Mag indessen immerhin auf diesem Wege die Vereinigung so heterogener Functionen in einer und derselben Körperschaft historisch zu erklären sein, so bleibt dieselbe doch nichts desto weniger ein politischer Irrweg, und darum mußten nothwendig die französischen Parlamente, Anfangs der mächtigste Hebel des Königthums in dessen Kampfe gegen den Lehnsstaat, mit der Zeit nicht bloß mit dem Königthume, sondern zuletzt auch mit der auf ihren eigenen Antrag im Jahre 1789 einberufenen reichsständischen Versammlung in Conflict gerathen. Diese Nothwendigkeit zu beweisen, muß ich die Entstehung und Fortbildung des Pariser Parlamentes ausführlicher schildern, zu diesem Zweck aber einen Augenblick auf die ältere Geschichte Frankreichs zurückgehen.

2. Aelteste Staats- und Rechtsverfassung. Merowinger. Carolinger.

Die Anfänge derselben liegen bekanntlich, wenn man von der Eroberung Galliens durch die Römer und deren mehr als 500jährige Herrschaft über die gallischen Provinzen absieht, in den Eroberungszügen der germanischen Volksstämme während der Völkerwanderung. Die Verfassungen dieser Volksstämme sind in ihren Grundzügen aus Tacitus bekannt. Die Freiheit der Persönlichkeit über Alles hochachtend, lebten die alten Germanen ursprünglich weder in Städten, noch einmal in Dorfschaften vereinigt, sondern in einzelnen Gehöften, deren häufig je 10 in der Zehntschaft, je 100 in der Hundertschaft und mehrere Hundertschaften im Gau (bei den späteren Angelsachsen Grafschaft genannt) einen gemeinsamen Mittelpunkt fanden, worauf die noch lange nachher vorkommenden Namen decani und centenarii hinweisen. Ihre Volksversammlungen, auf denen jedoch nur die freien Grundbesitzer, nicht aber deren meist durch Kriegsgefangenschaft erlangten Sklaven und Knechte zu erscheinen berechtigt sind, werden von selbstgewählten Häuptern geleitet, die aber bei Rechtsstreitigkeiten und wo es gilt, wegen begangener Frevel Bußen zu verhängen, nur den Vorsitz führen, während die Gesammtheit der Freien, später eine gewisse Zahl aus ihrer Mitte gewählter Schöffen das Urtheil findet. Diese Verfassung mußte durch die Eroberungszüge theils ganzer Völkerschaften, theils einzelner Gefolgschaften kühner Abenteurer mannigfache Veränderungen erleiden. In den eroberten Ländern verwandelten sich nämlich zunächst die Heerführer in erbliche Fürsten, die den größten Theil des eroberten Landes für sich behielten, den Rest aber unter ihre vornehmeren und geringeren Krieger, die sich ihnen durch den Eid der Treue verpflichtet hatten, sammt den darauf wohnenden (hörigen) Leuten, je nach Rang und Würdigkeit zum vollen Eigenthum vertheilten.

So hatten es Burgunder, Gothen und Franken mit ihren eroberten Ländereien in Gallien gemacht, und es standen dadurch die Könige rück=

sichtlich ihres Grundeigenthums mit ihren ehemaligen Gefolgsgenossen in gleicher Kategorie. Wenn indessen jeder gemeine Franke sein Grundeigenthum selbst bewirthschaften und darum für sich behalten konnte, so war doch dieses bei den Königen nicht der Fall. Theils um ihr Grundeigenthum nach damaligen Begriffen verwalten zu lassen, theils um in ihren steten Kämpfen gegen einander sich mit den nöthigen Kriegern zu versehen, waren schon die Merowinger genöthigt, einen Theil ihres königlichen Erbgutes wieder aus der Hand zu geben. Dieses geschah durch Verleihung sogenannter Beneficien, d. h. des persönlichen und Anfangs nicht einmal unwiderruflichen Rechts, gewisse Grundstücke zu nützen, mit der dagegen übernommenen Verpflichtung, dem Verleiher Kriegs- oder andere Dienste zu leisten. Solche Beneficien wurden insbesondere vielen der ihren Königen und ehemaligen Gefolgsherren durch den Eid der Treue verbundenen Gefolgsgenossen (Comites, Grafen) zu Theil, die dafür die Verpflichtung eingingen, in den Bezirken, wo sich die verliehenen Ländereien befanden, die Rechte des Königs wahrzunehmen, d. h. Steuern einzuziehen, die Polizei zu handhaben und Gericht zu halten, Alles Functionen, die nach damaligen Begriffen lediglich Ausflüsse des freien Grundeigenthums waren. Die Gewalt der Garfen erstreckte sich daher Anfangs nur über die nicht freien (hörigen) Leute des Königs, zu denen aber auch die Einwohner der unterworfenen romanischen Städte gehörten. Erst später erlangten sie auch über die Freien und deren Selbstregierung die in dem damalig erweiterten Begriffe des Königthums liegenden Rechte, d. h. die Aufforderung zur Heeresfolge und die Handhabung von Justiz und Polizei; denn Steuern hatte der freie Franke nicht zu bezahlen. Als Amtssitz erhielten die Königl. Grafen in der Regel eine Stadt und als Bezirk ihrer Wirksamkeit die umliegenden Landstrecken angewiesen. Dieser Bezirk repräsentirte den altgermanischen Gau, nur daß die Vorsteher desselben nicht mehr wie sonst Beamte der freien Volksgemeinde, sondern des Königs waren.

Um sich nun die Führung ihres Amtes zu erleichtern, zumal sie oft auf Kriegszügen abwesend sein mußten, pflegten sich die Grafen Stellvertreter zu bestellen, die vornehmlich die Gerichtsbarkeit über den nicht freien Theil der Bevölkerung des Bezirkes zu üben hatten, während sie selbst sich die Wahrnehmung der Königl. Gerechtsame gegen die Freien vorbehielten. Diese Stellvertreter wurden im Süden noch von römischer Zeit her vicarii (viguers), im Norden vicecomites (vicomtes) und wenn sich ihr Amt auf eine einzelne Stadt beschränkte, Chatelains (Burggrafen) genannt. Ihnen untergeordnet waren die Vorsteher der Hundertschaften auf dem Lande (Centenarii) und der von Unfreien bewohnten Königlichen Dorfschaften und Städte, die s. g. Praepositi oder Prévôts, die wir hier deßhalb hervorheben müssen, weil sie die erste Stufe des nachmals so weit ausgedehnten Königl. Beamtenthumes wur-

den, wenngleich sie keinesweges bloß in den Königlichen, sondern eben so gut in den Gemeindebezirken anderer Grundherren vorkommen.

Wie unter den Freien, so gab es indessen auch unter den Unfreien mannigfache Abstufungen, namentlich unterschied man unter den letzteren eine Klasse sogenannter Mittelfreien, zu welchen insbesondere die Bewohner der eroberten romanischen Städte gehörten, die sich deßhalb auch zuerst durch Erlangung von Corporationsrechten in den Stand der Freien und sogar zu großer Bedeutung emporschwangen. Je nach den Abstufungen der Freiheit waren auch die Formen des gerichtlichen Verfahrens verschieden.

In dem Gericht über die Freien führt nämlich der Königl. Graf, wie zu den alten Zeiten der Vorsteher des Gaues, nur den Vorsitz und besorgt die Vollstreckung des Urtheils, während der Spruch selbst von der Genossenschaft der Freien, beziehungsweise den aus ihrer Mitte gewählten Vertretern gefällt wird. Schon unter Karl dem Großen werden diese Vertreter (Rachimburgii, Sachibarones, später Schöffen, Escabini genannt) jedoch von dem Königl. Grafen mit Zuziehung der Gaugenossen auf Lebenszeit aus der Gemeine gewählt, so daß man schon hier die Grundlagen des nachmaligen Königl. Beamtenstandes findet. Auch übte schon Karl der Große über diese Gerichte durch besonders abgeschickte Beamte, s. g. Sendgrafen, (Missi regii), die das Verfahren der Grafen zu überwachen und nach Umständen selbst Gericht zu halten hatten, eine obergerichtsherrliche Controle. Sonst aber blieb in dem Gerichte der Freien der sich durch das ganze Mittelalter hindurchziehende Grundsatz unangefochten, daß der freie Mann nur durch Seinesgleichen (pares, pairs) gerichtet werden könne.

Diesem freien (Pairs-) Gerichte gegenüber stand das reine Beamtengericht über die Unfreien, welches in den von unfreien Bewohnern gebildeten Landgemeinden zunächst der Prévôt ohne Zuziehung irgend welcher Beisitzer allein übte, und von welchem höchstens an den Gerichtsherrn selbst recurrirt werden konnte, mochte dieses nun der König oder irgend ein anderer Grundherr sein.

Zwischen beiden stand das Gericht über die schon oben erwähnten s. g. Mittelfreien, die sich meist in den eroberten Städten vorfanden, zu denen häufig aber auch die ehemals freien Allodialbauern herabsanken (homines in potestate, hommes de poeste, hommes coutumiers). Hier werden zwar Gemeindeglieder als Beisitzer zugezogen (die s. g. preudes hommes, prud'hommes, boni viri, probi homines, bons gents), dieselben sind jedoch nicht sowohl selbstständige Urtheiler, als vielmehr nur Rathgeber des Königlichen Beamten.

Diese schon unter den Merowingern angebahnte Verfassung war unter Karl dem Großen weiter ausgebildet worden. Durch Capitularien hatte der Kaiser insbesondere die Amtssprengel und Dienstfunctionen der Grafen, der Vicarii, der Centenarii oder Centum viri geregelt und

so das ganze Reich in Verwaltungsbezirke getheilt, deren Grundlage die Grafschaft war. — Von der ordentlichen Gerichtsbarkeit der Grafen ausgenommen waren übrigens schon unter Karl dem Großen die Königl. Domainen, die unter eigenen Königl. Richtern (judices regii) standen, die mit der Immunität begnadigten Grundherrschaften der Bischöfe und Aebte, in welchen deren Beamte (Vicedomini und Advocati), ferner die mit derselben Immunität beschenkten weltlichen Allodial- und Beneficiar-Grundherrschaften, in welchen deren Besitzer selbst die Geschäfte der Königl. Grafen versahen, wenngleich gewisse schwere Fälle der Königlichen Gerichtsbarkeit vorbehalten zu werden pflegten.

Die oberste Gerichtsbarkeit über alle Unterthanen des Reichs übte der König selbst. Schon zur Zeit Chlodwigs galt im Princip der König als absoluter Herr, der zwar bei wichtigen Veranlassungen den Rath der Großen des Reichs einholte, durch denselben aber in seiner Entschließung nach keiner Seite hin beschränkt war. Dasselbe galt nach dem Untergange der Merowinger von der Herrschaft Pipin's und Karl's des Großen. Noch unter Chlodwig hatten die alljährlich im Monat März einberufenen Volksversammlungen (Campus Martius) den Charakter einer Heerschau, weßhalb alle Franken auf derselben erscheinen mußten, doch wurden bei solchen Gelegenheiten später auch mit den geistlichen und weltlichen Großen des Reiches besondere Versammlungen (Placita) gehalten. Karl der Große pflegte solcher Versammlungen alljährlich zwei zu berufen, die eine im Mai, die andere im Herbst, unter denen jedoch die Frühjahrs-Sitzungen, auf denen alle Freien erschienen, die wichtigsten waren.

Diese Reichsversammlungen dienten nun auch zur Erledigung wichtiger Rechtsangelegenheiten. Solche Versammlungen waren es namentlich, auf welchen unter Karl dem Großen der Baiernherzog Thassilo (788) und unter Ludwig dem Frommen dessen Brudersohn Bernhardt (818) wegen Hochverraths angeklagt und verurtheilt wurden. Außerdem pflegte jedoch der König auch in seinem Palaste Recht zu sprechen, oder sogenannte Placita Palatii zu halten. Es kamen dort außer andern Sachen vornehmlich Streitigkeiten unter seinen Dienstleuten und Recursbeschwerden über Erkenntnisse niederer Gerichtshöfe zur Entscheidung.

Auf diesen Placitis Palatii führte, wenn es nicht der König selbst that, der Pfalzgraf (Comes Palatii) den Vorsitz; das Urtheil sprachen aber geistliche und weltliche Große, als Aebte, Bischöfe, Kronvasallen, Hofministerialen (Inhaber von Kronämtern); doch gab es auch schon als bleibende Richter (judices, scabini) angestellte Rechtsgelehrte.

Diese Staats- und Rechtsverfassung blieb zwar dem Rechte nach auch unter den Nachfolgern Karl's des Großen im westlichen Frankenreiche, den s. g. Karolingern bestehen; die Schwäche derselben vermochte sie jedoch immer weniger aufrecht zu erhalten. Schon unter Ludwig dem Frommen beginnen die Großen des Reiches sich zu erheben und auf den Reichstagen zu Richtern über den König selbst aufzuwerfen, bis

endlich Karl der Kahle genöthigt wird, durch das Edict von Kiersy (877) die Erblichkeit der von ihm und seinen Vorgängern ausgegebenen Beneficien (später feod, feuda, Lehngüter genannt) anzuerkennen, was im Laufe der Zeit auch die Erblichkeit der damit verbundenen Aemter, namentlich des Grafenamtes, zuletzt sogar die Erblichkeit von Würden ohne Landbesitz, als gewisser Hofämter, nach sich zieht. Damit war der Grund zu der immer weiter um sich greifenden, später das ganze Land umschließenden s. g. Lehnsverfassung gelegt, durch welche die königliche Würde schon unter den letzten Karolingern zu einem bloßen Schattenbilde herabsank und in diesem Zustande noch lange Zeit unter deren Nachfolgern verblieb. Um sich nämlich in ihren steten Bruderkriegen und mehr noch in ihren Kriegen gegen die räuberischen Normannen, welche Jahrhunderte lang mit ihren Raubzügen das westliche Frankenreich heimsuchten, die nöthigen Kriegsdienste zu verschaffen und tapfere Heerführer zu gewinnen, gaben sie, wie vor ihnen die Merowinger, immer mehr Land zu Lehn aus. So hatte Karl der Kahle im Jahre 861 das Herz des westlichen Frankenreiches, die s. g. Isle de France mit der Hauptstadt Paris, unter dem Namen eines Herzogthums Francien, einem tapfern Heerführer Namens Robert dem Starken, Grafen von Anjou, zu Lehn gegeben, und als endlich die Normannen weder mit Waffengewalt noch mit Geld mehr zurückzuhalten sind, belehnt Karl III. (der Einfältige) den normannischen Heerführer Robert mit der Normandie.

Durch diese und ähnliche Verleihungen hatten sich die Carolinger zuletzt so arm geschenkt, daß Ludwig dem IV. (d'outre mer), dem Sohne Karl's des Einfältigen, von dem großen Reichsgut ihres Ahnherrn nichts mehr übrig geblieben war, als die Stadt Laon, da viele ihrer Vasallen ungleich mächtiger waren als sie. Zu diesen gehörten besonders die Nachkommen des oben erwähnten Robert des Starken, Grafen von Anjou und Herzoges von Francien. Einer derselben, Hugo der Weiße, nachmals der Große genannt, gewinnt zu dem Herzogthum Francien noch das Herzogthum Burgund, und da schon er den letzten Carolingischen Königen an Macht und Ansehen weit überlegen gewesen war, so kann es nicht befremden, daß sein Sohn Hugo Capet nach dem kinderlosen Ableben Ludwigs V. (oder des Faulen) im Jahre 987 die Gelegenheit günstig erachtete, sich mit Uebergehung des letzten noch vorhandenen Prinzen aus dem Hause Karl's des Großen, des Herzogs Karl von Niederlothringen, zum Könige von Frankreich zu erklären. War nun gleich dieser Titel von mehreren Großen im Norden des Reichs anerkannt worden, so blieb er doch eben nur ein Titel; in Wahrheit blieben Hugo Capet und seine nächsten drei Nachfolger Robert, Heinrich I. und Philipp I. († 1108) was sie gewesen waren, nämlich Lehnsfürsten im Herzogthum Francien, die selbst die Vasallen in diesem ihrem Stammlande nicht immer im Zaume halten, viel weniger daran denken konnten, über die anderen höheren und geringeren Lehnsherren die im Begriffe des Kö-

nigthums liegende oberherrliche Gewalt zur Geltung zu bringen. Denn wenn gleich die Capetinger unbestritten den ältesten Carolingern an Macht und Ansehen überlegen waren, so fehlte ihnen doch eines, was diese besessen hatten, das Recht. Dieses war nicht so unwichtig als man meinen sollte. Denn da die zur Zeit der Thronbesteigung Hugo Capet's vorhandenen Inhaber von Lehnsherrschaften ihre Rechte meist nur auf Verleihung von einem der Carolingischen Könige herleiten konnten, so waren sie auch deren Nachfolgern zur Lehnstreue verbunden, und Verstöße gegen dieselbe, wie oft sie auch vorkommen mochten, blieben doch wenigstens ein Unrecht. Dieses fiel mit der Herrschaft Hugo Capet's fort. Derselbe gehörte nicht zu den Erben Karls des Großen, außer seinen Vasallen im Herzogthum Francien war ihm also Niemand zu Lehnstreue verbunden, und so wurde die Souverainetät, welche die großen Grundherren (Barone, Freiherren) schon unter den letzten Carolingern mißbräuchlich beansprucht, und vermöge deren sie sich namentlich der Gerichtsbarkeit der Königlichen Grafen und des Königs selbst mehr und mehr zu entziehen gewußt hatten, nunmehr zu einem nicht mehr zu bestreitenden Rechtsanspruch. Damit aber mußte zugleich die ganze Rechtsverfassung des Landes eine von der seit Karl dem Großen hergebrachten völlig verschiedene werden.

Denn nicht nur, daß dem Staat im richtigen Sinne das Haupt fehlte, so waren auch die Einheiten, aus denen das ganze Staatsgebäude bestand, wesentlich andere geworden. Unter Karl dem Großen waren dieses, wie schon erwähnt, die Grafenbezirke (Grafschaften) gewesen. Diese waren mit dem Amte der Grafen selbst überall verschwunden und in ihre Stelle großentheils die Freiherrschaften oder Baronien getreten, die über ihre Hintersassen und Lehnsleute in souverainer Weise Recht sprachen, selbst aber als souveraine, folglich auch zu Krieg und Frieden berechtigte Herren über sich nicht leicht ein anderes Recht als den Zweikampf und die Fehde gelten ließen. Bevor ich nun zeigen kann, wie dieses Recht durch die steigende Macht des Königthums und der Königl. Beamten allmälig gebrochen wurde, wird es nöthig sein, auf den Rechtszustand der souverainen Freiherrschaften und deren Häupter näher einzugehen.

4. Die souverainen Baronien.

Zunächst hatte der unaufhörliche Krieg alle diejenigen, die nicht stark genug waren, sich selbst zu schützen, in die Nothwendigkeit versetzt, sich in den Schutz größerer Herren zu begeben und diesen durch Gewährung von Dienstleistungen zu erkaufen. Am meisten waren natürlich Kriegsdienste zu Pferde geschätzt, und so bildete sich aus denjenigen, die dergleichen zu leisten vermögend waren, der sogenannte Ritterstand. Während diesem durch die Kreuzzüge die Weihe der Kirche zu Theil gewor-

den war, so daß auch die vornehmsten Grundherren, selbst Fürsten und Könige nach der Ritterwürde strebten, und aus den im Ritterstande (zu Helm und Schild) Geborenen im Laufe der Zeit der Stand des niedern Adels hervorging, versanken umgekehrt alle diejenigen, die ritterliche Dienste zu leisten nicht vermochten, namentlich der größte Theil der ehemaligen Allodialbauern, in Unfreiheit und Hörigkeit. Da der fortwährende Krieg im Lande ferner alle diejenigen, die dazu vermögend genug waren, gelehrt hatte, sich selbst, ihre Familien und ihr Eigenthum hinter wohlbefestigten Burgen zu verwahren, und die umliegenden Bewohner derselben im Falle von Kriegesnoth von selbst dahin gebracht wurden, den Schutz der Burg auch für sich in Anspruch zu nehmen, so folgte die Abhängigkeit der Umwohner der Burgen von den Burgherren und damit die Leistung von Burg- und andern Frohndiensten ganz von selbst, zugleich aber auch, daß mit der Zeit jeder Burgherr, mochte er nun von vornherein ein Freiherr oder ein einfacher Ritter gewesen sein, sich eben so souverain zu dünken begann, als der König selbst, und solchergestalt Ritter und Freiherren im Laufe der Jahrhunderte zu einer gemeinsamen Klasse des niederen Adels verschwammen.

Eine Folge der Souverainetät, zu der sich unter diesen Umständen alle höheren und geringeren Lehnsherren emporgeschwungen hatten, war es, daß, wie der König eine Curia regis, so auch jeder Herzog, Graf oder Freiherr eine Curia ducis, comitis oder baroni hielt, und daß sich, nachdem die Freiherrschaft allmälig in die Stelle des Gaues oder der Grafschaft getreten war, in der Curia baroni (Cour du Baron) die Elemente wiederfanden, die sonst in dem Gerichte des Grafen bestanden hatten, nur mit dem Unterschiede, daß oberster Gerichtsherr nicht mehr der König, sondern der Freiherr selbst war, und daß in dem Gerichte der Freien nicht mehr die ehemaligen freien Grundeigenthümer, sondern die dem Gerichtsherrn zu ritterlichen Diensten verpflichteten Vasallen erschienen, indem sich der Begriff der vollen Freiheit mehr und mehr in den der Ritterbürtigkeit oder des niedern Adels zu verwandeln begonnen hatte. Eine weitere Folge der Souverainetät der Freiherren und der noch höheren Lehnsherren war es, daß es, wenigstens im 10. und 11. Jahrhundert, über diesen so gut wie gar kein Recht gab, und darum die Fehde das gewöhnliche Mittel war, Streitigkeiten zwischen ihnen selbst zur Entscheidung zu bringen. In dieser Rücksicht erkannten sich die Freiherren, gleichviel ob sie den einfachen Titel Baron oder einen höheren, als: Graf, Marquis oder Herzog führten, als einander ebenbürtig (Pares) an, wie solches aus den noch aufbewahrten Sprüchwörtern einzelner dieser stolzen Geschlechter zu erkennen ist, als der Rohan's:

„Roi ne puis, Prince ne daigne, Rohan suis!“

oder der Coucy's:

„Je suis ni Roi, ni Prince, ni Comte, ni Marquis; je suis le sire de Coucy!“

Dem stand auch nicht entgegen, daß über den einfachen Freiherren häufig noch gewisse Stammes- und Lehnsfürsten standen, als: die Herzöge von Francien, von Aquitanien, von der Bretagne, von der Normandie, von Burgund u. s. w., denen sich jene durch den Eid der Treue verpflichtet hatten. Denn dieser Eid der Treue (Fides) begründete nicht, wie der Mannen- oder Vasalleneid (Homagium), ein eigentliches Abhängigkeitsverhältniß, folglich auch nicht eine unbedingte Verpflichtung zur Heeres- und Gerichtsfolge oder gar zur Zahlung von Steuern, sondern hauptsächlich eine, und zwar gegenseitige, Verpflichtung, nichts zu thun, was der Person oder den Interessen des Anderen zum Nachtheil gereichen könnte, war also der Hauptsache nach nur negativer Natur. Daher sagt der Bischof Fulbert von Chartres in einem Briefe an den Herzog Wilhelm von Aquitanien aus dem Jahre 1020, daß, wer seinem Herrn Treue geschworen habe, gegen denselben sechs Dinge beobachten müsse:

„Incolume, tutum, honestum, utile, facile, possibile,"

und erklärt dann diese Worte so, daß man sieht, die Fides begründe hauptsächlich nur die negative Verpflichtung, einander nicht an Leib, Ehre oder Vermögen zu beschädigen oder sich der Verfolgung seiner Interessen in den Weg zu stellen. Nur indirect ließ sich diesem Verhältniß auch eine positive Seite abgewinnen, zunächst nämlich die Verpflichtung des Fidelis, seinem Lehnsfürsten auf Verlangen mit gutem Rathe beizustehn, also wohl auch, sich auf den zu diesem Zweck entbotenen Versammlungen der Getreuen (Pares) des Fürstenthums einzufinden und an den dort gepflogenen Verhandlungen Theil zu nehmen. Solche Versammlungen hießen Cours de Baronie und waren für das Fürstenthum ungefähr das, was die Cour du Baron für die Freiherrschaft. Aehnlich wie in der Curia regis konnten hier außer den Verwaltungsgeschäften auch Rechtsangelegenheiten, namentlich Streitigkeiten unter den Freiherren selbst und Anklagen gegen dieselben wegen Verletzung der Fidelitas verhandelt werden. Allein selten klagte ein Freiherr gegen den andern, sondern er schreitet, wenn er sich verletzt glaubte, zur Fehde. Höchstens gingen dergleichen von der Geistlichkeit ein, der das Mittel der Fehde nicht zu Gebote stand. Indessen auch wenn geklagt wurde, kam es immer darauf an, ob der Verklagte der Vorladung Folge leistete. That er es nicht, so blieb dem Gerichtsherrn nichts übrig, als den feindlichen Freiherrn mit Fehde zu überziehen und, wenn er konnte, seine Burg zu brechen. Diese Art von Fehden gegen Ritter und Freiherren in der Umgegend von Paris füllt sogar noch später den größten Theil der Regierung der französischen Könige bis auf Philipp August aus und ist das Bemerkenswertheste, was die Geschichtsschreiber jener Zeit zu berichten wissen.

5. Gegensätze der Baronie: Die Kirche. Das Königthum und das Parlament. Aristokratische und bureaukratische Bestandtheile des letzteren.

Diesem Zustande des Faustrechts, der in Frankreich schon in das 10., 11. und einen Theil des 12. Jahrhunderts fällt, während er in Deutschland erst später einbrach, und dem dadurch herbeigeführten unendlichen Jammer abzuhelfen, suchte zuerst die Kirche versöhnende Schritte zu thun. Im Jahr 1032 behauptete ein Bischof in Aquitanien, durch einen Engel vom Himmel den schriftlichen Befehl erhalten zu haben, daß die Menschen auf Erden Friede halten sollten, um den Zorn Gottes, der Frankreich mit Pest und Hungersnoth heimsuche, zu besänftigen. Von der Kirche lebhaft ergriffen und ohne Zweifel durch das Elend unterstützt, welches die endlosen Fehden über das Land gebracht hatten, wirkte diese Botschaft so viel, daß wirklich 7 Jahr lang die Fehden zurückgehalten wurden, und als sie dann von Neuem auszubrechen begannen, im Jahre 1041 unter Vermittelung der Kirche die mächtigsten Herren zuerst in Aquitanien, dann auch im übrigen Frankreich zusammentraten und sich durch einen Vertrag (die sogenannte Treuga Dei oder den Gottesfrieden) verpflichteten, bei Strafe des Kirchenbannes zu gewissen Zeiten der Woche und des Jahres einander nicht anzugreifen.

Die Bemühungen der Kirche, wie dankenswerth sie immerhin waren, wirkten jedoch im Ganzen nur wenig. Es that starker weltlicher Arme noth, um der im Laufe der Jahrhunderte eingewurzelten Anarchie des Lehnstaates Herr zu werden. Und solche fanden sich in den späteren Regenten aus dem Hause Hugo Capet's. Hatten die schwachen, wenngleich langen Regierungen der vier ersten Capetinger wenigstens das Gute gehabt, ihrem Hause die Erblichkeit des Königlichen Titels zu sichern und das Volk, wie die großen Lehnsherren, deren Ansprüche dadurch nicht beschränkt wurden, an die neue Dynastie zu gewöhnen, so war es den folgenden Herrschern um so leichter, diesem Titel auch einen wirklichen Inhalt zu geben. Ludwig VI. und Ludwig VII. (1108—1137—1179) begannen zuerst durch Bezwinguug der Raubrittter, die zwischen Paris und Orleans ihr Wesen trieben, Handel und Verkehr zu sichern und sich in den Städten, die sie in deren Aufständen gegen ihre Oberherren, Behufs Erlangung communaler Freiheiten und Verleihung sogenannter Communalcharten, gegen Bewilligung von Subsidien und Hülfstruppen, eifrigst unterstützten, mächtige Bundesgenossen im Kampfe gegen den Lehnsadel zu erwerben. Ludwig VI. beginnt auch als Schiedsrichter in Streitigkeiten der Großen des Reichs unter einander aufzutreten, nnd selbst die Mörder seines Verwandten, des Grafen von Flandern, gerichtlich zu verfolgen (1127). Unter Ludwig VII. nehmen aber nicht blos Ackerbau, Handel und Gewerbe, sondern selbst die Wissenschaften einen höheren Aufschwung, so daß die Universität zu Paris schon die Augen der Christenheit auf sich

zu ziehen beginnt. Philipp II., von den späteren Schriftstellern mit dem Namen Augustus geehrt (1180—1223), berühmt durch seinen Kreuzzug nach dem heiligen Lande in Gemeinschaft mit Richard Löwenherz und durch den unter seine Regierung fallenden furchtbaren Kreuzzug gegen die Albigenser, fährt mit noch mehr Nachdruck fort, den Großen des Reiches seine Macht fühlbar zu machen und die unmittelbaren Königlichen Besitzungen zu erweitern. Er ist es auch, der von zwei verschiedenen Seiten her den Grund zum Pariser Parlamente gelegt hat. Zunächst gab er das erste Beispiel der Ausübung einer Königlichen Gerichtsbarkeit über die großen Lehnsherren des Reichs und der Berufung eines aus deren Genossen bestehenden Pairsgerichtshofes. — Johann ohne Land, König von England, in seiner Eigenschaft als Herzog der Normandie jedoch Vasall der Krone Frankreich, hatte nach dem Tode seines Bruders, des Königs Richard Löwenherz (1199), seinen Neffen, Arthur Grafen von Bretagne, der der zunächst berechtigte Thronerbe gewesen wäre, verrätherischer Weise ermorden lassen. Dieses gab eine günstige Gelegenheit, die großen englischen Lehnsbesitzungen in Frankreich einzuziehen. Philipp August bestellte daher einen Pairshof, bestehend aus den sechs höchsten geistlichen Würdenträgern, den Erzbischöfen von Rheims, Langres, Chalons, Bauvais, Laon und Noyon, ferner aus den höchsten weltlichen Lehnsfürsten, zu denen, außer dem Herzoge von der Normandie selbst, die Herzöge von Aquitanien und Burgund, ferner die Grafen von Flandern, Toulouse und Champagne gehörten, und es wurden diesem hohen Gerichtshofe noch eine große Zahl anderer Großministerialen des Hofes, die sonst an der Curia regis Theil nahmen, als Beisitzer beigegeben. Vor diesen Gerichtshof nun wurde Johann ohne Land geladen (1202), und da er nicht erschien, seiner sämmtlichen Lehnsbesitzungen in Frankreich für verlustig erklärt, die der König dann auch nicht säumte sofort in Besitz zu nehmen. Seit der Zeit wird es üblich, die zwölf höchsten Lehnsherren des Reiches, geistlichen und weltlichen Standes, zu Pairs von Frankreich zu ernennen und ihnen bestimmte Prärogativen vor den übrigen zu verleihen, zu denen auch das gehört, bei Prozessen gegen ihres Gleichen zugezogen zu werden. Später wird ihre Zahl vermehrt, und es erhalten nicht nur alle Prinzen von Geblüt mit dem Herzogstitel zugleich die Pairschaft, sondern es wird diese Würde auch anderen Personen von hoher Geburt zu Theil. Jedenfalls erscheint aber der Pairshof immer nur in Verbindung mit der Curia regis und dem aus dieser hervorgegangenen Parlament.

Hatte Philipp August hiermit das aristokratische Element des nachmaligen Parlamentes geschaffen, so verdankte ihm auch das büreaukratische seine Entstehung. Wir haben gesehen, daß als die unterste Instanz des werdenden königlichen Beamtenthums die Prévôts (praepositi) der unfreien Gemeinden auf den königlichen Domänen anzusehen

waren. Da dieselben in ihren Bezirken die sämmtlichen Finanz=, Polizei= und Gerichtsangelegenheiten zu besorgen hatten, so wurde das ganze Kronland in gewisse Prévôtalbezirke (prévotées, praepositurae) getheilt, die sich begreiflicher Weise mit dem Fortschreiten der königlichen Erwerbungen in entsprechender Weise vermehrten. Die Aufsicht über die königlichen Prévôts stand anfänglich als ein Theil der ihm obliegenden Sorge für das königliche Haus (hospitium Domini Regis) dem Sénéchal als dem obersten Hofbeamten zu, der deshalb auch alljährlich die königlichen Prévôtalbezirke zu bereisen und bei solchen Gelegenheiten im Namen des Königs die obere Gerichtsbarkeit zu üben hatte. Das Amt des Sénéchal de France, gleich anderen Aemtern von König Robert einem Grafen von Anjou zu Lehn gegeben, kam unter Philipp August im Jahre 1191 zur Erledigung, und nunmehr ging die Aufsicht über die Prévôts auf die königlichen Baillis (ballivi von bajulus, Lastträger) über. Wann das Amt der königlichen Baillis entstanden sei, liegt im Dunkeln. Gewiß ist, daß es seine Bedeutung und erste Organisation durch Philipp August erhalten hat. Als sich dieser nämlich im Jahre 1190 zu seinem schon erwähnten Kreuzzuge rüstete, fand er es nöthig, zur Führung der Centralregierung unter Leitung der Königin Mutter und seines Oheims, des Erzbischofes von Rheims, eine Regentschaft einzusetzen. Da er jedoch über Vieles, was nicht unter der Cour de Baronie des Herzogthums Francien stand, weil es unmittelbar seine Domainen betraf, persönlich zu entscheiden und zu diesem Zwecke an verschiedenen Orten seiner Kronlande periodische Sitzungen zu halten pflegte, bei denen dann aber gelegentlich auch andere Geschäfte des königlichen Amtes zur Erledigung kamen, so war es nöthig, zu seiner Vertretung in diesen Sitzungen besondere Beamte zu bestellen. Diese Beamte waren nun die Baillis, die deshalb auch in jener Ordonnanz von 1190, welche gewöhnlich das Testament Philipp Augusts genannt wird, zuerst eine vollständige Organisation erhalten, jedoch, weil sich ihre Gerichtsbarkeit auch über Personen ritterlichen Standes erstrecken konnte, gleichfalls ritterlichen Standes sein mußten, während zu Prévôts auch Leute bürgerlicher Herkunft ernannt wurden. Ihre Hauptbestimmung war, in ihren respectiven Bezirken allmonatlich zum Voraus bestimmte Gerichtstage (Assisiae) zu halten, die auf diesen eingehenden Klagen anzunehmen, und die vor das Gericht des Königs gehörigen Verbrechen (forisfacta) zu untersuchen und zu bestrafen. Außerdem sollten die königlichen Baillis auf den alle 4 Monate stattfindenden Sitzungen der Regentschaft in Paris erscheinen, und über die ihnen anvertrauten Reichsangelegenheiten Rechenschaft ablegen. Die Regentschaft solle dann untersuchen, ob ein Bailli ein Verbrechen begangen habe, und hierüber alle 4 Monate an den König berichten. Selbst einen Bailli absetzen durfte sie jedoch nur wegen Mordes, Todtschlages, Raubes oder Verrathes. Wie die Regentschaft zu den Baillis, so standen diese wiederum zu den

Prévôts. Von der Aufsicht eines Bailli eximirt war nur der Prévôt zu Paris, der selbst den Rang eines Bailli hatte.

Als interimistische Maßregel während der Abwesenheit des Königs hätte nun zwar nach der Rückkehr desselben diese ganze Organisation wieder aufgehoben werden können; sie blieb jedoch bestehen und war so die Grundlage des später sehr ausgedehnten Beamtenthums und dessen streng gegliederter Hierarchie, deren höchste Spitze das Parlament und der Königliche Rath waren. Wie später die Parlamente, so waren es zunächst die Baillis, welche vornehmlich dazu beitrugen, das Königliche Beamtenthum und mit ihm die Auctorität des Königs der Feudalaristokratie gegenüber immer weiter auszudehnen, ja sich gleichsam wie ein Keil in dieselbe einzudrängen, um sie schließlich ganz auseinander zu treiben und sich selbst an deren Stelle zu setzen.

Im Anfange nämlich hauptsächlich auf die Mehrung der Königlichen Hoheitsrechte innerhalb der Königlichen Domänen beschränkt und auf die dem Könige nicht als eigentliche Vasallen, sondern nur durch die Fides verflichteten Freiherren ohne Einfluß, gelang es ihnen bald, ihrer Amtsthätigkeit auch diesen gegenüber Eingang zu verschaffen. Die nächste Veranlassung dazu waren die großen Erwerbungen Ludwigs VIII. (1124—1126) nach den Albigenserkriegen in Languedoc. Da nämlich wegen der Entfernung dieser Lehnsfürstenthümer der König nicht im Stande war, in ihnen die lehnsherrliche Cour de baronie persönlich abzuhalten, so galt es, für diesen Zweck höhere Beamte einzusetzen, die den König auch den souverainen Freiherren gegenüber vertreten konnten und deren Amt im Lehnrechte üblich war. Diese Beamte waren die Sénéchaux, die, weil sich ihr Amt auf das Gebiet eines ganzen Lehnsfürstenthums (nicht bloß auf die darin befindlichen Domänen) erstreckte, Souverains du lieu, d. h. Inhaber der freiherrlichen oder fürstlichen Souverainetät im Namen des Königs genannt wurden. Unterdessen gingen auch im Norden, namentlich in Gegenden, wo schon Königliche Baillis vorhanden waren, die Königlichen Erwerbungen weiter; es lag daher nahe, hier die Vertretung des Königs in neuerworbenen Lehnsherrschaften, auch den souverainen Freiherren gegenüber, den Baillis zu übertragen, und sie so zum Range der ursprünglich höher gestellten Sénéchaux im Süden zu erheben. Auf diesem Punkt einmal angelangt, wußten sie bald ihre eigene und des Königs Gewalt weiter auszudehnen, theils indem sie Competenzstreitigkeiten zu Gunsten der Königlichen Gerichtsbarkeit auszubeuten, theils indem sie bei der Unbeschränktheit des Begriffs von höherer oder niederer Gerichtsbarkeit die Zahl der dem Könige vorbehaltenen Fälle von der hohen Gerichtsbarkeit (Cas royaux), wo es sich immer thun ließ, zu vermehren suchten.

Eine sehr erwünschte Gelegenheit hierzu bot auch das von Ludwig IX. oder dem Heiligen (1226—1269) erlassene Verbot der Selbsthülfe auf dem Wege der Privatfehde. Weil nämlich dieses den Grund-

sätzen des Lehnrechtes zuwiderlaufende Verbot in den Lehnsgerichten, wie sich erwarten ließ, nicht sogleich respectirt wurde, so beeilten sich die Königl. Baillis, aus einer jeden gegen das Verbot des Königs unternommenen Fehde den Begriff einer gewaltsamen Besitzstörung (Nouvelle descissine, trouble, force) herzuleiten und den Fall vor ihr Gericht zu ziehen. Je mehr sich aber auf diese Weise die Königl. Baillis im Einzelnen in die Gerichtskörper des Lehnswesens und deren Thätigkeit eindrängten und je mehr sie dadurch mit den althergebrachten Rechten des Landes in Widerspruch traten, um so mehr bemühten sie sich, denselben fremde Rechtsprincipien zu substituiren. Hierzu war nichts geeigneter, als das auf dem Princip der absoluten Herrschergewalt beruhende Recht der römischen Cäsaren. Dieses Recht wird daher immer eifriger studirt und unterstützt wesentlich die Königl. Richter und andern Beamten in ihrem Bestreben, den Lehnsstaat nach und nach zu untergraben. Diese Bestrebungen rufen zwar zu verschiedener Zeit lebhafte Reactionen von Seiten des Adels hervor, die auch unter einem schwachen Regenten, Ludwig X. (le Hutik, 1314—1316) den Erfolg haben, daß demselben in feierlichen Urkunden (Privilèges des nobles) seine alten Rechte von Neuem verbrieft werden; je heftiger und wilder aber diese und ähnliche Auflehnungen waren, um so mehr führten sie die Nothwendigkeit herbei, dem Lehnsstaate gewaltsam ein Ende zu machen.

Vorgesetzte Behörde der Baillis und damit die Spitze des Königl. Beamtenthums wurden, wie wir gesehen haben, die Parlamente, deren Ursprung die Curia regis ist.

(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Erste Abtheilung: Die Epigonen.

Sechstes Capitel. Auf der Werneckoper Pfarre.

Der Sandweg war fest, und ziemlich leicht rollte der Planwagen mit den breitspurigen Rädern, von vier muntern Rossen gezogen, dahin; zwischen Wasser und Wald hinein in die alte tapfere Mark Branden-

burg, hinein in den schönen, milden Novembertag, der eine Art von wehmüthiger Heiterkeit ausbreitete über die stillen Felder, die schweigenden Wasser und ernsten Fichtenhölzer.

Das Viergespann lenkte unser Freund vom Bessiner See, Lehnerdt Schaller, in seines Vaters „Matin"; und hinter ihm unter der Plane saßen auf drei großen Futtersäcken, die mit Decken und Mänteln belegt waren, je zwei und zwei, sechs Personen.

Den vordersten Sitz nahmen ein Frau Hedwig von Pletz und der Lieutenant Hans Dinnies von Leist; die Dame hatte vielleicht selten so hübsch ausgesehen wie an diesem Vormittage, der tapfere Officier ganz bestimmt noch nie so abscheulich. Die Dame trug eine enganliegende schwarze Sammetkappe, die ihr zartes, weißes Gesicht anmuthig hervortreten ließ und die schöne Bildung desselben, von der reinen Luft rosig angeflogen, wie in einem Rahmen zeigte; gut und ruhig blickten die Augen, bald in die Landschaft hinein, bald auf den wunden Krieger an ihrer Seite. Die hohe stattliche Gestalt der Dame war in einen schlechten braunen Tuchmantel gehüllt.

Hans Dinnies von Leist, den die Berliner Damen einst für den schönsten Officier im prächtigen Regiment der Gensd'armes erklärten, lag lässig an der Seitenwand von Weidengeflecht; freilich hatte er sich in der letzten Zeit, denn fast vierzehn Tage war er mit seinen Kameraden bei sorgsamster Pflege in dem Herrenhause zu Bessin versteckt gewesen, mächtig erholt; die eiserne Natur des pommerschen Heldenstammes, aus dem er hervorgegangen, hatte sich bewährt, er war gesundet, die alten Kräfte kamen wieder, aber der geistige Druck, den des Vaterlandes Unglück auf ihn übte, machte ihn lässig und verdrossen. Er saß neben der schönen Frau, aber er suchte keine Unterhaltung mit ihr, wohl beantwortete er ihre Fragen, aber er fand keine Freude daran, zu reden. An Weib und Kind daheim dachte er oft, sowie an den alten Oheim, an den König und an das Vaterland aber dachte er immer. Schmerzlich schwere Gedanken, die ihn zwar nicht muthlos zu Boden drückten, die ihn aber quälten und ängsteten, denen er erst dann zu entrinnen hoffen durfte, wenn er, den Pallasch in der Faust, wieder den Feinden gegenüber stände. Und dahin war er auf dem Wege. Er hätte sich sicher auf Nebenwegen viel leichter nach Spankow durchschleichen und Ruhe suchen können in den Armen seines schönen Weibes, aber der tapfere Reiter verwarf diesen Vorschlag, den ihm Herr von Pletz machte, auf der Stelle, er wollte nur über die Oder, um in Preußen zum Heere des Königs zu stoßen. Aeußerlich war der junge Mann furchbar entstellt, eine dicke rothblaue Narbe, nur zum Theil noch mit einem schwarzen Pflaster belegt, lief schräglinks über sein abgezehrt Angesicht, das dadurch in zwei fast gleiche Hälften getheilt wurde; die Lippen waren dünn geworden und die sonst so glatte Stirn lag in düstern Falten. Es war ein Zug von Trotz und Grimm in diesem entstellten Antlitz,

der ihm etwas Wildes und Drohendes verlieh, das er vordem niemals gehabt.

Auf dem zweiten Sitz befand sich der edle Pletz von Bessin mit einem Infanterie-Officier; auf dem dritten die beiden anderen Officiere, die wir schon im Herrenhause am See gesehen.

Die vier Soldaten waren in Civilkleidung, theils, weil sie hoffen durften, also weniger Aufmerksamkeit zu erregen, theils aber auch, weil die Reste der Uniformstücke, die sie noch mit nach Bessin gebracht, zu gar nichts mehr taugten. Uebrigens waren die drei Kameraden Leist's leichter und besser gestimmt, auch sie waren entschlossen, sich zur Armee des Königs durchzuschleichen, aber sie waren entweder leichtblütiger oder oberflächlicher als Leist, nicht so schwer betroffen von dem Unglück Preußens. Als sie von ihren Wunden genesen, trat die Jugend wieder in ihre Rechte bei ihnen, sie trösteten sich über die große Niederlage mit der Hoffnung auf noch größere Siege. Im Innern des Wagens unterhielt sich Herr von Pletz ziemlich lebhaft mit den drei Officieren, seine Gemahlin und Herr von Leist nahmen keinen Antheil an dem Gespräche, sie hatten schon lange geschwiegen.

„Schöne Pferde!" sagte Herr von Leist plötzlich und deutete mit der Hand nachlässig auf das Viergespann.

Die Dame lächelte ihm anmuthig zu, dann entgegnete sie: „Starke Pferde, gute Pferde, Herr von Leist, schön sind sie eben nicht, aber Pletz hatte vier sehr schöne Pferde, vier Rappen, es war eine Freude, die Thiere zu sehen; die Franzosen haben sie mitgenommen!"

„Ein schmerzlicher Verlust!" sagte Leist etwas zerstreut.

„Pletz war viel betrübter über den Verlust unseres alten treuen Kutschers," fuhr die Edelfrau fort, „als über den seiner Pferde; der alte Mann hatte seines Herrn Pferde nicht lassen wollen, die französischen Dragoner haben ihn niedergehauen, wir fanden ihn nach dem Abmarsch todt im Stalle, und er hat nicht einmal Kinder hinterlassen, denen wir Gutes thun, an denen wir seine Treue vergelten könnten!"

Es stand eine Thräne in dem Auge der schönen Frau, sie schwieg eine Weile; Thräne und Schweigen galten dem Andenken des treuen Dieners, dann fuhr sie fort: „Diese Pferde würden wahrscheinlich auch mit in das französische Hauptquartier gegangen sein, wenn sie nicht in einem abgelegenen Stalle allein gestanden hätten, denn von unseren anderen Pferden ist uns keins geblieben; Pletz hat kein Reitpferd behalten, und selbst meinen armen blinden Schimmel, meines Mannes Großvater hatte ihn mir geschenkt, als ich noch Mädchen war, haben sie mitgenommen, das alte Thier hat schwerlich auch nur die nächsten Märsche ausgehalten!"

„Die französischen Officiere," meinte Leist, „scheinen nicht eben sehr gewissenhaft zu verfahren!"

„Es wäre wohl unrecht," entgegnete die Dame, „den Officieren das

Alles zur Last zu legen, aber vielleicht sollten sie aufmerksamer sein; hat doch selbst der Kammerdiener des Obristen Pelet, wie sich von selbst versteht, hinter dem Rücken seines Herrn, die silbernen Löffel gestohlen, und die Diener der anderen Officiere haben selbst Bettwäsche und was ihnen sonst zur Hand gewesen, eingepackt; am meisten hat es mich gekränkt, daß dieses Pack so Vieles ganz muthwillig ruinirt hat, zerschnittene Betten, zerschlagenes Geschirr, zerbrochene Spiegel überall, es war ein abscheulicher Anblick! In einem Zimmer waren alle Polster auf den Stühlen ganz regelmäßig durch Kreuzschnitte geöffnet. Krieg ist hart, Herr von Leist, aber ich glaube doch nicht, daß preußische Soldaten so verfahren könnten!"

„Gewiß nicht, gnädige Frau," sagte der Officier lebhafter, „da ist ein Raffinement, ein Vergnügen an muthwilliger Beschädigung und Vernichtung fremden Eigenthums, daran denken unsere Leute nicht, selbst dann nicht, wenn sie gereizt werden, viel weniger so!"

„Viele Bilder haben sie zerschlagen und zerrissen!" setzte die Edelfrau hinzu.

Diese Büberei mußte der schönen Dame sehr empfindlich sein, denn ihr freies, klares Angesicht wurde fast zornig, doch ging es gleich vorüber, es war wie eine dunkle Wolke, die an einem hellen Tage an der Sonne vorüber zieht und ihr Licht auf einen Augenblick abdämpft.

„Ah! da ist ja die Thurmspitze von Bernekop schon!" rief sie sich aufrichtend und zeigte auf eine Spitze, die wie eine dunkle Nadel hineinstach in das lichte Gewölk, mit dem der Horizont umflogen war.

Der Wagen fuhr jetzt in einem sehr schlechten Wege langsam dahin, über Baumwurzeln mit derben Stößen kippend, in Sandlöcher sinkend, an einzelnen Steinen stoßend und knirschend. Zur rechten Hand trat der Fichtenwald dicht heran, zur linken war er stark gelichtet und ganz ohne Unterholz, man sah durch die einzelnen schlanken Bäume die stillen Wasser des Bernekoper Luches, in denen die blätterlosen Ellergebüsche und Eschen im leisen Zuge des Windes lautlos hin- und herschwankten.

Das war ein ächt märkisches Landschaftsbild, in seiner Armuth nicht ohne Reiz.

Als der Wagen aus dem Walde ganz heraus war, lag am Ufer eines kleinen Flüßchens ein Dorf vor den Reisenden, dessen Strohdächer von dem weit sichtbaren spitzen Thurm der Dorfkirche und dem Ziegeldache des Gutes überragt wurden.

Klirrend und stoßend, noch weit mehr denn zuvor im Walde, rasselte der Wagen über einen ächt märkischen Knüppeldamm, der in der Form des lateinischen Buchstabens S sich durch einen Bruch wand und bis nah an das Dorf führte.

An den einzelnen stillen Hütten vorüber fuhr Herr von Pletz mit seinen Genossen dicht unter dem kleinen Hügel hin, auf welchem die

Kirche stand, ein ureinfacher aber wahrscheinlich auch uralter Bau von Feldsteinen. Rings um die Kirche lag der Gottesacker, den eine niedrige Mauer einfaßte.

Man sah keinen Menschen im Dorfe, vor einem der Häuser stand ein Spitz, der bellte den Ankommenden seinen Gruß zu; vor dem Krug sah man ein paar ausgespannte Wagen, und in einer von den drei oder vier morschen Stehkrippen vor der Thür saß ein stattlicher Hahn mit einigen von seinen Lieblingsweibern, denen er die paar Haferkörner, welche die Rosse darin gelassen, großmüthig gönnte. Neugierig schauten die Hühner auf den vorüberrasselnden Wagen, der Hahn würdigte die Reisenden kaum eines hochmüthigen Blickes.

Fast ganz um die Kirche herum, immer der Kirchhofsmauer entlang, fuhr der Wagen, dann lenkte Lehnerdt Schaller um eine stattliche alte Linde in einen bedeckten Thorweg hinein, der zwischen zwei Scheunen hindurch in einen unregelmäßigen, aber sehr geräumigen Hof führte.

Dieser Hof war rechts von Ställen, vorwärts von einem sehr verfallenen und schiefen Plankenzaun, über den die jetzt kahlen Obstbäume des Gartens blickten, links aber von einem niedrigen und ziemlich langen Wohngebäude eingeschlossen. Zu der offenen Thür dieses Gebäudes führte ein schmaler, gepflasterter Weg an der Seite hin. Die Mitte und der Hauptraum des Hofes war von einer rohen Balustrade eingeschlossen, innerhalb welcher auf weicherem Mist und Strohboden einige sehr unansehnliche Kühe und eine ganze Heerschaar von Hühnern sich befanden.

Das war der Pfarrhof von Bernekop, und das kleine, alte, gebückte Männlein, das da an der Thür steht, mit dem schwarzen Sammetkäppchen auf den dichten, langen weißen Locken und mit den schwarzen, muthig funkelnden Augen unter der hohen Stirn, ist der Magister Friedrich Thebesius, pastor loci. Der Greis im schwarzen Rock, die Manchesterbeinkleider in den hohen blank gewichsten Stiefeln, tritt rasch an den Wagen, als dieser vor der Thür hält, und ruft mit kräftiger Stimme: „Gott willkommen, meine liebe, gnädige Frau und alle, die mit ihnen kommen!"

Er reichte der Edelfrau seine Hand, um ihr beim Absteigen behülflich zu sein, er that das mit einer gewissen würdevollen Anmuth, die ihm gar wohl ließ.

„Guten Tag, lieber Papa," grüßte Frau von Pletz anmuthig niedersteigend an der Hand des Pastors, „wo ist Mamachen? doch nicht unwohl?"

„Nein, nein!" entgegnete der Greis schelmisch, „nicht unwohl aber noch nicht fertig, je älter die Frau Pastorin wird, desto mehr Zeit braucht sie zum Putz; ist auch in der Ordnung, als sie so alt war wie die liebe, gnädige Frau, da brauchte sie fast gar keine Zeit, eins, zwei, drei war Alles fertig!"

Mit großer Treuherzigkeit und sichtlicher Freude begrüßte der Pastor von Bernekop nun den Erbherrn von Bessin und die Officiere und

lud sie ein, ihm in sein Pfarrhaus zu folgen, während Frau von Pletz, die in diesem Hause nicht fremd war, seine Einladung gar nicht erwartet hatte.

Durch das unaufhörliche Gebell des Hofhundes war nun auch ein Knecht herbeigerufen, der dem Lehnerdt Schaller die Rosse abschirren und in den Stall führen half.

In der großen, etwas düstern Stube des Pfarrers stand schon der Tisch gastfreundschaftlich gedeckt mit schneeweißem Linnen und mit blankem Zinn, denn es war nahe an Mittag und die Gäste waren erwartet worden. Hier hieß der Pfarrer die Herren noch ein Mal willkommen, Jedem die Hand reichend, dann lud er sie ein einen Bissen Brod zu nehmen und einen kleinen Schnaps, bis das Mittagsessen fertig sei.

Die Herren folgten der Einladung, denn eine Fahrt von drei Meilen im Planwagen durch märkischen Sand und über märkische Knüppeldämme macht Appetit überall.

Das war eine hübsche, räumliche Stube, ein Paar große Bilder in schwarzen Rahmen hingen an den Wänden, geistliche Herren in Amtstracht; über dem kleinen Klavier aber prangte ein schönes Bild des großen Friedrich mit noch ganz jugendlichem Gesicht, aus den ersten Jahren seiner Regierung. Fridericus Incomparabilis trug eine Uniform von blauem Sammet und schaute aus seinen großen, gewaltigen blauen Augen bedeutsam nieder. Schwere alte Tische, Stühle und Schränke von Nußbaumholz bildeten das Geräth, einfach Alles und sauber, dennoch in der Zusammenstellung einen gewissen altväterlichen Wohlstand verrathend. Durch eine offene Thür neben dem gewaltigen Kachelofen blickte man in eine kleinere Stube, die war so voller Bücher, daß kaum des Pfarrers Schreibtisch unter dem einzigen Fenster und sein alter Lehnstuhl dabei Platz hatten.

„Ich sehe, unser alter Freund ist noch nicht hier!“ sagte Herr von Pletz.

Der Greis blickte auf die große Schwarzwälder Uhr, die neben der Thür tickte, zog dann eine fast kugelförmige Taschenuhr an einer silbernen Kette hervor, öffnete eins der vielen Gehäuse und entgegnete, nachdem er beide Uhren verglichen, mit großer Bestimmtheit: „Der Herr Postmeister wird hier sein, ehe denn noch zehn Minuten verflossen sind! Haben sie neue Nachrichten, lieber Herr von Pletz!“

Der Erbherr von Bessin gab dem Geistlichen ein Paar Zeitungsblätter, bemerkend, daß eben nichts Neues von Belang darin sei, daß man aber doch manches genauer erfahre, was man bisher nur unvollständig gewußt.

„Der Herr Postmeister wird das Neueste mitbringen!“ rief der Greis und seine dunkeln Augen blitzten, „Gott erbarme sich über unser Preußen, jede neue Zeitung auch ein neues Unglück! aber Gott legt Keinem mehr auf als er tragen kann, liebe Herren, und Er, der uns so

gewaltig prüft in dieser Nacht, Er wird uns auch wieder aufrichten an seinem Morgen!"

„Der Greis spricht Feuer!" sagte Herr von Leist leise zu sich selbst, „das ist ein tapferer Alter, der würde dem Landrath von Wackerrode gefallen; wie ist mir denn? Kennen sie den Landrath von Wackerrode, Herr Pastor?"

„Gott hat's gnädig mit ihm gemacht, lieber Herr," entgegnete der Geistliche, „daß er ihn das Alles nicht hat erleben lassen, er hat's kommen sehen, wie oft haben wir davon gesprochen; er hat gejammert über sein Preußen, der alte treue Kriegsmann des großen Königs, aber er ist versammelt zu seinen Vätern mit der festen Zuversicht, daß Preußen doch endlich mit Gottes Hülfe siegreich hervorgehen werde aus den Leiden und der schweren Bedrückung. Mein patronus, der wohlselige Herr Major von Wackerrode ist am Sonntage palmarum, gerade als die Glocken zum ersten Male läuteten, sanft und selig verschieden; er liegt drüben in Lodendorf, Bernekop ist die mater von Lodendorf, begraben. Sein sonst immer so gastfrei offenes Haus ist jetzt verschlossen; der Erbe, ein mecklenburgischer Edelmann, ist den ganzen Sommer krank gewesen und hat noch nicht zur Uebernahme kommen können!"

Der Greis fuhr noch eine Weile fort, von seinem seligen Patron zu erzählen, und mit Vergnügen hörten ihm die Herren zu, denn es war in allem was er sagte, selbst in dem unbedeutendsten, eine ganz unverwüstliche Tapferkeit und Lauterkeit der Gesinnung, die sich trefflich mit der geistlichen Art und Sprachweise paarte.

Endlich kam auch die Frau Pastorin, eine feine alte Dame, trotz hohen Alters ganz unverfallen, würdevoll und heiter zugleich.

Die Frau Pastorin Thebesius war ein Fräulein von gutem Adel aus Pommern, eine von dem zahlreichen Geschlecht der Kamecke, und Leist, dem Frau von Pletz das unterwegs gesagt, begrüßte sie gleich als Cousine, welcher Gruß denn eine ziemlich lange, gründliche und sehr interessante Entwickelung dieses verwandtschaftlichen Verhältnisses zur Folge hatte. Das greise Mütterchen zeigte ein treffliches Gedächtniß und rühmte von Leist's Vater, den sie persönlich gekannt hatte, daß selbiger ein vollkommener Cavalier gewesen, während sie von dem alten Obristlieutenant nur wußte, daß er für einen unermüdlichen Tänzer gegolten, weshalb auch unter den Damen große Trauer gewesen, als er ein Bein verloren.

Mitten in diese Plauderei hinein, an der auch die andern Officiere Theil nahmen, weil sie Namen von Familien hörten, die mit den ihrigen verwandt, fiel die Ankunft des Postmeisters, der auf einem starken Schweißfuchs in den Hof trabte, und schon abgestiegen war, als der greise Pastor vor die Thür kam, um ihn zu begrüßen.

„Guten Morgen, meine Damen, ihr gehorsamster Diener!" mit diesem Gruß trat die gewaltige Gestalt des verabschiedeten Hauptmanns und jetzigen Postmeisters Theuerdank in's Zimmer.

Leist, der mit seiner Cousine, der Frau Pastorin, an einem der Fenster gestanden, blickte mit großem Interesse durch die Geraniumstöcke, die auf dem Fensterbrett standen, nach des Postmeisters Schweißfuchs, der ziemlich warm geritten war und darum auf dem Hofe hin und her geführt wurde.

Der Postmeister küßte den Damen die Hand, machte das aber ab ohne sich weiter zu verneigen, was ihm bei seiner Corpulenz sehr unbequem gewesen sein würde, dann reichte er Herrn von Leist die Hand und sagte, mit den Augen listig zwinkernd: „Nicht, der Herr Kamerad sind von der Cavallerie?"

„Lieutenant von Leist vom Regiment Gensd'armes!" entgegnete Leist, zur sichtlichen Freude des Goliaths, der sich nun stolz aufrichtete und mit der Hünenfaust an die Brust schlagend, daß es dröhnte, sagte: „Anspach-Baireuth-Dragoner, ehemals Hauptmann Theuerdank, jetzt Postmeister!"

„Aber doch immer noch Theuerdank, lieber Herr Postmeister!" warf Frau von Pletz lächelnd ein.

„Wie gnädige Frau befehlen!" erwiederte der wackere Mann galant, ohne sich jedoch aus seiner Ruhe bringen zu lassen, denn er fuhr nun fort Bekanntschaft zu machen mit den Officieren, freute sich sehr, wenn er errieth, ob sie von der Infanterie oder der Cavallerie, sagte Jedem seinen Namen besonders und erklärte ihnen endlich, daß er es über sich nähme, sie, wohlverstanden einzeln, über die Oder zu bringen; weiterhin wolle er sie denn auch an ordentliche Leute adressiren, die nicht an Seiner Majestät zum Hundsfott geworden wären, wie er sich kräftig ausdrückte. Zugleich rühmte er sich, daß er schon an sechszig Officiere dem Könige und dem Vaterlande gerettet und mehrere hundert Soldaten; freilich mußte er aber auch zugeben, daß es alle Tage schwerer werde, durchzukommen, weil es zwischen Weichsel und Oder von französischen Völkern wimmele.

Darauf wurde die Suppe aufgetragen, und der geistliche Herr hielt ein fast seltsames Tischgebet, in welchem er des Königs und der Preußischen Krieger gedachte in ergreifenden Worten; ein kräftiges Soldatengebet war das, nur etwas zu lang für hungrige Leute.

Während des Essens erzählte der tapfre Postmeister seine Neuigkeiten, die ungewissen Nachrichten von der königlichen Armee, die officiellen Berichte über Napoleon's Aufenthalt in Berlin, all' die zahllosen Kunden und Zeitungen, die in bewegten Zeiten von Mund zu Mund gehen; der Postmeister Theuerdank hörte Alles, erfuhr Alles und wußte Alles; das war seine Stärke, darauf beruhte auch sein Vermögen, Preußische Officiere und Soldaten mitten durch die Feinde hindurch zu salviren. Unerschöpflich war der Postmeister in Mittheilungen von einzelnen Zügen Preußischer Tapferkeit, er sammelte solche mit unermüdlichem Eifer und erzählte sie sich und Andern so oft als nur möglich war.

„Lieber Herr Postmeister," unterbrach ihn plötzlich der greise Pastor mit funkelnden Augen, „es ist löblich, daß ihr unseres Kriegsvolks Tapferkeit rühmet, aber rühmet nicht allzusehr, auf daß ich nicht glauben muß, ihr wäret verzweifelt an der Zukunft und wolltet euch trösten und stärken an solchen Historien! Wir sind gebeugt unter die gewaltige Hand Gottes, Mann, und Er alleine ist's, der Preußen wieder aufrichten wird!"

Der Postmeister stutzte einen Augenblick, er fühlte, daß eine Wahrheit war in dem was der Pastor sagte, aber er schwieg nicht sehr lange, bald war er wieder in vollem Zuge, und der Pastor störte ihn nicht wieder. „Gott führt Andere auf andern Wegen," sagte er leise und hörte dann selbst nicht ungern dem Erzähler zu, der die Officiere vom Grenadierbataillon von Kraft rühmte, die sich bei Auerstädt mit dem Degen in der Hand Mann an Mann in eine Lücke gestellt hatten und den Heldentod gestorben waren. Der Postmeister erzählte weiter vom Lieutenant von Klöden vom Regiment von Kleist, dem hatte eine Kanonenkugel beide Beine weggerissen, seine Leute wollten ihn zurücktragen, er litt es nicht, sondern trieb sie mit mahnenden Worten ins Feuer zurück. Als die Retirade begann, rief der sterbende Officier einen Soldaten zu sich, gab ihm seine Uhr und seine Börse und sagte: „Nimm das, mein Sohn, damit es die Feinde nicht bekommen."

„Habt ihr schon von dem Hauptmann von Bismarck gehört?" rief der Postmeister, „der bekam beim Avanciren eine Flintenkugel in den Leib und fiel um, seine Compagnie stutzte, wollte nicht vorwärts, mit letzter Anstrengung richtete sich der tapfere Mann auf, hielt ein Tuch vor seine Wunde und ermahnte seine Leute zum Vorgehen, dann trat er bei Seite, aber er hatte noch nicht zehn Schritte gemacht, als er niederstürzte!"

Der Postmeister war, wie gesagt, unerschöpflich im Erzählen von solchen Geschichten; er schien es hauptsächlich darauf abgesehen zu haben, die perfide Jämmerlichkeit aufzudecken, mit der gewisse Leute damals schon anfingen, die Preußischen Officiere zu verleumden und ihnen allein die Schuld des unermeßlichen Unglückes beizumessen, — ein Verfahren, was leider mit einer teuflischen Consequenz so lange und so eifrig fortgesetzt worden, daß noch heute die Leute, die sich vorzugsweise die Gebildeten zu nennen belieben, hochmüthig die Achseln zucken über die Junker von Jena und denen die Schuld der Niederlage zuschreiben.

Der Postmeister hatte eben wieder eine Reihe von Mittheilungen beendet, und es war eine kleine Pause entstanden, da rief der Lieutenant von Leist aus tiefem Sinnen auffahrend: „oh wie ist es möglich? wie ist es möglich?"

Es klang ein tiefes Wehe aus diesem Schmerzensruf — der junge Mann konnte und wollte es nicht begreifen, daß sein theures, sein ruhmreiches Preußen untergegangen sein solle.

„Unser Elend kommt vom Calculiren!" sagte plötzlich der edle Pletz von Bessin.

Die Andern sahen ihn fragend an.

„Ja, vom Calculiren," fuhr der Edelmann fort, „weil der große Friedrich sein Hauptaugenmerk mit darauf gerichtet hatte, so viel als möglich Geld einzunehmen, weil ein großer Schatz allerdings eine Stütze der politischen Bedeutung ist, so calculirte nun Alles, vom Minister bis zum Schreiber, wo noch etwas herauszupressen, wo noch etwas zu ersparen. Hieraus entstand langsam nach und nach in allen Zweigen ein schäbiges, knauseriges System der Ersparung und Plusmacherei, was unsere eigentlich treffliche Verfassung bei den Leuten verhaßt machte. Die übelste Folge davon aber war, daß alle Staatsdiener zuletzt anfingen, dies System zu ihrem Privatinteresse zu benutzen. Die Besoldungen blieben auf dem alten Fuß, die Bedürfnisse stiegen um das Doppelte und Dreifache, der Luxus stieg ebenfalls; die Staatsdiener hatten durch die immer mehr überhand nehmende Pedanterie und Kleinigkeitskrämerei schwere Arbeit und konnten doch von dem unzureichenden Gehalt nicht mehr leben. Jeder fing also an auch für sich etwas Plus zu machen, auch seine häusliche Noth durch Knausereien in seiner amtlichen Stellung, so groß oder so klein dieselbe sein mochte, zu beseitigen. Das wurde im ganzen Staat so Sitte, daß man es als eine bekannte Sache, als ein nothwendiges Uebel betrachtete. Es kam so weit, daß diejenigen, die sich um eine Stelle bewarben, immer mehr nach den Emolumenten als nach dem Gehalt frugen. Auch die Armee erlag diesem Calculiren und Plusmachen. Was hat man alles gethan, um die Kasse der Compagnie-Chefs zu füllen! Montirung, Hemden, Schuhe der Soldaten, alles wurde beknappt. Das waren ganz bekannte Sachen, ich sage ja nichts, was ihnen nicht genau bekannt wäre! An dieser Stelle hat mein seliger Freund von Wackerrode oft genug erklärt: „„Mit der Compagnie hört die Honnetetät des Officiers auf, so wie der Hauptmann eine Compagnie bekommt, muß er ins Plusmachen und Calculiren hinein gerathen, er kann gar nicht anders, nur die Lieutenants sind noch honnet!"" Leider, leider, er hat nur zu Recht gehabt, am Plusmachen und Calculiren ist unser glorreiches Preußen zu Grunde gegangen."

„Es ist das zum Theil wohl wahr, Herr von Pletz," nahm der greise Pastor das Wort, „aber glauben sie mir, trotz des Calculirens hätte der Preußische Staat noch lange floriren können, oder vielmehr das Calculiren hätte nicht bis zu diesem Mißbrauch gedeihen können, wenn nicht die Gottlosigkeit gewesen wäre, nicht am Calculiren ist Preußen zu Grunde gegangen, sondern an der Gottlosigkeit, die in den Städten herrscht bei Vornehm und Gering, sie haben des Glaubens gespottet, aber der Herr läßt sich nicht spotten!" —

Der Pastor hielt plötzlich inne, denn der Hund draußen schlug an, rascher Hufschlag, ein Reiter auf schaumbedecktem Roß hielt vor der Thür.

Vom Gerichtstage.

(Schluß.)

Aus Westfalen.

Gestern Abend wollte sich keine Zeit zur Fortsetzung der begonnenen Herzensergießungen finden. Ich mußte durch Schnee und Eis weit hinaus auf ein abgelegenes Dorf wandern, wo eine Kranke dringend meiner begehrt hatte, um ihr Testament machen zu können; stehe ich hier doch gleichsam auf Vorposten und muß jeden Augenblick jedes Anrufs gewärtig sein, und fast hat es den Anstrich, als ob der geizige Bauer selbst seine Todeskrankheit so einzurichten weiß, daß sie ihm möglichst wenig kostet, indem im hiesigen Bezirk gerade dann, wenn die Gerichtscommission hier ist, und wenn daher die Reisekosten der Gerichtspersonen bedeutend geringer sind, als wenn sie von der fernen Kreisstadt herkommen müssen, die meisten Anträge auf Aufnahme eines Testaments eingehen, und ohne daß er den Tod nahe fühlt, entschließt sich der Bauer nicht leicht zu einem solchen immerhin sehr kostspieligen Unternehmen.

Mir sind diese Fahrten in die Häuser und Hütten und an die Krankenbetten nicht durchaus widerwärtig, so viel Schweres und Trauriges sie auch regelmäßig mit sich führen; man tritt dem Herzen des Bauern, seinem innersten Sein nicht leicht näher, als wenn man ihn auf seinem Todtenbette sieht und seine letzten Wünsche und Gedanken über das Diesseitige entgegennimmt. Und das ganze Familienleben enthüllt sich bei solchen Gelegenheiten und läßt sich mit wenigen Blicken in allen seinen inneren Bezügen übersehen.

In städtischen Familien, wenn sie nur einigermaßen zu den anständigen gehören, bergen sich dann alle Angst und alle Freude, welche die Angehörigen in Betreff des Testaments hegen, unter der Maske der Rührung und Trauer über den nahen Tod; — in den Bauerhäusern aber, in denen ohnehin der Sentimentalität wenig Raum gelassen wird, sucht dann jeder, der zu hoffen oder zu fürchten hat, alle Gefühle zurückzudrängen und den letzten günstigen Augenblick noch mit allen Kräften zu benutzen. Da werden ohne viel Scheu um den Anstand und um unsere gute Meinung die letzten Trümpfe ausgespielt, und oft genug muß ich erst donnern und wettern, um mir eine leere Stube zu schaffen, damit ich, wie solches vorgeschrieben ist, mit dem Testator allein reden kann; dann reißt aber vielleicht doch noch mitten in unserm Gespräche Einer die Thüre auf und ruft: „Vater, Du vergißt mich doch nicht?“ oder „Du bedenkst doch, was Du mir versprochen hast!“ und dergleichen Interpellationen. Und wenn nun gar den Testator die Kräfte zu verlassen anfangen und er über die schwere Leibes- und Seelennoth den Sinn für die kleinen irdischen Dinge verliert, und deßhalb von der Vollendung des begonnenen Testaments ablassen will, dann können die Betheiligten mit fürchterlicher Hartherzigkeit den Sterbenden mit Bitten bestürmen und aus dem Schlummer aufschrecken, und mit allen Mitteln suchen sie seine Thatkraft wachzurufen und ihn zur Fortsetzung des Testaments zu bewegen. Dank unserm aufgeklärten Intestaterbrecht hängt von dem Zustandekommen des Testaments oft das Glück oder Unglück der ganzen Familie ab, da nur durch ein solches die gänzliche Zersplitterung und damit der Ruin des Bauerngutes abgewendet werden kann; — drum kann man ob jenes hartherzigen Gebahrens oft nicht einmal mit den Leuten recht zürnen.

Natürlich kommen wir auch in Bauerhäuser, in welchen der Schmerz um den Todkranken auf allen Gesichtern zu lesen ist und alle andern Gedanken zurücktreten läßt, und man kann dann mit weit größerer Sicherheit als in städtischen Häusern annehmen, daß dieser Schmerz eine Wahrheit und nicht bloß eine des Anstands halber vorgenommene Maske ist. Allein aufgefallen ist mir, und Andere haben dieselbe Beobachtung gemacht, daß sich bei Bauern die Trauer über den Tod eines Angehörigen fast immer nur mit Beziehung auf die materielle Einbuße äußert, welche die Hinterbliebenen dadurch erleiden. Nicht nur daß die unmündigen Kinder und die Wittwe beklagt werden, wenn ihr Ernährer ihnen plötzlich geraubt wird, sondern auch, wenn ein bejahrter Leibzüchter stirbt, heißt es, er hätte dem Bauern, seinem Sohne, durch seine Arbeit immer noch mehr verdient, als wie er ihm gekostet hätte, — bei dem Tode von Kindern wird ausgerechnet, wie lange es noch gedauert haben würde, bis sie ihren Eltern eine wesentliche Hülfe hätten sein können, wie viel länger sich diese nun allein plagen müßten, ehe das folgende Kind so weit herangewachsen sei, und dergleichen. Das Individuum mit seinen Gefühlen und Wünschen ist in der Bauernmoral ein wenig berechtigter Factor, und Familienwohl und Standesherkommen sind da, wo der Bauer sich einigermaßen in seiner Eigenart erhalten hat, die höchsten leitenden Principien. Außerdem wird er auch wohl ein Bewußtsein von dem Werth persönlicher Liebenswürdigkeit haben, und er wird wohl die Lücke fühlen, die sein Leben durch das Abscheiden eines liebenswürdigen Hausgenossen erhält, — aber er vermag diesem Gefühle nicht Worte zu geben, und hält es für zu unberechtigt, um auf Worte dafür zu sinnen.

Bei den Besuchen in den Bauernhäusern verfehle ich nicht, meine Augen etwas umherstreifen zu lassen und allerlei Studien über die häuslichen Einrichtungen zu machen. Vor etlichen Jahren, — bald sind's ja ihrer ein Dutzend — habe ich schon einmal Gelegenheit gehabt, in der Bauern Kasten und Kisten umherzugucken und das Bauernleben mitzuleben; es war, als ich mit meiner Korporalschaft bei den schleswig'schen Groß- und Marschbauern im Quartier lag. Aber wie gewaltig contrastirt das, was ich dort vom Bauernleben sah, mit dem, was ich hier wahrnehme. Wüßte ich nicht in vielen Fällen ganz genau, wie der Bauer, dessen Haus ich betrete, gar manches Dutzend Morgen besten Ackerlandes und so und so viel Tausend an ausgeliehenen Capitalien hätte, ich würde um der Kärglichkeit, ja Aermlichkeit des Hausraths und des ganzen Lebenszuschnitts willen, der mir hier überall begegnet, an eine große Armuth der Gegend glauben müssen. Man erkennt daran, daß die gute Zeit, welche hier jetzt herrscht, noch nicht lange angebrochen ist; — sie hat die Natur des Bauern noch nicht umgestaltet, und er kann noch nicht lassen, ebenso wie sonst, jeden Pfennig zusammenzuhalten und jeden Schein der Wohlhabenheit nach Außen hin zu meiden, fast als ob er noch fürchtete, ihm könnte wieder größere Last aufgelegt werden, wenn es zu Tage käme, daß er eine größere tragen könne.

Bei Bauern, deren Vermögen auf 30,000 Thaler und mehr geschätzt wird, fehlt jedes andere Mobiliar in den Zimmern, als die einfachsten Tische, Bänke und vielleicht einige Brettstühle, zu denen höchstens noch eine Schwarzwälder Uhr und ein Schrank von der rohesten Form, sowie einige entsetzlich colorirte Heiligenbilder kommen; in den Kammern sind außer den Betten nur die Laden

von Tannen- oder Eichenholz und den einfachsten Formen; der unvermeidliche große eiserne Topf, der Kaffeekessel, drei bis vier Steingutteller, einige Milchschüsseln und irdene Töpfe bilden das Küchengeräth; zur Beleuchtung dient die polizeilich vorgeschriebene Stalllaterne mit ihren stets trüben Gläsern oder die qualmende Thranlampe, die am Deckbalken aufgehängt wird, — ein wahres Marterinstrument für meinen Protocollführer, wenn uns die Nacht beim Niederschreiben der Verhandlung überrascht. All der andere Ballast, welcher dem modernen Menschenleben anzuhängen pflegt, ist dem hiesigen Bauer fremd geblieben. Und seine Mahlzeiten sind in demselben Verhältniß einfach; der höhere Grad des Wohllebens besteht bei ihm nur in dem Mehrgebrauch an Branntwein, Kaffee und Schweinefett.

Für die Reinlichkeit einer Gegend habe ich einmal auf einem meiner Kriegszüge einen vortrefflichen Gradmesser entdeckt, den ich den Socialpolitikern und Statistikern von Fach empfehlen möchte. In den Freischaarenzeiten lag ich nämlich etliche Tage bei einem Kammmacher in Hadersleben in Quartier. Es war eine traurige Zeit; Wrangel räumte Jütland, wir waren auf's Tiefste verstimmt, und ich war auch körperlich krank. Da mochte ich von der Welt draußen nichts sehen und hören, und froh, nach dem langen Umherstreifen auf den jüt'schen Haiden einmal wieder zwischen vier Wänden sein zu können, saß ich den ganzen Tag bei meinen Quartiergebern, dem alten nun wohl längst entschlafenen Kammmacherpaar — Philemon und Baucis, wie sie leibten und lebten. Der Mann führte meistens die Conversation; er war in jungen Jahren weit in der Welt umhergekommen und hatte Vieles gesehen, — aber Alles mit Kammmacheraugen, und namentlich hatte er über die Menge der Kämme, welche in den verschiedenen Gegenden verbraucht werden, und über die größere oder geringere Weite derselben gar tiefgehende Beobachtungen gemacht. Von seiner Heimath gab er eine vollständige Culturgeschichte der letzten 60 Jahre, in denen die Nachfrage bei ihm immer größer und die Kämme immer enger geworden waren, bis die Dörfer endlich jenes lachende, liebliche Bild gewährten, welches wir damals vor Augen hatten. Diese Kammmacheranschauungen sind seitdem auf mich übergegangen, und so kann ich auch hier nicht lassen, wenn ich in die Häuser komme, einen Blick auf die Kämme zu werfen, zumal man hier keinerlei Heimlichthuerei mit diesen Instrumenten treibt, sondern sie sich regelmäßig öffentlich und, wie es scheint, zu Jedermanns Gebrauch in dem Familienzimmer vorfinden, und zwar pflegt die Fensterbank ihr eigentlicher Fundort zu sein. Um meine hiesigen Kammbeobachtungen kurz mitzutheilen: sie sind durchschnittlich von mäßiger Weite und scheinen eine Generation auszudauern. Dem entsprechend ist von den blanken großen Fensterscheiben, dem gut gehaltenen Oelfarbenanstrich alles Holzwerks, den weißgescheuerten Dielen, dem reinlichen Leinenzeug der nordschleswig'schen Dörfer hier nichts zu verspüren; wohl aber von dem Gegentheil Alles dessen. Schließlich will ich jedoch noch bemerken, daß Westfalen ein großes Land ist, und daß es auch in Westfalen Gegenden giebt, wo Alles so blank und nett ist wie in der Puppenstube.

Endlich ist der letzte Termin abgehalten, der Gerichtstag ist zu Ende, und wir warten nur noch auf den Wagen, der uns der „süßen" Heimath wieder zuführen soll. So wären denn diese anstrengenden und einsamen Tage einmal wieder überstanden, bis sie nach Monatsfrist in gleicher Weise wieder-

kehren, — denn zu Tagen wird hier jeder Gerichtstag, und mir dünkt es eine eigene Ironie zu sein, wenn ich mich als der „Gerichtstagscommissarius“ unterzeichnen muß, da mir die vielen Nächte in Gedanken kommen, welche mich dies Amt von Haus und Hof fern hält. Mein Leben bekommt dadurch auch ein wenig einen Vagabundencharakter, — wie denn das jetzt die allgemeine Zeitkrankheit ist, und ich fühle auch schon die üble Wirkung davon, indem mir das gleichmäßige, fortwährende Zuhausebleiben nicht mehr behagen wollte, als ich mich einmal von diesen Gerichtstagen frei gemacht hatte.

In sofern passe ich ganz gut in den hiesigen Gerichtsbezirk, in dem es der Vagabunden — nicht im criminalistischen, sondern im social-politischen Sinne — eine gute Anzahl giebt, und das Vagabundenthum noch immer im Wachsen begriffen ist. Alljährlich wandern immer mehrere von den kleinen Grundbesitzern und den Besitzlosen in die Ferne, um dort ihr Brod zu suchen, und der Winter bringt sie für immer kürzere Zeit nach Haus, und Manche versäumen es auch einmal ein Jahr lang ganz, nach Weib und Kind zu sehen, ja die Unverheiratheten bleiben oft lange Jahre aus oder kehren gar der Heimath für immer den Rücken.

Unter diesem in unserem Kreise so zahlreichen Wandervolk läßt sich aber ein tief eingreifender Unterschied wahrnehmen, der eine ganz verschiedene Lebenshaltung bewirkt, je nachdem nämlich die Auswanderung eine gewerblich geregelte und genossenschaftliche ist, oder von den Einzelnen, als selbstständigen Atomen, unternommen wird. Diese letztere Form der Auswanderung ist in dem jetzigen Umfange neueren Ursprungs und übt im Großen und Ganzen nur einen höchst demoralisirenden und entkräftigenden Einfluß. Wem es zu Hause zu enge wird, wen ein böses Weib oder böse Gläubiger plagen, der macht sich allein oder mit einigen gleichgesinnten Cumpanen auf und zieht, wie es hier heißt, „ins Bergische“, d. h. in die industriellen Eisen- und Kohlenbezirke Westfalens; dorthin lockt der hohe, hier fast wie ein Mährchen klingende Tagelohn, der freilich auch wieder durch die hohen Preise aller Lebensbedürfnisse zum größten Theil sofort verzehrt wird. In den Fabriken, an den Eisenbahnen oder in den Kohlenwerken und bei dem regel- und zügellosen Leben in den erbärmlichen Kneipen büßen solche Arbeiter oft den besten Theil ihrer körperlichen und geistigen Gesundheit ein, und die Meisten, welche zurückkehren, haben an Leib oder Seele Schaden genommen. Wenn man einmal in hiesigen Gegenden Redensarten hört, wie: „Es ist kein Gott, es ist Alles nur Natur,“ so kann man sicher folgern, der Redende war „im Bergischen“, und hört man von unehelichen Kindern, so wird man bei näherer Nachfrage auch in der Mehrzahl der Fälle hören, daß die Mutter auswärts gedient oder getagelöhnert hat. Durch diese Klasse der Auswanderer wird zwar auch mancher Thaler und Groschen hierher gesandt, oder bei der Heimkehr mitgebracht, aber diese Geldsendungen an die Angehörigen kommen unregelmäßig und versiegen bei längerer Abwesenheit oft gänzlich. Es gehört eben ganz besondere Seelenstärke dazu, um so vereinzelt und ohne die Kunst der brieflichen Mittheilung zu verstehen, in einer fremden aufregenden und versuchungsreichen Welt jeden Augenblick in treuer Sorge für die fernen Angehörigen auszuharren.

Ganz anders verhält es sich mit dem hier von Alters her üblichen auf auswärtige Arbeit Ziehen der Maurer und Ziegelstreicher, und in mancher

Hinsicht auch mit dem „nach Ostfriesland Gehen“. In einigen Dörfern ist es nämlich alter Gebrauch, daß die ärmeren Tagelöhner zur Zeit der Heuernte, in Trupps vereinigt, nach dem zwanzig bis dreißig Meilen entfernten Ostfriesland wandern, und schon zur hiesigen Haupternte wieder zurückkehren. Sie bringen dann nur ein kleines Päckchen baares Geld nach Hause und daneben mitunter das kalte Fieber, allein, weil sie die altbekannte Straße ziehen, die schon ihre Väter gezogen sind, und vielleicht auf demselben Hofe heuen, auf dem schon ihr Vater heute, und die Sense dazu bei demselben Kaufmann in Melle kaufen, bei dem er sie kaufte und der Sohn sie vielleicht auch wieder kaufen wird, und weil die Dorfgenossen die Reise zusammen machen, so bleiben sie unter der Aufsicht der Heimath und finden in ihr einen sittlichen Halt, zumal die Abwesenheit keine lange ist. Aehnlich ist es auch mit den Maurern und Steinhauern, welche die Mehrzahl der Bevölkerung eines unserer größten Dörfer ausmachen. Schon bei den ersten Anzeichen des Frühlings ziehen sie in Schaaren auf die großen Bauplätze, von denen aus oft schon im Winter Boten kommen, um sie anzuwerben. Es sind rührende Bilder, wenn sie fortwandern — die Frauen, Bräute und Schwestern geben ihnen noch das Geleit bis durch die nächste Stadt und tragen ihnen bis dahin das in ein Laken gewickelte Gepäck, welches um der vielen mitgenommenen Lebensmittel willen jetzt noch einen mächtigen Umfang hat; — diese Begleiterinnen sehen traurig drein, während die Männer die Rührung durch Scherz und Branntwein niederkämpfen, und die kleinen Burschen, welche als Lehrlinge zum ersten Male mit Vater oder Bruder ausziehen, stolz und erwartungsvoll in die offene Welt vor ihnen sehen. Von diesen Maurern bleiben auf den Bauplätzen viele vereint, und auch ohne eigentlichen Zunftzwang schließt doch das gemeinsame Gewerbe und die gemeinsame Heimath ein doppeltes Band um sie, welches auch dann, wenn sich Einer zeitweilig vereinzelt, doch noch seine Kraft bewährt. Sie erfahren von einander, und dadurch erfährt wieder die Heimath, was Jeder thut und treibt. Der Prüfstein für ihre Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit ist das Geld, welches ein Jeder den Seinigen in die Heimath sendet; das ist zugleich der Gegenstand des Ehrgeizes, sowohl der Männer, als der daheim bleibenden Frauen und Bräute, welche darnach sogar die Inbrunst der Liebe messen. Zum Winter lassen sie sich es nicht nehmen, den weiten Weg zur Heimath zu machen, und dann beginnt in dem zum Sommer so still gewesenen Dorf ein Jubiliren und oft auch ein Tumultuiren, daß die liebe Polizei ihre schwere Noth daran hat. Aber es ist doch dieselbe Art geblieben, die auszog und die jetzt wiedergekehrt ist; — sie haben sich in der fremden Welt aneinander geschlossen und von dem Guten und Bösen um sie her so wenig als möglich in sich aufgenommen. Das heimathliche Dorf ist das Ziel ihrer Wünsche geblieben.

Den Ziegelstreichern endlich bekommt das Wandern häufig etwas weniger gut, — die Arbeit bedarf zu wenig Kunst, so daß sich ihr Jeder zuwenden kann, der zeitweilig keine andere Arbeit hat, und es bildet sich darum kein fester genossenschaftlicher Sinn bei ihnen aus, — allein sie scheiden sich doch auch immer noch sehr vortheilhaft von den oben erwähnten atomistischen Auswanderern, und zwar ist dies lediglich Folge der Associationsgliederung, welche bei ihnen seit langer Zeit üblich ist. An der Spitze stehen die Ziegelmeister, welche mit den einzelnen Bauherren accordiren, und dann wieder im Laufe des

Winters oder spätestens auf dem im Vorfrühjahr in Lage im Fürstenthum Lippe-Detmold abgehaltenen Zieglermarkt das Anfertigen der Lehmsteine den Unterunternehmern in Accord geben. Jeder von diesen hat eine, auch schon in seinem Heimathsdorfe gebildete Association hinter sich, die immer aus sechs Personen besteht, und den Namen »Pflug« führt. Der Vorstand derselben ist der »Baas«, die Anderen theilen sich nach ihren verschiedenen ein für alle Mal bestimmten Funktionen in die Rolle des »Former«, »Vogelträger«, »Koch«; die Namen der Uebrigen sind mir entfallen. Auch die Rate, welche jedes Mitglied des Pflugs von dem gemeinschaftlichen Verdienst erhält, ist nach der Schwere der Arbeit, die einem jeden dieser Aemter obliegt, durch das Herkommen fest bestimmt, wie denn auch unter ihnen feststeht, wieviel Steine als Rabatt für den etwaigen Verlust beim Brennen gratis angefertigt werden müssen u. dgl. Das heißt, es steht unter ihnen fest, — bei uns dagegen, wenn sie, wie das häufig geschieht, ins Processiren hineingerathen, müssen alle diese Usancen bewiesen werden, und bei solchem Beweise erhalten die Dinge oft einen gar wunderlichen Anstrich. Doch davon will ich ja heute nicht reden, sondern von dem Wandervolk, und auch über dieses sind meine Gedanken zu Ende, da eben der Wagen vorfährt, der meinem eigenen Vagabundenthum ein Ende machen und mich der Heimath wiedergeben soll.

Hörter. R. E.

Sardinien und Frankreich.

Die Politik, welche die »Savoyardische Majestät« heute verfolgt, ist so alt, als das Haus Savoyen; es ist eine Politik, der jedes Mittel recht ist, das Vortheil bringt. Ein vor uns liegender, geheimer Bericht,*) der von den Revolutionärs in der ersten französischen Revolution »im Königlichen Palaste der Tuilerien« nebst vielen anderen wichtigen politischen Plänen und Entwürfen aufgefunden ist und tiefe Blicke in das Getriebe der damaligen Cabinette thun läßt, sagt darüber Folgendes:

„Seit 200 Jahren befolgte der Turiner Hof standhaft die beiden zur Basis gelegten Hauptgrundsätze seiner Politik:

1) Den ausschließenden Besitz aller Pässe der Alpen in der langen Kette längs der Provence und der Dauphine zu erobern und zu behalten, und diese Pässe dergestalt zu befestigen, daß sie mit weniger Mannschaft gegen ganze Armeen vertheidigt werden könnten; sich dadurch die Unabhängigkeit zu versichern, und sich sowohl von Frankreich, als von den Mächten Italiens suchen zu lassen, um im Erforderungsfalle dem einen den Weg zu öffnen, und ihn dem andern zu verschließen; und um sich endlich ein Ansehen zu verschaffen, und es nebst seinem Einflusse in den Händeln Europa's zu behaupten.

*) Geheime Staatspapiere, im Königlichen Pallast der Thuillerien gefunden. Aus dem Französischen. Zweiter Band. Hamburg, 1794. Bei Benjamin Gottlieb Hoffmann.

2) Diesen Localvortheil so zu nutzen, damit das Gleichgewicht zwischen beiden Häusern Bourbon und Oesterreich erhalten werde, sich bald mit dem einen, bald mit dem andern zu verbinden, je nachdem man mehr oder weniger Aussichten habe, sich mit Leichtigkeit und Sicherheit zu vergrößern. Aus dieser letzten Ursache, nämlich Sicherheits wegen, wollte der Turiner Hof, und mußte es stets zu verhindern suchen, daß sich kein Zweig des Hauses Bourbon zu sehr in Italien verstärke, oder sein zu naher Nachbar würde. Um dies zu verhindern, vertheidigte er immer lieber die Ansprüche und Besitznehmungen des Hauses Oesterreich; doch ließ er sich seinen Beistand immer theuer bezahlen, wie er's im letzten italienischen Kriege auch that.

Das ist das System des Turiner Hofes, und man sieht, daß es sich auf seine topographische Lage in Rücksicht auf Frankreich gründet."

Der Verfasser jenes geheimen Berichts knüpft daran den Nachweis, wie wichtig Sardinien für Frankreich wäre, und er empfiehlt darum eine bleibende Allianz mit diesem Staate, setzt aber hinzu (S. 281), daß, »um diesen Hof auf immer für das Interesse Frankreichs zu gewinnen, müßte er auch das Seinige dabei finden.« Dadurch würde dann Frankreich in die Lage kommen, seine »Titel und Rechte an der Schirmgewalt über Italien« vollständig ausfüllen zu können. Der Verfasser bestimmt an einer anderen Stelle (S. 172) die Titel, die Frankreich in Italien wahrzunehmen hat, noch näher. Er sagt:

„Gran gabinetto di Francia! (das große französische Cabinet.) Dies war vor zwanzig Jahren — der Verf. denkt an die Zeit Ludwig's XIV. — der gewöhnliche Ausruf der Italiener, wenn sie von einer Begebenheit hörten, woran Frankreich Antheil genommen hatte. Diese Bewunderung war sehr alt. Sie nahm ihren Anfang unter Heinrich IV., wo sie Sully, Villeroi, Jeannin und Dossat gründeten, sie erhielt sich nachher beständig, obgleich nicht ohne Furcht. Diese Nation hatte die nämliche Meinung von unserer Macht, als von unserer Politik. Die Aeußerung des Marchese Ornea, unter dem verstorbenen König von Sardinien, ist davon ein Beweis. Dieser Minister hatte in Turin eine Conferenz mit den Gesandten der Höfe von Wien und London, die unaufhörlich ihn vom Gleichgewicht von Europa vorredeten, so daß er dieser Gemeinplätze der alten Politik endlich überdrüssig wurde, und erwiderte: „„Sie reden von einer Chimäre. Dies Gleichgewicht existirt nicht, und kann auch nirgends existiren, als im Cabinet von Versailles; denn, so lange als dieses keine Fehler macht, so wird nie und kann auch nie ein Gleichgewicht in Europa sein.""

Man sieht aus diesen Anführungen von Neuem, daß der heutige Kaiser der Franzosen bemüht ist, die Ueberlieferungen der bourbonischen Politik wiederum aufzunehmen und in die Fußstapfen Ludwig's XIV. zu treten. In Etwas ist diese Politik allerdings von der gigantischen Länder- und Gränzenrevolution verschieden, in der sich Napoleon I. gefiel; in wiefern sie in Bezug auf Deutschland davon verschieden ist, werden wir in unserer nächsten Nummer zu zeigen versuchen.

Louis Napoleon über die Neutralität der Schweiz.

Napoleon Louis Carl Bonaparte, Sohn von Louis Bonaparte, vormaligem König von Holland, publicirte im Jahre 1833 ein Schriftchen: „Politische und militärische Betrachtungen über die Schweiz.“ Napoleon Louis Carl Bonaparte ist der Kaiser Napoleon der Dritte. Bekannt ist, daß derselbe, wenn man von dem Kleide, den Worten und Phrasen absieht, zähe an seinen Gedanken, den von ihm so geheißenen idées Napoléoniennes, festhält. Es ist daher nicht ohne Bedeutung, was er früher über die Schweiz gesprochen hat. Im genannten Schriftchen finden wir Folgendes über die schweizerische Neutralität:

„Das Militärsystem der Schweiz ruht wesentlich auf dem Neutralitätsprincip. Man kann aber nur auf zwei Arten neutral bleiben, indem man sich entweder bewaffnet, um im Falle eines Angriffes sein Gebiet zu vertheidigen, oder indem man sein Land wie einen Kadaver ansieht, auf dem Jedermann herumtreten kann. Diese letztere Politik wird, wie ich hoffe, der Schweiz niemals zusagen; man kann also nur eine bewaffnete Neutralität annehmen. Diese nöthigt aber, Jeden als Feind anzusehen, der sich der Grenze nähert. Ist sie wohl ein vernünftiges System für einen kleinen Staat? Die Neutralität der Schweiz kann nur Festigkeit gewinnen, wenn Frankreich und Oesterreich sie anerkennen. Aber in einem allgemeinen Kriege werden diese beiden Staaten ihr Interesse finden, das helvetische Gebiet zu verletzen, da beide der Schweiz bedürfen, um die Operationen ihrer Armeen, welche in Deutschland und Italien manövriren, in Verbindung zu bringen. Das wahre Interesse ist also in diesem Falle, sich einen Verbündeten zu wählen. Die Wahl ist nicht schwer; die Schweiz ist ein natürlicher Verbündeter von Frankreich, weil sie einen Theil von dessen Grenze deckt.

„Der Kaiser Napoleon sagte: „„Das Interesse, welches Frankreich an die Schweiz knüpft, ist das Interesse der Vertheidigung. Das Interesse des Angriffes allein kann dagegen die Schweiz für die andern Mächte sehr wichtig machen.““

„Das erstere ist ein bleibendes Interesse, das zweite nur ein vorübergehendes, unbeständiges. Diese wenigen Worte, enthüllen sie nicht auf eine ganz einleuchtende Weise die wahre Lage und das wahre Interesse der Schweiz?

„Die Neutralität schützt ein großes Land vor Angriffen; denn Alle haben ein Interesse daran, keinen mächtigen Feind im Rücken zu haben.

„Wir sehen oft, daß einem Staate ersten Ranges dieses System gestattet, den Ausgang der ersten Schlachten abzuwarten, um sich alsdann auf die Seite des Siegers zu wenden; für einen kleinen Staat ist die Neutralität nur ein Phantom, eine Chimäre, welche man gar gern ergreift, weil sie die Gefahren einer schwierigen Lage verdeckt; aber in der That selbst schützt sie die Unabhängigkeit durchaus nicht. Man vertraut auf einen Vertrag, welchen alle Mächte unterzeichnet haben, aber die verschiedenen Mächte lassen sich nicht immer durch buchstäbliche Beobachtung der Verträge zurückhalten; es ist die unwiderstehliche Gewalt des Augenblickes, welche sie zu Verbündeten oder zu Gegnern macht. Im Jahre 1796 hörte der Freistaat von Venedig auf, weil er neutral bleiben wollte, anstatt ein Kriegs- und Friedensbündniß anzunehmen, welches Napoleon ihm antrug. Er verstand es nicht mehr, seine passive Rolle in der Mitte so gewaltiger Feinde zu behaupten, noch sich offen gradezu an einen von beiden anzuschließen. Für wen auch sich das Glück erklärt hätte, er würde immer eine Beute des Siegers geworden sein.

„Warum sollte ein freies Volk gleichgültiger Zuschauer bleiben, wenn sich ein Meinungskampf um Freiheit oder Sklaverei erhebt? Warum soll die Schweiz unthätig bleiben, während der Sieg der einen Sache ihre Unabhängigkeit sichert und der Sieg der andern dagegen sie unter ein eisernes Joch beugt? Nehmen

wir einen Augenblick an, daß sich eine neue Coalition der Könige gegen Frankreich bilde, und daß die Kriegführenden die Neutralität der Schweiz achten würden: wenn nun diese Coalition die Oberhand gewänne, welcher Veränderung würde nicht das Schicksal der Schweiz unterliegen?

„Sie würde unter das Joch der Aristokratie und der fremden Mächte fallen; man würde sie vielleicht theilen, wie es mit Polen geschah. Dagegen, wenn Frankreich Rache nähme für die Niederlage bei Waterloo, und die Schlachten von Jena und Austerlitz erneuerte, so würde die Freiheit der Schweiz wie jene von ganz Europa dadurch eine neue Befestigung erhalten.

„Das Hauptinteresse der Schweiz liegt also darin, frei und offen sich an eine Partei anzuschließen, deren Sieg ihr die Erhaltung der Freiheit und Unabhängigkeit sichert.

„Ich weiß wohl, daß leider das Glück Egoisten macht. Einige Schweizer glauben, daß sie, von dem übrigen Europa durch ihre Institutionen und durch ihre Berge getrennt, bei einem allgemeinen Umsturz ruhig bleiben könnten; aber sie täuschen sich. Ganz Europa hängt mit unauflösbaren Banden zusammen; Frankreich ist das erste Glied der Kette, und von der Wohlfahrt seiner Hauptstadt hängt die Wohlfahrt und die Freiheit von ganz Europa ab. Ueberhaupt bringt Selbstsucht weder dem Einzelnen noch dem Volke Gewinn, und das ist eine schlechte Politik, welche seine Freunde im Stiche läßt, aus Furcht, seinen Feinden zu mißfallen. Eine furchtsame Politik ist die schlechteste von allen; sie flößt denen Muth ein, welche man einschüchtern sollte."

Im gleichen Tone schließt Louis Napoleon das Schriftchen: „Ich beschränke mich endlich darauf, den Eidgenossen zu rathen, immer die Bundesgenossen Frankreichs zu bleiben, weil das Interesse ihres Landes sie dazu berathet, und weil ihr Interesse, als gebildete Nation, dieses von ihnen fordert."

Wir werden nicht lange zu warten haben, um die hier ausgesprochenen Ideen von dem Kaiser Napoleon gebührend berücksichtigt zu sehen.

Berliner Literaturbriefe.

IX.

Ludmilla Assing: Sophie von la Roche, die Freundin Wieland's. — R. E. Wegener: Hinaus! — E. von Mühlenfels: Marienbader Gedenkbuch. — Th. Lau: Zur Auswahl.

In verschiedenen Taschenbüchern und älteren schönwissenschaftlichen Zeitschriften zerstreut finden sich Gedichte in wohlgelungener Form, von mehr geistreicher als eigentlich poetischer Auffassung zeugend, die mit dem Namen „Rosa Maria" unterzeichnet sind. In den geschlosseneren und auch befreundeteren literarischen Kreisen jener nun schon fast vergessenen Zeit war es bekannt, daß die Verfasserin jener Gedichte die Schwester Varnhagens war, Rosa Maria Antoinette Pauline Varnhagen von Ense, geb. 1781 zu Düsseldorf und gest. 1840 zu Hamburg, sie war daselbst an Dr. Assing, einen Arzt, wenn wir nicht irren, verheirathet. Eine Tochter dieser Rosa Maria nun, Ludmilla Assing, scheint entschlossen, gerade das Feld der deutschen Literatur rüstig weiter bebauen, auf welchem ihr Oheim Varnhagen sich vorzugsweise seine literarischen Lorbeeren gepflückt hat, wir meinen den ergiebigen Acker

der Biographie. Ludmilla Assing hat, so zu sagen, die biographische Erbschaft ihres Oheims angetreten, da aber Varnhagen von Ense keine literarischen Schulden hinterlassen hat, seine Erben also auf das beneficium inventarii verzichten konnten, so kann allerdings Niemand wissen, wie viel in den Schriften der Assing auf Rechnung der Varnhagenschen Erbschaft kommt. Nach unserer Ansicht hat die Nichte von dem Oheim nur die Vorliebe für biographische Arbeiten und den sauberen Sammlerfleiß, den er stets bethätigte, geerbt, sonst hat sie nicht viel von seinen Vorzügen bekommen, weder seine zuweilen übertriebene Eleganz in der Form, noch die Leichtigkeit, mit der Varnhagen die Thatsachen zu gruppiren, die Figuren künstlerisch zu ründen und in ein verschönerndes Licht zu stellen wußte. Etwas nüchtern und völlig kunstlos, im Ganzen aber doch verständig und sichtlich um die Wahrheit bemüht, soweit ihr das die natürliche Beschränktheit der frauenhaften Urtheilskraft gestattet, giebt Ludmilla Assing die Früchte ihres Sammlerfleißes und ihres Nachdenkens. Der Werth ihrer Bücher liegt in dem Stoff, den sie bringen, nicht in der Form, in der sie ihn bringen; das ist der große Unterschied zwischen Nichte und Oheim. Das war schon unser Urtheil, als das erste Buch der Assing über die Gräfin Ahlefeld erschienen war, obgleich in demselben noch andere Faktoren mächtig mitwirkten, die wir hier nicht noch einmal berühren wollen, die aber von der Kritik übereinstimmend erkannt und dargelegt worden sind. Dem deutschen Dichter Immermann ist in diesem Buche schweres Unrecht zugefügt worden, das mußte gerügt werden, aber es ist auf der anderen Seite auch klar genug, warum eine Ludmilla Assing für einen Immermann gar kein Verständniß haben konnte, am wenigsten aber in seinem verzwickten Verhältniß zur Gräfin Ahlefeld. In dem neuesten uns vorliegenden Buche nun finden wir, wie gesagt, fleißig gesammelten Stoff verständig vorgetragen, und das Bemühen, wahr und gerecht zu sein, weit stärker betont, als in dem ersten. Das erkennen wir als einen Fortschritt gern an.

Sophie von la Roche, die Freundin Wieland's, (Berlin, 1859. O. Janke) schildert den, auch äußerlich nicht uninteressanten Lebensgang jener liebenswürdigen Sophie, die, ohne über die der Frau von der Sitte gesteckten Grenzen hinauszugehen, mit Benutzung der allerdings uns jetzt fremd und oft wunderlich dünkenden geistigen Strömungen und Richtungen ihrer Zeit, doch eine bedeutende Stellung gewonnen hat. Sophie von la Roche war eine fruchtbare Schriftstellerin, ihre jetzt vergessenen Schriften gaben ihr aber beinahe keine literarische Bedeutung, sondern lediglich ihre Stellung zu bedeutenden literarischen Persönlichkeiten; es ist eben eine bedeutende Frau, nicht eine bedeutende Schriftstellerin, sie hat vielleicht nicht das Bewußtsein, aber ächt weiblich stets das Gefühl von der socialen Stellung der Frau, das aber ists, was sie stets so liebenswürdig und achtungswerth erscheinen läßt. Das Charakterbild dieser Frau nun, deren Jugend in unglücklicher Liebe, erst zu Bianconi und dann zu Wieland vergeht, die dann den feinen Weltmann Franck von la Roche heirathete, den Zögling Stadions, und eine treffliche Gattin und ausgezeichnete Mutter wurde, ohne der Liebe zur Poesie und der Freundschaft mit Dichtern zu entsagen, schildert Ludmilla Assing nach Büchern, Briefen und Stellen aus ihren Schriften. Eine mühevolle, aber wohlgelungene musivische Arbeit. Hat die Biographie, unseres Erachtens, den Einfluß etwas überschätzt, den Frau von la Roche durch ihre Schriften auf die Frauen und die Bildung der

Frauen geübt, denn ihre Schriften wurden wohl mehr gelesen, weil sie den herrschenden sentimentalen Ton trafen, als daß sie einen neuen angeschlagen hätten, so hat sie doch auch die Hauptsache nicht vergessen, wir meinen den Einfluß, den die edle Frau vorzüglich auf Wieland, dann aber auch auf Goethe und andere Dichter, geübt hat. An einzelnen und interessanten Zügen ist das Buch sehr reich. Es sei uns gestattet, hier nur einen mitzutheilen, der aber Frau von la Roche charakterisirt, wie vielleicht gar kein anderer. Wieland liest einst zu Biberach seiner schwärmerischen Freundin den „Idris“ vor. Während dieser Vorlesung kam des Dichters und Stadtschreibers kleine Tochter ins Zimmer und störte ihn durch Lärmen. Auffahrend in der ihm eigenen Heftigkeit, faßte Wieland das Kind und trug es in ein Nebenzimmer, wo er's auf ein Bette warf. Als er zurückkam, wollte er weiter lesen, Frau von la Roche aber war aufgestanden und erklärte ihm verletzt und zürnend: „Ewig will ich von Ihrem „Idris“ nichts mehr hören noch sehen! Ich danke dem Himmel, daß er mir Sie nicht zum Gatten gegeben hat! Mein Wagen soll vorfahren!“ Wieland, ganz betroffen und bestürzt, erwiederte: „Wie können Sie so grausam sein, und mir das sagen?“ Sophie entgegnete: „Wem seine Verse mehr sind, als seine Kinder, wer mehr Dichtereitelkeit, als Vaterliebe zeigt, der ist mein Mann nicht!“ Darauf ging sie unverzüglich fort, man sah sie selten so heftig.

Wir wollen hier auch noch daran erinnern, daß Maximiliane von la Roche, Sophiens älteste Tochter, jene geliebte „Max“ ist, die Goethe's Jugendliebe gewann und durch sein Lied Unsterblichkeit. Maximiliane von la Roche wurde bekanntlich später mit Peter Brentano vermählt, die Mutter der Freifrau Elisabeth von Arnim (Bettina) und des Dichters Clemens Brentano.

Cultur-historisch interessant ist eine Zusammenstellung von Redewendungen und Ausdrücken, die in den Schriften der Sophie von la Roche, der edlen empfindsamen Frau vorkamen, die also in jener Zeit noch vollkommen salonfähig gewesen sein müssen. So sagten z. B. die Herren, wenn sie von ihren Bedienten redeten, stets „mein Kerl“. Das Kammermädchen heißt „das Kammermensch“ oder „die Kammerkatze“ oder kurz „die Katze“. Man bekommt einen Einblick in das empfindsame Leben unserer Großeltern, wenn man folgende Beschreibung eines ländlichen Mahles liest, das von Kindern aufgetragen wird: „Georg, der ein grüngebeiztes Kaffeebrett mit Gläsern voll Milch, deren jedes einen nieblichen Kranz von kleinen Feldblümchen hatte, und Lucia, die ein flaches Körbchen mit Bouquets aus dem Gärtchen trug; die zwei jüngern Söhne aber boten niedlich geschnittenes Butterbrod auf Tellern, die mit Rosen umlegt waren, den Fremden an.“ So mag Sophie von la Roche selbst oft genug ihre schwärmerischen Gäste bewirthet haben, obgleich für einen gebildeten Schmecker, der auch ein Butterbrod zu schätzen weiß, die Zugabe der Rosen geradezu widerwärtig sein muß. An einer anderen Stelle wird einer Dame eine „Tasse Punsch“ angeboten, das ist sehr verständig, Punsch reizt nicht, wie der Wein, durch Farbe, darum sollte man ihn immer aus Tassen trinken, der Henkel der Tasse erleichtert den Genuß, denn nur ganz heiß und noch duftig ist der Punsch ein Genuß, um den man oft kommt, weil man das erhitzte Glas nicht anfassen kann. Außerdem führt L. Assing noch zwei Proben vorväterlicher Reizbarkeit und Empfindsamkeit aus den Schriften der la Roche an, sie passen zu gut zu dem Butterbrod im Rosenkranz, als daß wir sie den Lesern der „Berliner

Revue" vorenthalten mögen: "als Rosalie nach zweijähriger Trennung ihren verlobten und geliebten Bräutigam Cleeberg wiedersieht, wird sie beinahe ohnmächtig, als er sie, auf Aufforderung ihres Oheims, umarmen will. Sie wirft dies Cleeberg als einen Mangel an Feinheit vor, dann sagt sie: "es war mein Bräutigam, aber doch ein Mann, den ich in zwei Jahren nicht gesehen hatte." Die Gefühle eines liebenden Mannes werden folgendermaßen geschildert: "Freude in seinen Augen — Entzücken, Unruhe, Thränen, Küssen meiner Hände, meiner Schürze, der Blumen, die ich in der Hand hatte, Essen dieser Blumen — alles wechselte mit einander ab." Essen dieser Blumen! Hoffentlich hat dieser empfindsame Liebhaber von den Rosen wenigstens zuvor die Dornen abgebrochen, aber selbst dann ist sein Geschmack noch bewundernswerth!

Diese Mittheilungen werden ausreichen, um auf den mannigfachen und interessanten Inhalt des fleißigen Buches hinzudeuten, das besonders wegen seiner ruhigen, verständigen Darstellung unsere Anerkennung wohl verdient, wenn wir der Verfasserin auch gern ihre gelegentlichen Lobpreisungen der französischen Revolution geschenkt hätten. Es ist doch geradezu banausisch, die französische Revolution noch jetzt ein "großes und kühnes Heldendrama" zu nennen, wie L. Assing (pag. 299) thut. In diesen theatralischen Affen und schmutzigen Bluthunden große und kühne Helden zu sehen, jetzt noch, nachdem die Wahrheit überall zugänglich geworden, dazu gehört in der That die ganze Verranntheit des deutschen Liberalismus.

Der Freundin des alten Dichters lassen wir einen modernen Lyriker folgen:

Hinaus! Dichtungen von Rhingulph Eduard **Wegener**. (Berlin, 1859. Janke.) Der Vorname Rhingulph und das kategorische: Hinaus! des Titels ließen uns etwas ganz anderes in dem eleganten Büchlein vermuthen als wir darin gefunden haben, wir machten uns auf etwelches Bardengeheul gefaßt mit obligaten Prügeln, und fanden wohlfrisirte Verse, von der frischen Begeisterung und der sinnigen Naturanschauung des Dichters ein schönes Zeugniß ablegend. Anmuthige Landschaftsbilder, die zuweilen allerdings schärfer umrissen und deutlicher sein könnten, allerlei Stimmen des Waldes wechseln mit kleinen Dichtungen, die oft einen sehr glücklichen Anflug von Humor haben und überall nur angenehme und wohlthuende Erinnerungen wachrufen an selbst gehegte Empfindungen auf fröhlicher Wanderung durch Feld und Wald. Mögen als Probe des hübschen Talentes, das der Dichter mit dem bardenhaften Namen für die poetische Naturmalerei hat, hier folgende Verse ihre Stelle finden:

"Der Vogel wählt zum Sommerhaus
Den luft'gen Buchenhain
Und ruft der schlummernden Rebe zu:
Steig auf die Mauer, du Faule du,
Da ist dir traun ein herrlich Schau'n
Auf grüne Bäume und Waldesau'n!
Und als die Rebe das vernimmt,
Beginnt sie ihren Lauf,
Und eilig und geschäftig klimmt
Sie sich zur Mauer auf;
Und draußen singend im Zweigelein
Lockt immer süßer das Vögelein:

Wie schön, wie schön, im Frühlingswehn
Von oben über den Wald zu sehn!

Reich an poetischen Gaben von sehr ungleichem Werth ist auch das Marienbader Gedenkbuch, das die unermüdliche Fräulein Elfriede von Mühlenfels (Dresden, 1859. Am Ende) zu einem wohlthätigen Zweck (Begründung eines preußischen Krankenbettes im Hospital zu Marienbad) herausgegeben hat. Für Preußen, die sich erinnern, daß König Friedrich Wilhelm IV. die beiden letzten Sommer vor seiner schweren Erkrankung den Brunnen in Marienbad trank, eine Kur, die ihm freilich nach der Ansicht Vieler mehr schädlich als nützlich gewesen sein soll, hat dieses Gedenkbuch ein ganz besonderes Interesse. Es enthält nämlich mehrere Gedichte, die sich speciell auf den Aufenthalt unseres theuren Königs in dem böhmischen Badeorte beziehen. In einem dieser Lieder, einem wohlgelungenen Dichtergruß von Elfriede von Mühlenfels, heißt es bewillkommnend:

„Wer naht? — Wer kommt?
Ein Fürst voll Huld,
Ein deutscher Fürst der Ehren!
Im Brautschmuck prangt Marienbad,
Streut tausend Blüthen auf den Pfad,
Ihm Huld'gung zu gewähren!“

In einem anderen, von dem Freiherrn Wilhelm von Badenfeld, grüßt der Dichter den König:

„Ein würd'ger Sohn des alten Fritz,
Ein Herrscher reich an Gaben,
Er kam von seinem Königssitz,
Am klaren Bergquell sich zu laben!“ —

So findet der Preuße vorzugsweise Erinnerungen an seinen König in dem auch äußerlich mit Ansichten u. s. w. anständig ausgestatteten Marienbader Gedenkbuche, das überdem auch Ihro Majestät unserer Königin gewidmet ist.

Ein eigenthümliches Bändchen hat Dr. Thaddaeus Lau zusammengestellt: Zur Auswahl. Skizzen und Artikel. (Hamburg, 1859. Hoffmann u. Campe.) Für das Publicum der Gebildeten werden namentlich die beiden ersten Stücke dieser Sammlung besonders anziehend sein, sie enthalten die lebhaft und anregend skizzirte Geschichte von zwei Leipziger Studenten des vorigen Jahrhunderts, aber freilich von zwei Haupt- und Cardinalstudenten so zu sagen, es handelt sich um Johann Wolfgang Goethe und Friedrich Richter (Jean Paul). Des Letzteren Geschichte betitelt Lau einen Kampf um Dasein und Geltung und weiß die erschütternden Momente dieses Kampfes drastisch genug zu geben — ruhiger gehalten und dem Bildungsgang angemessen ist „Goethe's Eintritt in's Leben“. Beide Stücke können nicht verfehlen Eindruck zu machen und werden als werthvolle Beiträge zur Charakteristik der beiden Dichter überall willkommen sein, zumal sie auch eine ganze Reihe von kurzen Charakteristiken anderer Gelehrten und Dichter enthalten, wie überhaupt ein Bild des deutschen Lebens zu Goethe's Jugendzeit geben, das freilich mehr interessant als anlockend ist. In einem dritten Artikel: „Kant's Stellung zur Politik“ wird Kant mit ebenso viel Gelehrsamkeit als Scharfsinn gegen den Vorwurf vertheidigt, daß er kein Patriot gewesen sei. Gegen Goethe wurde bekanntlich derselbe Vorwurf erhoben, und doch sind beide Männer in Wort und Werken in so

eminentem Sinne deutsch, daß es eigentlich schwer zu erklären ist, wie man dazu kommen konnte, diesen Vorwurf zu erheben. In Bezug auf Goethe hat Hillebrand schon die völlige Nichtigkeit des Vorwurfs dargethan; Lau hat jetzt Kant denselben Dienst geleistet, es ist nur zu verwundern, daß es überhaupt noch nöthig war. Die andern Stücke, die das vorliegende Bändchen enthält, stehen in directer Beziehung zum Theater: Gutzkow's Ella Rose, Zacharias Werner als Dramatiker, die deutsche Schaubühne, David Garrik, die Berufswahl des Schauspielers und die Theaterkritik. Alle diese Aufsätze sind werthvoll und enthalten, wenn wir auch nicht mit allen Ansichten des Verfassers übereinstimmen können, Vieles was beherzigenswerth und noch mehreres, was sehr anregend ist. Dr. Thaddaeus Lau ist, wenn wir nicht irren, Privatdocent an der Universität Königsberg. Wir haben von ihm schon eine Entstehungsgeschichte der magna charta, eine Biographie des Lucius Cornelius Sulla, eine Monographie über die Gracchen und ihre Zeit und eine sehr fleißige und gediegene Arbeit über den Untergang der Hohenstaufen.

Französische Briefe über Deutschland.

I.

— Karlsruhe. Heidelberg. Frankfurt. —*)

Erst nachdem man Baden-Baden verlassen, befindet man sich ganz in Deutschland. Baden ist eine kosmopolitische Stadt, wo sich ganz Europa Rendez-vous giebt, eine Stadt, die ebenso viel französisch wie deutsch ist.

Es war nicht meine Absicht, alle Städte an den Ufern des Rheins zu besuchen. Ich nahm mir also vor, die mir von meinem Freunde M. vorgezeichnete Reiseroute nicht zu befolgen, und eine Richtung einzuschlagen, die mir besser zusagte. Es scheint mir nichts so ermüdend und unfruchtbar, als eine Menge Städte in Eile zu besuchen, wenn man die Zeit nicht hat, sie genauer kennen zu lernen. Es bleibt Einem alsdann kaum eine Erinnerung zurück, wenn man sie verlassen hat. Und doch genügt es nicht, Deutschland oberflächlich zu sehen; will man es ordentlich kennen lernen, muß man es öfter besuchen. In Frankfurt besonders, wo wir erwartet wurden, wünschte ich mich vor allen Dingen länger aufzuhalten. Meine Reiseroute sollte also über Karlsruhe, Heidelberg, Frankfurt, nach Köln, gehen. So genügte ich meiner Neigung und meiner Neugierde zugleich, da diese Reiseroute mir Gelegenheit bot, die malerischesten Partien des Rheins kennen zu lernen.

Die Strecke zwischen Baden und Karlsruhe war bald zurückgelegt. Auf

---

*) Wenn wir unsern Lesern im Folgenden Auszüge aus den Briefen eines französischen Touristen geben, so bestimmt uns dazu vorzüglich der Umstand, daß der Schreiber, der legitimistischen Partei angehörig, eine außerordentlich charakteristische Abneigung gegen die gesellschaftlichen Zustände seines eigenen Volkes zu erkennen giebt. Es darf uns dies unter vielen anderen Andeutungen als ein Symptom dafür gelten, daß das französische Volk als solches in wirklicher Auflösung begriffen ist. D. Red.

dem Bahnhofe der letztgenannten Stadt erwarteten uns Fräulein E. und ihr ältester Bruder, welche sich mit vieler Liebenswürdigkeit bereit erklärt hatten, unsere Führer in der Großherzoglichen Hauptstadt zu sein.

An der Seite so junger und liebenswürdiger Führer hatte unser Spaziergang in dieser vollkommen deutschen Stadt doppelten Reiz für mich. Wir begannen unsere Promenade damit, das Haus der Familie E. zu besuchen, welches in dem elegantesten Stadttheile lag. Ein gutes Frühstück erwartete uns dort, und somit hatten wir gleich Gelegenheit, ein wohleingerichtetes, behagliches, deutsches Hauswesen kennen zu lernen, wie ich es stets hatte rühmen hören.

Die Pariser zeichnen sich durch Eleganz und Luxus aus. Sammet, Gold und Schnitzwerk begegnet man in Paris oft in Zimmern, wo man sie lieber nicht finden möchte, wenn man das Vermögen derjenigen erwägt, die sie bewohnen. Cachemirs und ächte Spitzen sieht man jetzt häufig auf den Straßen, während man sie früher nur im Wagen sah. Ein Fremder sollte auf den ersten Anblick meinen, daß die Pariser alle reich sein müßten, da sie so prächtig wohnen, und ihre Frauen so kostbare Toilette machen.

Wenn aber der Fremde so indiscret wäre, in diese glänzenden Wirthschaften zu einer Zeit einzudringen, wo nicht empfangen wird, zur Mittagszeit z. B., so würde er Manches erblicken, was ihm spaßhaft und traurig zugleich vorkäme.

Ich will nicht weiter darüber reden und nicht ganz den Schleier lüften, denn ich fühle mich nicht in der Stimmung, boshaft zu sein. Aber ich habe mit Vergnügen bemerkt, daß unsere Nachbarn, die Deutschen, sich viel lieber und mit großem Recht mit ihrem täglichen und inneren Wohlergehen beschäftigen, als mit den äußeren Repräsentationen. Man erblickt in den Gemächern wenig Gold und Seide, aber es herrscht eine bewunderungswürdige Sauberkeit darin. Portieren von Sammet sind selten zu finden, dagegen sind die Zimmer viel besser geheizt im Winter, wie in Paris. Außerdem, gestehe ich, habe ich viel mehr Vertrauen zu den Vorräthen einer einfachen deutschen Küche, als zu den culinarischen Genüssen unserer eleganten Pariser Wirthschaften. Ich bin ein guter Patriot, aber wenn ich Hunger habe, ziehe ich doch die Wirklichkeit dem Scheine vor.

Um auf meine Reise zurückzukommen, so beeilten sich unsere Wirthe, nachdem wir das Frühstück eingenommen, uns in der Stadt herumzuführen. Sie thaten es mit der Gewissenhaftigkeit, welche den Deutschen bei all' ihrem Thun eigen ist.

Karlsruhe ist eine neue Stadt mit breiten regelmäßigen Straßen. Aus der Perspective gesehen, gleicht sie einem großen Fächer, und der Großherzogliche Pallast bildet den Vereinigungspunkt der verschiedenen Straßen. Von vielen Punkten, namentlich vom Schloßhof, kann man die Stadt ganz übersehen.

Man lernt Karlsruhe schnell kennen. Viele Denkmäler hat es nicht, dennoch hätten wir unsere Promenade gern noch länger ausgedehnt, wenn wir uns vor der wahrhaft tropischen Sonnenhitze hätten schützen können. Aber die breiten Straßen mit den wenig hohen Häusern haben keinen Schatten, und so flüchteten wir uns in die Schloßgärten, um dort auszuruhen.

Den Gärten fehlt es an Wasser, auch sind sie nicht sehr interessant.

Wir hielten uns also nicht lange dort auf, sondern ließen uns in das Schloß führen, welches Fremden leicht zugänglich ist, besonders in Abwesenheit der Großherzoglichen Familie.

Der Pallast ist, obgleich nicht sehr prächtig, doch sehr interessant für den Beobachter. In den Sälen und Gesellschaftszimmern, die sich in allen Schlössern gleichen, hält man sich nicht lange auf, aber die Privatzimmer des Großherzogs boten uns viel Stoff zur Beobachtung, denn Alles deutete in diesen Räumen auf einen unterrichteten und klugen Fürsten, der mit einem einfachen Geschmack Sinn für die Familie verbindet. Man kann vielleicht leichter Fürsten als andere Menschen nach den Dingen, mit denen sie sich umgeben, beurtheilen. In den Gemächern des Großherzogs von Baden fühlt man sich angezogen und zugleich von hoher Achtung durchdrungen.

Als wir das Palais verließen, hatte sich die Hitze ein wenig gelegt, und wir nahmen mit munterem Muth und erhöhtem Vergnügen unsere Promenade durch die Stadt wieder auf.

Die protestantische Hauptkirche hat einen Porticus, von zwölf korinthischen Säulen geziert, der einen schönen Eindruck macht. Diese Kirche und die Akademie sind die bemerkenswerthesten Gebäude der Stadt. Auf dem Marktplatze erhebt sich eine Pyramide von rothem Sandstein, welche dem Gründer der Stadt, dem Markgrafen Karl Wilhelm, von seinem Sohne Leopold errichtet worden ist. Sie trägt die Inschrift: „Der Großherzog Leopold seinem Vater dem Gesegneten.“

Wir hatten in Karlsruhe Alles gesehen, was wir zu sehen wünschten, und es war meine Absicht, schon die nächste Nacht in Heidelberg zuzubringen. Nachdem wir uns von unsern liebenswürdigen Führern mit dem Versprechen, bald wiederzukehren, verabschiedet hatten, begaben wir uns auf den Weg zu der berühmten Universitätsstadt.

Auf dem Bahnhof angelangt, bemerkten wir bereits, daß das Wetter, welches so anhaltend schön gewesen, sich plötzlich ändern werde. Die Berge des Schwarzwaldes verloren sich im Dunst, eine schwüle Atmosphäre drückte uns darnieder, ein dumpfes ununterbrochenes Rollen ließ sich in der Ferne vernehmen, Blitze leuchteten am schwarzbewölkten Himmel auf — kurz, wir erwarteten ein Gewitter, wie in den Alpen oder den Pyrenäen. Aber in diesem Großherzogthum Baden, welches einer entzückenden Decoration in der Pariser komischen Oper gleicht, scheinen sich auch die Gewitter dem Lande anzupassen, so milde sind sie. Die unheilvollen schwarzen Wolken lösten sich alsbald in einen erquickenden Regen auf, welcher so ruhig herabströmte, daß man nicht einmal nöthig hatte, die Fenster des Wagens zu schließen. Von der Hitze und den Strapazen des Tages ermüdet, schliefen meine Reisegefährten bald auf ihren Polstern ein, und ich allein blieb wach, die Landschaft im Dämmerlicht betrachtend und mich angenehmen Träumereien hingebend, bis wir spät Abends im vollen Regen in Heidelberg anlangten. Wir begaben uns sogleich in das Hotel zum Prinzen Karl, um dort die nöthige Ruhe zu suchen und zu finden.

Am anderen Morgen wachte ich früh auf und hatte nichts Eiligeres zu thun, als mich an das Fenster zu begeben, um einen Einblick in die Stadt zu gewinnen. Das Hotel zum Prinzen Karl liegt an dem Platze, welcher von dem ziemlich hohen Berge beherrscht wird, auf welchem sich einst in seiner

ganzen Pracht das Schloß von Heidelberg erhob. Heute noch ist dieses Schloß, dessen Thürme vollkommen gut erhalten sind, ohne Zweifel die schönste Ruine in Deutschland, diesem Lande der feudalen Ruinen. Mein Blick weilte lange mit Rührung auf diesen erhabenen Ueberbleibseln, welche mir die Zeiten, die nicht mehr sind, ins Gedächtniß zurückriefen und mir einen neuen Beweis von der Nichtigkeit menschlicher Werke gaben. Der Morgen war schön, und die Ruhe, welche noch über der Stadt und dem Berge verbreitet war, gab dem Schauspiele, das ich bewunderte, einen neuen Reiz und erhöhete dessen melancholische Größe. Ich hätte gleich zum Schlosse hinaufsteigen mögen, aber es war hoher Festtag, und deshalb hatten wir beschlossen, uns zuerst in die Messe zu begeben. Ich ging also in die Stadt hinab, um die Kirche zu wählen, welche wir heute besuchen wollten.

Obgleich Heidelberg eine alte Stadt ist, sind ihr doch wenig alte Bauwerke erhalten geblieben. Sie ist nach und nach eine neue Stadt geworden, und ihre Häuser wie ihre Straßen sind ohne allen Charakter. Nur der Marktplatz mit seiner Heiligengeistkirche und seiner Herberge zum Ritter St. Georg, welche eine der schönsten gothischen Bauwerke ist, welche ich kenne, erinnerte uns in Heidelberg an das Mittelalter. Bauwerke von so reinem gothischen Styl findet man nur noch im alten spanischen Flandern. Wenn man vom Marktplatze sich zu dem Ufer des Neckar begiebt, gelangt man an eine Brücke, welche ebenfalls zu den Alterthümlichkeiten der Stadt zählt und von deren Mitte man eine entzückende Aussicht auf das Neckarthal und das Heidelberger Schloß hat.

Nachdem ich einige Zeit mich an diesem herrlichen Anblick erfreut, ging ich ins Hotel zurück, um meine Reisegefährten zur Heiligengeistkirche abzuholen.

Diese Kirche dient, wie man es häufig in Deutschland findet, den Katholiken und den Protestanten zugleich. Die Letzteren nehmen den Theil zwischen dem Thurme und dem großen Portal, das heißt beinahe das ganze Kirchenschiff, ein. Den Ersteren bleibt der große Chor; eine Mauer trennt beide Theile, welche ihre besonderen Eingänge haben.

Ueberall, wo der Protestantismus dominirt, theilt er seine ernste Nüchternheit nicht allein den Monumenten, die ihm gehören, mit, sondern auch den Katholiken selber, welche in den Formen den Protestanten nach und nach ähnlich werden. So fand ich es ohne Ausnahme in der Schweiz, in Deutschland und in England. In dem katholischen Theil der Heiligengeistkirche hatten die Mauern nicht die ehrwürdige Farbe, welche die Zeit alten Gebäuden verleiht, sondern sie waren mit einem gelblichen Steinmörtel bekleidet. Sauberer mag das sein, aber häßlich ist es auch. Was die Feier der Messe selbst betrifft, so richtete sie sich ebenfalls etwas nach den Gebräuchen der Protestanten. Die Gesänge wurden deutsch gesungen.

Ich wurde übrigens fast ebenso betäubt als erbaut von dem religiösen Eifer der Deutschen, welche uns umgaben. Die jungen Leute namentlich sangen mit einem Kraftaufwande, den ich bisher nicht für möglich gehalten, und der mich für ihre Lungen besorgt machte. Diesem Gesange gesellten sich die Ophicleïden, Tromben und Jagdhörner, und man wird sich nun einen leichten Begriff von diesem Concert machen können, welches im Stande gewesen wäre, Todte aufzuerwecken. Uebrigens glaubte ich zu bemerken, daß die Anwesenheit einer französischen Familie in der Gemeinde den Eifer der jugendlichen Sänger entflammte. Verschiedene Blicke, welche sie sich unter einander

zuwarfen, brachten mich auf diesen Gedanken. Ich wage es kaum zu gestehen, daß ich mit Vergnügen das Ende der Messe herannahen sah, und daß ich mir heimlich vornahm, künftig in Deutschland nur stille Messen zu besuchen. (!!)

Als wir aus der Kirche kamen, regnete es wieder, und so waren wir genöthigt, uns zu Wagen auf das Schloß Heidelberg zu begeben, was uns um viele Annehmlichkeiten brachte. Die Wagen müssen nämlich ihren Weg durch die Stadt nehmen, während es für Fußgänger einen Weg außerhalb der Stadt zum Schlosse giebt, welcher viel schöner und malerischer ist, aber des schlechten Wetters wegen konnte man nicht daran denken, diesen einzuschlagen. Diese erhabenen Ruinen gehören zu den schönsten Gebäuden Deutschlands. Ein dicker Dunst verhüllte die herrliche Landschaft, welche man sonst von der Esplanade und den Thürmen des Schlosses überblickt. Wir mußten uns also auf die innere Promenade beschränken nnd dem Vergnügen entsagen, uns in den Gärten zu ergehen.

Trotz des Regens war es aber dennoch ein erhabener Anblick, diese imposanten Ruinen aus dem reichen frischen Grün aufsteigen zu sehen, welches wunderbar gegen den röthlichen Ton der alten Mauern abstach. Kurfürst Rudolph begann den gewaltigen Bau, welchen seine Nachfolger fortsetzten und in drei Jahrhunderten vollendeten. Ludwig XIV. begann dessen Zerstörung, und das Feuer des Himmels, sagt man, habe das Vernichtungswerk der Franzosen fortgesetzt. Mit lebhafter Neugier waren wir in die finstern Gewölbe, welche stehen geblieben sind, eingetreten. Nur eins, gestehe ich, verdirbt mir stets den Genuß an solchen erinnerungsreichen Orten, und das ist das langweilige, monotone, erklärende Geschwätz der Führer, welchem man gar nicht entgehen kann, weil man ihnen folgen muß.*) Auf Schloß Heidelberg sind ungefähr ein Dutzend weiblicher Führer angestellt, welche sich in die Reisenden theilen und ihnen mit rührender Consequenz immer dieselben Geschichten in dem Ton, welcher dieser liebenswürdigen Institution eigen ist, erzählen.

Schnell gehe ich über den Besuch des Schlosses hinweg. Laut gestehe ich, daß der Anblick des berühmten Fasses mich kalt gelassen, ebenso das Bildniß des Narren Perkea, welcher täglich 15 große Flaschen Rheinwein trinken konnte und aus dem Grunde ein würdiger Wächter des Fasses ist, welches 283,000 Maaß enthält. Nachdem wir eine Anzahl Gulden und Kreuzer an unsere Führer im Unterrock vertheilt hatten, begaben wir uns in die Stadt zurück, um sie weiter zu betrachten.

Zuerst begegneten wir den Studenten, welche leicht an den rothen, grünen und weißen Mützen zu erkennen sind. Sie gingen zu Paaren, sich entweder bei der Hand haltend, oder den einen Arm um des Andern Nacken geschlungen. Diese Aeußerlichkeiten, welche mehr griechischen als occidentalischen Ursprunges scheinen, sind für uns zwar befremdend, dennoch sehr interessant. Die Studenten begaben sich zum Neckar, wo eine rauschende Musik sich vernehmen ließ. Wir beeilten uns auf die Brücke zu kommen, welche ich schon am Morgen besucht, und sogleich wußten wir nun die Ursache der Musik: Die Studenten wollten eine Wasserfahrt machen. Ein Dutzend bekränzter

*) Vielleicht dem französischen Briefsteller, dessen Gesinnung wir im Uebrigen gern anerkennen, darum doppelt lästig, weil sie von den „Mordbrennern der Pfalz", seinen Landsleuten, nicht zu höflich redeten.

Boote nahm die fröhliche Gesellschaft auf. Auf jedem Boote waren Musikanten, deren Spiel mich aber lebhaft an unsern heillosen Jahrmarktslärm erinnerte, den ich von den musikalischen Söhnen des harmonischen Deutschlands nicht erwartet hatte. Eine Tonne Bier stand nicht weit von diesen ehrenwerthen Künstlern, um sowohl sie als auch die übrige Mannschaft bei guter Laune zu erhalten.

Da der Tag schon ziemlich weit vorgeschritten war, und wir noch vor Einbruch der Nacht in Frankfurt eintreffen wollten, begaben wir uns nach dem Bahnhof, der uns sehr freundlich und einladend erschien.

Von Heidelberg nach Frankfurt, oder wenigstens bis nach Darmstadt, welches nur fünf bis sechs Meilen von Frankfurt entfernt ist, ist der Weg wahrhaft entzückend. Man kann nichts reizenderes und so romantisches sehen, wie dieses Land der frischen blumigen Wiesen, der waldigen Hügel, deren einige schon den Namen Berg verdienten. Auf den Höhen erblickt man bald alte Schlösser, bald ehrwürdige Kirchen und Kapellen, welche der Landschaft einen eigenthümlich sagenhaften Charakter verleihen.

Hinter Darmstadt wird das Land flacher und sandiger. Bald erblickt man die Ufer des Mains und fährt in die alte Stadt ein, welche noch die Spuren Karl's des Großen und Karl's des Fünften an sich trägt. Man ist in Frankfurt, welches einst die deutschen Kaiser proclamirte, und zum Andenken an seine einstige Größe noch heut der Sitz des deutschen Reichstages ist, und stolz den Titel einer freien Reichsstadt führt.

Frankfurt ist in der That eine schöne Stadt und macht, vom Bahnhofe aus gesehen, ganz den Eindruck einer großen Hauptstadt. Als wir den Main überschritten, konnten wir einen schnellen Blick auf die eleganten Häuser der Boulevards werfen.

Wir fuhren in die Stadt durch ein prächtiges gothisches Thor mit zwei graziösen Thürmen, und nachdem wir am Bundespalais vorüber und die Zeile, die Hauptstraße Frankfurts entlang gefahren waren, erreichten wir den Roßmarkt, welcher einer der größten Plätze Frankfurts ist, und wo die Freunde wohnten, deren Gastfreundschaft wir angenommen hatten.

Ich würde immer mit Vergnügen nach Frankfurt gereist sein; diesmal wurde meine Freude erhöht durch die Aussicht, das Innere einer deutschen Wirthschaft genau kennen zu lernen. Man lernt ein Land immer genauer kennen, wenn man in einem Privathause und nicht in einem Hotel wohnt. Außerdem hatten wir den Vortheil, in einem der schönsten und lebhaftesten Stadttheile logirt zu sein.

Unsere Fenster gingen auf eine Baum-Allee zur Linken des Roßmarktes hinaus. In der Allee ist eine Statue Göthe's errichtet worden. Der Verfasser Faust's und Werther's steht aufrecht, sein Kopf ist schön, aber sein Körper ist schwerfällig, sagen die Kenner. Auf die Gefahr hin, einen künstlerischen Verstoß zu begehen, wage ich zu behaupten, daß die Statue auf mich doch einen schönen Totaleindruck gemacht hat.

Ohne aus dem Hause zu gehen, konnten wir der schönen Aussicht auf Platz, Allee und Statue genießen. Außerdem erfreuten wir uns an der vortrefflichen Militärmusik, welche wir alle Morgen hörten, wenn die Soldaten auf die Parade zogen, welches letztere in Deutschland überhaupt viel öfter zu geschehen scheint, als in Frankreich. Interessant ist es auch, die Soldaten fast aller Bundesstaaten, österreichische, preußische, baiersche, hier vereint zu sehen.

Wenn man den Paradeplatz, welcher beinahe an den Roßmarkt stößt, verlassen, hat tritt man in die Zeile, eine prächtige Straße voller Hotels und eleganter Kaufläden. Rechts von der Zeile gelangt man in das eigentliche alte Frankfurt, und will man sich recht in das Mittelalter zurück versetzen, so muß man zum Römerberg gehen, dem Platze vor dem Rathhause. Auf diesem alten, unregelmäßig angelegten Platze mit den spitzen Giebelhäusern fällt uns eins vor allen andern in die Augen, welches größer und älter ist, als die übrigen. Es hat drei Giebel und einen gothischen Balcon mit fünf Fenstern, und dieses älteste Gebäude Frankfurts ist der Römer, von dessen Fenstern aus die deutschen Kaiser ausgerufen wurden, der Sitz des Senates der freien Reichsstadt, den Victor Hugo besungen hat.

Ich ließ mich in den Kaisersaal führen. Dieser ist eine lange Galerie, welche sämmtliche Portraits der deutschen Kaiser enthält, und deren Endpunkt die oben erwähnten fünf Fenster bilden. Der erwählte Kaiser stellte sich an das Mittelfenster. Ich konnte es mir nicht versagen, ebenfalls das Fenster zu öffnen und durch dasselbe auf den Römerberg hinab zu schauen.

Hierauf begaben wir uns in den Dom oder die St. Bartholomäus-Kirche, welche wunderschön wäre, wenn die häßliche Steinmörtelbekleidung der Wände durch ihren faden gelblichen Wiederschein nicht die alten merkwürdigen Malereien und Holzschnitzereien verdürbe. Hier wie auch in Heidelberg hat der herrschende Protestantismus den katholischen Pomp so sehr entfernt, daß er beinahe bis zur Dürftigkeit gekommen sind.

Von der Bartholomäus-Kirche begaben wir uns, immer noch im alten Frankfurt bleibend, in das Judenviertel. Ehe man in die Judengasse eintritt, kommt man bei einem Pallaste vorüber. Dieser Pallast ist eine Synagoge, deren Schönheit und Großartigkeit uns belehrt, daß, wenn die Juden in Frankfurt auch nicht herrschen, sie doch zahlreich und auch sehr reich sind. Sonderbares Geschick, welches diese Nation dort am tiefsten Wurzel fassen läßt, wo sie am meisten verfolgt worden ist, denn nirgends sind die Juden ärger mißhandelt worden, als zu Straßburg und Frankfurt, und nirgends sind sie mächtiger. In der Zeil und der neuen Mainzstraße (genannt die Straße der Millionäre) gehören ihnen die Mehrzahl der schönsten und prächtigsten Häuser.

Als wir bis zur Judengasse gelangt waren, begnügten wir uns, einen Blick in die lange, schmale und düstere Straße zu thun, ohne weiter vorzudringen. Die schlechten, baufälligen Häuser, deren Schmutzigkeit einen schlimmen Contrast zu der Sauberkeit des übrigen Frankfurts bildete, die schäbig gekleideten Männer und die häßlichen krummnasigen alten Weiber hatten durchaus nichts Einladendes.

Man bezeichnete uns von fern die Häuser, wo einige berühmte Banquiers geboren sind. Wir begnügten uns mit dieser oberflächlichen Besichtigung des Judenviertels, und verließen dasselbe schleunig, um wieder in eine hellere und reinere Luft zu kommen.

Berliner Revue.

Kleine Zeitung.

№ 6. Sonnabend, 7. Mai. 1859.

Berlin, 7. Mai.

Die erste Stelle unseres Blattes muß einer Interpellation angehören, welche der Abg. Graf **Pückler** so eben an den Minister des Innern gerichtet hat. Sie lautet:

„Es ist ein alter Grundsatz der preußischen Gesetzgebung, daß einem Jeden freisteht, seine Zweifel, Einwendungen und Bedenklichkeiten gegen Gesetze und Anordnungen im Staate, so wie überhaupt seine Bemerkungen und Vorschläge über Mängel und Verbesserungen, sowohl dem Landesherrn, als den Ministern anzuzeigen, letztere aber dergleichen Anzeigen zu prüfen verpflichtet sind. (A. L.-R. II. 20. §. 156.) Dieser Grundsatz ist im Art. 32. der Verfassungs-Urkunde dahin zusammengefaßt, daß das Petitionsrecht allen Preußen zusteht, Petitionen unter einem Gesammtnamen aber nur Behörden und Corporationen gestattet sind. Demgemäß war man in den Staaten Sr. Majestät bisher gewöhnt, sich freimüthig und vertrauend an die Person des Regenten, an die höchsten Behörden und an die Landtage in Petitionen und Adressen, ja selbst in loyalen Remonstrationen zu wenden, wenn man Bedenken gegen erlassene Anordnungen hegte. Insbesondere haben dies städtische und ständische Corporationen stets gethan, ohne in die engsten Grenzen ihrer eigenen Verwaltung zurückgewiesen zu werden, und es ist schon durch die Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 27. Januar 1830 das Petitionsrecht der Kreisstände in der ausgedehntesten Weise anerkannt worden. Nachdem das gegenwärtige Königliche Ministerium, abweichend von der Auffassung des vorangegangenen, angeordnet hatte, daß auch Juden zu den Kreistagen zugelassen werden dürften, sollen einige Kreis-Corporationen hiergegen in Vorstellungen, deren näherer Inhalt mir nicht bekannt ist, Einwendungen erhoben haben. Dies hat dem Herrn Minister des Innern Veranlassung gegeben, unter dem 17. April c. eine in vielen öffentlichen Blättern mitgetheilte Verfügung an sämmtliche Landräthe zu erlassen. In derselben ist die Remonstration jener Kreisstände als ein ungesetzliches Gebahren bezeichnet, weil diesen ausschließlich die Befugniß zustehe, die Verwaltung des Landrathes in Communal-Angelegenheiten zu begleiten und zu unterstützen und sie daher ihre Befugnisse überschritten, wenn sie allgemeine politische Fragen in den Kreis ihrer Erörterung zögen und sich gar gestatteten, über die Gesetzmäßigkeit der obrigkeitlichen Anordnungen der Staatsregierung, sei es in Beschlüssen, in Protesten, in Petitionen oder in Adressen ein Urtheil zu fällen. Zugleich sind die Landräthe angewiesen worden, zur Vermeidung disciplinarischen Einschreitens solchen Remonstrationen der Kreisstände mit aller Energie entgegenzutreten. Eine Erläuterung dieses Rescriptes, welche von dem angeblich durch die Staatsregierung inspirirten Blatte mitgetheilt worden ist, erscheint nicht geeignet, alle Zweifel, welche hiernach über die Ausübung des Petitionsrechtes von Corporationen entstehen, zu beseitigen. So weit der Unterzeichnete daher auch davon entfernt ist, Proteste, welche eine gesetzwidrige Auflehnung enthalten sollten, in Schutz nehmen zu wollen, so kann er sich doch nicht überzeugen, daß die höchst interne und zur Feststellung der Legitimation der Kreistags-Mitglieder unerläßliche Frage: „„Wer zum Kreistage zuzulassen,““ deren Prüfung bisher den Kreisständen gesetzlich unzweifelhaft zustand, eine solche sei, welche sich wegen ihrer allgemeinen politischen Natur jeder Erörterung in Petitionen und Adressen der Kreistage entziehen müsse. Er erlaubt sich daher, in Betracht der weit reichenden Consequenzen jenes Rescriptes das Königliche Staats-Ministerium darüber zu interpelliren: „„Ob mit dem Rescripte des Herrn Ministers des Innern vom 17. April d. J. beabsichtigt ist, das verfassungsmäßige Recht der Kreisstände als Corporationen zu Petitionen und Adressen zu beschränken?““

Der Antragsteller Graf v. **Pückler** ist unterstützt durch die Abgeordneten v. Reibnitz, Dr. Cottenet, v. Prittwitz, v. Witowski, v. Sichler, v. Gersdorff, v. Gräfenitz, v. Bonin (Stolp), Brüggemann, Prinz Ferdinand zu Schönaich-Carolath, Denzin, v. Somnitz, v. Heydebrand und der Lasa, v. Jastrow, Bescherer, v. d. Hagen, Frhr. v. Seydlitz, Schröder, Ebert, v. Tettau, v. Lessing, Lucke, v. Weiher, v. Leipziger, Graf v. Lehndorff, v. Blanckenburg, Graf Kanitz, Frhr. v. Zedlitz-Neukirch, v. Arnim (Neustettin), v. d. Knesebeck, Graf v. Fürstenstein.

Berlin, 7. Mai.

Ihre Maj. der König und die Königin, deren Rückkehr am 13. Mai erwartet wird, werden zuerst ihre bisherigen Appartements in Sanssouci beziehen, da die Wohnungen im Orangeriegebäude noch nicht ganz fertig sind.

— Der Oberpräsident von Preußen, Wirkliche Geheimerath Eichmann, hat seinen Abschied verlangt.

— Der Ober-Consistorialrath Dr. Wichern trifft Anstalten zu seiner Abreise nach Hamburg, wo er bis zum Herbst zuzubringen gedenkt.

— Wie die „Schl. Ztg.“ berichtet, hat ein großer schlesischer Gutsbesitzer 100,000 Thlr. für

den Fall als patriotische Spende bestimmt, wenn in Preußen die Errichtung von Freicorps für den Fall eines Krieges angeordnet werden sollte.

— Der „Publicist" schreibt: „Wie es heißt, soll allerhöchsten Orts die Ansicht ausgesprochen sein, wenn zu einer Mobilmachung geschritten werden müßte, die Leute des zweiten Aufgebots, welche schon über das 36. Jahr hinaus sind, so lange wie möglich zu schonen und dafür die sämmtlichen Individuen vom 18. bis 30. Jahre heranzuziehen, die noch gar nicht gedient haben, und nur aus besonderen Rücksichten oder weil sie eine hohe Losungsnummer gezogen haben, zurückgestellt worden sind.

— Viele Kriegsreserven sind als überzählig von den Regimentern wieder entlassen worden, jedoch nur bis auf Weiteres, und werden, wenn nicht besondere Manquements bei den Regimentern eintreten, wohl sofort in das erste Aufgebot der Landwehr versetzt werden, um von dort eine dem ähnliche Zahl in das zweite Aufgebot übergehen zu lassen.

— Am 3. Mai sollen, wie man den „H. N." von Berlin berichtet, hier Instructionen für den französischen Gesandten eingetroffen sein, deren Zweck es ist, einen Aufschub der Bildung des Lagers von Nancy in Aussicht zu stellen.

— Das so eben erschienene Heft des „Soldatenfreundes" pro Monat April d. J. bringt die Lebensgeschichte des Generallieutenants und General-Inspecteurs der Artillerie v. Hahn, so wie ein sehr wohlgetroffenes Bildniß desselben.

— Da unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen die Frage nach dem Rechte der neutralen Schifffahrt in Kriegszeiten leider bereits wieder eine unmittelbar practische Bedeutung gewonnen hat, so dürfte es nicht überflüssig sein, schon jetzt das Andenken des großen und gedeihlichen Fortschrittes zu erneuern, welcher für die diesfälligen völkerrechtlichen Beziehungen der kriegführenden, wie der neutralen Staaten durch die folgenden vier am 16. April 1856 von den im damaligen Pariser Friedenscongresse versammelten Bevollmächtigten vereinbarten und in der Anlage des 24. Conferenzprotocolles feierlich sanctionirten Grundprincipien des bei künftigen Kriegsfällen gültigen Seerechtes:

1. das Corsarenwesen (die Caperei, la course) ist und bleibt abgeschafft;
2. neutrale Flagge deckt feindliche Waare, mit Ausnahme der Kriegscontrebande;
3. neutrale Waare, mit Ausnahme der Kriegscontrebande, kann auch unter feindlicher Flagge mit Beschlag nicht belegt werden;
4. Blokaden müssen, um verpflichtend zu sein, auch wirksam, d. h. durch eine Stärke aufrecht erhalten sein, welche hinreicht, um wirklich den Zugang zum feindlichen Ufer zu untersagen;

begründet und festgestellt worden ist. Freilich fand die vertragsmäßige Geltung dieser Grundsätze zunächst nur zwischen den auf dem gedachten Congresse vertretenen Mächten (Oesterreich, Frankreich, Großbritannien, Preußen, Rußland, Sardinien und der Türkei) statt, und war es ihrerseits dabei auch noch ausdrücklich erklärt worden, daß nur die der desfälligen Vereinbarung vollständig beitretenden Regierungen sich in Zukunft auf deren Grundsätze würden berufen

Kleine Chronik.

*** Bei Gelegenheit der Debatte über die v. Raumer'schen Schulregulative wurde in diesen Tagen im Abgeordnetenhause auch wieder einmal die Meinung Friedrich des Großen angeführt. Im §. 12 des General-Land-Schul-Reglement von 1763 sagt er Folgendes: „Es muß aber ein Schulmeister nicht nur hinlängliche Geschicklichkeit haben, Kinder in den nöthigen Stücken zu unterrichten, sondern auch dahin trachten, daß er in seinem ganzen Verhalten ein Vorbild der Heerde sei und mit seinem Wandel nicht wiederum niederreiße, was er durch seine Lehre gebauet hat. Daher sollen sich Schulmeister mehr als andere der wahren Gottseligkeit befleißigen und alles dasjenige verhüten, wodurch sie den Eltern und Kindern anstößig werden können. Vor allen Dingen müssen sie sich bekümmern um die rechte Erkenntniß Gottes und Christi, damit, wenn dadurch der Grund zum rechtschaffenen Wesen und wahren Christenthum geleget worden, sie ihr Amt vor Gott in der Nachfolge des Heilandes führen und also darinnen durch Fleiß und gutes Exempel die Kinder nicht nur auf das gegenwärtige Leben glücklich machen, sondern auch zur ewigen Seligkeit zubereiten mögen." Herr Harkort hat nicht gefunden, daß diese Meinung ungültig sei.

*** Der frühere hiesige Times-Correspondent, George Broadhurst Wilkinson, ist gestern hierselbst verstorben. Vermählt war derselbe mit der Tochter des hiesigen Oberconsistorialraths Prof. Dr. Twesten.

*** Die Herrschaften in der Friedrichsstraße sind jetzt übel daran, denn die zu den Uebungen und Besichtigungen auf dem Tempelhofer Felde marschirenden Truppen nehmen Vormittags fast ausschließlich die Aufmerksamkeit der weiblichen Bedienung in Anspruch. Reiner Patriotismus!

*** Vorgestern langte der erste Kahn der Schiffsladungen des vom Conditor Schilling direkt aus Norwegen bezogenen Eises, dem in den nächsten Tagen noch zwei Kähne folgen werden, von Stettin kommend, hier an. Das Eis, in Blöcke bis zu fünf Pfund gesägt, zeichnet sich durch Klarheit und Festigkeit aus und hat durch den Transport an Quantität nur wenig, an Güte nichts verloren.

*** So eben ist bei Heinicke hier eine interessante kleine Schrift erschienen: Juden können nicht Richter

können. Accessionen werden jedoch wenigstens von sämmtlichen, nicht schon gleich ursprünglich durch die betreffende Declaration gebundenen, europäischen Mächten erfolgt sein, wie dies bekanntlich insbesondere bezüglich Dänemarks, der Niederlande und laut Bundesbeschlusses vom 10. Juli 1856 auch bezüglich des deutschen Bundes der Fall ist. Es würde also zur Zeit bereits ein immerhin genugsam umfangreiches Gebiet für die erste practische Bewährung der angedeuteten seerechtlichen Sanctionen des jüngsten Pariser Congresses eröffnet sein.

— Bei Ausführung der Allerhöchsten Ortes befohlenen Marschbereitschaft der Armee ist vom Kriegsminister der Befehl ertheilt, sämmtliche im Landwehrverhältnisse befindliche einjährige Freiwillige, welche sich am Schlusse ihrer Dienstzeit wohl das Qualifications-Attest zum Landwehrofficier erworben haben, bis jetzt aber nicht hierzu befördert sind, bei den betreffenden Linien-Regimentern zu einer sechswöchentlichen Dienstleistung einzuziehen, um dieselben als Officiere sofort bei einer Mobilmachung verwenden zu können. Wenngleich auch Einzelne durch diese frühzeitige Einziehung hart betroffen werden mögen, so ist diese Maßregel in so ernster Zeit durchaus nothwendig. Gleichzeitig soll den Regiments-Commandeuren aufgegeben sein, in diesen sechs Wochen die Officier-Aspiranten nicht allein im Zugführen und Felddienst auszubilden, sondern sollen denselben auch durch geeignete Linien-Officiere Vorträge gehalten werden über Wirkung der Feuerwaffen, den Gebrauch der verschiedenen Schußarten der Geschütze, über den Gebrauch der Artillerie im Feld- und Festungs-Kriege, über die Elemente der Taktik der Cavallerie, über den Feldschanzen- und militairischen Brückenbau, über den Gebrauch von militairischen Plänen, über Orientiren im Terrain und endlich über die praktische Darstellung (Croquis) kleiner Terraintheile nach dem Augenmaße. Wohl zu wünschen und zu erwarten bleibt es, daß die Officier-Aspiranten in richtiger Würdigung ihrer künftigen Bestimmung die ihnen gebotene Gelegenheit mit Eifer ergreifen werden, um sich so zu tüchtigen Führern der Landwehr, des Kerns unserer Armee, heranzubilden.

— Man schreibt aus Wien: Oesterreich besitzt gegenwärtig bereits mehr als 600,000 Mann wohlausgerüsteter Truppen, wovon 300,000 Mann in Italien stehen. Nach ungefähr zwei Wochen wird sich die österreichische Heeresmacht auf 800,000 Mann belaufen. Der Zudrang zu den Freiwilligen ist in allen Provinzen ein außerordentlicher. In Wien allein wurden vorgestern gegen tausend Mann assentirt. Der ungarische Adel stellt drei Husarenregimenter, die Jazygier und Kumanier stellen zwei Regimenter. In Arad strömen Tausende zu den Fahnen, gleiche Begeisterung herrscht in Böhmen, Mähren, Oberösterreich, Steiermark, Tyrol, Kärnthen und Krain. — Die beiden Cavalleriecorps Fürst Franz Liechtenstein und Erzherzog Ernst werden in Oberösterreich aufgestellt und sind nach Deutschland bestimmt. — Der Erb-Großherzog von Toscana ist entschlossen, in die österreichische Armee einzutreten und den Krieg mitzumachen. Se. k. H. ist Inhaber des 8. Dragonerregiments. — Die Studirenden der hiesigen Universität haben durch eine Deputation bei dem Kaiser um die Erlaubniß nachgesucht, eine Legion errichten zu dürfen, um gegen den Feind verwendet zu werden.

---

sein. Ein Wort zur Berücksichtigung von einem preußischen Richter.

*** Von den neuen Kartenblättern über den Kriegsschauplatz, die uns bis jetzt zu Gesicht gekommen, ist die bei Perthes in Gotha erschienene „Generalkarte von Ober-Italien" bei Weitem die preiswürdigste und brauchbarste. Sie giebt eine Uebersicht der Staats- und der Sprachgrenzen, das so wichtige Straßennetz zwischen Turin, Genua und Lago Maggiore, die Umgebungen der Festungen Verona, Mantua und Peschiera u. s. w., und dies Alles in sehr deutlicher und correcter Zeichnung.

*** Ein französischer Naturforscher, Serres, hat in dem Harze des Achros balata, eines Baumes, der wild auf Guyana, Martinique und auf den westindischen Inseln wächst, einen elastischen Stoff gefunden, der geschmeidiger und elastischer ist, als Gutta Percha, und eine höhere Hitze erfordert, um zu schmelzen. Nach des Entdeckers Ansicht ist dieses Harz in vielen Anwendungen der Gutta Percha vorzuziehen.

*** Man schreibt aus Magdeburg: In unserer Stadt wird in nächster Woche ein seltenes Fest begangen. Am Dienstag, den 10. Mai nämlich werden es zweihundert Jahre, daß die St. Jacobi-Kirche, welche bei der grauenvollen Zerstörung der Stadt am 10. Mai 1631 ebenfalls in Trümmern sank, dem Gottesdienste wieder übergeben und von dem damaligen Senior des geistlichen Ministerii und Pastor an St. Ulrich Dr. Bötticher feierlich eingeweiht worden ist. Da diese Säcularfeier gerade auf den für Magdeburg so hochwichtigen und folgenschweren 10. Mai fällt, so wird dieser Tag selbst durch einen Morgens 10 Uhr stattfindenden Gottesdienst festlich begangen und die Feier nicht, wie dies wohl sonst üblich, mit dem nächsten Sonntagsgottesdienste vereinigt werden.

*** Aus allen Gegenden laufen Nachrichten über die durch den Krieg herbeigeführte Stockung des Verkehrs ein. So schreibt man dem „M. C." aus Naumburg: Der düstere politische Horizont fängt hier bereits an, seinen nachtheiligen Einfluß geltend zu machen. Jedermann legt sich Einschränkungen auf, namentlich werden früher projectirte Bauten ausgesetzt und die Folge von dem sind Stockungen des Verkehrs, die den Handwerker und Arbeiter um so härter treffen, als der wohlhabende Theil unserer Bevölkerung, welcher sein Vermögen zum großen Theile in Werthpapieren angelegt hat, durch deren rapiden Fall sich in eine Lage versetzt sieht, die ihm eine Re-

— Die Nachrichten aus Paris lauten der Sache Louis Napoleon's nicht günstig. So schreibt man vom 4. Mai daher Folgendes: „Die Mittheilung der drei Documente ist gestern vom gesetzgebenden Körper mit sonderbaren Nuancen aufgenommen worden. Der Vorlesung des ersten, der Kriegserklärung an Oesterreich, folgten die Worte: Vive l'Empereur! von der Majorität der Deputirten wiederholt, aber ohne Geschrei, ohne Acclamationen. Es war eine bescheidene Demonstration, wie sie allenfalls genügt hätte, wenn von einem Verschönerungsproject von Paris, oder von einem Credit für den Ackerbau die Rede gewesen, die aber nicht in Harmonie mit den immensen Projecten des Kaisers, noch mit dem Ernst der Lage war. Die Mittheilung des zweiten, der Aufruf zum Voraus von 140,000 Mann, fand eine ähnliche Aufnahme, wie die erste, aber mit noch mehr Lauigkeit. Was die dritte betrifft, das Begehren von 90 Millionen, so wurde sie mit vollständigem Schweigen entgegengenommen. Bevor die Kanone erschallt hat, repräsentirt also der Krieg in einer Woche schon beinahe 600 Millionen, auf die Ausgaben eingeschrieben, und 280,000 Mann zu den Fahnen berufen. Auf die allgemeine politische Amnestie, welche die Bonapartisten als das Vorspiel zum Kriege ankündigten, muß man verzichten. Weit entfernt, alle die seit dem 2. Dezember erlassenen Strafen aufzuheben, weit entfernt, die ganze Nation in ein gemeinsames Gefühl, zu einem gemeinsamen Zweck zu vereinigen, hat der Kaiser geglaubt, daß es eine weise, kluge und gemäßigte Politik wäre, in seiner Proklamation von Urhebern von Unordnung zu sprechen und von unverbesserlichen Menschen der alten Parteien, die man ohne Unterlaß mit den Feinden Frankreichs pactisiren sehe. Unter den gegenwärtigen Umständen erwartete man nicht, solche Abschiedsworte des Kaisers an Frankreich zu vernehmen. Doch vielleicht hat der Geist darauf eingewirkt, der unter den Arbeitern der Vorstädte herrscht, welche die Marseillaise und das Lied der Girondins singen. Ohne Unruhe, versichert man, wäre die Regierung nicht, und es würden in der Stille Vorsichtsmaßregeln getroffen.

Ein anderer Brief besagt: „Es geht nicht gut hier. Die gros bonnets der Politik und des Krieges zeigen viele Unruhe. Man versichert, daß die Generale Niel und Bourbaki von Turin schreiben, daß nichts fertig sei. Marschall Vaillant soll darüber heftige Scenen mit dem Kaiser gehabt haben. Es herrscht durchaus kein Vertrauen in den oberen Regionen, und man beginnt, wie es scheint, zu bereuen, so weit vorgegangen zu sein. Aber jetzt ist nicht mehr Zeit zu klagen und zurückzugehen: die Würfel sind gefallen. Das Heer zieht in den Krieg ohne den mindesten Enthusiasmus, was auch die Napoleonistischen Blätter sagen mögen. Die Offiziere sind meist entmuthigt: sie haben kein Vertrauen zu dem Oberbefehlshaber, und die Sache, für die sie sich todtschießen lassen müssen, flößt ihnen Widerwillen ein. Dennoch zählen sie darauf, die Oesterreicher zu besiegen mit der neuesten Taktik des plötzlichen Angriffs wie auf wilde Thiere (des charges de bêtes féroces, das ist der gebräuchliche Ausdruck). Man hofft so den Feind niederzuwerfen, ehe er sich besinnen kann. Das heißt man: la bajonnette à la figure. Und während der Kaiser hingeht, um seine Feldherrntalente zu

---

duction seiner Ausgaben auf das Nothwendigste zur Pflicht macht.

*** Der „Schw Merk." berechnet mit ausführlichen Einzelnheiten den Gesammtschaden, den Würtemberg von 1796—1806 durch französische Durchzüge, Contributionen, Requisitionen, Plünderungen 2c. erlitt, auf 24,297,664 Fl.

*** Das erste größere Opfer der Pariser Finanzpolitik, die seit sechs Jahren mit vielem Talente geübt ward, ist der Banquier Freiherr von Eskeles. Der „Bl.- und Hand.-Ztg." schreibt man darüber aus Wien: Von dem Eindrucke, welchen das Falliment von Arnstein und Eskeles, dessen Eintritt der Telegraph ohne Zweifel allen europäischen Börsenkreisen berichtet haben wird, hervorbrachte, können Auswärtige sich schwerlich eine Vorstellung machen. Ich wüßte in der That auf keinem europäischen Platze ein Haus zu nennen, das durch die weite Verzweigung seiner merkantilen Beziehungen eine Bedeutung in Anspruch nehmen könnte, wie das gefallene Wiener Haus. Arnstein und Eskeles sind nicht blos eine Hauptfirma unseres Platzes, welcher an Ansehen und Geltung wenige andere gleich kommen, ohne daß eine ihr darin vorangeht, sie sind das Central-Bankhaus für Hunderte von Banquiers, Fabrikanten, Grundbesitzern und Gewerbtreibenden aller Art in dem weiten Bereiche der österreichischen Monarchie. Die Interessen, welche entweder durch sie vertreten werden oder in ihnen einen Mittel- und Berührungspunkt finden, sind der mannichfachsten Art, und es wird in Oesterreich kaum eine Handels- oder Industrie-Firma geben, welche zu diesem Hause nicht eine nähere oder entferntere Beziehung hat. Vornehmlich ist es aber der österreichische und der deutsche Verkehr mit Italien, seinem Handel, seiner Industrie und seiner Production, für welchen das Wiener Haus die Vermittelung in größter Ausdehnung darstellt. Von hier entflammen denn auch die Verluste, welche diese Hochburg der österreichischen Finanzritterschaft zum Wanken brachten. Ueber die Passiva und Activa gehen die Meinungen in den größten Dimensionen auseinander: nur darin ist man einig, das die Summen in die Millionen gehen. Die Nationalbank allein soll mit 6 Millionen Gulden betheiligt sein, die Escompte-Anstalt mit der Hälfte. Der Chef des Hauses, Freiherr Eskeles, gehört beiden Instituten als Mitglied der leitenden Behörde an, er ist Präsident der Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft und einer der Direktoren der Nationalbank;

erproben, und Prinz Napoleon am Po den Versuch macht, die in der Krim verlornen Lorbeern wieder zu gewinnen oder sie auf immer zu verlieren, läßt man uns den alten gebrechlichen Jerome zurück und die Kaiserin, — eine Frau, die seither nur für die Moden Sinn hatte. Wer soll da das Volk, das durch die Ereignisse aus seiner trägen Ruhe aufgerüttelt ist, im Zaum halten, hauptsächlich wenn die Oesterreicher sich nicht wie wilde Thiere schlagen lassen?" So ein Beobachter, der, wie gesagt, Gelegenheit hat, etwas tiefer in die Karten des Spiels zu sehen, das man in Italien angefangen hat. Noch geht dort Alles gut: die Italiener verjagen ihre Fürsten und jauchzen dem Kaiser und Victor Emanuel zu. Louis Napoleon hat auch alle Eigenschaften, die Machiavell von dem Fürsten fordert, der die Einheit Italiens bringen soll. Der Napoleonide kann sich darin mit Cäsar Borgia messen. Nur das Feldherrngenie hat er noch zu bewähren. Aber jedenfalls ist er ein **Fremder**, und Machiavell gründet alle seine Suppositionen nur darauf, daß Italien der Fremdherrschaft los werde."

(Eingesandt.)

Magdeburg, 5. Mai. Der funfzigjährige Gedenktag des Schill'schen Gefechtes bei Dodendorf wurde heute bei dem schönsten Maiwetter auf der Stätte gefeiert, von wo die Reiter Schill's ihre siegreiche Attaque auf die westphälischen Quarrées machten und wo ihre Todten begraben liegen. Die Gemeinde hat das Andenken an jenen schrecklichen, aber ruhmwürdigen Tag frisch erhalten, und erneuerte es heute für sich und ihre Nachkommen in erhebender und ehrenvoller Weise. Der „Magd. Z." entnehmen wir über die Feier Folgendes:

„Schon gestern Abend hatte das Geläute der Glocken auf den heutigen Jahrestag vorbereitet; der Platz bei dem Denkmal war geebnet, ein kleiner Hügel für den Geistlichen aufgeschüttet, das Grab der Schill'schen Gefährten neu in Stand gesetzt und mit Lorbeerkränzen und Blumen geziert; am oberen Ende desselben ist das Denkmal aufgerichtet, welches erst am Ende der Feier enthüllt wurde. Aus den umliegenden Ortschaften waren viele Fremde herbeigekommen, auch die Eisenbahnzüge von Magdeburg und Oschersleben brachten deren einige, so daß das Fest wohl Tausend und mehr Zeugen hatte. Als Theilnehmer daran war eine Schaar alter Krieger von dem Kriegervereine in Westerhüsen erschienen. Diese ehrwürdigen Trümmer des großen Kampfes, welche ihre eigene Fahne führten, wurden von dem fast aus lauter jüngern Leuten bestehenden Dodendorfer Kriegervereine aufgenommen, der die Fahne von seinem Obersten abholte, worauf sich der Zug nach 1 Uhr ordnete. Voran ging ein Musikcorps, dann folgte die Schuljugend beiderlei Geschlechtes, dieser die beiden Kriegervereine, hinter denen der Geistliche des Ortes ging; ihm folgte der als Ehrengast geladene „Herzog von Dodendorf", von dem Ortsvorstande geleitet, und daran schlossen sich Geistliche, Lehrer und andere Fremde, welche das Fest herbeigelockt hatte. Unter wechselndem Blasen und Singen von Chorälen bewegte sich dieser Zug nach der Feierstätte, wo die Schulkinder mehrere Verse eines Liedes sangen, worauf der Prediger **Neumann** die mit frischem Grün geschmückte Erhöhung betrat und, nach einem Gebete, die ergreifende und zu Herzen gehende Festrede hielt, welcher er aus der Epistel Pauli an die Ebräer die Verse 32 und 33 des 10. Capitels zu Grunde legte; die genaue und lebendige Schilderung, welche der Redner vom Kampfe gab, auf dessen Schauplatz er hinweisen konnte, frischte nicht nur das Gedächtniß der Anwesenden, die jenen Tag schon erlebt, auf, sondern auch die Jüngeren empfingen den mächtigsten Eindruck davon. Abermaliger Gesang folgte der Rede, worauf die schon oben als Herzog erwähnte Persönlichkeit, geführt von zwei andern Kampfgenossen, zum Prediger empor stieg. Es war der jetzige Oberlandesgerichtsbote Hoffmann aus Dessau, welchen der Geistliche als einen ausgezeichneten Waffengenossen Schill's den Anwesenden vorstellte, einen noch kräftig einhergehenden Mann von für seine Jahre blühendem Aussehen; die beiden Orden, welche seine Brust schmückten, waren von einem frischen Lorbeerkranze umgeben, ein solcher schloß auch die schwarzweiße Schärpe, welche von seiner Schulter herabhing. Der kurze Bericht, welchen der Prediger über die

er bekleidet zugleich das Amt eines Generalconsuls für Dänemark, gehört zu der Verwaltung der süd-österreichischen und central-italienischen Eisenbahn-Gesellschaft, kurz es giebt in Oesterreich kaum ein großes Institut, kein umfassendes industrielles Unternehmen, mit welchem der Name des Freiherrn von Eskeles nicht untrennbar verbunden ist. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß man außerhalb Wiens an norddeutschen Plätzen den Fall des Hauses eher vermuthet hat, als hier. Ich weiß aus genauer Kenntniß, daß Berliner und Hamburger Häuser seit Monaten eine gewisse Zurückhaltung beobachtet haben; ja daß schon im vorigen Jahre, ehe an die gegenwärtige politische Krisis gedacht wurde, ein großes deutsches Haus seine seit Jahrzehnten bestandene Verbindung mit Arnstein und Eskeles gelockert hat. Man hofft auf ein Arrangement, es hat heute eine Conferenz stattgehabt — irre ich nicht, von Herrn Peter Murmann veranlaßt — die aber, so viel ich erfahre, noch zu keinem definitiven Resultate geführt hat. Die Hauptgläubigerin ist die Nationalbank, und diese sieht sich im Augenblicke weniger als manches Privat-Bankinstitut in der Lage, Indulgenzen in größerem Maßstabe zu üben. Wie verlautet, seien die Bankvorstände übrigens zu einer Intervention bereit gewesen und jedenfalls hätten sie ein Moratorium bewilligt, der Finanzminister soll jedoch die Bestätigung versagt haben. Die Betheiligung der Creditanstalt soll verhältnißmäßig nicht sehr beträchtlich sein.

*** Wie die „Gazette du Midi" meldet, sind in der Nähe von Bethlehem unter der Erde die Ruinen eines weitläufigen Klosters aus den Zeiten des h. Hieronymus aufgefunden worden. Die Cisternen sind schon ausgegraben, mehrere Mosaikböden und die Marmorpflasterung der Kirche freigelegt.

Heldenthaten dieses Mannes aus dem Briefe seines obersten Vorgesetzten vorlas, gewann ihm das tiefste Interesse aller Zuhörer. Fast noch als Rekrut mit Schill von Berlin ausgeritten, war Hoffmann im Dodendorfer Gefechte der Vorderste gewesen; mit seinem Schimmel, der dabei eilf Wunden empfing, ohne jedoch zu fallen, war er zuerst in das erste westfälische Quarrée gedrungen und bahnte seinen Kameraden den Weg, eben so öffnete er das zweite und dritte Quarrée, das vierte und letzte hielt den Angriff der Schill'schen ab. Noch auf dem Kampfplatze schmückte Schill den Tapfern mit einem Stücke seines eigenen Ordensbandes, und entweder von ihm selbst oder von seinen Waffengefährten wurde Hoffmann mit dem ehrenden und bezeichnenden Titel eines „Herzogs von Dodendorf" begrüßt und im Lager umher getragen. Er machte die Züge seines Corps bis zu Ende mit, in Stralsund wurde ihm das Pferd unter'm Leibe erschossen, Hoffmann gefangen und nach Toulon auf die Galeeren geführt, wo er 2 Jahre mit 24 Pfund schweren Eisen belastet zubrachte, bis es ihm gelang zu entkommen und sich durch halbstündiges Schwimmen zu retten. Um den Verfolgungen zu entgehen, nahm Hoffmann darauf Dienste in einem französischen Husaren-Regiment, mit welchem er nach Rußland zog, in der Schlacht bei Leipzig aber aus Reihe und Glied mit Wehr und Waffen zu den Preußen überging und mit ihnen die Schlacht als Infanterist zu Ende kämpfte. Durch seinen Muth und seine Schicksale dem Herzog Franz von Dessau bekannt geworden, gewann ihn dieser für sein Truppencorps, in welchem Hoffmann Unteroffizier wurde und die Feldzüge in Frankreich bis zu Ende mitmachte; bei Mézières raubte ihm eine Kanonenkugel das Gehör auf dem rechten Ohr, jetzt ist auch das auf dem linken fast erloschen. Diesen Mann zu ehren, forderte der Prediger die Anwesenden auf, das Haupt zu entblößen, und als er ihn umarmte, brach die ganze Versammlung in Hoch- und Hurrahrufen aus, das sich wiederholte, als die beiden alten Krieger, die in dem Augenblicke seine Ehrengarde bildeten, dem Beispiele des Geistlichen folgten. Ein Gebet schloß diesen ergreifenden und erhebenden Theil der Feier, worauf sich der Zug in der oben angegebenen Ordnung zum Denkmal bewegte. Nach einem einleitenden Gesange sprach der Prediger Neumann die Weiherede, und während die Kriegervereine die erste Salve gaben, fiel die Hülle, zwei andere Salven wurden noch an dem Grabe abgeschossen, nachdem das Fest mit Gesang, Gebet und Geläute beendigt war. — So steht denn jetzt der Denkstein an eine heldenhafte, wenn auch nicht erfolgreiche That in der Einsenkung am Rande der Sülze aufgerichtet, späteren Geschlechtern zur Kunde und zum Gedächtniß an die heutige Feier. Auf einem weißen Steinwürfel erhebt sich ein eben solches Kreuz, in anspruchsloser Form ein mahnendes Denkzeichen den Vorübergehenden. Der Würfel trägt die Inschrift: „Dem Gedächtnisse der am 5. Mai 1809 hier gefallenen und in Gott ruhenden 21 Preußen vom Schill'schen Corps." Auf der Kehrseite befindet sich die Widmung der Gemeinde Dodendorf vom 5. Mai 1858. Wie der Denkstein einfach und wahr zu dem Leser spricht, so war es auch die Feier, die, ganz allein von der Gemeinde veranstaltet und getragen, ohne Prunk und fremde Hülfe ein rechtes Gemeindefest war, aber im Namen und Gefühl des ganzen Vaterlandes und seiner großen Erhebung aus der Fremdherrschaft begangen."

Alexander von Humboldt.

Der Tod Alexander's von Humboldt erfolgte gestern Nachmittag um halb 3 Uhr. Er verschied in den Armen des Generals v. Hedemann und der Frau v. Bülow, deren Familie ihm während seiner ganzen Krankheit die liebevollste Pflege gewährt hatte. J. K. Hoh. die Frau Prinzessin Carl erschien gleich nach dem Hinscheiden Humboldt's. Se. K. H. der Prinz-Regent kam noch gestern Abend halb 8 Uhr. Beide höchste Personen verweilten längere Zeit in tiefer Bewegung am Sterbebette des Dahingeschiedenen. Wie wir hören, wird die Leiche auf Befehl Sr. K. H. des Prinz-Regenten nach dem hiesigen Dome gebracht werden.

Der Wissenschaft ist durch Humboldts Hintritt ein unersetzlicher Verlust bereitet. Geboren am 14. September 1769, fiel der Schluß seiner Lehrzeit gerade in die Jahre, wo die Naturwissenschaften einen neuen Impuls erhielten und, angeregt durch mehrere entscheidende Entdeckungen, hinausstrebten über die Einsamkeit und Vereinzelung todter Fachgelehrsamkeit. Keiner, sagt heut die „Spen. Ztg.", war durch seine geistige Richtung, durch seine ideale Vorbildung, durch die Universalität seiner Studien so befähigt, als Humboldt, in das Verständniß, in den Zusammenhang jener entscheidenden Phänomene einzudringen und so das Stückwerk, das die vereinzelten Forschungen lieferten, zu einem geistdurchdrungenen Ganzen zu verknüpfen. Keiner ist so herangewachsen, wie er, mit dem Wachsthum der Naturwissenschaften, thätig auf allen ihren Gebieten, stets den großen Kosmos vor Augen habend, ein Verbündeter, ein Helfer allen eminenten Forschern, aller ihrer Untersuchungen und Resultate, siebzig Jahre lang mit unglaublicher geistiger Energie wirksam in jeder Richtung, und die Resultate aller Forschungen hinwendend auf die Förderung der allgemeinen Cultur der Menschheit. Denn auch darin hat er es Allen vorgethan, daß er die Naturwissenschaften mit dem Gesammtleben der Menschheit, mit der Geschichte, der Cultur zu verknüpfen wußte, daß er die Erforschung der Natur für das geistige Leben des Volkes bedeutend machte; er ist hierdurch nicht allein ein Schöpfer neuer Wissenschaften, er ist ein Förderer der Cultur geworden, wie kein anderer Mann der Wissenschaft. Ein Lehrer der Menschheit war er. Das ist die Seite, wodurch er auch denen theuer und hochbewundert geworden, die nichts wissen von seinen Verdiensten um die Geologie, die Botanik, um die physische Weltbeschreibung, um die Nervenphysiologie u. s. w., oder die vielleicht nur ein unklares Bild von seiner wissenschaftlichen Ent-

deckung des inneren Südamerika, seiner Durchforschung des Ural, des Altai bis zur Westgrenze China's haben, von jenen Reisen, deren Methode und Beschreibung der Auffassung der Natur, der Geographie, der Culturgeschichte ganz neue Seiten abgewonnen hat.

Mit Humboldt ist nicht nur der universellste Naturforscher, es ist Einer der Heroen dahingegangen, die, wie Goethe, Schiller und andere Größen der Literatur und Wissenschaft, die Epoche der geistigen Volks-Existenz begründet haben, die das Beste ist, was Deutschland sein nennt.

Die Einnerung Alexander's von Humboldt wird der ganzen gebildeten Welt, wird der Wissenschaft theuer bleiben, über Alles theuer seinem Vaterlande und dieser Stadt, deren größte Zierde er gewesen. War ihm doch auch seit 1827, wo er von Paris zu uns wieder übersiedelte, nichts so theuer, als diese seine Heimath. Seine Jugendbildung hatte er auf dem väterlichen Gute, dem freundlichen Tegel empfangen, dann in Berlin; 1787 trat Humboldt seine Studien auf der Universität in Frankfurt a. O. an, setzte sie nach längerem Aufenthalt in Berlin 1789 in Göttingen fort, bereiste mit Forster den Niederrhein und England, und ging dann nach Freiberg auf die Bergakademie, dem damaligen Mittelpunkte geognostischer Bestrebungen. 1792 wurde er zuerst als Assessor bei dem Berg- und Hüttenwesen in Berlin angestellt; mehrere diplomatische Sendungen unterbrachen seine Thätigkeit in diesem Fache, worin er 1795 die Stellung eines Oberbergraths erhielt. Schon damals beschäftigten ihn seine Reisepläne und verschiedene wissenschaftliche Versuche. Der Streit zwischen Galvani und Volta zog damals die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf sich, und Humboldt begründete für immer sich einen Namen durch das Werk über die gereizte Muskel- und Nervenfaser. 1797 löste er seine dienstlichen Verhältnisse. In Jena, im engsten Verband mit den Dichterkreisen Weimars, setzt er seine naturwissenschaftlichen Studien fort; in Salzburg, an der Seite Leopolds v. Buch, ist er mit geognostischen und meteorologischen Arbeiten beschäftigt, in Paris, vor seiner ersten großen Reise, schließt er mehrere wichtige Untersuchungen ab. Im August 1804 von seiner ersten großen Entdeckungsreise nach Südamerika zurückgekehrt, nimmt er seinen dauernden Wohnsitz in Paris, im engsten Verein mit Gay Lussac, François Arago, u. A. Reisen nach Italien, in die Alpen u. s. w., auch diplomatische Sendungen unterbrachen öfter die stille Muße des Forschers und seine großen schriftstellerischen Arbeiten, durch welche die Ergebnisse seiner Reisen dem Publikum näher treten. Kurz vor seiner Uebersiedelung nach Berlin (1827) hielt er noch in Paris seine Vorlesungen über den Kosmos, die bald darauf in Berlin in zwei Cursen wiederholt wurden und die Grundlagen seines seit 1846 erschienenen Kosmos bildeten. 1829 tritt er seine Reise in das innere Asien an. Mit welcher unermüdlichen Thätigkeit Humboldt nachher in Berlin seine Forschungen zur Reife gebracht, die Bemühungen Anderer in uneigennützigster Weise gefördert, der gesammten gebildeten Welt Sinn und Geist für die Natur erschlossen hat, wie er ein treuer Freund und Begleiter unseres für alles Edle und Erhabne hochempfänglichen Königs gewesen, das wissen wir Alle!

Aus tiefstem Herzensgrunde wünschen wir Angesichts solch einer Geistesgröße, Angesichts aber auch des Grabes, daß dieser unsterbliche Geist versöhnt mit seinem Gott gestorben sei.

Berliner Börse

vom 30. April bis 6. Mai.

Die Ultimo-Liquidation, welche, obgleich sehr Vieles schon im Laufe des Monats compensirt (durch Rückkäufe ausgeglichen) war, doch noch sehr bedeutende Nothverkäufe erforderlich machte, stellte sich noch ganz besonders ungünstig durch die an diesem Tage bekannt gewordenen neuen österreichischen Finanz-Verordnungen, da dieselben im Allgemeinen den Eindruck machten, daß Oesterreich auf dem besten Wege zum Staatsbanquerott sei — eine Ansicht, die sofort in dem Weichen der Banknoten auf 60 ihren Ausdruck fand. Die Course erfuhren fernere sehr bedeutende Rückschläge, durch welche sich die ohnedies schon so starken Coursdifferenzen noch größer gestalteten. In nicht wenigen Fällen sind dieselben denn auch, wie verlautet, durch Accord beglichen worden und nur in sehr vereinzelten Fällen überhaupt nicht in Ordnung gekommen. Es herrscht an der hiesigen Börse im Allgemeinen die sehr unrichtige Praxis, über dergleichen Vergleiche eine ziemlich strenge Discretion zu beobachten, wodurch denn so Mancher verleitet wird, selbst bei vollständig genügenden Mitteln auf diese Weise zu accordiren, um sich „nicht zu sehr zu schwächen," ja es ist sogar ein Fall vorgekommen, daß ein notorisch wohlhabender Speculant diese Praxis benutzt, hinterher aber, als man ihm drohte, sein Verfahren zu veröffentlichen, den Rest der Differenz nachgezahlt hat. Geschähe dies „Veröffentlichen" in allen Fällen, so würde Mancher seine Differenzen voll zahlen, der jetzt das billigere Accordiren vorzieht. Andererseits ist aber hervorzuheben, daß der größte Theil der Börse seinen Verpflichtungen, oft mit großen Opfern und mit Aufwendung fast aller Mittel, streng rechtlich nachgekommen ist. Leider hat die unglückliche Speculationswuth auch wieder ein Menschenleben gekostet, indem der Disponent eines hiesigen Bankhauses schon seit langer Zeit sehr bedeutende Speculationen für eigene Rechnung gemacht und dazu schließlich die Mittel seines Hauses benutzt hat. Da das dadurch entstandene Deficit jetzt wahrscheinlich nicht länger zu verdecken war, so machte er seinem Leben durch Selbstmord ein Ende. Es dürfte dieser

unglückliche Fall wohl die Herren Prinzipale zu einer strengeren Beaufsichtigung ihrer Leute veranlassen, die in vielen Fällen wohl nur aus Bequemlichkeit unterbleibt; das Speculiren der Commis für eigene Rechnung kommt an der Börse vielleicht öfters vor, im vorliegenden Falle geschah es bis zu einer enormen Ausdehnung.

Bei Gelegenheit des obenerwähnten Accordirens der Differenzen und der dabei oft stattfindenden Mißbräuche müssen wir zugleich hervorheben, daß diese in den meisten Fällen ihren Grund in der Ungesetzlichkeit der Differenz-Forderung haben. Das Aeltesten-Collegium hat daher bei der Königlichen Staatsregierung eine Aufhebung der desfalsigen beschränkenden Bestimmungen für den Verkehr mit ausländischen Papieren nachgesucht, da diese den Verkehr seither notorisch nicht geschwächt oder beschränkt, sondern nur zu den oben erwähnten Mißbräuchen und anderen Unredlichkeiten Veranlassung gegeben haben.

Nachdem durch die Anordnung der Kriegsbereitschaft der ganzen Armee namentlich inländische Effecten einen noch weiteren Rückgang erfahren hatten, befestigte sich die Stimmung der Börse im Allgemeinen wieder, und es kam die Meinung zum Durchbruch, daß der jetzige niedrige Stand der Course der Situation im Allgemeinen bereits genügend entspräche, und das Weichen doch auch einmal aufhören müsse. Selbst das factische Beginnen des Krieges, die französische Anleihe, die diesseitigen Finanz-Maßregeln, der auf 15 Millionen Gulden geschätzte Banquerutt des Hauses Arnstein und Eskeles in Wien u. m. a. konnten die dadurch hervorgerufene Festigkeit der Börse nur wenig erschüttern, wie denn überhaupt hervorzuheben ist, daß ein Drängen des Publikums zum Verkaufen, wie es früher oft der Fall gewesen, seither nicht stattgefunden hat, und das starke Weichen der Course eigentlich nur die Schwäche der Börsen kennzeichnet. Selbstredend ist aber auch das Geschäft seit der Ultimo-Liquidation ein sehr geringes; die Engagements der Börse sind abgewickelt, neue werden fast gar nicht mehr eingegangen, theils des herrschenden Mißtrauens wegen, theils weil man allgemein der Ansicht ist, daß eben so wenig die Situtation eine Speculation à la Hausse, wie der niedrige Stand der Course eine solche à la Baisse zuläßt. Es wird also zunächst darauf ankommen, ob der Krieg in Italien localisirt bleibt, oder ob wir mit hineingezogen werden, und da glaubt man nun an der Börse und wohl nicht mit Unrecht, daß der in Italien geschlagene Napoleon sich viel eher zu einer Verletzung des Bundesgebiets veranlaßt finden möchte, als es von dem siegreichen Franzosen-Kaiser zu befürchten sein dürfte. Andrerseits wird es aber auch darauf ankommen, ob durch nothwendige Verkäufe von Depots oder sonst zur Erfüllung von Verbindlichkeiten Seitens der Banquiers viele Stücke an den Markt kommen werden, oder sich das Publicum nicht bei einer wirklichen Mobilmachung schließlich doch noch zu einem massenhaften Verkaufe seiner Effecten entschließen wird, was denn allerdings zu dessen eigenem Schaden einen weiteren beträchtlichen Rückgang der Course veranlassen würde. Wir glauben das Publicum im Allgemeinen von einem solchen Schritte abrathen zu können, da so Mancher schon mit seinem Gelde für diese Eventualität auf der Lauer liegt, um dann recht billig kaufen und dasselbe recht vortheilhaft anlegen zu können.

Die Schwankungen der letzten Tage stellen sich wie folgt: franz. östr. Staatsbahn 96 — 84, östr. Creditactien 50, 42, 47, 43; Metalliques 39, $32\frac{1}{4}$, $38\frac{1}{2}$, 37; National-Anl. 43, $38\frac{1}{2}$, 43, $40\frac{1}{2}$; 1854er Loose 70, 58, 70, 65; Creditloose 40, 33, 37, 35; Wiener Wechsel 70, 60, $68\frac{1}{4}$, 65; Banknoten 73, 60, 72. Bei Eisenbahnactien: Berbacher 114, 100, 110, 105; Köln-Mindener 113, 105, 108; Potsdam-Magdeburger 98, 92, $95\frac{1}{2}$; Stettiner 95, 84, 89, 86; Anhalter 92, 84, 90 und 88, 78, 84: Oberschlesische Lit. B. 98, 90, $93\frac{1}{2}$, 92; Freiburger $72\frac{1}{2}$, 63, 66, 65; Thüringer 88, $81\frac{1}{2}$, 85; Rheinische $64\frac{1}{2}$, 52, $61\frac{1}{2}$; Cosel-Oderberger 35 — 29. Bei Creditactien: Darmstädter 55, 46, 50; Disconto-Commanditantheile 77, 70, 74, $72\frac{1}{2}$; Leipziger 44, 38, $42\frac{1}{2}$, 40; Meininger 55, 49, 51; Norddeutsche 60, 68, 66; Pommersche ritterschaftl. Bank 80, 73; Posener Provinzial-Bank 67, 60; Schlesischer Bankverein 60, 52; Weimarsche Bank $75\frac{1}{2}$, $65\frac{1}{2}$. Die Schwankungen bis zu 5 pCt. sind nicht aufgeführt, doch hat bei manchen Effecten, theils wegen Stückenmangel, eine Preiserhöhung gegenwärtigen Freitag stattgefunden. Von Dessauer Credit-Actien, die zwischen 23, 20, 22 verkehrten, gingen große Posten in feste Hände. In inländischen Staatseffecten war der Verkehr, namentlich in $4\frac{1}{2}$proc. Anleihen zu 92, 87, 90, 89 sehr bedeutend, auch in Prämien-Anleihe zu 103, 96, 102, 100.

Das enorme Weichen der Course in diesem Jahre ergiebt sich aus der nachstehenden Uebersicht, in welcher indeß nur die Effecten erwähnt sind, welche mehr als 20 Procent zurückgegangen sind. Die zusammengestellten Zahlen, von denen die erste den Cours vom 31. December p., die zweite denjenigen vom 31. März c. und die letzte den Stand vom 30. April angeben, zeigen indeß, daß durch die noch bis zum 21. April genährten Friedenshoffnungen das Hauptweichen erst im April, ja sogar erst in den letzten acht Tagen des Aprils stattgefunden hat. Franzosen 166, 144, 88; öster. Creditactien 124, 89, 48; Metelliques 83, 69, 32; National-Anleihe 84, 71, 38; 1854er Loose 114, 103, 60; Creditloose 66, 62, 38; Banknoten $98\frac{1}{2}$, $91\frac{1}{2}$, 60. — Eisenbahnactien: Anhalter 116, 108, 89; Potsd.-Magdeburger 136, 125, 95; Cöln-Mindener 144, 136, 108; Oberschlesische 139, 126, 96; Freiburger 95, 87, 65; Berbacher 155, 140, 110; Thüringer 119, 105, 88; Rheinische 91, 85, 52; Rhein-Nahebahn 59, $51\frac{1}{2}$, 28; Oppeln-Tarnowitz 54, 41, 25: Nordbahn 60, 53, 37. — Creditpapiere: preußische Bank 143, 136, 110; pommersche rittersch. 103, 99, 80; Weimarsche $99\frac{1}{2}$, $91\frac{1}{2}$, 70; Norddeutsche 85, 80, 60; Luxemburger 90, 73, 62; Thüringer 77, 68, 50; Darmstädter 96, 81, 46; Disconto-Command.-Anth. 105, 98, 70; Berl. Handelsgesellschaft 85, 83, 60; Coburger 82, 77, 50; Dessauer 53, 38, 20; Genfer 64, 56, 25; Leipziger $73\frac{1}{2}$, $65\frac{1}{2}$, 39; Meininger 84, 78, 52; Schlesischer Bankverein 84, 80, 52. — Preußische Fonds: $4\frac{1}{2}$proc. Anleihen 101, 100, 89; Prämienanleihe 117, 115, 98; Staatsschuldscheine $84\frac{1}{4}$, $83\frac{3}{4}$, $75\frac{1}{2}$.

Redacteur: H. Keipp in Berlin. — Verlag von F. Schneider in Berlin.
Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch) in Berlin.

Am Schlusse des Landtags.

Die diesjährige Session des Landtags ist geschlossen, und wenn auch Herren und Abgeordnete unter dem Eindrucke einer gewissen Einmüthigkeit, welche sich in den letzten, der auswärtigen Politik zugewandten Debatten kund gab, von einander scheiden, so wird dieser Eindruck durch die Erinnerung an so viele Differenzen, welche zwischen den verschiedenen Richtungen in Bezug auf die innere Politik bestehen und im letzten Landtage einen oft bittern Ausdruck fanden, doch schnell wieder geschwächt oder gar ganz verwischt. An seine Stelle tritt dann wohl bei allen unseren Freunden ein Gefühl banger Besorgniß, das nicht wenig durch die schroffe und triumphirende Miene gesteigert wird, mit der unsere Gegner um sich blicken, während sie auch die relativste Anerkennung der Grundsätze und Interessen, die wir vertreten, zurückweisen.

Gott weiß, wie ein solcher Zustand enden wird. Die Dinge liegen so bedenklich, daß es schwer wird, ihnen fest ins Auge zu sehen und sie offen beim rechten Namen zu nennen, wie dies doch unsere Pflicht ist.

Unsere Lage ist kurz diese: Wir haben ein oberstes Verfassungsgesetz, gegeben und vom Könige sanctionirt in Hoffnung, ein seltsames und unfertiges Gesetz, seltsam nicht blos durch die Form und mehrere seiner Bestimmungen, welche weit ausgedehnte und mit den bisherigen Gesetzen und Landesgewohnheiten in Widerspruch stehende Versprechungen enthalten, sondern auch seltsam deshalb, weil es zwei politische Prin-

cipien unvermittelt neben einander aufgenommen hat, darin allerdings ein treues Abbild unserer innern Verhältnisse. In der Institution des Herrenhauses finden wir das eine Princip, das ständische, das aristokratische, und wir können dies Princip, das sich im tiefsten Grunde auf die besondere Anerkennung der Persönlichkeit und ihrer Bedeutung stützt, auch das deutsche nennen; das andere findet sich in den modern-constitutionellen Bestimmungen unserer Charte, in ihren Versprechungen, in ihrer Proclamirung der Gleichheit Aller, in ihrer Construction des Abgeordnetenhauses, in welcher die Persönlichkeit nirgend zur Anerkennung kommt, sondern nur die Masse berücksichtigt und versucht wird, aus ihren zufälligen Bewegungen einen Gesammtwillen hervorgehen zu lassen. Diese beiden Principe stehen in unserer Verfassungs-Urkunde unvermittelt neben einander, und sollte daher dieses neue oberste Gesetz Bestand haben, so war eine unverdrossene Arbeit der Vertreter dieser beiden Principien nöthig, um eine innerliche Einigung unter einander herbeizuführen, auf Grund welcher dann die allmälige Umgestaltung der Verfassungsurkunde, auf deren Nothwendigkeit König Friedrich Wilhelm IV. in feierlicher Stunde hinwies, vor sich gehen konnte und mußte. Der Anfang solch einer Einigung schien in den letzten Jahren gemacht: unsre Freunde erklärten sich, je fester die Ordnung sich begründete, mehr und mehr für Ausdehnung der politischen Freiheiten des Volkes; unsre Gegner begannen einen practischeren und unbefangeneren Blick für die wirklichen Verhältnisse zu zeigen; die blinde Abneigung gegen das „Junkerthum" und die „kleinen Herren" machte mehr und mehr dem Bewußtsein von der Solidarität der wirthschaftlichen und überhaupt socialen Interessen des großen städtischen und des großen ländlichen Arbeitsgebers Platz; kurz, unsre Hoffnung auf das Gelingen der schweren Arbeit der inneren Einigung wuchs, wenn diese Hoffnung auch wenig sichtbare Anhaltspunkte fand und namentlich das Verfassungsgesetz im Wesentlichen ohne Aenderung blieb und den scharfen Gegensatz zwischen beiden angegebenen Principien aufrecht erhielt.

Aber unerwartet ist an die Stelle dieser sich einander entgegenkommenden Bestrebungen eine neue Trennung der auf einander angewiesenen, weil in unserem Volksthum verkörperten, Principien getreten: unsere liberalen Gegner weisen plötzlich jede weitere Arbeit zur inneren Einigung zurück und proclamiren, ihnen gehöre das ganze Haus der Verfassung, Niemand und kein anderes Princip habe das Recht, neben und mit ihnen darin zu wohnen.

Die meisten Debatten der Landtags-Session, welche gegenwärtig geschlossen ist, drehten sich um diese Erklärung, und wenn dieselbe auch nicht geradezu abgegeben ward, so trat sie aus verschiedenen abweisenden Aeußerungen, z. B. gegen die Kreistage, doch deutlich genug hervor,

während in der Presse, die unsern Gegnern zu Gebote steht, ja selbst in Briefen an auswärtige Blätter (Augsb. Allgem. Z.), die dem Preußischen Ministerium nicht ganz ferne stehen sollen, geradezu schon mit einer totalen Umgestaltung des Herrenhauses, also mit einer radikalen Veränderung unserer Verfassung, gedroht wird.

Gegen solches Gebahren müssen wir auf das Entschiedenste protestiren; die Verfassungs-Urkunde ist kein todter und dem geschichtlichen Boden entrückter Buchstabe; sie ist mit Rücksicht auf ihre Entstehung und auf die Bedingungen, unter denen sie vollzogen ward, zu erklären, und wenn sie unter einem Gesichtspunkte einen Pact zwischen den beiden Principien, die seit einem Menschenalter und länger sich in Preußen bereits kämpfend entgegen standen, bedeutet, so kann es nicht die Sache des einen Theiles sein, diesen Pact ohne Weiteres aufzuheben.

Der abgelaufene Landtag verrieth dazu eine starke Neigung, aber wir hoffen, daß das Volk, wenn es sich zu einem Urtheil über die Haltung der letzten Session sammelt, nicht blos über die Resultatlosigkeit derselben seine Unzufriedenheit zu erkennen geben, sondern auch die dreisten Versuche zur Beseitigung eines wirklich in unserem Volksthume noch lebendigen Princips verurtheilen wird.

Die Regierung, die den Beruf hat, alle Interessen des Landes mit unparteiischem Sinne zu schützen, wird gewiß solch einen Ausspruch des Volkes dankbar entgegen nehmen.

Ueber die alten Parlamente Frankreichs und deren Einfluß auf die Staatsformen der Gegenwart.

Von

Aug. Wilh. Ferd. von Tippelskirch,

Königlichem Ober-Staatsanwalte beim Appellations-Gerichte zu Stettin.

II.

— Uebergang zum Beamten-Parlament. —

Schon seit König Robert, dem zweiten der Kapetinger, war es nämlich üblich, ähnlich den Placitis Palatii unter den Karolingern, an den auf hohe Festtage folgenden Tagen, wo sich viele Großwürdenträger am Königlichen Hoflager einzufinden pflegten, Anfangs nicht immer an demselben Orte, sondern wo sich der König gerade befand, unter dem Namen Curia Regis, Curia Palatii, Consilium Regis, Curia Franciae Versammlungen zu halten, auf welchen, wie es sich traf, Staats-, Verwaltungs- und Rechtsangelegenheiten verhandelt wurden. Denselben Charakter hatten die Sitzungen des Regentschaftsrathes während der Abwesenheit Philipp Augusts. Da sich aber mit der Ausdehnung der Königlichen Gewalt auch die Geschäfte vermehrten, so ward es nöthig, jene Versammlungen in verschiedene Sectionen zu theilen. So bildete sich für die eigentlichen Staatsangelegenheiten eine eigene Abtheilung, welche später als s. g. Consilium regis (Conseil du roi oder auch grand conseil) eine für sich bestehende Behörde wurde. Eine zweite Abtheilung wurde für die Finanz- und Rechnungssachen (Camera computorum, Chambre des comptes), eine dritte endlich für die eigentlichen Rechtsangelegenheiten ausgeschieden. Diese führte seit Ludwig IX. vorzugsweise den Namen **Parlament**, obgleich dieser Name sonst für jede berathende Versammlung (von parler sprechen) gebraucht wurde, was jedoch nicht hinderte, daß der König, als oberster Richter des Landes, bei einfachen Sachen auch in eigener Person Recht sprach. So pflegte z. B. Ludwig IX. nicht selten vor den Thoren seines Palastes oder unter einer alten Eiche im Walde zu Vincennes, von wenigen, aber sehr unterrichteten Männern umgeben, streitende Parteien anzuhören und selbst zu entscheiden (die sog. Plaids de la Porte und die Requêtes du Palais ou de l'Hôtel). Da die Könige nicht immer in ihrer Residenz, sondern oft auch an andern Orten des Reiches Hof hielten, so lag es in der Natur der Sache, daß die Mitglieder des Hofes ihnen dahin folgen mußten. Ausnahmsweise wurde jedoch dem Parlament seit Ludwig IX. ein fester Sitz in Paris angewiesen. Mitglieder desselben sind zwar immer noch die Mitglieder der alten Curia regis, zu denen nur seit Philipp August noch die Pairs und die Baillis hinzugekommen waren;

weil aber die sich immer mehr häufenden verwickelten Rechtsangelegenheiten ohne Zuziehung rechtskundiger Beisitzer nicht mehr zu erledigen sind, so ernennt der König für jede der einstweilen nur noch periodisch eintretenden Sitzungen einige rechtskundige Mitglieder theils geistlichen, theils weltlichen Standes (Clerici, milites Domini Regis). Seine weitere Ausbildung erhielt das Parlament unter Philipp IV., oder dem Schönen (1285—1314), der eben so, wie Ludwig IX., aus Gründen, die ich sogleich erwähnen werde, in dem Parlament als oberster Appellationsinstanz des Landes ein ausgezeichnetes Mittel sah, die Königliche Gewalt auszudehnen. Unter Philipp IV. ergingen in den Jahren 1291 und 1302 zwei Ordonnanzen, welche nicht blos die Organisation und weitere Fortbildung der Baillages und Prévotés, sondern auch des Parlamentes betrafen. Solcher Ordonnanzen kommen demnächst im 14. und 15. Jahrhundert noch eine große Menge hinzu. Die berühmteste davon, die als das Verfassungsgesetz der damaligen Zeit betrachtet werden kann und dazu bestimmt war, nach der schließlichen Vertreibung der Engländer die durch den fast 200jährigen Krieg auf's Aeußerste gestörte Ordnung im Innern des Landes wieder herzustellen, stammt aus dem Jahre 1453. Nach den erwähnten Ordonnanzen Philipps des Schönen wurden die Sitzungen des Parlaments immer durch eigene, dazu besonders ernannte Räthe geistlichen und weltlichen Standes (Clercs und Ritter) in dem denselben zu diesem Zweck überlassenen Königlichen Palaste gehalten, und es empfingen diese Räthe dafür Besoldungen. Dadurch wurden Prälaten, Baillis und Senechéaux, deren Zuziehung ohnehin ihre Bedenken hatte, mit der Zeit entbehrlich und darum zuletzt von der Mitgliedschaft des Parlaments ganz ausgeschlossen.

In der Ordonnanz vom 23. März 1302 hatte ferner Philipp der Schöne befohlen, daß das Parlament alljährlich zwei Sitzungen halten, und eine derselben um Martini, die andere um Ostern beginnen solle. Zu jeder dieser Sitzungen wurden dann, wie früher, die Räthe noch besonders ernannt. Weil jedoch die Geschäfte bald so sehr anwuchsen, daß beim Beginn der Sommersitzung die des Winters noch nicht beendigt war, mehr noch, weil die erwähnten Erhebungen des Adels die Nothwendigkeit gelehrt hatten, dem Parlamente, welches so lange noch immer ein Gemisch von Pairsgericht, Königlichem Rath, eigentlichem Landesgericht und Aufsichtsbehörde über die Baillis war, und der jedesmaligen Einberufung durch den König bedurfte, eine feste Organisation zu geben, so erklärte Philipp V. (oder der Lange) zuerst im Jahre 1319 das Parlament für bleibend, und ernannte die Räthe desselben nicht mehr für jede Sitzung, sondern auf unbestimmte Zeit, auch wohl für die Lebenszeit. Nur blieb von der früheren Ordnung noch die Sitte übrig, jedesmal um Martini eine feierliche Eröffnungssitzung eintreten zu lassen, die später von den französischen Appellationshöfen und dem Cassationshof wieder angenommen worden ist. So wurde denn das Parlament

mehr und mehr seines ursprünglich feudalen Charakters entkleidet und in ein reines Beamten-Collegium verwandelt. Noch gehörten zwar zu demselben außer den ernannten rechtsgelehrten Räthen auch die Pairs de France und andere Großhofbeamten und Vasallen; dieselben begannen jedoch mehr und mehr sich den laufenden Geschäften desselben zu entziehen und ihr Erscheinen auf gewisse feierliche Sitzungen zu beschränken. Bis zu Ludwig XI. galt es zwar noch für nothwendig, bei Fällung eines Strafurtheils gegen einen Pair die übrigen Pairs zuzuziehen; nachdem jedoch Ludwig XI. fast alle Lehnsfürstenthümer mit der Krone vereinigt und sich in Wahrheit zum alleinigen Souverain des Landes emporgeschwungen hatte, so daß die Pairschaft immer mehr zu einem bloßen Titel herabsank, begann man zuletzt, auch hierauf nicht mehr zu bestehen, zumal nach so vielen Acten von Hinterlist und Gewaltthat, durch welche sich der König seiner Gegner zu entledigen gewußt hatte, Jedermann froh war, wenn er überhaupt noch vor einen regelmäßigen Gerichtshof gestellt wurde. Nach mehreren Präcedenzfällen unter Franz II. und Carl IX. erklärte sich das Parlament daher schließlich im Jahre 1560 ganz ausdrücklich für die vraie et seul Cour des Pairs, gleichviel, ob die Pairs dabei zugegen waren, oder nicht.

Schon unter Philipp dem Schönen zerfiel das Parlament in zwei Hauptsectionen, die Chambre des arrêts, auch Chambre de playdoyers, Grand Chambre oder Parlament im engern Sinne genannt, in welcher nach Anhörung der Advokaten das Urtheil gesprochen wurde, und die Chambre des enquêtes, in welcher Untersuchungen geführt wurden. Später traten diesen Kammern noch mehrere hinzu.

An der Spitze des ganzen Parlaments stand ein erster Präsident (Grand oder Premier président), der den Vorsitz in der ersten Kammer führte. Für diese und die übrigen Kammern gab es außerdem mehrere Présidents à mortier, so genannt von ihren mörserähnlichen, mit goldenen Streifen geschmückten Sammetmützen, welche sie zum Zeichen ihrer Würde trugen. Die ritterlichen Mitglieder hießen Messires und trugen ritterliche Kleidung mit dem Degen an der Seite; die anderen hießen Maitres und trugen den Amtsmantel, wurden jedoch mit der Zeit ebenfalls den Edelleuten gleich geachtet, daher man von einer Noblesse de robe im Gegensatze zur Noblesse d'épée sprach. Eine Verordnung Philipp's VI. (von Valois) vom 11. März 1344 bestimmte schon die Zahl der Präsidenten auf 3 und der besoldeten Räthe auf 78, darunter 44 geistlichen und 34 weltlichen Standes. Nach diesen und einigen späteren Verordnungen von 1400, 1406 und 1446 mußten die Präsidenten jederzeit aus der Zahl der Räthe, die letzteren aber aus einer Anzahl von Candidaten ernannt werden, welche die Corporation vorschlug. Die vorzuschlagenden Candidaten mußten Rechtsgelehrte und zwar, wo möglich, aus allen Provinzen sein, damit alle Localrechte vertreten wären.

Die vielberufene Käuflichkeit der Parlamentsstellen trat erst im 16. Jahrhundert ein.

Nachdem nämlich die französischen Könige schon frühzeitig angefangen hatten, im Interesse der meist sehr in Anspruch genommenen Finanzen des Reichs öffentliche Aemter, jedoch mit Ausnahme der richterlichen, zu verkaufen, wandte sich Franz I. (1522) auch zum Verkauf von Gerichtsstellen. Auf die lebhaften Vorstellungen des Parlaments und der Ständeversammlung wurde dieses zwar wieder abgestellt, Carl IX. ließ sich dadurch aber von neuen Verkäufen nicht abhalten (1567). Anfangs ließ zwar noch das Parlament jedes neu eintretende Mitglied einen von Carl VIII. und Ludwig XII. (1493 und 1498) eingeführten Eid schwören, daß es, um die Stelle zu erhalten, weder etwas bezahlt noch versprochen habe; nachdem aber einmal ein Rath diesen Eid verweigert hatte und dennoch eingeführt worden war, wurde die Verkäuflichkeit der Parlamentsstellen nicht länger beanstandet. Anfangs durften zwar nur die Inhaber, später aber auch deren Erben, ihre Stellen verkaufen, nur mußte der Käufer jedenfalls ein Rechtsgelehrter sein. Man begreift leicht, daß unter diesen Umständen die Zahl der Parlaments- wie der Beamtenstellen überhaupt sehr bald in's Ungeheure wachsen mußte, und erstaunt deßhalb nicht mehr, wenn man liest, daß beim Pariser Parlament allein im Jahre 1780 außer dem ersten Präsidenten noch 7 Présidents à mortier, 15 Présidents de chambre, 150 Räthe, und außer drei Königlichen Procuratoren noch 400 Gerichtsprocuratoren und 542 Advocaten fungirten; und so verhältnißmäßig bei den übrigen Parlamenten. Die Summen, welche dadurch in den Königlichen Schatz flossen, waren so bedeutend, daß sich beim Beginne der Revolution das Kaufgeld für sämmtliche Richterstellen allein auf 80 Millionen Thaler belief, wogegen das Gehalt, welches die Richter neben den Zinsen ihres Kaufgeldes bezogen, sehr unbedeutend war, indem es nach einem Berichte des Finanzausschusses der Nationalversammlung von 1790 im ganzen Umfange der Monarchie noch nicht 300,000 Thaler jährlich betrug. Rechnet man hinzu, daß schon Ludwig XI. (1467) die Unabsetzbarkeit der Richter, und Franz I. jedem Richter für den Fall der Aufhebung seiner Stelle die Rückzahlung seines Kaufgeldes garantirt hatte, dafür aber, wenn man zu massenhaften Entsetzungen hätte schreiten wollen, die Fonds nicht immer vorhanden waren, **so ist leicht zu ermessen, daß es gerade die Käuflichkeit der Parlamentsstellen war, welche der Noblesse de robe der Krone gegenüber mit der Zeit eine Selbstständigkeit verlieh und in ihr Souverainetätsgelüste hervorrief, welche denen der ehemaligen Feudalaristokratie wenig nachgaben, und daß sich folglich auch die Befugnisse, wie die Competenz des Parlaments immer weiter ausdehnten.**

Nach der Ordonnanz Carl's VII. vom 14. April 1453, der jedoch in dieser Beziehung nichts Neues verfügte, sondern nur das schon Bestandene zusammenfaßte, sollten vor das Parlament zu Paris außer der Entscheidung in erster und einziger Instanz über gewisse eximirte Personen und Sachen, hauptsächlich die Appellsachen gehören. Diese waren es, deren Verweisung an das Parlament schon Ludwig IX., Philipp August und andere Regenten mit besonderem Eifer betrieben und durch deren Entscheidung das Parlament, so lange der Kampf gegen die Feudalaristokratie dauerte, wesentlich zur Ausdehnung der Königlichen Macht beitrug. Um dieses zu verstehen, ist es nothwendig, auf das Wesen der Appellation im französischen Mittelalter etwas näher einzugehen.

Von Hause aus hieß nämlich appeller in den germanischen Reichen nichts weiter, als Jemand vor Gericht fordern, daher man in England auch denjenigen, der gegen einen andern als Privatankläger auftrat, appellator nannte. Im engern Sinne hieß appeller einen Richter, dessen Urtheil eine Partei verwarf, vor einen höheren Richter fordern. Dieses geschah ursprünglich durch die sog. gage de bataille. Wie nämlich die Ausforderung zum Zweikampf unter Personen ritterbürtigen Standes Jahrhunderte lang das Mittel war, seine Behauptungen vor Gericht zu beweisen, und es hierüber sehr bestimmte processualische Vorschriften gab, so war sie auch das Mittel, ein ungünstiges Urtheil anzugreifen. Es geschah dieses durch die sog. Scheltung des Urtheils (fausser le jugement, appel de faux jugement). Sie war verschieden, je nachdem sie gegen die einzelnen Richter oder gegen das Gericht als solches, d. h. vorzugsweise gegen den Gerichtsherrn gerichtet war. Im ersten Falle behauptete der Scheltende sogleich, nachdem ein Richter sein Votum abgegeben hatte, daß dasselbe falsch sei, und erbot sich, solches mit seinem Leibe, d. h. durch den Zweikampf mit eben diesem Richter, zu beweisen. Wartete die Partei dagegen, bis der letzte Richter gesprochen und der Gerichtsherr das Urtheil verkündigt hatte, so konnte er das Gericht als solches schelten. Damit sprach er aus, daß er sich diesem Gerichte nicht mehr unterwerfe, weil der Gerichtsherr seine lehnsherrlichen Pflichten gegen ihn verletzt habe, und forderte ihn mit der gage de bataille vor den höheren Lehnsherrn. Dasselbe fand statt, wenn der Vasall behauptete, daß ihm der Lehnsherr überhaupt das Recht versagt habe (deni de justice). Vor den höheren Richter gerufen, mußte sich der angegriffene Gerichtsherr gegen den Vasallen vertheidigen. Siegte nun in dem hierauf eröffneten Zweikampfe der Gerichtsherr, so war damit der unterliegende Vasall einer Verletzung seiner Lehnspflicht überführt, verlor also sein Lehn an den gescholtenen Gerichtsherrn. Im umgekehrten Falle war gegen den letzteren eine Verletzung seiner lehnsherrlichen Pflichten gegen den Vasallen dargethan, und das hatte die Folge,

daß der Vasall nunmehr seiner Lehnspflicht gegen den gescholtenen Gerichtsherrn ledig und unmittelbarer Vasall des höheren Lehnsherrn wurde. Nachdem nun die Kapetinger seit dem 13. Jahrhundert, zumal seit Ludwig IX., es dahin gebracht hatten, die Besitzer der großen Lehnsherrschaften dem Parlament, als dem obersten Gerichte des Königs, zu unterwerfen, konnten auch Scheltungen gegen Urtheilssprüche ihrer Gerichte und Klagen wegen deni de justice gegen dieselben bei dem Parlament angebracht werden, und den Erfolg haben, daß der Appellant dadurch der Lehnspflicht gegen seinen unmittelbaren Lehnsherrn entledigt, mithin unmittelbarer Vasall des Königs wurde. Nebenbei wurde der gescholtene Gerichtsherr dadurch genöthigt, vor dem Gerichtshofe des Königs zu erscheinen und dessen Gerichtsbarkeit anzuerkennen, beides Umstände, die es erklären, weshalb Ludwig IX. und seine Nachfolger es sich angelegen sein ließen, die Appellationen an ihre Gerichte zu befördern, und zu diesem Zweck unter den verschiedenen Gerichten einen geregelten Instanzenzug herzustellen. — Mit der Zeit hörte natürlich auch das Beweisverfahren durch Zweikampf auf, und es begann das Princip der Untersuchung (enquêtes) durch Vernehmung von Zeugen einzudringen. Schon früher für gewisse Fälle durch Parlamentsentscheidungen ausgeschlossen, wurde der gerichtliche Zweikampf von Ludwig IX. durch eine Ordonnanz von 1260 par tout le domaine, also wohl zunächst für die Königlichen Kronlande, aufgehoben und statt dessen ein Zeugenbeweis angeordnet, der nach und nach im ganzen Lande den gerichtlichen Zweikampf verdrängte. Vor dem Parlamente oder dem Königlichen Rathe scheint schon frühzeitig der Zeugenbeweis allein üblich gewesen zu sein, denn schon unter Philipp August findet man dort den Unterschied zwischen dem Verfahren par arrêts und par enquêtes (per inquestas), bei welchem letzteren die zu untersuchenden Thatsachen vor dazu abgeordneten Parlamentsmitgliedern, Baillis oder anderen Commissarien durch Zeugenvernehmungen an Ort und Stelle festgestellt wurden. Im Uebrigen blieb noch lange die Sitte bestehn, als Appellaten nicht, wie jetzt allgemein geschieht, die Gegenpartei des Appellanten, sondern den Richter anzusehn, der das angefochtene Urtheil gesprochen hatte, diesen mithin zu nöthigen, sein Urtheil vor dem höheren Richter zu vertheidigen. Wie gegen die Lehnsherren und deren Gerichte, so leisteten die Appellationen auch gegen die Uebergriffe der Kirche nicht selten gute Dienste. Zur Abwehr päpstlicher Anmaßungen hatte nämlich Philipp VI. im Jahre 1329, nach den Anträgen einer Kirchenversammlung, die sog. Appels comme d'abus, d. h. Appellationen gegen den Mißbrauch der geistlichen Gerichtsbarkeit eingeführt, über welche anfangs der König selbst, nachher das Parlament oder das Grand-Conseil entschied.

Eine weitere Ausdehnung seiner Competenz, die besonders seinen Einfluß als Aufsichtsbehörde vermehren mußte, wurde dem Parlamente durch eine Verordnung Karls VIII. vom Jahre 1493 zu Theil, die

Ludwig XII. († 1515) wieder einschärfte, die Einführung der sogenannten Mittwochssitzungen betreffend. Bei diesen, Anfangs alle 14 Tage, später alle zwei, drei bis sechs Monate, jedesmal an einem Mittwoch zu haltenden Plenarsitzungen des Parlamentes hatte nämlich der Generalprokurator eine sogenannte censorische Rede zu halten, in der er darauf antrug, allen Obrigkeiten ihre Pflichten einzuschärfen, vorgekommene Mißbräuche zu rügen und nach Umständen gegen Beamte, welche Tadelnswerthes begangen hatten, Disciplinarstrafen zu verhängen. Zu der Zeit, wo die Verfolgungen der Hugenotten begannen, auf das Verbrechen der Ketzerei ausgedehnt (Art. 25 des Edicts von Chateaubriant von 1551), wurden sie zuletzt auch dazu benutzt, um die Mitglieder des Parlaments selbst zu nöthigen, sich von dem Verdachte der Ketzerei zu reinigen. Hieraus erklärt es sich, daß im Zeitalter der Reformation das Parlament für die Normandie zu Rouen seinen besonderen Beruf darin fand, die Kirche gegen den um sich greifenden Protestantismus in Schutz zu nehmen, und daß das Pariser Parlament, trotzdem, daß es die Jesuiten fortjagte, noch im 18. Jahrhundert eine Menge antireligiöser Bücher durch Henkershand verbrennen ließ. Von diesen Mittwochssitzungen hat sich übrigens noch jetzt bei den französischen Appelhöfen eine Spur erhalten, in sofern der Generalprokurator bei den Eröffnungsitzungen nach den Ferien sich über das Verhalten der Justizbeamten zu verbreiten und den ersten Präsidenten zu ersuchen pflegt, die Advokaten auf ihre Pflichten aufmerksam zu machen.

— *Beschränkungen der Macht des Parlaments.* —

Der ausgedehnten Macht, welche das Parlament, abgesehen von seinen sonstigen Befugnissen, deren wir weiterhin gedenken werden, als bloßer Gerichtshof übte, entgegen zu treten, wurden inzwischen von Seiten der Könige schon frühzeitig verschiedene Mittel angewendet.

1) Eines derselben bestand in der Ausbildung und Ausdehnung der Staatsprokuratur oder des sogenannten ministère public (Staatsanwaltschaft). Bei allen Gerichten waren nämlich von jeher zur Vertretung der prozeßführenden Parteien Prokuratoren und Advokaten vorhanden gewesen, jene zur Instruktion der Prozesse und Fertigung von Prozeßschriften, diese zur mündlichen Vertheidigung ihrer Klienten vor dem erkennenden Richtercollegium in der Audienz. Dieser Prokuratoren und Advokaten bediente sich vor den niederen Gerichten auch der König, wenn er Partei war, wogegen er vor dem Parlament Anfangs einen Seneschal oder Bailli für sich auftreten ließ. Seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts bestallte jedoch Philipp der Schöne bei den verschiedenen Gerichten besondere Königliche Prokuratoren und Advokaten, die ihren übrigen Kollegen im Range vorangingen. Da nun zu den Gerechtsamen des Königs auch die dem Könige zu stellenden Bußen für gewisse Verbrechen gehörten, so folgte von selbst, daß der Königliche Prokurator,

um die Buße für den König zu erlangen, ebenso gut, als der verletzte Privatmann, gegen den Verbrecher als Ankläger auftreten konnte. Da ferner ihm die Privatleute dieses Geschäft bald recht gern allein überließen, weil als Privatankläger aufzutreten nicht ohne Gefahr war (nach altem Rechte traf nämlich den Privatankläger, wenn er mit seiner Klage nicht durchkam, dieselbe Strafe, die den angeklagten Verbrecher im Falle der Verurtheilung getroffen haben würde), so wurde der Königliche Prokurator sehr bald zum allgemeinen öffentlichen Ankläger und aus einem blos persönlichen Vertreter des Königs zum Vertreter eines mehr idealen Königthums, oder mit andereren Worten zum Vertreter des Gesetzes. Schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts findet man das Institut der Königlichen Prokuratur (Staatsanwaltschaft) in Frankreich vollständig ausgebildet, und in einer Verordnung vom 2. Oktober 1354 erhält der Königliche Prokurator beim Parlamente den Titel: „procureur general", der seitdem verbleibt. Dem Generalprokurator zur Seite steht ein Generaladvokat, der in peinlichen Sachen die Anklage zu vertheidigen und die Belastungsbeweise auseinander zu setzen hat. Er selbst hat als der oberste Vertreter des Königs in peinlichen Sachen die Verhaftungen festzusetzen und die rechtskräftigen Strafurtheile vollstrecken zu lassen, in Civilsachen die Rechte des Fiskus und dem Königlichen Schutzrecht unterworfenen Personen, als Wittwen und Waisen zu vertreten, außerdem für erledigte Stellen bei den Gerichten Candidaten vorzuschlagen und gewisse polizeiliche Funktionen zu üben, als die Verification von Maßen, Gewichten u. s. w. Da hiernach das eigentliche Anklägeramt nur eine von den vielen anderen Funktionen der Königlichen Prokuratoren war, so liegt es zu Tage, daß, nachdem das altgermanische Privat-Anklageverfahren, schon im Laufe der Zeit von dem canonischen Inquisitionsprozeß immer mehr in den Hintergrund gedrängt, im Jahre 1539 in ganz Frankreich abgeschafft und durch den schriftlichen Inquisitionsprozeß ersetzt wurde, die Königliche Prokuratur darum nicht aufhörte, vielmehr, ihrer anderweiten guten Dienste wegen, nach wie vor beibehalten wurde, ja selbst in dem schriftlichen Inquisitionsprozeß eine Stellung erhielt, die ihr Gelegenheit gab, durch Formirung von Anträgen u. s. w. das Verfahren in Gang zu bringen und zu überwachen. Wir werden später sehen, wie die Gewalt, welche hierdurch die Königliche Prokuratur erlangt hatte, dazu benutzt werden konnte, der Gewalt des Parlaments zu Gunsten des Königs Schranken zu setzen.

2) Ein weiteres Mittel hierzu war die persönliche Jurisdiction der Könige, der dieselben, auch nach vollständiger Organisation des Parlaments und nachdem sie aufgehört hatten, darin, wie sonst in der Curia regis, den Vorsitz zu führen, nicht entsagt hatten. Denn aus dem obersten Richteramte des Königs, dem verfassungsmäßige Schranken nicht entgegenstanden, folgte die (seit Philipp III. vielfach geübte) Befugniß, in Fällen, wo man um jeden Preis Jemand verurtheilt sehen wollte,

denselben vor eine zu diesem Zwecke niedergesetzte Commission zu stellen, nicht minder das Recht zum Erlaß der ihrer Zeit so berüchtigten lettres de cachet.

3) Eine mehr geregelte, darum aber auch wirksamere Beschränkung des Parlaments wurde dadurch erzielt, daß die Könige vermöge ihrer obergerichtsherrlichen Gewalt mit der Zeit anfingen, gewisse Rechtsangelegenheiten dem Parlamente zu entziehen und vor den Königlichen Rath (Conseil Royal) zu verweisen, in welchem sie selbst den Vorsitz führten. Aus diesem Königlichen Rathe schied Karl VIII. (1477) eine besondere Abtheilung aus, die unter dem Namen Grand Conseil einen besonderen Gerichtshof bildete, den Ludwig XII. am 14. Juli 1498 bestätigte. Den Vorsitz darin führte statt des Königs der Kanzler von Frankreich; die Zahl seiner Räthe stieg im Laufe der Zeit von 17 bis zu 52, und auch ein eigenes ministère public fehlte, wie sich von selbst versteht, nicht. Diesem Grand Conseil wurden durch Königliche Verordnungen Sachen zugewiesen, die man dem Parlamente nicht anvertrauen wollte, so Prozeßangelegenheiten gewisser hochgestellter Königlicher Hofbeamten und alle Streitigkeiten über geistliche Pfründen und Beneficien, die sich das Parlament geweigert hatte, nach dem von Franz I. mit dem Papste geschlossenen Concordate zu entscheiden. Zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts traten hierzu noch die, auf specielles Ansuchen vom Könige, vermöge seiner oberstrichterlichen Gewalt, bewilligten sogenannten außerordentlichen Appellationen gegen rechtskräftige Erkenntnisse (demandes en cassation), mithin auch gegen solche, die vom Parlamente selbst gefällt waren. Dadurch ist das Grand Conseil als der Vorläufer des jetzigen Cassationshofes zu betrachten, der auch Erkenntnisse der Appellationsgerichte vernichten kann, trotzdem diese gleich den alten Parlamenten noch heutiges Tages Cours souveraines genannt werden.

— Die Machtstellung des Parlaments gegenüber dem Königthum. —

Dieser theilweisen Beschränkungen des Parlamentes in seinen richterlichen Befugnissen ungeachtet genoß dasselbe doch andere Vorzüge, die ihm eine bedeutende Macht gegen das Königthum selbst gaben, freilich aber auch es mit diesem in jene Conflicte brachten, die die Ursache seines Unterganges waren. Es gehört dahin:

I. Seine Theilnahme an gewissen allgemeinen Reichsangelegenheiten.

Am einflußreichsten war hiervon

1) die ihm zugestandene Mitwirkung bei Einsetzung von Regentschaften, wenn der König minderjährig oder sonst zu regieren verhindert war. Wo die Nothwendigkeit einer solchen Regentschaft vorauszusehen war, pflegten zwar die Könige schon durch letztwillige Verfügungen darüber zu bestimmen; selbst diese Verfügungen wurden dann aber, sobald

der Fall eintrat, vom Parlamente geprüft, und nach Umständen bestätigt oder verworfen, und wenn nichts bestimmt war, setzte das Parlament selbst die Regentschaft ein. Man erkennt leicht, daß diese, für einen Gerichtshof ganz ungewöhnliche Befugniß mehr als alle anderen auf den Ursprung des Parlaments aus der Curia regis hindeutet. Denn diese war, wie wir gesehen haben, wiederum aus den Gefolgsgenossenschaften der germanischen Eroberer hervorgegangen, bei denen es sich von selbst verstand, daß, wenn ihr Haupt ohne rechtmäßigen oder doch regierungsfähigen Erben verstorben war, sie den Nachfolger, beziehungsweise den Vormund, zu wählen hatten.

2) Da das Parlament ferner als Hüter und Wahrer des Rechtes und, in Ermangelung regelmäßiger Ständeversammlungen, als die einzige Schranke der absoluten Königlichen Gewalt eines großen Ansehens und einer hohen Popularität genoß, so lag es in der Natur der Sache, daß es zur allgemeinen Beruhigung beitrug, wenn eine von oben her getroffene Maßregel sich der Zustimmung des Parlamentes zu erfreuen hatte, und daß man diese zu erlangen sich daher eifrig bemühte. Dieses ging so weit, daß selbst auswärtige Mächte bei Staatsverträgen mit der Krone Frankreich die Genehmigung des Parlaments verlangten. So wollten der Papst Leo X. das mit dem Könige Franz I. geschlossene Concordat und der Kaiser Karl V. den mit demselben Könige während dessen Gefangenschaft in Madrid geschlossenen Frieden vom Parlamente bestätigt wissen. Bekanntlich verwarf aber das Parlament sowohl die auf das Concordat bezügliche päpstliche Bulle, welche die bisher den Kapiteln zugestandene Wahl der Bischöfe und Aebte ausschließlich in die Hände des Königs gab, als auch später den Frieden von Madrid (resp. 1515 und 1527). Auch in anderen Fällen benutzte das Parlament seine Popularität und seinen Einfluß, um die Rechte der Krone wie des Landes nach Außen hin, zumal gegen Uebergriffe des Papstthums, zu wahren. So z. B. remonstrirte es unter Ludwig XI. im Jahre 1461 gegen die Aufhebung der von Karl VII. zur Regelung der Kirchenangelegenheiten erlassenen sogenannten pragmatischen Sanction, die der König, um sich bei einer besonderen Gelegenheit dem Papste gefällig zu zeigen, befohlen hatte, und es hatte dieses den Erfolg, daß der König von seinem zum Nachtheil des Landes gereichenden Verfahren abstand. Unter Franz II. (1559) wagte es sogar, sich der Protestanten anzunehmen und unverhohlen auszusprechen, daß der Ketzerei am sichersten durch Besserung der Geistlichkeit entgegengewirkt werden würde. In ähnlicher Art nahm es gelegentlich die städtischen Corporationen bei Streitigkeiten mit deren Landesherren über den Umfang ihrer Privilegien in Schutz und verhütete dadurch manchen blutigen Kampf, der sonst über dergleichen Gerechtsame, namentlich in Flandern, geführt worden war.

II. Nicht minder wichtig, in seinen schließlichen Erfolgen aber für das Parlament verderblich war die Theilnahme desselben an der

Gesetzgebung. Daß in einer Zeit, wo es noch keine geschriebenen Gesetzbücher gab, das Prozeßverfahren vielmehr eben so gut, wie das materielle Recht, noch erst im Werden war, und die alten germanischen Gewohnheitsrechte mit dem eindringenden römischen Recht in Widerstreit geriethen, der höchste Gerichtshof einen erheblichen Einfluß auf die Fortbildung des Rechtes durch die Praxis haben mußte, lag in der Natur der Sache. Auch wurde ihm dieser Einfluß von keiner Seite mißgönnt, sondern war im Gegentheil sehr willkommen. So wurde der Gerichtsgebrauch des Parlamentes schon im Jahre 1330 von einem berühmten Rechtsgelehrten Wilhelm Dubreuil unter dem Titel: Stylus Curiae Parlamenti Franciae schriftlich verzeichnet und erlangte so großes Ansehen, daß selbst Karl VII. in einer Ordonnanz von 1440 darauf Bezug nahm. Was der Stylus Curiae für das Prozeßverfahren, das war die jurisprudence des arrêts, d. h. eine aus einer gewissen Anzahl gleichmäßiger Entscheidungen gezogene Summe von Rechtssätzen für das materielle Recht. Auch von diesen Rechtssätzen erschienen in den Jahren 1553, 1559 und 1612 besondere Sammlungen, die zur Ergänzung und Erklärung des bestehenden Rechtes gern benutzt wurden. Waren dieses indessen Vorzüge, deren sich auch in anderen Ländern die höchsten Gerichtshöfe zu erfreuen hatten, so besaß das Pariser Parlament noch einen anderen, der ihm eigenthümlich war. Es durfte nämlich nicht blos bei Entscheidung concreter Fälle, sondern auch ohne das durch allgemeine Verfügungen, sogenannte arrêts de reglement, d. h. gewisse Rechtsgrundsätze, feststellen, um dunkle oder zweifelhafte Gesetze zu declariren, ein Vorrecht, welches sonst nur dem Gesetzgeber zusteht. Das Recht dazu leitete das Parlament daher, daß es, als Fortsetzung der alten Curia regis, ein Organ des Gesetzgebers und als solches den präsumtiven Willen desselben zu erklären berufen sei. Der Idee nach würden daher dergleichen arrêts de reglement oder „gemeine Bescheide" nur eine provisorische Geltung bis dahin, daß der König selbst seinen Willen ausgesprochen hätte, haben ansprechen können. Dergleichen Erklärungen erfolgten aber nicht leicht. Es blieben daher die erlassenen Bescheide nicht nur in Kraft, sondern wurden auch eine der wichtigsten Quellen des französischen Rechtes.

Blieb dieses Recht des Parlamentes, wie ausgezeichnet es immer war, Jahrhunderte lang unangefochten, so war ein anderes die Quelle fortwährender Streitigkeiten, nämlich das Recht, Königlichen Verordnungen durch die Einregistrirung in die Bücher des Parlaments Gesetzeskraft zu verleihen und alle dergleichen Verordnungen zuvor seiner Prüfung zu unterwerfen. Auch dieses Recht muß auf den Ursprung des Parlamentes aus der Curia regis zurückgeführt werden.

Sogleich nach seiner Errichtung und zu einer Zeit, wo seine Sitzungen nur noch periodisch waren, pflegten nämlich die Könige diese Sitzun-

gen, in denen sie häufig noch in Person den Vorsitz führten, dazu zu benutzen, um erlassene Verordnungen, Gnadenbriefe, Privilegien u. s. w. zu veröffentlichen, da sie auf diese Weise, zumal wenn auch die Baillis und die Sénéchaux aus den Provinzen zugegen waren, mit Rücksicht auf die damaligen Communicationsmittel, am schnellsten zur öffentlichen Kenntniß gelangten. Seitdem nun das Parlament über seine Geschäfte fortlaufende Register zu halten begonnen hatte, also etwa seit 1254, wurden diese Verordnungen abschriftlich in dieselben eingetragen und dadurch zugleich für verbindlich erklärt. So geschah es, daß die Eintragung eines Königlichen Erlasses in die Register des Parlaments mit der Zeit für den eigentlichen Akt der Publikation angesehen wurde. Da ferner alle Königlichen Verordnungen von je her in der Curia regis berathen zu werden pflegten, und das Parlament niemals aufgehört hatte, sich wenigstens als einen Theil derselben zu betrachten, so blieb es Sitte, daß sich das Parlament die ihm mitgetheilten Königlichen Verordnungen vor der Einregistrirung erst vorlegen ließ, um sie nach Form und Inhalt zu prüfen, und auf etwanige Fehler aufmerksam zu machen. Und da endlich das Parlament, als der vorzugsweise der Rechte kundige Theil der ehemaligen Curia regis, über die rechtliche Seite beabsichtigter Maßregeln befragt zu werden pflegte, so leitete dasselbe mit der Zeit hieraus das Recht ab, gegen Verordnungen, die den anerkannten Gesetzen des Rechts zuwider zu laufen schienen, Einsprache zu erheben und deren Eintragung zu verweigern. Allerdings hielten die Könige dieses mitunter für einen Eingriff in ihre Souverainetät und befahlen wohl schon frühzeitig die Eintragung ohne Weiteres, in welchem Falle dieselbe mit dem Zusatze geschah, das Parlament habe die Verordnung nicht gebilligt. Dennoch aber beugte sich selbst Ludwig XI. einmal einer solchen Remonstration des Parlamentes, als sämmtliche Räthe, den Präsidenten de la Vaquerie an der Spitze, vor ihm in feierlicher Amtskleidung erschienen und ihre Stellen sämmtlich niederlegen zu wollen erklärten, wenn sie zur Eintragung einer erlassenen Verordnung gezwungen werden sollten.

— Gegengewicht des Königthums: die lits de justice. —

Wie indessen das Parlament diesen Anspruch aus der Curia regis herleitete, so wußten ebendaher im Laufe der Zeit auch die Könige ein Heilmittel gegen denselben herzuleiten. Wie schon erwähnt, führten nämlich die Könige von Hause aus, wie dieses auch in der Natur der Sache lag, in ihrer Curia den Vorsitz in eigener Person. Die Curia war aber nur eine Versammlung von Leuten, welche dem Könige Rath zu ertheilen, nicht aber das Recht hatten, denselben in seiner freien Entschließung zu beschränken. War also das Parlament nur eine Fortsetzung der Curia regis, so mußte es sich ebenso wie diese, nachdem es

seine Meinung ausgesprochen, dem schließlichen Befehle des Königs unterwerfen. Hatten nun gleich die Könige von dem Rechte, den Vorsitz im Parlamente selbst zu übernehmen, seit 1319, wo die Parlamentssitzungen permanent geworden waren, keinen Gebrauch mehr gemacht, so kam es doch nur darauf an, dieses Recht und damit die lits de justice wieder zu erneuern, mit welchem Namen man schon in alten Zeiten jede Sitzung der Curia regis bezeichnet hatte, in welcher der König selbst präsidirte. Diese Erneuerung geschah zuerst im Jahre 1563, wo Karl IX. auf den Rath des hochgeachteten Kanzlers l'Hopital, bei einem lit de justice, umgeben von dem ganzen Pompe der Königlichen Würde, die Einregistrirung einer vom Parlamente beanstandeten Königlichen Verordnung befahl, ein Verfahren, welches seitdem oft wiederholt, aber auch oft gemißbraucht wurde, und darum nicht immer den gehofften Erfolg hatte.

Vorzüglich waren es die Finanz-Edicte, deren Eintragung im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts beim Parlamente häufig Widerstand fand und zu jenen Conflicten mit der Krone führte, die für beide Theile verderblich wurden. — Obgleich nämlich schon bei der Thronbesteigung Karl's VIII. (1483) und später noch oft der Grundsatz, daß Abgaben nur mit Bewilligung der Ständeversammlung erhoben werden dürften, ausgesprochen worden war (1560 - 1589), so suchten doch die Könige denselben dadurch zu umgehen, daß sie die einmal bewilligten Abgaben forterhoben und durch das Parlament, welches ja für die Vertretung der Ständeversammlungen galt, einregistriren ließen. Anfangs ließ sich auch das Parlament dazu bereit finden, als jedoch nach der Ermordung Heinrichs IV. (1610) der von Sully gesammelte Schatz während der Regentschaft Maria's von Medicis verschwendet und Richelieu (seit 1624) genöthigt war, ihn durch neue und drückende Abgaben wieder zu füllen, weigerte sich das Parlament, die betreffenden Finanz-Edikte einzutragen, wurde jedoch schließlich durch lits de justice dazu gezwungen. Noch nachdrücklicher ließ Richelieu das Parlament seine Macht fühlen, als dieses sich im Jahre 1631 weigerte, die Erklärung, daß der Herzog von Orleans, der einen Aufstand gegen den König angezettelt hatte, von diesem aber zur Flucht genöthigt worden war, sich der Majestätsbeleidigung schuldig gemacht habe, in Ermangelung genügender Beweise zu registriren. Denn in dieser Weigerung einen Eingriff in die Königliche Gewalt erkennend, berief Richelieu den Staatsrath und erwirkte einen Beschluß desselben, wonach das betreffende Parlamentsprotokoll vom 25. April 1631 für nichtig erklärt und solches in den Büchern desselben registrirt werden sollte. In Ausführung dieses Beschlusses ließ er das ganze Parlament nach dem Louvre berufen, vor dem Könige niederknien und ihm durch den Siegelbewahrer einen scharfen Verweis ertheilen, daß es gewagt habe, sich ohne Königliche Erlaubniß in Staatsangelegenheiten zu mischen, da es doch

nur Recht zu sprechen habe. Der König drohte ferner, 6 oder 7 von ihnen in ein Regiment stecken zu lassen, damit sie Gehorsam lernten, ließ sich dann das Register geben, riß eigenhändig das Protokoll vom 25. April 1631 aus und befahl, statt seiner den Beschluß des Staatsraths einzuschreiben. Als gleichwohl das Parlament eine Rechtfertigungsschrift einzureichen wagte, wurden der Präsident (Barillon) und 2 Räthe desselben sofort aus Paris verwiesen und erst später auf die Verwendung der Uebrigen wieder zurückberufen.

Waren damit aber, so lange Richelieu das Ruder führte, die Ansprüche des Parlaments vorläufig gebrochen und auf das Niveau eines gewöhnlichen Gerichtshofes herabgedrückt, so fand dasselbe nach dem kurz hintereinander erfolgten Tode Richeliens (4. Dezember 1642) und Ludwigs XIII. (14. Mai 1643) bald genug wieder Gelegenheit, seinen Einfluß zu zeigen und seine alten Rechte zu behaupten.

Zunächst stieß es die letztwillige Verordnung Ludwigs XIII. über die Regentschaft um und ernannte die Königin Mutter auf deren Antrag während der Unmündigkeit des Königs Ludwigs XIV. zur alleinigen Regentin. Als ferner der dadurch von der Regentschaft ausgeschlossene Kardinal Mazarin von der Königin Regentin wider alles Erwarten zum ersten Minister berufen worden war und neue Steueredicte zu erlassen begonnen hatte, die im Jahre 1644 einen Auflauf in Paris hervorriefen, machte das Parlament hiergegen energische Vorstellungen. Dem Beispiele Richelieu's folgend, ließ hierauf Mazarin zwei Präsidenten und zwei Räthe des Parlaments verhaften und aus Paris fortbringen. Zugleich veranstaltete er ein lits de justice, in welchem der unmündige König selbst erschien, und erlangte dadurch, daß nach einer eindringlichen Rede des Kanzlers das Parlament sich herbeiließ 19 Steueredicte zu registriren. Schlimmer erging es dem Hofe 4 Jahre später, im Jahre 1648. Als man auf die Weigerung des Parlamentes, neue Steueredicte zu registriren, zwölf neue Rathsstellen zu verkaufen beschlossen und ein lits de justice veranlaßt hatte, um die Eintragung dieses Beschlusses herbeizuführen, hielt der Generaladvocat Omer Talon an die Königin Regentin eine Rede, in welcher er dieses despotische Verfahren in den schwärzesten Ausdrücken tadelte und das Parlament vermochte, trotz des königl. Befehls die Einregistrirung der erlassenen Verordnung zu versagen. Die übrigen höchsten Behörden, namentlich der Steuer- und der Rechnungshof schlossen sich dem an; Verhaftungen fruchteten nichts und mußten wieder aufgehoben werden; das Parlament fuhr fort mit den übrigen höchsten Behörden gemeinschaftliche Sitzungen zu halten und energische Beschlüsse zur Wahrung seiner alten Gerechtsame zu fassen, ja sogar die Aufhebung der lits de justice zu proklamiren. Der erneuerte Versuch, den Präsidenten Blanc Mesnil und mehrere Räthe, darunter den sehr beliebten Parlamentsrath Broussel, verhaften zu lassen, führte schließlich zu dem unter dem Namen

der Fronde bekannten Aufstande der pariser Bürgerschaft, in welchem das Volk Sieger blieb und in Folge dessen die Königin Regentin genöthigt wurde, die in der Zwischenzeit erlassenen Parlamentsbeschlüsse mit Ausnahme desjenigen, der die Aufhebung der lits de justice betraf, zu genehmigen und am 24. October 1648 zum Gesetz zu erheben. Im folgenden Jahre, als der Ehrgeiz des an die Spitze der Adelspartei getretenen Prinzen Condé den Bürgerkrieg von Neuem angefacht und nicht nur das pariser, sondern auch die Parlamente der Brétagne, der Normandie, der Provence und des Languedoc zu Erklärungen gegen Mazarin veranlaßt hatte, sah sich sogar die Königin Regentin genöthigt, mit dem Parlamente wie mit einer souverainen Macht Frieden zu schließen und das gedachte Gesetz von Neuem zu bestätigen (11. März 1649).

Wie groß aber immerhin die Erfolge gewesen waren, welche das Parlament aus dem Kriege der Fronde davongetragen hatte, die Hauptsache, nämlich die Entfernung Mazarin's, hatte es nicht durchzusetzen vermocht. Der Gefahr entfliehend und mehr als einmal den über seinem Haupte sich zusammenziehenden Sturm durch rechtzeitiges Nachgeben beschwörend, kehrte Mazarin, nachdem der Bürgerkrieg ausgetobt hatte, wieder zurück und blieb, auch nachdem Ludwig XIV. nach erlangter Mündigkeit, d. h. 14 Jahr alt, die Regierung selbst angetreten hatte, bis zu seinem Ende (den 9. März 1661) an der Spitze der Geschäfte. Seiner Macht mußte sich selbst das Parlament beugen, und nachdem er alle seine Gegner durch seine Zähigkeit entwaffnet hatte, gab es für den Despotismus keine Schranke mehr. Ludwig XIV. war kein ungelehriger Schüler eines solchen Lehrmeisters, wenn gleich seine Mittel anderer Natur waren. Bekannt ist es, daß er einmal, noch als 16jähriger Jüngling, gestiefelt und gespornt, wie er eben von der Jagd kam, in eine Sitzung des Parlaments, welches eben über eine Verordnung des Hofes berathen wollte, plötzlich eintrat und dem Parlamente mit harten Worten seine Widersetzlichkeit verwies. Hierbei blieb er jedoch nicht stehen. Das Recht, gegen den Hof unverhohlen seine Meinung auszusprechen, hatten früher nicht nur die Räthe des Parlaments, sondern auch die Mitglieder des öffentlichen Ministeriums in Anspruch genommen, wie wir an dem Beispiele des Generaladvocaten Omer Talon gesehen haben. Ihnen diese Freiheit zu verleiden, erklärte Ludwig XIV. eine ganze Reihe von Mitgliedern der Staatsprocuratur ihrer Aemter ohne Vergütigung für verlustig, und nachdem er so die übrigen zu gefügigen Werkzeugen der Krone, zumal in Ueberwachung aller Schritte des Parlaments gemacht hatte, bestimmte er, daß das Parlament fortan kein arrêts de réglement mehr erlassen dürfe, ohne Antrag und Zustimmung des Generalprocurators. So kam es, daß dasselbe sogar die berüchtigte Verordnung wegen Aufhebung des Edictes von Nantes vom 18. October 1685, welches Tausende von gewerbfleißigen Protestanten dem Vaterlande entriß, ohne allen Widerstand registrirte; nicht minder

die Bulle Unigenitus vom 8. September 1713, deren Einzeichnung der altersschwache, mehr und mehr in die Hände der Jesuiten gerathene König befahl, obwohl sie gegen die Freiheiten der gallikanischen Kirche gerichtet und einer früheren, dieselbe wahrenden königlichen Verordnung vom 23. März 1682 geradezu entgegen war.

Erst nach dem am 1. September 1715 erfolgten Tode Ludwigs XIV. gelang es dem Parlament, durch Aufhebung der testamentarischen Bestimmungen desselben über die Regentschaft und Einsetzung des Herzogs von Orleans zum alleinigen Regenten während der Unmündigkeit Ludwigs XV. seinem Einflusse wieder Geltung zu verschaffen. Zwar war es in Folge von Differenzen mit dem Hofe in den Jahren 1720 und 1753 zwei Mal vorübergehend nach Pontoise verwiesen worden. Dafür aber ließ es sich die Gelegenheit nicht entgehen, in dem Streite der Jesuiten mit den Jansenisten, den die Bulle Unigenitus zum Nachtheil der letzteren entschieden hatte, Anfangs gegen die Ansicht des Hofes, desto mehr aber in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung sich der letzteren anzunehmen. In Folge eines Handelsprozesses, bei welchem der Jesuitenorden stark compromittirt war, forderte es die Statuten des Ordens ein und erklärte dieselben demnächst, vom ersten Minister der Krone, dem Herzoge von Choiseul unterstützt, für aufrührerisch, gefährlich und mit jeder kirchlichen, weltlichen, sittlichen und natürlichen Ordnung im Widerspruche stehend. Nachdem die hierauf gemachten Versuche, den Orden zu reformiren, an dem bekannten Spruche Roms: „Sint ut sunt aut non sint!“ gescheitert waren, erklärte das Parlament ferner am 6. August 1762 die Gesellschaft Jesu, als mit der Wohlfahrt des Staates unverträglich, im ganzen Umfange des französischen Staates für aufgehoben. Der weitere, im März 1764 erlassene Befehl des Parlaments, daß alle Jesuiten binnen 4 Wochen das Reich zu verlassen hätten, wurde zwar vom Könige gemildert, hatte jedoch schließlich die definitive Aufhebung des Ordens durch den Papst zur Folge.

Allein diesem Triumphe folgte bald eine entschiedene Niederlage. Waren jemals die Remonstrationen des Parlamentes gegen Verordnungen des Hofes berechtigt gewesen, so waren sie es unter dem in jeder Hinsicht unwürdigen Regimente Ludwigs XV. Um so übler vermerkte diese Remonstrationen der König. In einem lit de justice vom Jahre 1766 erklärte er, das Parlament sei zu keinem Widerspruche berechtigt, sondern lediglich zum Einschreiben verpflichtet, weil er seine Krone von Gott trage. Aehnliches wiederholte sich im Jahre 1770, wo der König überdem ein vom Parlamente der Bretagne gegen den Herzog von Aiguillon eröffnetes Kriminalverfahren im Parlamente zu Paris kassirte und dem Herzoge seinen Sitz unter den Pairs einzunehmen befahl. Dieses Verfahren erregte allgemeine Erbitterung. Hohe und Niedrige schlugen sich zur Partei des Parlamentes, welches fortan als die einzige Schutzwehr gegen die verächtliche Maitressenwirthschaft und den unerhörten

Abgabendruck angesehen wurde. Dadurch kühn gemacht wagte das Parlament Vorstellungen und griff, als diese nichts halfen, zu dem alten Mittel, seine Geschäfte einzustellen. Allein trotzdem, daß die gleichzeitige Entlassung des Herzogs von Choiseul, der auf der Seite des Parlaments gestanden, die allgemeine Aufregung nur vermehrt und schreckliche Demonstrationen herbeigeführt hatte, ließ sich der Kanzler Maupou nicht schrecken. Im Gegentheil ließ er in einer Nacht, im Januar 1771, sämmtliche Parlamentsglieder verhaften, und da sie sich gleichwohl nicht fügten, die widerstrebende Mehrzahl ihrer Aemter entsetzen und nach entlegenen Provinzen verweisen. Nachdem aus den übrigen ein sogenannter Grand Conseil gebildet war, erklärte der König in einem lit de justice vom 13. April 1771 nicht nur das pariser, sondern auch alle übrigen Parlamente für aufgehoben, so daß den verbannten Parlamentsmitgliedern nichts übrig blieb, als sich eines nach dem anderen zu unterwerfen, um wenigstens die Kaufgelder für ihre verlorenen Aemter zurückzubekommen.

(Schluß in nächster Nummer.)

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Erste Abtheilung:

Die Epigonen.

Siebentes Capitel.

Lehnerdt Schaller.

Postmeister Theuerdank, der so saß, daß er durch die kleinen grünen Scheiben des nächsten Fensters nach dem Hof sehen konnte, schüttelte gewaltig den Kopf, als er dieses Reiters und dieses Rosses ansichtig wurde; die ganze Gesellschaft schwieg, denn es war Keiner dabei, der nicht fest überzeugt gewesen wäre, daß der Reiter eine ungewöhnlich wichtige Nachricht bringe; in aufgeregten Zeiten ist man immer darauf gefaßt, etwas Besonderes zu vernehmen, und damals, obgleich die Hiobsposten Schlag auf Schlag kamen, war man bei der neuesten noch eben so empfindlich als bei der ersten, denn die preußischen Herzen vermochten es nimmer, gleichgültig zu werden bei den Nachrichten von den Unglücks-

fällen, die damals hageldicht, so zu sagen, fielen, wenn sie sich auch oft bemüheten, gleichgültig zu erscheinen.

Schon vernahm man die schweren Tritte des Reiters in dem Vorflur, und Aller Augen wandten sich nach der Thür, nur der Postmeister blickte immer noch mit gewitterschwangerer Miene durch das Fenster nach dem Hof, wo das Roß auf- und abgeführt wurde, dem die Flanken schlugen von dem Gewaltritt.

Es war ein ganz junger Bursch, der da eintrat, halb wie ein Postillon oder ein Bedienter, halb wie ein Bauer gekleidet; die hohen Sporenstiefeln und den Hut hatte er vom Postillon, die Jacke und die schwarzen, bockledernen Beinkleider vom Bauern; der Junge grüßte ohne Verlegenheit mit dem Hute in der Hand, dann schritt er rasch auf den Postmeister zu.

„Zurück," schrie dieser mit Donnerstimme, indem er aufsprang und mit der Faust gegen die Brust schlug, „zurück, Junge, oder ich vergreife mich an Dir gröblich, neuntausend Teufel in dein schurkisches Gebein, wer heißt dich ein königliches Dienstpferd auf so hundsföttische Weise strapatziren?"

„Postmeister!" rief der alte Pastor mahnend.

Der grimmige Mann hörte es nicht.

„Lieber Herr Postmeister!" sagte Frau von Pletz sanft und legte ihre schmale hübsche Hand auf den Arm des Zürnenden.

Das drang dem Wilden an's Herz, er setzte sich nieder und schwieg, nachdem er noch einige dumpfe Laute ausgestoßen, die wie das Knurren eines bösen Hundes klangen, der sich gegen seinen Willen zurückgehalten und beherrscht fühlt.

Unterdessen hatte der Reiter aus dem Futter seines Hutes einen Zettel hervorgezogen, den reichte er dem Postmeister und sprach halb verlegen, halb trotzig: „Die Frau Postmeisterin hat gesagt, ich sollte in Gottes Namen reiten und wenn ich die Bläſſe zu Schanden reiten thäte, es wäre um Leben und Tod!"

Der Postmeister nahm nicht sogleich den Zettel, den ihm der Junge hinhielt, er suchte vielmehr hastig in allen seinen Taschen, bis er endlich aus einer derselben ein schwarzes ledernes Futteral hervorbrachte, aus welcher er eine mächtige Brille zog, deren Gläser er erst mit seinem bunten Taschentuch abwischte, bevor er sie aufsetzte. Er nahm endlich den Zettel, las ihn aufmerksam durch, las ihn noch einmal und zerknitterte ihn dann in seiner gewaltigen Hand. Eine ziemliche Weile sah der eifrige Mann nachdenklich vor sich nieder, dann richtete er sich plötzlich auf und sprach: „Es ist gut, Marx, unter solchen Umständen darf man bisweilen selbst königliche Dienstpferde strapatziren, geh' hinaus in die Küche, bitte dir ein Stück Brot und einen Tropfen Schnaps für die Bläſſe, das arme Thier wird heute noch dran glauben müssen!"

Der Junge entfernte sich, sichtlich erfreut über den glücklichen Ausgang einer Scene, die ihm sehr drohend erschienen sein mußte.

„Herrschaften," nahm der Postmeister das Wort, als sich die Thür hinter dem Jungen geschlossen, „wir dürfen keine Minute Zeit verlieren, ich habe die Franzosen im Hause, Gott sei's geklagt, Chasseurs, und muß machen, daß ich heim komme; sie, meine gnädige Frau und Herr von Pletz haben auch Besuch zu gewärtigen, denn die Chasseurs werden von mir zu ihnen kommen, ein Officier hat sich lebhaft nach dem Wege nach Bessin und nach Hohenkremmen erkundigt."

„Hohenkremmen?" rief Herr von Pletz auffahrend, „ein Chasseur-Officier?"

„So ist's, Herr von Pletz," entgegnete der Postmeister, „meine Frau schreibt, er habe ganz genau nach dem General von der Carnitz geforscht."

„Es ist kein Zweifel," meinte der Edelmann, er dachte an den Lieutenant Newbel, dessen Vater der General von der Carnitz einst als Spion erschießen ließ.

„Sie, mein Herr Kamerad," wendete sich Theuerdank an Herrn von Leist, „müssen sogleich fort, der Herr Pastor wird wohl einen finden, der sie bis Langenpieske geleitet; dort werden sie schon erwartet — sie, meine andern Herren Kameraden, müssen hier in der Pfarre bleiben, morgen werde ich aber Rath finden, sie weiter zu führen!"

„Mache dich fertig, meine Liebe," sagte Herr von Pletz aufstehend zu seiner Gemahlin, „wir können nicht zeitig genug nach Hohenkremmen kommen, deinem Oheim droht eine große Gefahr. Lehnerdt Schaller kennt alle Wege und Stege, er kann den Herrn von Leist noch Langenpieske geleiten."

„Das ist gut, den Lehnerdt, den kenne ich," meinte der Postmeister überlegend, „der Junge ist vorsichtig, er kann nicht vorsichtig genug sein, da diese Teufels-Franzosen wieder in der Gegend sind. Sie müssen zu Fuß gehen, Herr von Leist, schlechter Spaß das für gediente Cavalleristen, wie wir sind, aber Alles für den König und dieses alte liebe Land Preußen!"

Damit ging der Postmeister nach der Thür und schrie mit lauter Stimme nach Lehnerdt Schaller, der auch nicht säumte, zu erscheinen.

Während der Postmeister nun dem Führer seine Instructionen und Weisungen gab, zog Herr von Pletz den Lieutenant in ein Fenster und nöthigte ihm ein paar Rollen Courantmünze auf; Herr von Leist nahm das Darlehn endlich dankbar an, man hatte damals gewaltig wenig, aber man reichte weit mit dem Wenigen, weil Einer dem Andern herzlich und willig aushalf.

Die Frau Pastorin hatte indessen einen Kober mit Lebensmitteln gefüllt, und der wackere Magister Friedrich Thebesius brachte einen tüch-

tigen Wanderstab aus einer Ecke, den er dem tapferen Officier unter Anwünschung des göttlichen Segens überreichte.

Die Kameraden hätten Herrn von Leist gern gleich begleitet und ließen sich davon auch nur durch die energische Erklärung des Postmeisters, daß es gar nicht möglich sei, sie alle Viere zugleich über die Oder zu bringen, davon zurückhalten.

Unterdessen war der Planwagen des Herrn von Pletz vorgefahren, er schüttelte den Offizieren, die er alle mit Reisegeld versehen hatte, die Hand, und umarmte den greisen Geistlichen zum Abschied.

„Wir sehen uns wieder in besserer Zeit, Herr von Leist!“ sagte die Schloßfrau von Bessin freundlich zu dem Scheidenden.

„Das nehme ich als frohe Verheißung!“ entgegnete der Lieutenant.

„Die gewiß zutrifft,“ rief der greise Magister mit erhobener Stimme, „wir sehen uns Alle wieder in besserer Zeit, und ist's nicht hienieden, so ist's droben; hier, nehmen sie, meine Herren, den Abschiedstrunk, nehmen sie!“

Die Frau Pastorin präsentirte die gefüllten Gläser, der Greis nahm sein Mützchen ab und rief, das Glas hoch hebend: „Gott, barmherziger Vater, Gott, allweiser Rather, Gott, allmächtiger Helfer, siehe du zu in deiner Gnade, daß unserem theuern Könige und unserem geliebten Vaterlande geholfen werde in dieser tiefen Noth! Amen!“

„Amen!“ sagten die Anwesenden und leerten schweigend ihre Gläser.

„Preußen bleibt fest und der König oben!“

Damit nahm Herr von Pletz den Arm seiner Frau und ging hinaus. Er sah sich nicht mehr um, er hob sein Gemahl auf den Wagen, schwang sich hinauf zu ihr, ergriff die Peitsche, die ihm der Pfarrknecht reichte, und klappernd und klirrend, vom Gebell der Hunde begleitet, rollte der Wagen aus dem Hofe.

Mit demselben Wort, mit: „Preußen bleibt fest und der König oben!“ nahm nun auch Herr von Leist Abschied, dem seine greise Cousine, die Pastorin, noch ein warmes Tuch aufgenöthigt hatte, zum Schutz gegen den kalten Abend.

Langsam ging der wunde Offizier über den Hof, schwer auf den Stock des Pfarrers gestützt, er war der Bewegung noch ungewohnt; die Pfarrersleute standen vor der Thür und sahen ihm nach, mit ihnen die drei Kameraden, die noch zurückbleiben mußten und mit Wehmuth einen Gefährten scheiden sahen, den sie in schwerer Zeit kennen und schätzen gelernt hatten.

Herr von Leist hatte mit seinem Führer Lehnerdt Schaller den Pfarrhof durch eine Nebenpforte, die zwischen zwei Gärten hinten hinausführte, verlassen und war langsam wandernd zu einer Reihe von niedrigen Sandhügeln gelangt, die sich in nordöstlicher Richtung von Bernekop aus ins Land hineinzogen.

Als sie den Kamm dieses Zuges erreicht hatten, blieb Lehnerdt

Schaller, der bis dahin kein Wort gesprochen hatte, plötzlich stehen und deutete mit seinem Knotenstock erst rückwärts nach Westen auf einen fast verschwindenden Punkt, indem er sagte: „Da fährt der gnädige Herr!" dann wendete er sich halb und deutete auf zwei Reiter, die im schärfsten Trabe sich von Bernekop entfernten. „Der Herr Postmeister!' erläuterte der Führer, dann rückte er den Kober zurecht, nahm sein „Matin" zusammen und sprach, den Pfad abwärts nehmend und halb zu Herrn von Leist gewendet, dem er scharf ins Gesicht sah dabei: „Auf die Waldecke, von der Waldecke nach dem dürren Esel, vom dürren Esel nach der einsamen Fichte, von da nach der Mühle, von da nach Langenpieske, von da geht's nach der Oder!" —

Der Officier bemerkte augenblicklich, daß ihn der wortarme Sohn der Marken auf diese Weise orientiren und über die Richtung des Weges in Kenntniß setzen wollte. Er ließ sich deshalb die Orte noch ein Mal nennen, was Lehnerdt in wörtlicher Wiederholung that, gleichsam als ob er ein auswendig gelerntes Sprüchlein hersage. Leist ließ sich nun noch einige Erläuterungen geben; erst als er erfahren hatte, daß man von der Waldecke, auf welche sie zuschritten, einen weit von jeder Straße abliegenden Krug, der dürre Esel genannt, liegen sehen könne, daß ferner die einsame Fichte weithin sichtbar sei, und daß es von da aus in gerader Linie nach der Mühle gehe, sagte er zu dem jungen Menschen: „Ihr denkt, daß Franzosen in der Nähe sind, und meint, daß ich mir im Nothfall meinen Weg allein suchen soll!"

„Es kann sein, es kann aber auch nicht sein!" entgegnete Lehnerdt Schaller, in ächt märkischer Weise nur den ersten Theil der Frage und auch diesen nur höchst unvollkommen beantwortend.

Der Officier lächelte, er kannte das Landvolk, machte weiter keine Versuche, ein Gespräch anzuknüpfen, sondern schritt tüchtig aus. Es kam ein eigenes Gefühl von Freudigkeit und Gesundheit über den noch halbwunden Mann, er fühlte seine Kräfte, er konnte wenigstens wieder marschiren; es war ihm, als stände er bereits wieder bei der Fahne des Königs, war er doch endlich auf dem Wege dahin.

Die beiden Wanderer erreichten die Waldecke, sie kamen an dem dürren Esel vorüber, kurz bevor die frühe Dämmerung des Novemberabends begann. Mit einiger Verwunderung sah Herr von Leist, daß ihn sein Führer einen kleinen Umweg um einen Sumpf, der durch ein Weidicht gedeckt war, machen ließ.

„Sie brauchen im dürren Esel gar nicht zu wissen, daß welche nach der einsamen Fichte gegangen sind!" erklärte Lehnerdt sehr ruhig auf Leist's fragenden Blick und deutete dann auf den mächtigen Baum, der, obwohl nicht auf einer Höhe stehend, dennoch weithin sichtbar war in der offenen Ebene.

Die Dunkelheit brach jetzt rasch herein und mühsam wurde der Marsch des Officiers, denn quer durch lockeres Feld und tiefe Sand-

schollen schritt sein Führer, unbekümmert um Pfad und Weg, der einsamen Fichte zu, welche wie ein finsteres Gespenst, von dichten Abendnebeln umwallt, sich vor ihnen erhub und den Officier, der allgemach sich ermüdet fühlte, zu necken und zu verspotten schien. Es schien ihm nämlich, als komme er ihr gar nicht näher, als weiche sie mit jedem Schritt, den er vorwärts thue, einen Schritt zurück. Es wurde vollständig Nacht, der gespenstige Baum war immer noch nicht erreicht, der Lieutenant stöhnte schwer und würde seinem Unwillen und seiner halben Verzweiflung wohl noch auf andere Weise Luft gemacht haben, wenn er sich nicht vor Lehnerdt Schaller geschämt hätte. Der aber schien seine Gedanken zu errathen.

„An der Fichte bleiben wir, bis der Mond aufgeht, sonst finden wir den Steg nicht bei der Ober-Mühle!" sagte er, und seine einfachen Worte gaben dem Officier neuen Muth. Er stieg wieder rüstig vorwärts durch den tiefen Sand, und da er bei nun völliger Finsterniß die große Fichte gar nicht mehr sah, so däuchte es ihm beinahe zu bald, als Lehnerdt Schaller plötzlich stehen blieb und sprach: „Da sind wir bei der Fichte, Herr Lieutenant, hier ist der Stein, da setzen sie sich!"

Tappend fand der Officier den Stamm des Baumes und bald saß er ganz behaglich auf dem glatten Feldstein. Müde und abgespannt verfiel er in ein tiefes Sinnen, aus dem er plötzlich durch ein eigenthümliches Geräusch zu seinen Füßen aufgeschreckt wurde, er beugte sich lauschend vor, dann sagte er, über sich selbst lächelnd: „Ach so, ihr eßt euer Abendbrod, Schaller? Wie ist's, habt ihr nichts für mich?"

„Am rechten Fuß des Herrn Lieutenants steht ja der Kober von der Frau Pastorin!" antwortete Schaller kaum vernehmlich, denn vermuthlich hatte er einen starken Bissen zwischen den Zähnen.

Der Officier folgte der erhaltenen Weisung und fand in dem Kober, den Schaller ihm zu Füßen gestellt, nicht nur Brod und Salzfleisch und einige von jenen unverwüstlich harten, märkischen Knackwürsten, die ganz lose in der dünnen durchsichtigen Schale hängen, sondern auch eine tüchtige Schnapsflasche und endlich, was ihn förmlich entzückte, eine Blase mit Taback und eine kleine kurze Pfeife. Der noch übrige Theil des Kobers war von einem Hemde und zwei Paar wollenen Strümpfen eingenommen, daran erkannte der Officier die frauenhafte Fürsorge seiner greisen Cousine in der Bernekoper Pfarre.

Herr von Leist aß jetzt mit gutem Appetit zu Abend und nahm einen tüchtigen Schluck, als er aber dem Lehnerdt die Flasche bot, sagte der ablehnend: „Von der Bernekoper Pfarre geht Keiner leer, ich habe in meinem Matin noch eine Flasche für den Herrn Lieutenant, wenn die aus ist!"

Die Begierde nach Speise und Trank war gestillt, der Officier zog die Blase aus dem Kober, im Vorgenuß schon schwelgend stopfte er die kleine Pfeife; er konnte sie nicht sehen, aber fühlend erkannte er an dem

Horne, daß es die Meerschaumpfeife des Erbherrn von Beſſin war, die er noch ein paar Tage zuvor ſehr bewundert hatte. Lehnerdt Schaller ſchlug dienſtfertig Feuer, und einige Augenblicke darauf kam es dem Officier vor, als ob ihm nie eine Pfeife Tabak ſo vorzüglich gut geſchmeckt hätte.

Der Officier rauchte, mit ſeinen Gedanken beſchäftigt hatte er ſeines Führers nicht acht, denn ſonſt hätte er ſich doch über deſſen energiſche Thätigkeit wundern müſſen, Lehnerdt Schaller kaute unaufhörlich Brod und Salzfleiſch, und zuweilen nahm er einen Schluck dazwiſchen. Er aß mit dem ganzen Ernſt und der vollen Feierlichkeit des märkiſchen Landvolkes, für welches das Eſſen noch ein Act von ſo zu ſagen religiöſer Bedeutung iſt, während die Städter die Ernährung des Leibes, der doch der Träger der unſterblichen Seele, ſchon längſt mit frivoler Gleichgültigkeit behandeln.

Bleiches Mondenlicht begann mit ſeinen zitternden Strahlen über die Ebene zu ſpielen; man konnte nicht ſagen, daß der Mondſchein die Gegend erhellte, ſein Licht diente höchſtens dazu, die Schatten noch dichter erſcheinen zu laſſen und unkundige Augen zu verwirren. Hans Dinnies von Leiſt würde es vorgezogen haben, ſich ſeinen Weg tappend in der dichteſten Finſterniß zu ſuchen, als beim tückiſchen Strahl dieſes täuſchenden Lichtes, das die Gegenſtände jeden Augenblick in anderer Form, in anderer Geſtalt erſcheinen ließ. Er ſuchte ſein Auge zu gewöhnen, er mühte ſich die Umriſſe einzelner Baumgruppen vor ſich feſtzuhalten.

Lehnerdt Schaller packte indeſſen den Kober wieder, hing ihn um, ſchob ihn rückwärts unter das Matin, und fragte endlich, nachdem er einen Augenblick marſchfertig vor dem Lieutenant geſtanden, ob dieſer nicht nach ſeinem Piſtol ſehen wolle.

Der Officier fuhr auf, zog ein kleines Piſtol aus der Bruſttaſche ſeines Ueberrocks und unterſuchte mechaniſch die Pfanne, dann blickte er ſeinen Führer fragend an, ohne zu bedenken, daß derſelbe in der Dunkelheit unmöglich die Frage von ſeinem Geſicht leſen konnte.

„Meinſt du, daß Franzoſen in der Nähe ſind?“ fragte er hinter Lehnert herſchreitend, der ſich in Marſch geſetzt hatte.

„Der Herr Poſtmeiſter ſagte, daß Franzoſen in der Niedermühle wären,“ entgegnete der Burſche, „und daß ſie zuweilen Leute nach der Obermühle vorſchicken thäten. Bei der Obermühle müſſen wir über den Steg, die Müllersleute ſind gut, aber der Knappe taugt nichts, und man kann doch nicht wiſſen.“

Wiederum ging der Marſch im ſchwachen Mondlicht und tiefem Schweigen durch den Sand wohl eine Stunde Weges weiter; der Officier hatte längſt ſeine Pfeife ausgeraucht und er mußte alle ſeine Kräfte aufbieten, um dem Burſchen zu folgen, der keine Müdigkeit zu kennen ſchien und bei der geringen Helle ſeinen Weg ſo ſicher verfolgte, als

leuchte ihm der helle Sonnenschein. Der Officier bemühte sich vergeblich, sich einigermaaßen zu orientiren, er sah nur dunkle Schatten, bald rechts, bald links in einiger Entfernung. Solche Märsche aber, bei denen man wenig oder nichts sieht, sind doppelt angreifend und ermüdend.

Plötzlich stand Lehnerdt Schaller und flüsterte dem Officier zu: „Das ist die Obermühle, viel Licht, die Müllersleute sind nicht allein."

Der Lieutenant erkannte bald, daß er am Rande einer ziemlich tiefen Schlucht stand, in deren Grunde ein nicht unbedeutendes Wasser floß, dessen Rauschen er ganz deutlich vernahm; die Mühle stand still, wenigstens vernahm man das Klappern nicht. Herr von Leist zog seine Uhr und ließ sie repetiren.

Acht Uhr!

„Herr Lieutenant," sagte jetzt Schaller leise, „wir müssen über den Steg an der Mühle, und wenn ein französischer General drin wäre, es giebt für uns keinen anderen Weg. Gehen sie dicht hinter mir her, so rasch als möglich, der Hund wird anschlagen, dann stelle ich mich an's kleine Fenster der Mühle, es ist nur eins auf der Seite, klopfe und spreche mit den Leuten, sie aber halten sich nicht einen Augenblick auf, laufen rasch über den Steg und springen drüben die Schlucht hinauf, sie können gar nicht fehlen, immer grade aus; wenn sie oben sind, halten sie sich ein wenig links und laufen bergein, bis sie auf einen Erlenbusch stoßen, sie werden's da ein wenig naß haben, aber nicht zu sehr, in dem Erlenbusche warten sie von jetzt ab eine Stunde, man weiß nicht, was passiren thut. Komme ich in einer Stunde nicht, so gehen sie ruhig weiter, immer grade aus, es ist naß da, aber es hat jetzt nichts zu sagen und bis nach Langenpieske ist keine Meile, dort aber lassen sie sich zum Schulzen Hans Jochem führen, geben ihm das Wort, bestellen ihm einen Gruß vom Herrn Postmeister und können dann ganz sicher sein, daß er sie auch ohne mich über die Oder bringen wird."

Herr von Leist, der wohl begriff, daß er Lehnerdts Anordnungen ganz unbedingt Folge leisten müsse, wenn er nicht in die Hände der Franzosen fallen wolle, die ihn schon an seinen Narben im Gesicht augenblicklich als preußischen Officier erkennen würden, ließ sich seinen Weg noch einmal so genau als möglich beschreiben und wollte, nachdem dies geschehen, eben das Zeichen zum Aufbruch geben, als plötzlich ein eigenthümliches Geräusch aus der Mühle heraufdrang.

„Sie singen!" sagte Schaller augenblicklich und lauschte aufmerksam.

Die beiden Wanderer vernahmen eine tiefe Baßstimme, welche sang:

En casaquin
De Nankin
Vient une grisette
Oeil brillant,
Scintillant,
Sait agacer maint galant.

Loin de quinquet
Un bosquet
Tente la fillette:
C'en est fait
L'amour fait
Le plus aimable méfait!

Dann fielen mehrere Stimmen mit dem Refrain des pariser Gassenhauers ein:

O vous tous, amis du tonneau,
Rendez-vous à la courtille.
Aussitôt que le jour pointille
Atablez vous chez Ramponneau?

„Es sind vier Franzosen in der Mühle," sagte Lehnerdt Schaller mit großer Bestimmtheit, als er den Refrain gehört, „sind der Herr Lieutenant bereit?"

„In Gottes Namen vorwärts!" entgegnete Herr von Leist, als die Franzosen in der Mühle ihren Gesang aufs Neue begannen.

Der Officier armirte sein Pistol und schritt dicht hinter dem jungen muthigen Führer her den Abhang hinab; er fühlte sein tapferes Herz gewaltig schlagen, sie kamen zur Mühle, helles Licht fiel durch das kleine Fenster der Müllerstube auf den Pfad und zeigte dem Lieutenant die schmale Planke, die über das ziemlich tiefe Mühlwasser als Brücke geworfen war. Laut bellend schlug der Hund an, als die beiden Wanderer um die Ecke des Hauses traten, der Officier stutzte unwillkürlich, aber „vorwärts!" flüsterte Lehnerdt und stand mit einem Sprunge vor dem kleinen Fenster, den Raum völlig verdunkelnd. Herr von Leist huschte hinter ihm weg, der Hund bellte furchtbar, der muthige Junge aber klopfte derb an die Fensterscheibe.

Der Gesang schwieg.

„Wer da?" schrien die Franzosen wie aus einem Munde und fuhren empor von ihren Sitzen hinter dem Tisch.

Der Müller öffnete das Fenster.

„Guten Abend," grüßte Schaller ruhig, „wie weit habe ich noch bis zum dürren Esel?"

Er fragte mit Absicht so, um glauben zu machen, daß er über die Planke gekommen sei.

Der Müller wollte eben antworten, da rief plötzlich eine Stimme dicht hinter Schaller: „aux armes! aux armes!" und eine andere zeterte hinterdrein: „es ist Einer über die Planke, ich hab's gesehen!"

Es war ein Franzose, der mit dem Mühlknappen aus dem wenige Schritte gegenüberliegenden Stalle kam.

„Haltet ihn! haltet ihn!" schrien die Franzosen.

Lehnerdt Schaller bückte sich gewandt unter der Hand durch, die von rückwärts nach ihm griff, aber nur seine Mütze faßte, er flog der Planke über das Mühlwasser zu, der Franzose, laut fluchend, leichtfüßig hinter ihm her. Der junge Mensch schoß über die Planke hin, noch ehe

er aber das Ende der schmalen Brücke erreicht hatte, fühlte er, daß sein Verfolger sie auf der andern Seite betrat; ohne sich einen Augenblick zu besinnen, wendete er sich, sobald er das Ufer betreten, warf sich auf's Knie, und eine Secunde später rollte die Planke klatschend in's Wasser, mit ihr versank der verfolgende Franzose, einen schrillen Schrei ausstoßend, in den dunkeln Fluthen des Mühlbachs.

Gewaltig athmend richtete sich Lehnerdt Schaller auf, fluchend und lärmend tobten drüben die Franzosen durcheinander, die nicht wußten, was sie thun sollten, denn Alles, was wir jetzt erzählt haben, hatte sich so blitzschnell zugetragen, daß den Leuten das Verständniß völlig fehlte, das ihnen der Mühlknappe, der nicht französisch reden konnte, auch nicht zu geben vermochte.

Lehnerdt's Verfolger mußte augenblicklich ertrunken sein, wahrscheinlich von einem Schlagfluß getroffen, man vernahm keinen Laut mehr von ihm, und die Kameraden glaubten ihn auf der Verfolgung des Flüchtigen, bis sie entdeckten, daß die Planke über das Mühlwasser abgeworfen war.

Der wackere märkische Dienstmann vom Bessiner See war indessen ein Stück am Mühlwasser hingelaufen, damit, wenn er etwa verfolgt oder beobachtet werde, die Feinde glauben sollten, daß er sich der Nieder=Mühle zugewendet, als er aber an eine Stelle des Mühlengrundes kam, wo am Abhange die Fichten höher und dichter standen und tiefern Schatten gaben, da kroch er mit raschen, aber fast unhörbaren Bewegungen die Böschung hinauf und rannte auf der andern Seite, sich mehr nach rechts aufwärts wendend, in vollem Laufe hinunter. Bald fühlte er, daß der Boden unter seinen Füßen weicher wurde, er sah im flimmernden Mondenschein die Erlengebüsche, er wußte, daß er sich am Rande eines Luches befand, und daß sein Weg gefährlich wurde, dennoch mäßigte er kaum die Schnelligkeit seines Laufes, bis er im schwachen Dämmer den größern Erlenbusch vor sich sah, den er dem Lieutenant von Leist als Rendez-vous bezeichnet hatte. Jetzt ging er langsamer, er zog die Flasche aus seinem Matin und that einen tüchtigen Zug, darauf begann er mit leiser Stimme zu brummen:

Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
Dann flieht die ganze Reichs-Armee,
Panduren und Franzosen.

Kaum hatte er diesen einzigen Vers, den er wußte von dem alten Friedericianischen Siegesliede, beendet, als der Lieutenant zu ihm trat und mit bewegter Stimme sagte: „Willkommen, Lehnerdt, das soll euch nicht vergessen werden!“ Er drückte ihm die Hand. Der Bursche war empfänglich für dieses Zeichen der Dankbarkeit, es erfüllte ihn mit mächtigem Stolz, aber er sagte nach seiner Landesart kein Wort dazu, sondern schritt mit rüstiger Schnelligkeit auf dem nassen Pfad fort, der sich durch das Luch hin in tausend Krümmungen wand, ein Pfad, den er in der Nacht besser fand, als ihn ein Anderer am Tage gefunden haben

würde. Erst als sie ein tüchtiges Stück des Weges hinter sich hatten und es wieder über ein trocknes Sandfeld etwas lebhaft vorwärts ging, begann der Officier ein Gespräch.

„Gott sei Dank, daß ihr kamet, Lehnerdt, den Weg hätte ich nimmermehr gefunden!" sagte er halblaut.

„Nein, den hätten der Herr Lieutenant nicht gefunden," entgegnete Lehnerdt einfach, „aber wenn sie, wie ich gesagt habe, immer geradeaus gegangen wären, so würden sie auch durchgekommen sein, denn das Wasser steht jetzt nirgendwo hoch, und es hatte keine Gefahr."

„Und wie war's an der Mühle?" fragte der Officier.

Lehnerdt Schaller erzählte jetzt ruhig, was er gethan hatte, und setzte mit einem Gleichmuth, der unter andern Umständen empörend gewesen wäre, hinzu, wie er nicht glaube, daß der Franzose, den er in das Mühlwasser gestürzt, mit dem Leben davon gekommen sei, denn der Fall des reißenden Baches sei zu stark.

Herr von Leist machte keine Bemerkung, er hatte in der letzten Zeit den Tod in zu vielen Gestalten gesehen, als daß das Leben eines Feindes ihm irgend von Bedeutung hätte erscheinen können.

Noch eine starke Stunde mußten die Flüchtlinge marschiren, und der Officier fühlte sich bis zum Tode erschöpft, als er endlich in nicht allzu weiter Ferne Hundegebell vernahm und eine Uhr schlagen hörte.

„Da ist Langenpieske!" sagte Lehnerdt tröstend, trat dann dicht an den Lieutenant, legte dessen linken Arm, ohne ihn weiter zu fragen, um seinen Hals und schritt weiter, dem wirklich Wankenden also zur Stütze dienend.

Sie erreichten das Dorf endlich. An dem bereiften Zaune der ersten Hütte war ein Graben, dahin brachte der junge Mensch den Officier und ließ ihn niedersetzen, wickelte ihm seinen Mantel um die Schulter, flüsterte einige Worte, die wie Trost klangen, und eilte mit raschen Schritten davon. Kaum war der Lieutenant allein, als ihn die Müdigkeit übermannte, er sank zurück und schlief auf kalter Erde in Lehnerdt Schaller's Mantel gehüllt und mit dem Kopf an den Zaun gelehnt fest ein.

Er vermochte nicht aufzustehen, er vermochte kaum, sich zu besinnen, als er geweckt wurde; zuerst sah er nur eine Laterne, die vor ihm an der Erde stand, dann erkannte er Lehnerdt's Stimme, der ihn an den Schultern aufhob und zu einer dritten Person sagte: „Faßt an, Schulze, wir müssen ihn auf den Wagen tragen."

Herr von Leist ermannte sich, er stand auf seinen Füßen, der Frost kam über ihn so gewaltig, daß seine Zähne aneinander klapperten; kaum vermochte er, den Hals der Flasche mit den Lippen zu fassen, die ihm ein stattlicher Bauer an den Mund hielt. Erst nachdem er einen tiefen Zug gethan und die wärmende Kraft des Branntweins fühlte, kam er ganz wieder zu sich.

„Ihr seid es, Lehnerdt!" sagte er, die Hand auf die Schulter des treuen Begleiters legend.

„Gott sei Dank, Herr Lieutenant!" antwortete der ehrliche Bursche mit einer Stimme, der man die Freude anhörte, „hier ist der Schulze von Pieske, der uns gleich weiter bringen will, weil auf morgen Franzosen im Dorfe angesagt sind."

„Heute kann ich sie noch fortbringen, Herr Lieutenant," nahm jetzt der Schulze, eine hohe, hagere Gestalt im langen blauen Rock und einer mächtigen Pelzmütze auf dem Kopfe, das Wort, „morgen geht es vielleicht nicht mehr, kommen sie; die Leute sollen nicht sagen, daß der Schulze von Pieske einen Officier des Königs verlassen hätte, so lange er noch ein Paar dralle Pferde vor seinem Wagen und eine gesunde Faust an seinem Leibe hat."

Die Beiden trugen den Edelmann mehr, als daß sie ihn führten, zu dem kleinen Korbwagen, der auf der Dorfstraße hielt, sie wickelten ihn sorglich in einige Pferdedecken und schoben ihn dann in das Stroh, das hinter dem Brette aufgeschichtet war, welches, in ein Paar Stricken hängend, einen sehr beweglichen Sitz bildete.

Herr von Leist hatte sich fest vorgenommen, wach zu bleiben, kaum aber hatte sich der Wagen auf dem weichen Sande sanft in Bewegung gesetzt, als ihn der Schlaf sofort wieder überfiel; er wußte einige Augenblicke darauf schon nichts mehr von dem, was um ihn her geschah.

Lehnerdt Schaller, der sein Matin wieder umgenommen hatte, ging mit der Laterne vorsichtig den Weg suchend voran, hinter ihm folgte Hans Jochem, der Schulze von Langenpieske, der seine Pferde am Kopfe führte. So fuhren sie langsam in ziemlich weitem Bogen um das Dorf herum, bis sie endlich, weit jenseits desselben, die Fahrstraße durchschnitten und in einen Nebenweg einlenkten, der bald tief in den Forst führte.

Der Lieutenant bemerkte es nicht, als die beiden Männer aufstiegen, er trank, als Lehnerdt ihm den Kopf aufhob und ihm die Flasche an den Mund setzte, aber er fiel augenblicklich wieder in den tiefen Schlaf, aus dem er erst, fröstelnd zwar, aber doch sehr gestärkt und frisch erwachte, als die fahle Helle des Wintermorgens bereits um die Wipfel der Fichten spielte und die furchtbar harten Stöße des Wagens an Steinen und Wurzelwerk selbst die Ruhe eines Todten hätten stören können.

Mit sichtlicher Freude begrüßte Lehnerdt das Erwachen des Officiers, obgleich er weiter nichts sagte, sondern ihm nur sofort die Flasche reichte, die er als Arzneimittel gegen Körperschwäche zu betrachten schien. Der Schulze nickte ihm ernsthaft zu von seinem schaukelnden Bretterſitz und deutete mit dem Peitschenstiel auf einen großen Kober hinten im Wagen. Lehnerdt begriff das gleich, und bald erquickten sich die Flüchtlinge, wie man sie wohl nennen darf, an einem tüchtigen Frühstück.

Es ward nach und nach vollkommen hell, der Lieutenant fühlte sich ganz frisch und munter, er rauchte behaglich seine Pfeife, und zur Verbesserung seiner Stimmung trug es nicht wenig bei, daß der Schulze beim

Herausfahren aus dem Walde, auf eine alte krumme Fichte dicht am Wege deutend, sagte: „Die Luft ist rein, kein Franzose auf dem Wege, sonst hätte der Pastor von Lanke hier schon in aller Frühe einen Pflock in den alten Baum schlagen lassen. Das ist unser verabredetes Zeichen."

Lustig rasselte das leichte Wäglein auf ziemlich gebahnter Straße ins Land hinein, und Herr von Leist gab sich bereits der Hoffnung hin, daß er nun glücklich die Oder erreichen werde, als der Schulze plötzlich die Pferde in ihrem Trab hemmte und die Leine straff haltend sprach: „Da kommt Einer, der uns Zeichen macht, was soll denn das heißen?"

„Er zeigt rückwärts, wir sollen umkehren!" rief Lehnerdt Schaller, dessen helles Auge an dem hastig Näherkommenden haftete.

„Das ist des Pastors Knecht aus der Lanke!" sagte der Schulze, den Näherkommenden erkennend.

„Kehrt um, Schulze," rief der Knecht jetzt schon aus weiter Ferne; „Franzosen in der Lanke, Cavallerie, sie gehen auf Wodrub, ihr kommt nicht mehr über die Lommelhaide!"

Der Schulze nahm die Mütze ab und kratzte sich hinter dem Ohr, einen Augenblick war der wackere Mann unschlüssig. „Waren die Franzosen schon abmarschirt aus der Lanke, Landsmann?" fragte er den Knecht.

Dieser verneinte.

„Nun, dann sag' dem Herrn Pastor einen schönen Gruß, Mann: Adjes! Vorwärts in Gottes Namen!"

Damit hieb er auf die Pferde, daß sie mit raschem Satze ansprangen und dann auf der glatten Straße in vollem Laufe vorwärts dahinjagten.

Wilhelm von Türk.

— Ein Lebensbild. —

In Potsdam kannte vor Jahren jedes Kind den alten Regierungsrath von Türk, einen nicht großen, aber fest auftretenden und hell dreinschauenden Mann mit ehrwürdigem, weißem Kopfe, der schlicht und vertraulich mit Arm und Reich, mit Alt und Jung verkehrte und mit Blicken seltener Achtung überall begrüßt ward. Dieser Mann war einer der interessantesten Studienköpfe zu der inneren Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und seiner ersten Uebergänge ins neunzehnte, und obgleich er mit seinem äußeren Leben noch weit in unsere neue Zeit hineinragt, so war er doch besonders in den Aeußerungen seines guten menschenfreundlichen Willens ein Epigone, ein echtes Kind der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Vor Allem war es ein schöner und hoher Zug, der ihn kennzeich-

nete und der in unserer Zeit auf den Physiognomien der Geister so selten nur noch gefunden wird: dieser Zug bestand in dem lebhaften Gefühl seiner immerwährenden Verpflichtung gegen die große Gemeinde der Menschheit, in einer die Meisten beschämenden Rastlosigkeit der Anstrengungen und des Opferns für fremde Noth und fremdes Gebrechen, in seinem uneigennützigen Sinn für die Oeffentlichkeit, in seinem Bürgerbewußtsein. Kurz, wir begegnen bei ihm einem Zuge dessen, was man wohl „antike Tugend" genannt hat. Türk hat auf den verschiedensten Gebieten Außerordentliches gewirkt, und der Segen der verschiedensten Stände und Menschen ist ihm in sein stilles freundliches Grab nachgefolgt, das am Ufer der friedlichen, breit dahinfließenden Havel im Dorfe Glienecke bei Potsdam liegt.

Das Geschlecht derer von Türk stammt aus Curland; Wilhelm von Türk's Vater war herzoglich Sachsen-Meiningen'scher Kammerpräsident und Obermarschall, aber dem brillanten Titel entsprach nur ein kümmerliches Gehalt, und als in seinem sechsten Jahre ihm seine Mutter, eine geborene Freiin von Bibra auf Irmelshausen, starb, mußte er in das Haus von Verwandten übersiedeln und wurde dort erzogen. Seine Erziehung war die gewöhnliche der vornehmeren Stände jener Zeit, flach, viel Französisch und Tanz, etwas Theaterspielen dabei, bei dem sich der kleine scheue, unbeholfene Türk nicht besonders ausgenommen haben mag. Doch bringt der Wiederschein der neu erwachenden Kunst und auch der erste dunkle Schall der Vernunftlehren des Jahrhunderts schon in die enge Welt des regen Knaben. Er sagt darüber in seiner Selbstbiographie:

„In dem Saale, wo wir unsere Proben für ein Theaterstück, das bei Hofe von Kindern aufgeführt werden sollte, hielten, sah ich zum ersten Male ein Gemälde von der Hand eines guten Meisters. Ich stand Stunden lang vor demselben und freute mich der Schönheit des Bildes. Von diesem Augenblicke an fand ich Geschmack an den Darstellungen der Kunst....

„In dem Hause meines Oheims wurde oft von dem Hofe und den kleinen Kabalen und Intriguen erzählt, die da stattfanden. Ich wußte, daß der Dienst an irgend einem kleinen Hofe dereinst mein Schicksal sein würde; aber ich bildete mir schon als Jüngling das System, das ich später befolgte — immer den geraden Weg zu gehen und mich auf Kabale und Intriguen nicht einzulassen. — In dem Amte Heldburg wurde das Wild gehegt. Oft zerstörte es die Ernten der armen Unterthanen, und dennoch durften sie es nicht wegschießen oder auch nur verscheuchen. Viele verarmten, wurden Wilddiebe und mußten, wenn sie ergriffen wurden, zur Strafe Jahre lang karren, so wie auf dem Rücken ein Brett mit einem Hirschgeweihe tragen. Dies empörte mich und es ward damals mein fester Vorsatz, ein Beschützer der Unterdrückten gegen tyrannische Behandlung zu werden." — —

Siebenzehnjährig bezog Türk die Universität Jena und arbeitete dort mit einem eisernen Fleiß. „Auch der Umstand" — sagt er —, „daß ich kein Vermögen hatte und daß meine künftige Existenz von dem Erfolge meiner Studien abhing, wirkte wohlthätig auf meine Ausbildung." Doch wurde es ihm schwer, nach Absolvirung seiner Studien, irgend eine Anstellung zu finden; erst der Zufall, daß am Hofe, wo grade Prinz Carl von Mecklenburg-Strelitz anwesend war, des Abends der dritte Mann zu der prinzlichen L'hombre-Partie fehlte, und man ihn dazu eiligst herbeiholen lassen mußte, führte ihn zur Bekanntschaft eines Brotherrn. Er wurde 1794 zum Auditor an der mecklenburgischen Justizcanzlei und Kammerjunker ernannt. Eine seiner Hauptaufgaben blieb es dabei, jeden Abend mit dem Herzog Whist zu spielen, eine Beschäftigung, die ihm um so mehr zuwider wurde, als seine Thätigkeit als Criminalrichter ihn mit der furchtbaren Versunkenheit des Volkes bekannt machte und in ihm umfassende Pläne zu ernstlicher Besserung des gemeinen Mannes anregte. Dazu kam, daß ihm auch die Besorgung der Schulsachen in der Justizcanzlei übertragen und er dadurch mit Pädagogen in mannigfachen Zusammenhang trat. Er bemerkt in seiner Lebensbeschreibung von dieser Zeit u. A. Folgendes:

„Die Schule in Neu-Strelitz war ein Mittelding zwischen Gymnasium und Bürgerschule. Als ich einst eine der Elementarklassen besuchte, mißfiel mir das Treiben des Schullehrers gar sehr — es war ein mechanisches Abrichten, wobei Lehrer und Kinder zu bedauern waren. Ich gab ihm mein Mißfallen darüber zu erkennen. „Ja," antwortete er, „ich glaube wohl, daß ich's nicht recht mache; wenn Sie mir nur sagen wollten, wie ich es besser machen könnte." Das wußte ich nun aber nicht zu sagen — ich schwieg und nahm mir sogleich vor, nun ernstlich mich mit dem Elementar-Unterrichte zu beschäftigen, der mir als Grundlage alles übrigen Unterrichts vorzüglich wichtig zu sein schien. Meine Ansichten darüber sprach ich später in einem Werke aus, das unter dem Titel erschien: „Ueber Schul- und Unterrichts-Anstalten, mit vorzüglicher Rücksicht auf Mecklenburg. 1804."

„Ich fühlte indessen die Nothwendigkeit, die besseren Unterrichts-Anstalten in Gotha, Schnepfenthal, Frankfurt a. M. und namentlich diejenigen, die damals durch neuere Methoden so viel Aufsehen machten, die von Tillich, Olivier, Pestalozzi, Pöhlmann durch eigene Anschauung und Beobachtung kennen zu lernen. Zum Beweise, wie oft die für den einzelnen Menschen wichtigsten Begebenheiten von an sich unbedeutenden Umständen abhängig sind, erwähne ich hier Folgendes.

„Wegen entomologischer Gegenstände war ich mit einem Kaufmanne in Stettin, Salingré, in Briefwechsel getreten. Wir kannten uns nicht persönlich. In Berlin trafen wir einst bei dem verstorbenen Prediger Herbst zusammen und fühlten uns gegenseitig angezogen. Ich besuchte ihn bald darauf (im Sommer 1803) auf seinem Gartenhause bei Stettin.

Auch er war für Pestalozzi begeistert. Ich theilte ihm meinen Reiseplan mit und fügte hinzu, daß seine Ausführung von dem Umstande abhängig sei, ob der Herzog mir Reisegeld bewilligen werde; wäre das nicht der Fall, so müßte ich die Reise aufgeben; denn ich hätte kein Vermögen. Er war sogleich bereit, mir die zur Reise erforderliche Summe vorzuschießen, und in der Hoffnung auf eine mir bevorstehende Erbschaft nahm ich das Anerbieten an, da mir das Reisegeld nicht bewilligt wurde.

„Den 10. Mai 1804 trat ich diese Reise, die für mein künftiges Schicksal entscheidend geworden ist, an. Mich begleitete ein Seminarist aus Berlin, den mein Freund zum Schullehrer auf seinem Gute Rostin bestimmt hatte. Professor Tillich in Leipzig war der Erste, den ich besuchte. Er nahm mich freundlich auf, und ich erinnere mich immer noch gern der Tage, die ich bei ihm verlebte.

„Als ich einst dem Unterrichte seiner noch sehr jungen Zöglinge beigewohnt, fragte er mich, wie ich damit zufrieden sei. Ich erwiderte, daß es mir scheine, er führe die Kinder für ihr Alter zu weit, und diese frühe Ausbildung des Verstandes, mit großer geistiger Anstrengung verbunden, geschehe vielleicht zum Nachtheil der Gesundheit der Kinder. Er entgegnete: Wenn es sich darum handelt, eine für die Wissenschaft wichtige Idee durchzuführen, da kommt es auf ein Paar Kinder nicht an. Ich entgegnete, daß bei der Erziehung immer das Kind der erste der Zwecke sein müsse und daß ich jede Methode mißbilligen müsse, welche nicht das Kind, sondern nur das Wissen berücksichtige, selbst auf Gefahr der Gesundheit des Kindes."

Türk zeichnet uns hier mit wenigen Worten den Charakter vieler sogenannten Humanisten jener Zeit, welche nur eine abstracte und hohle Liebe zum Ganzen kennen, aber das einzelne Leben, die Persönlichkeit mit Gleichgültigkeit betrachten, und er hebt zugleich den schönen Gegensatz, in dem er zu dieser Richtung stets stand, hervor. — Auf dieser seiner Reise lernte Türk auch Pestalozzi und Fellenberg kennen. Zurückgekehrt, wußte er bald das ihm unerträglich gewordene Verhältniß zur mecklenburgischen Regierung zu lösen und fand darauf — nachdem er Wilhelmine von Buch, die Tochter des preußischen Geheimen Raths von Buch zu Stolpe, Schwester des berühmten Leopold von Buch, geheirathet hatte — im oldenburgischen Staatsdienste eine Stellung als Justiz- und Consistorial-Rath. Zugleich richtete er eine Art von Privatschule und außerdem einen Cursus für Seminaristen ein, und vertiefte sich in diese edle und aufopfernde Thätigkeit dergestalt, daß ihm die Regierung endlich die Wahl stellte, sein Amt oder diese Nebenbeschäftigung aufzugeben. Der tapfere und edle Mann nahm sofort seine Entlassung und entschloß sich, eine Erziehungsanstalt zu gründen, die denn auch von ihm in Yverdun in der Schweiz errichtet ward. Er opferte seine Stellung, die Vorurtheile seines Standes, die Ruhe seiner Familie einem öffentlichen Dienste, einem tiefen Mitleid mit dem Volke. In Yverdun

(Ifferten) wirkte damals Pestalozzi, dessen Anstalt v. Türk auch seine Zöglinge im Anfang zum Unterricht anvertraute, während er selbst als Lehrer in dieselbe eintrat. Jetzt beginnt eine neue Periode der Entwickelung Türk's. Er beobachtet die feinsten Seelenregungen der ihm anvertrauten Kinder und construirt sich für seinen Lehrergebrauch eine Kinder-Psychologie, die ihm später so vielfach und wesentlich zu Statten kam. In Vevay, wohin er darauf sein Institut verlegt, setzt er diese Studien fort, und er bleibt dort, bis die gewaltige Erhebung Preußens gegen Napoleon geschieht. Da drängte es ihn, diesem Lande, auf welches die Zukunft des deutschen Geistes gewiesen ist, seine Dienste anzubieten, er schreibt Anfangs 1814 an den Staatsminister v. Stein, und 1815 ward er mit einem Gehalte von 1000 Thlr. als Schulrath nach Frankfurt a. d. O. berufen, in welcher Stellung er sogleich an eine ernstere und tiefere Ausbildung der Seminaristen ging. Dort gründet er auch die erste seiner segensreichen Einrichtungen, eine Lehrerwittwenkasse, zu welcher er den Ertrag des von ihm geschriebenen „Leitfadens zum Unterrichte im Rechnen" (200 Thlr.) selbst beischoß. In ähnlicher Art verfuhr er bei allen weiteren, allgemeinnützlichen Unternehmungen; die That entsprach bei ihm immer dem Worte. Im Jahre 1816 hielt er bereits siebenzig Superintendenten, Schulinspectoren und Schullehrern eine Reihe von Vorlesungen über die zweckmäßige Behandlung des Elementar-Unterrichts nach Pestalozzi's Methode. Im folgenden Jahre als Schulrath nach Potsdam versetzt, beginnt er nun die umfassendste und inhaltreichste Periode seines Lebens. Er errichtet in Potsdam ein Schullehrer-Seminar, eine Gewerbeschule, einen Verein zur Erziehung sittlich verwahrloster Knaben, er wirkt in den übrigen Städten seines Bezirks, Jüterbogk, Zehdenik, Brandenburg &c. in ähnlichem Sinne, kurz er zeigt sich überall als ein überaus thätiger, eifriger und treuer Beamter. Wie kaum anders denkbar, war auch mit seinem Eifer eine gewisse Einseitigkeit verbunden, und wie ihm denn überhaupt die Neigung zum Abstrakten, welche seine ganze Zeit beherrschte, oft in seinen edlen Bestrebungen hinderlich wurde, so besonders in seiner Betrachtung des Schullehreramtes, über dessen nothwendige Begränzung, wie über dessen Verhältniß zur Kirche er sich kaum eine bestimmte Anschauung gebildet hat. Seite 84 erwähnt er seiner Plane zur Verbesserung des Lehrereinkommens folgendermaßen:

„Eine allgemeine, durchgreifende Verbesserung des Diensteinkommens der Landschullehrer war nothwendig, aber nur im gesetzlichen Wege möglich. Es wurde daher von Seiten des Ministerii der Entwurf eines Schulgesetzes für den preußischen Staat ausgearbeitet und allen Regierungen zum Gutachten und mit dem Auftrage mitgetheilt, diejenigen besonderen Bestimmungen, die sie für ihre Provinz für zweckmäßig erachteten, in Vorschlag zu bringen. Für die Provinz Brandenburg waren mit diesem Geschäft beauftragt: für Berlin die Consistorialräthe Bernhardi

und Nolte, für den Frankfurter Regierungsbezirk die Consistorialräthe Brescius und Ule, für den Potsdamer Regierungsbezirk der Regierungsdirector von Brenn, der Regierungsrath Weil und ich. Mein Vorschlag ging im Wesentlichen dahin: Es soll jede Landschullehrerstelle mit einer Dienstwohnung nebst Keller- und Scheunengelaß, einem Garten zunächst am Hause, mit Acker und Wiese und dem zur Heizung des Schulzimmers erforderlichen Feuerungsmaterial ausgestattet und das Minimum des Diensteinkommens, mit Anrechnung des Ertrags der Grundstücke, auf 100 Thlr. festgesetzt werden. Was die Art und Weise, die Dotation der Schulen zu bewirken, betrifft, so solle das bisherige Diensteinkommen ermittelt und das Fehlende auf gleiche Weise, wie die Klassensteuer, auf die Familienväter vertheilt werden; bei den Landgütern aber, wo z. B. der Gutsherr oder das Domainenamt mehrerer Tagelöhnerfamilien zur Betreibung der Wirthschaft bedarf, müßte von diesen, nach Verhältniß des Grundbesitzes, zur Dotation beigetragen werden, und nur da, wo die Dotation auf diese Weise gar nicht oder nicht hinreichend zu bewerkstelligen sei, der Staat zutreten. Ich betrachtete nämlich die Fürsorge für den nöthigen Schulunterricht als eine auf dem Grund und Boden haftende Verbindlichkeit. — Die Commissarien versammelten sich in Berlin in den Tagen vom 13.—23. December 1819.

„Allein meine Hoffnung, die Lage der Landschullehrer auf diese Weise wesentlich verbessert und sichergestellt zu sehen, ging nicht in Erfüllung. Der damalige Oberpräsident der Provinz Brandenburg, Herr von Heydebreck, erklärte diese Vorschläge für unzulässig, indem er der Meinung war, daß die Gutsbesitzer im Allgemeinen in keiner besonderen Lage seien und durch ein solches Gesetz zu sehr belastet werden würden. Es kam zu keiner Uebereinstimmung, und die Entwürfe zum Schulgesetz wurden bei Seite gelegt."

Es ist dieser Vorstellung anzufühlen, daß Türk sich in einem gewissen Gegensatz zur Regierung fand, und es darf nicht Wunder nehmen, daß er 1833 mit Hinweisung auf seine vielfachen gemeinnützigen Unternehmungen seinen Abschied verlangte. Er erhielt ihn unter Belassung seines vollen Gehalts in gnädigster Weise.

Die wirklich edelmännische, durch die Einwirkungen des Humanismus und Rationalismus des 18. Jahrhunderts allerdings eigenthümlich geformte Gestalt Türk's tritt jetzt, wo er äußerlich frei ist, in die ihr günstigste Beleuchtung. Es ist ihm ein heiliger Ernst damit, wenn er folgende Worte schreibt:

„Jeder Mann ist vor allem Bürger des Staates, in welchem er lebt — schon als solcher ist er verpflichtet, in dem kleineren oder größeren Kreise, den ihm die Vorsehung angewiesen, möglich viel Gutes zu wirken. Namentlich der Beamte, der Staatsdiener, sollte nie vergessen, daß er auch Staatsbürger ist und bleibt. Alle Pflichten des Bürgers liegen auch ihm ob; er hat aber dann noch hinsichtlich seines

Amtes besondre Pflichten gegen den Staat zu erfüllen. Seine Zeit, seine Kräfte gehören dem Staate, der ihn nicht nur besoldet, sondern ihn auch mit der nöthigen Gewalt ausrüstet, um die Anordnungen des Staates in Ausführung zu bringen. Daß er diese ihm anvertraute Gewalt nur zum Besten des Staates, nie und unter keiner Bedingung zu seinem und der Seinigen Vortheil benutzen darf, steht fest. Allein wohl darf er die ihm von der Vorsehung angewiesene höhere Stellung und den damit verbundenen Einfluß benutzen, um die höheren Zwecke des Staates auch außerhalb seines amtlichen Wirkungskreises zu fördern; er darf es nicht nur — er ist sogar dazu verpflichtet.

„Innig überzeugt von dieser Verpflichtung, habe ich geglaubt, mich nicht auf den amtlichen Wirkungskreis, der mir als Regierungs- und Schul-Rath angewiesen war, beschränken zu dürfen, sondern den Einfluß auf meine Mitbürger und ihr durch Verwaltung meines Amtes mir erworbenes Vertrauen dazu benutzen zu müssen, um manches Gute zu stiften, das ich als Privatmann, ohne amtliche Stellung nie hätte bewirken können."

Alles das Gute, das von Türk gestiftet, hier aufzuzählen, würde zu weit führen; deuten wir hier nur auf seine Errichtung des Civilwaisenhauses für die Söhne von Beamten, der Friedensgesellschaft zur Unterstützung armer Studirenden, auf seine Anstalten zur Förderung körperlicher Uebungen (Schwimm- und Turnanstalt), auf seine Gründung einer Kinderbewahr-Anstalt, eines Wohlthätigkeitsvereins, auf seine recht glücklichen Bestrebungen zur Wiederbelebung des Seidenbaues, den Friedrich der Große in die Mark eingeführt hatte ꝛc. Den Seidenbau und die Seidenbereitung studirte Türk in Italien selbst, wohin er sich 1827 begab und woher er einen Italiäner mit sich brachte, der in Klein-Glienecke die weiteren Arbeiten leitete.

Das Feld der Thätigkeit, der sich Herr von Türk widmete, war, wie man schon aus diesen wenigen Andeutungen sieht, ein ungeheures, aber mit einer unverwüstlichen Frische genügte er seinen verschiedenartigen Aufgaben bis an sein Ende. Er starb am 30. Juli 1846, geehrt durch das Vertrauen und die Achtung seines Königlichen Herrn. Ein Geist ersten Ranges war er nicht, zur vollen Wahrheit hindurch zu dringen, war ihm nicht beschieden, aber in dem beschränkten Kreise seiner Weltanschauung wirkte er mit seltenem Eifer und mit einer Liebe zur Menschheit, die ihm an Gottes Throne nicht vergessen sein wird. Ein feiner und zarter Geist — Traumgesichtern und seltsamen Ahnungen zugänglich, — während in der durch sein ganzes Leben nachklingenden Liebe zu seiner ihm so früh entrissenen Mutter, rein und keusch in Wort und Werk, ein Edelmann der besten Art, wird er in seinen Einrichtungen und Stiftungen noch lange fortleben. Sein Leben ist soeben in einem zu Potsdam bei August Stein erschienenen Buche: „Leben und Wirken des Regierungs- und Schulrathes Wilhelm von Türk" beschrieben.

Frankreich und Deutschland.

Geheime Staatspapiere, im Königlichen Pallast der Tuillerien gefunden. Aus dem Französischen. Vier Bände. Hamburg, 1793 und 94. Bei Benjamin Gottl. Hoffmann.

Wir erlaubten uns schon in unserer vorigen Nummer, unsere Leser mit dem merkwürdigen und interessanten Buche bekannt zu machen, dessen Titel hier oben zu lesen ist. Die Ansicht, die dort über die Beziehungen Frankreichs und Sardiniens ausgesprochen ist, scheint auch von dem gegenwärtigen Kaiser der Franzosen, der überhaupt gern, wo es ihm möglich ist, an die Bourbonen-Ueberlieferungen anknüpft, in Betracht gezogen zu sein. Ohne Weiteres darf man von ihm ja keinenfalls die durchgängige Nachahmung der auswärtigen Politik seines Onkels erwarten, da zu viele der Bedingungen und Voraussetzungen fehlen, unter denen Jener handelte. Jener fühlte und führte sich als Erbe einer gewaltigen Revolution, die schon eher, als seine Armeen ihren Marsch begannen, die Welt für Frankreich eingenommen hatte, er war jung, im ersten Mannesalter, als er in Italien eindrang, er hatte nicht den geringsten Zusammenhang mit irgend welcher dynastischen Politik, er richtete sich gleichmäßig gegen alle Throne und alle Geschichte; ganz anders sein jetzt die Gewalt innehabender vermeintlicher Neffe. Während der erste Napoleon in den eroberten Ländern Republiken proclamirte oder totale Neubildungen anderer Art decretirte, ist der jetzige Napoleon in der Lage, in der von ihm verfolgten Politik zwei einander vielleicht direkt entgegenstehende Richtungen zu combiniren: er berücksichtigt zum Theil dynastische Traditionen und dynastische Interessen, zum Theil nationalistische und revolutionäre; er verbündet sich mit dem auf sein Alter stolzen savoyischen Fürstenhause und unterstützt toskanische Triumvirn, er neigt sich zu Rußland hinüber und koquettirt mit den Demokraten. Wir meinen, daß solch eine Politik der Vermittelung nicht die Bahnen des ersten Napoleon gehen kann, daß sie sich auch in Bezug auf Deutschland zunächst, wenn auch nur zunächst, mehr den Traditionen der bourbonischen Politik, als der weltverwüstenden des Corsen anschließen wird, und wir verfolgen darum mit doppeltem Interesse die Ausführungen über diese bourbonische Politik, die wir in dem oben genannten Werke finden und die am 16. April 1773, in der letzten Zeit der Regierung Ludwigs XV., diesem Monarchen vom Grafen von Broglie vorgelegt wurden. Es heißt dort (I. 229): „In Deutschland hat der König von Preußen (Friedrich der Große) lange dem Wiener Hofe das Gleichgewicht gehalten. So lange nun unser altes System dauerte, sicherte dieses durch unsere Unparteilichkeit erhaltene Gleichgewicht die Ruhe und die Freiheit des deutschen Staatskörpers, sowie das Ansehen und die Achtung Frankreichs, und folglich auch seine Würde und seinen Vorrang in der politischen Ordnung.

„Unsere ausschließende Allianz mit der Kaiserin Königin, und der darauf erfolgte Krieg, brachten ein anderes System hervor. Der König von Preußen betrachtete Frankreich nunmehr blos als ein Werkzeug des Wiener Hofes. Er sah wohl ein, daß das Oberhaupt des deutschen Reichs, von uns unterstützt, auch der Herr desselben sein würde, und daß man alsdann die Idee eines Gleichgewichts, das nicht mehr existiren könnte, würde aufgeben müssen. Er begnügte sich nun damit, den günstigen Zeitpunkt abzuwarten, um seine Anschläge in Ansehung Polens auszuführen. Das Mittel dazu mußte ein Bündniß zwischen ihm und dem Wiener Hofe sein. Dieses durch Interesse und glücklichen Erfolg befestigte Bündniß mußte neue Anschläge zur Vergrößerung der Macht und Herrschaft in Deutschland, vermöge der natürlichen Anlockung der Ehr- und Habsucht, hervorbringen. Diese Anschläge des Kaisers und des Königs von Preußen können nicht anders, als durch die innigste Verbindung und Uebereinstimmung ausgeführt werden. Und nun würde Frankreich, das, in Ansehung Deutschlands, schon eine untergeordnete Macht gewor-

den ist, ganz zurückgesetzt werden, und in die Angelegenheiten des deutschen Reichs gar keinen Einfluß mehr haben. Die beiden Höfe von Wien und Berlin würden sie nach ihrem Willen lenken, und ein jedes Mitglied des germanischen Staatskörpers würde keine Stütze oder Hoffnung mehr haben, als in der wechselseitigen Vermittelung der beiden herrschenden Höfe. Diese würden ganz nach Willkür mit den kleinen Staaten in Deutschland verfahren, und das, entweder beständig von Oesterreich verführte oder zu spät Einsicht erlangende Frankreich würde, in dem Unvermögen, dem Strome zu widerstehen, gezwungen sein, sich leidend zu verhalten, und Alles ruhig anzusehen.«

Die Sprache dieses Exposés ist gemäßigt und zurückhaltend, aber geht man dem Inhalte desselben auf den Grund, so findet man, daß der Berichterstatter nichts mehr fürchtet, als das Zustandekommen eines wirklichen Einverständnisses zwischen den Höfen von Wien und Berlin und daß er Frankreich anräth, alles zu thun, um dieses Einverständniß zu durchkreuzen. Er empfiehlt dazu eine Lockerung der bestehenden Beziehungen zwischen Paris und Wien und hebt alsdann in kaum mißzuverstehender Weise die Vorzüge hervor, welche die politische Stellung des Königs von Preußen diesem vor Oestreich und den meisten übrigen Staaten Europas gewährte. Wir halten diese Ausführung für bedeutend genug, um sie wörtlich wiederzugeben, wenn auch einzelne historische Beziehungen derselben, wie z. B. die auf die Generalstaaten, auf Polen, auf die Verbindung zwischen England und Hannover, heut werthlos geworden sind. Der Verfasser jener geheimen Denkschrift schreibt:

.... »Der König von Preußen genießt das größte Ansehen und den größten Einfluß in Deutschland. Sie gründet sich auf Furcht; und dieses Mittel ist, wenn gleich nicht das angenehmste, doch wenigstens immer das sicherste.

»Einen eben so starken Einfluß hat der König von Preußen jetzt im Norden, durch seine Verbindung mit Rußland; und dieses, welches ihn immer fürchten muß, wird ihm auch um so mehr mit Achtung begegnen. Seine Intriguen bei der Pforte, die von Rußland selbst unterstützt wurden, haben ihm einen neuen Grad von Wichtigkeit in den Friedensunterhandlungen gegeben; und wenn er darin Dienste leisten kann, so hat er sich ohne Zweifel auch in den Stand gesetzt, darin schaden zu können. Noch mehr steht beides in seinem Belieben bei den Zwistigkeiten Rußlands mit Schweden, und bei Gelegenheit auch mit Dänemark. Kurz, die Theilung Polens hat dem Könige von Preußen den einzigen Antheil gegeben, der den See- und handelnden Mächten gar nicht gleichgültig sein kann. Als Beherrscher der Küsten und Häfen, die jenem Königreiche noch geblieben sind, wird er ein Gegenstand der größten Aufmerksamkeit für England und Holland.

»Diese Aufmerksamkeit könnte vielleicht schleunige, nachdrückliche und wirksame Vorsichtsmaßregeln von Seiten dieser beiden Mächte erfordern; aber wir wagen es zu behaupten, daß sie solche Maßregeln nicht übereinstimmend ergreifen, und daß die Schritte einer jeden insbesondere nachgebend und friedlicher sein werden.

»England würde freilich immer im Stande sein, seinen Schritten ein desto ansehnlicheres Gewicht zu geben, je mehr Häfen und Küsten des baltischen Meeres der König von Preußen zu beherrschen hätte. Eine jede Macht ohne Marine ist gegen die andere, die eine solche hat, immer in dem Verhältnisse schwächer, als sie ihr mehr Raum und mehr Wasserseiten darbietet. Dieses sind eben so viele zum Angriffe bequeme Seiten für einen Feind, der stark in Schiffen ist; und Häfen und Küsten, die nicht von beständigen Kriegsschiffen geschützt werden, sind mit solchen Wällen zu vergleichen, die weder Flanken noch Außenwerke haben. In dieser Hinsicht kann der König von Preußen noch lange von dem Könige von England commandirt werden. Auf einer andern Seite aber hat er weit überwiegende Vortheile vor dem Kurfürsten von Hannover voraus, dessen Besitzungen, von den seinigen umgeben, ihm von allen Seiten offen stehen, und durchaus ohne Vertheidigung sind.

»Aus diesen beiden gegen einander gehaltenen Schwächen muß auf der einen und der andern Seite eine Neigung zur Freundschaft entstehen.

„Es läßt sich indessen doch erwarten, daß der Theil, der jetzt schon im Gewinnen ist, und der nicht befürchten darf, so viel und so bald zu verlieren, in der Unterhandlung den Vortheil auf seiner Seite haben, und daß hingegen derjenige, der nichts gewinnt, und dazu noch viel und schnell verlieren kann, gar nicht schwierig sein werde.

„Daher läßt sich auch vermuthen, daß, da der Kurfürst von Hannover für die Schritte des Königs von England verantwortlich sein muß, dieser sich mit großer Behutsamkeit und Mäßigung betragen werde, ohngeachtet seiner wenigen natürlichen Zuneigung für den König von Preußen. Also scheint jene Aufsamkeit, die die neue Lage dieses Monarchen in Rücksicht des baltischen Meeres bei den See-Mächten erregen mußte, ihm eine Sicherheit mehr für seinen neuen Grad von Ansehen zu verschaffen, wenn nicht bei der englischen Nation, doch wenigstens bei Georg III. und seinem Ministerium.

„Was Holland betrifft, so kennt man im Allgemeinen die schwache und zitternde Constitution dieser Republik. Sie fürchtete alles, duldet alles, beklagt sich über alles, und richtet nichts aus. Wenn wir von dieser in ihrem Princip fehlerhaften Regierung sprechen werden, wollen wir auch zeigen, warum Holland bei den Zwistigkeiten, die aus der Macht, welche der König von Preußen auf dem baltischen Meere erlangt hat, entstehen können, sich wohl zuweilen beschweren, aber dabei immer leidend verhalten wird.

„Dieser Monarch hat also von Deutschland, von dem Norden, vom Könige von England und von den General-Staaten nichts zu befürchten, welche im Gegentheil alles von ihm zu befürchten haben, und denen Furcht und Interesse die Hände gebunden halten, und noch lange so halten werden. Er aber hat seine Hände frei und wird sich kein Gewissen daraus machen, sich ihrer, nach den Umständen, so gut als möglich zu bedienen. Dieses führt uns auf die Untersuchung seiner gegenwärtigen Lage in Ansehung Frankreichs.

„Wir wollen hier nicht bis zur Epoche unserer zwei Alliancen mit dem Könige von Preußen hinaufsteigen. Man sagte oft, und wiederholt es noch, daß er uns hintergangen habe. Diese Sprache führen aber diejenigen gewöhnlich, die sich selbst hintergangen haben.*) Man schreit beständig, daß der König von Preußen nur sein Interesse vor Augen hat. Hierin hat man freilich recht; aber welcher Bewegungsgrund sollte ihn denn sonst bestimmen? Indessen ist doch dieses Interesse nicht auf eine einzige Gelegenheit, nicht auf eine einzige Allianz, und nicht auf das bloß Gegenwärtige eingeschränkt; es schließt auch die Zukunft in sich, und schwebt immer zwischen den Wahrscheinlichkeiten des mehr oder minder großen Vortheils. Die mehr oder weniger günstigen Umstände, die aus der Disposition der Höfe, mit denen jener Monarch in Verbindung steht, erfolgen können; die Festigkeit ihrer Plane und Systeme; und die Ungewißheit, die Schwachheit und das Wankende ihres Betragens; alles dieses bringt eben so viele verschiedene Combinationen, eben dasselbe Interesse hervor, das man mit Recht für das unveränderliche Princip seiner Politik hält. Diesem Princip gemäß konnte der König von Preußen der Ueberzeugung, mit welcher er auf irgend einer andern Seite einen größern Vortheil sah, immer nachgeben, so wie er ihr in der That auch immer folgen wird.

„Nach dieser Regel haben wir nun schon die respective Lage des Königs von Preußen, in Beziehung auf andere Mächte, betrachtet. Wir wollen nun von demselben Grundsatze ausgehen, um zu sehen, wie die respective Lage dieses Monarchen, in Ansehung Frankreichs, gegenwärtig ist und sein muß.

*) Man kann nicht leugnen, daß Frankreich bei seiner Allianz mit dem Könige von Preußen zu kurz gekommen sei; aber die Frage ist jetzt, ob die Allianz an und für sich fehlerhaft war, oder ob die daraus entstandenen Nachtheile bloß der Ungeschicklichkeit unsers Ministeriums zugeschrieben werden können? Wir glauben das letztere. Es ist eine wahre Absurdität, wenn man sagt, daß ein Fürst, oder ein Staat nur auf sein eigenes Interesse sieht. Dieses muß so sein, wenn die Regierung gut sein soll; aber eine Allianz ist nur dann gut, kann nur dann dauerhaft sein, wenn beide Parteien ihr wechselseitiges Interesse darin finden, und nicht eine jede ihr eigenes Interesse auf Unkosten der andern zu befördern suchen will.

Anmerk. des Verf. der geheimen Denkschrift.

„Die Entfernung beider Höfe von einander, seit 1756 bis zum Frieden, hat nothwendiger Weise ein Mißtrauen zu Wege bringen müssen; und dieses wird auch durch alles bestätigt, was seit dieser Epoche bis zum Jahre 1771 vorfiel, und was zu Anfange dieses Werkes bereits angeführt wurde. Man muß daher gestehen, daß der König von Preußen, während der ganzen Zeit, nur wenig Hoffnung hatte und haben konnte, mit Frankreich von Neuem wieder ein Band der Freundschaft zu knüpfen.

„Wir wollen noch hinzufügen, daß er sich damals mit der Hoffnung schmeichelte, daß Frankreich sein altes System wieder annehmen, oder wenigstens sein neues sehr verändern und einschränken werde.

„Wenn es möglich ist, daß das Verlangen, welches er hierzu bezeigte, nicht ganz aufrichtig war, so hatte es wenigstens einen großen Schein der Wahrheit. Die topographische Lage des Königs von Preußen, sowohl in Deutschland als im Norden, setzte ihn in den Fall, daß er von uns wenig zu befürchten, aber vieles zu hoffen hatte. Es war keine Gefahr dabei, den Insinuationen wenigstens Gehör zu geben, die von seiner Seite geschehen mußten; halb und halb zu zeigen, daß man wohl von einer Entfernung zurückkommen könnte, die sich auf Ursachen gründete, welche Frankreich nichts angingen, und vielleicht nur einige einzelne Personen betrafen, die keinen Einfluß mehr hatten; endlich auch, sich ausforschen zu lassen, und wiederum auszuforschen. Hat man aber dieses gethan? —

„Wir können nun den Schluß ziehen, daß die Lage des Königs von Preußen in Ansehung Frankreichs die Lage eines Fürsten sei, der einst mit Frankreich verbunden war, den man aber nachher als einen Feind behandelte, den man ganz zu Grunde richten wollte, und der nur noch durch Wunder existirt.

„Zweitens, daß er, nachdem er aus jener kritischen Lage herauskam, uns vielleicht nicht sehr lieben konnte; daß er aber dennoch geneigt gewesen wäre, sich wieder mit uns zu verbinden, sobald er dabei seinen Vortheil hätte finden können. *)

„Drittens, daß unsere ausschließende Verbindung mit dem Wiener Hofe ihm jene Hoffnung geraubt, und ihn zu der Nothwendigkeit gebracht hat, sich mit eben diesem Hofe zu verbinden, der Frankreich gegen ihn aufgesetzt hatte, um ihn ganz aufzureiben.

„Viertens, daß es jetzt, da die Dinge so weit gekommen sind, schwer, aber doch nicht unmöglich sein würde, ihn durch Interesse zu dem Punkte wieder zurückbringen, den er aus Nothwendigkeit verlassen hat. **)

„Endlich, daß es, so lange wir auf demselben Fuße mit dem Wiener Hofe bleiben werden, dem Könige von Preußen genug sein wird, mit eben diesem Hofe verbunden zu bleiben, ohne unsere Feindschaft zu fürchten, und ohne um unsere Allianz anzusuchen.“

Es geht aus dem hier Angeführten klar genug hervor, daß der Verfasser den Plan einer Allianz zwischen Frankreich und Preußen von ferne zeigen will, und er selbst gesteht in seiner „Recapitulation (I, 450) ein, daß er dadurch wieder den alten Einfluß Frankreichs auf Deutschland herstellen wolle, damit es dort seine Rechte als „Garant, Beschützer und Schiedsrichter“ wieder ausüben könne.

Fast scheint es, als sei der jetzige Bewohner der Tuilerien, der für einzelne der altfranzösischen Ueberlieferungen ein feines Verständniß besitzt, bereits

---

*) Nach unsern obigen Bemerkungen kann man annehmen, daß der König von Preußen keine Macht weder liebe noch hasse; und daß er sich vorzugsweise mit derjenigen verbinde, die ihm die größten Vortheile verschaffen kann.

Anmerk. des Verf. der Geh. Denkschrift.

**) Frankreichs Bündniß mit dem Wiener Hofe, von dem der König von Preußen unterrichtet war, lange vorher ehe es allgemein bekannt ward, ist die wahre Ursache der Entfernung dieses Monarchen von uns; und mit Grund wird hier behauptet, daß er sich aus Nothwendigkeit mit unsern Feinden verbunden habe, nicht aber aus Laune und Phantasie, wie man oft vorgeben wollte.

Anmerk. des Verf. der Geh. Denkschrift.

dahin gekommen, auch dem Plane zu folgen, der in den letzten Tagen der bourbonischen Dynastie vor der großen Revolution allerdings in Paris aufdämmerte; man vernimmt von wunderlichen Eröffnungen des Tuilerien=Cabinets, wohl bestimmt, das Ohr des preußischen Hofes zu treffen, von der Aussichtstellung von Gebietsvergrößerung und dergleichen.

Aber selbst zugegeben, daß Preußen durch gewisse Beziehungen zu Frankreich gewinnen könnte, — was wir nicht zugeben, — so ist es doch nicht gleichgültig, mit welcher der wechselnden Regierungen Frankreichs ein näheres Verhältniß von Preußen eingegangen würde.

Lille, ein Stadtbild aus Französisch Flandern.

— Von einem französischen Reisenden. —

Lille ist die Hauptstadt im Norden Frankreichs und die Schöpferin jenes industriellen Lebens, welches ihr den Namen des französischen Manchester erworben hat. Selbst Mühlhausen und Rouen stehen ihr in dieser Beziehung nach.

Die Flamänder sind nicht allein große Fabrikanten, sie sind auch Frankreichs beste Landwirthe. Nach dem Seinedepartement ist das ihrige das am meisten bevölkerte; so haben sie in vieler Beziehung ein Anrecht auf die besondere Beachtung des Staates.

Die Bewohner scheinen kalt und materiell, sind aber im Grunde allen schönen und großen Ideen zugänglich. Sie reden wenig, aber handeln viel, und handeln richtig und gut.

Im sechszehnten Jahrhundert genügte das heroische Beispiel einer Frau, Namens Jeanne Maillotte, um die Räuber in die Flucht zu jagen, welche die Vorstädte Lille's überfallen wollten. Ebenso energisch widerstand die Stadt im Jahre 1792 dem Bombardement der Oestreicher, ohne eine andere Vertheidigung zu haben, als ihre Nationalgarde, bis der Feind genöthigt war, doch endlich die Belagerung aufzuheben. Das sind wahrhaft noble Charaktere, welche die Ehre höher als Leben und Reichthum achten, und mit kaltem Blut den Feind ihr Hab und Gut zerstören lassen, ohne sich zu ergeben.

Jener Barbier, dessen Laden durch eine Bombe zertrümmert worden war, war einer der tapfersten Bürger, denn er nahm nun eins der Bruchstücke der Bombe statt Barbierbecken zur Hand und rasirte auf dem großen Platze seine Kunden.

Es waren muthige Männer, die Bürger von Lille, denn nachdem sie den Feind fortgejagt, erklärten sie dem wilden Conventsmitgliede Lebon, daß sie keine Guillotine wollten, und daß sie ihn eben so gut, wie die Oestreicher, mit Kanonen forttreiben würden, wenn er sie länger mit seiner Gegenwart belästigte.

Lille ist reich an älteren und neueren historischen Erinnerungen, und ist werth, von Jedem, der sich für dergleichen interessirt, mit Aufmerksamkeit betrachtet zu werden.

Die Stadt ist groß und wohl gebaut. Wenn man durch das Pariser Thor, welches einen unter Ludwig XIV. erbauten Triumphbogen darstellt, der sich sehr schön ausnimmt, in die Stadt einfährt, gelangt man zuerst in eine große Handelsstraße, welche ebenfalls den Namen der französischen Hauptstadt führt, und in deren Mitte der große Theaterplatz mit dem Theater selbst gelegen ist. Dieses Gebäude bildet ein regelmäßiges Parallelogramm, und hat außen wie innen große Aehnlichkeit mit der Pariser komischen Oper. Man geht an seinem eleganten Peristyl vorbei und befindet sich alsbald auf dem großen Platze, auch Place d'Armes genannt, welcher der eigentliche Schauplatz aller historisch merkwürdigen Begebenheiten von Lille ist. Dieser Platz hat vielen Charakter.

Groß und weitläufig, wie alle Hauptplätze nordischer Städte, befinden sich dort auch noch mehrere interessante Gebäude, wie z. B. die Börse, deren Inneres vollständig einem maurischen Palais gleicht.

Der Börse gegenüber liegt das Rathhaus, welches zum Theil aus dem alten Palais Ritour entstanden ist, das der Herzog von Bourgogne, Johann ohne Furcht erbaute, und Karl V. eine Zeitlang bewohnte. In diesem Rathhause, welches jetzt fast ganz modern geworden ist, befindet sich auch das Bilder-Museum und eine ziemlich interessante naturgeschichtliche Sammlung.

Nördlich vom Platze liegt die Straße Esquermoise, das eigentliche Stadtviertel der reichen Magazine. Diese mündet in die Straße de la Barre, welche wieder in die Rue Royale ausläuft, welche mit Recht die größeste und schönste Straße von Lille genannt werden kann. Von allen prächtigen und vornehmen Hotels dieser Straße ist die Präfectur das vornehmste.

Die Straße de la Barre, nicht so lang als die Ruy Royale, führt zur Promenade, die Esplanade genannt, woselbst eine Statue des tapfern General Negrier, eines der ehrenwerthesten Bürger von Lille, errichtet ist. Die Promenade wird nördlich von dem Marsfelde und der Citadelle begrenzt, und läuft parallel mit der Rue Royale, mit der sie durch mehrere Querstraßen verbunden ist. Dieses Quarré bildet ein nobles und regelmäßiges Ganze, und die Esplanadenpromenade ist der Versammlungsort der guten Gesellschaft von Lille.

Es fehlt ihr freilich an Belebung zu gewöhnlichen Zeiten, verwandelt sich aber ganz und gar zu einer Epoche, die ich später näher bezeichnen werde. Auf dem langen Wege, den wir bereits zurückgelegt, haben wir schon mehrere Kirchen gesehen, die von St. Maurice, St. Cathérine, St. André, welche aber nichts Besonderes an sich haben; die Einfachheit der Gotteshäuser von Lille überrascht Jeden. Die alte flamändische Stadt ist aber streng katholisch, und so macht ihr die religiöse Einfachheit ihrer Geistlichkeit eben so viel Ehre, wie der Glaubenseifer ihrer treuen Bewohner. Uebrigens wird Lille bald ein Bischofssitz werden, und dann sicher eine Kathedrale erhalten.

Hier scheint es mir an der Zeit, von der Beschreibung der Stadt selber abzubrechen, und endlich auf ihre Bewohner überzugehen.

Der Charakter der Flamänder ist ein höchst seltsamer und seltener, der vollständigste Gegensatz zu dem der Südländer.

Bei den ersten Begegnungen ist der Flamänder stets kalt und zurückhaltend, und obwohl er immer sehr höflich ist, scheint man durchaus keine Fortschritte in seiner Gunst und seinem Zutrauen zu machen. Aber sobald sich eine Gelegenheit zeigt, wird man angenehm überrascht, in ihm einen aufrichtigen, ergebenen, sogar aufopfernden Freund zu finden. Man fühlt dann, daß, wenn er auch nicht viel Wesens von seiner Freundschaft macht, man sich doch jederzeit auf dieselbe verlassen kann.

Mit einem Südländer ist das ganz etwas Anderes. Nichts Reizenderes kann man sich denken, als die Anfänge einer solchen Freundschaft. Jede Empfindung bei ihm gleicht der Leidenschaft, und unwillkürlich fühlt man sich von einer so grenzenlosen Hingebung fortgerissen und höchstens von dem Zweifel befangen, ob man auch so viel Liebe verdiene. Das Ende gleicht freilich selten dem Anfang, . . . aber ich will mich keineswegs in meinem Urtheil übereilen, s giebt dort wie überall wahre Freunde.

Nicht allein in den Beziehungen des Herzens halten die Flamänder mehr als sie versprechen, sie sind auch höchst intelligente Leute, und wissen überall, namentlich in ihrem Handel ungeheure Hülfsquellen zu entdecken, die ihnen zu Ehren und Reichthum verhelfen. Da haben wir zum Beispiel einen Mann, der sich mit speculativen Arbeiten beschäftigt, welche einem gewöhnlichen Menschen untergeordnet scheinen würden, er aber weiß sie vermöge seiner Intelligenz zu einer solchen Ausdehnung zu bringen, daß sie von großer Wichtigkeit für die allgemeinen Interessen werden, und auf diese Art dem Lande und ihm zugleich Vortheil bringen. Ein Anderer, ein Stadtbeamter, dem seine Beschäftigung nicht genügte, ist einer der ausgezeichnetsten Antiquitätenhändler Frankreichs geworden, und das Museum, welches er nach jahrelangem beharr-

lichen Sammeln zu Stande gebracht hat, ist eines der sehenswerthesten Curiositäten von Flandern. Die Beharrlichkeit ist überhaupt eine der Haupttugenden der Flamänder, vermöge deren sie es auch zu etwas bringen im Leben.

Nirgends habe ich so oft wie in Lille großes Verdienst in bescheidenem Gewande auftreten sehn. Die Wissenschaft selbst ist dort keineswegs pedantisch. Ich kannte dort einen Arzt von ehrenwerthem Charakter, dessen tiefe Gelehrtheit ganz Flandern mit Staunen und Bewunderung erfüllte, und welcher doch Jedem mit der einfachsten und schlichtesten Freundlichkeit begegnete.

Die Bewohner von Lille lieben auch die schönen Künste, sie haben ein gutes Theater, ermuthigen jedes Talent, und haben eine vortreffliche philharmonische Gesellschaft organisirt. Paris darf sich kaum rühmen, einen so vollkommen gebauten Concertsaal zu besitzen, als ihn Lille aufzuweisen hat. Dieser cirkelförmige Saal befindet sich übrigens in einem Hotel, an das sich historische Erinnerungen knüpfen, denn Ludwig XVIII. übernachtete dort, als er von Gent zurückkehrte.

Es ist billig, daß, nachdem ich von den Bürgern von Lille gesprochen habe, ich auch ein Wort über ihre Frauen hinzufüge.

Es läßt sich aber wenig über Frauen sagen, wenn man nur Gutes von ihnen weiß. Die Bürgerinnen von Lille sind ebenso gute Frauen und zärtliche Mütter, als sie gehorsame Töchter waren. In diesem Lande gehorchen die Kinder noch den Eltern, und ich habe junge Leute und junge Mädchen genug gekannt, die bereits die Mündigkeit erlangt hatten, und sich doch nicht für selbstständig und unabhängig hielten. Die Pariser Kinder sind in dieser Hinsicht viel weiter voraus, aber die von Lille sind mir darum doch lieber. Diese vortreffliche Familienerziehung scheint mir einen höchst wohlthätigen Einfluß auf die Menschen auszuüben. Auch sind die jungen Damen von Lille, wenn sie auch mit zwanzig Jahren noch nicht thun, als hätten sie die Erfahrungen von fünfzig Jahren gesammelt, darum doch nicht unwissend oder beschränkt; im Gegentheil! sie sind wohl gebildet und nützlich in ihrer Häuslichkeit.

Im Ganzen ist Lille eine Stadt, in der noch die gute alte Sitte herrscht. Trotz der wissenschaftlichen und industriellen Fortschritte Lille's, trotz ihres Reichthums und Aufwandes, ist ihr doch eine gewisse gediegene Einfachheit geblieben, welche ihr eben einen so ganz besonderen Charakter verleiht.

Ich habe schon erwähnt, daß zu einer Zeit im Jahre die Stadt ein ganz anderes Aussehen hat, das ist zur Zeit des August-Jahrmarktes.

Die zahlreichen Eisenbahnverbindungen haben zwar in vieler Beziehung die Wichtigkeit der Jahrmärkte verringert, und der von Lille weist auch in Hinsicht auf den Handel nichts Besonderes auf. Aber es ist wunderhübsch mit anzusehen, mit welcher Begeisterung sich die ganze Bevölkerung den verschiedenen Vergnügungen hingiebt und massenhaft in die Theater auf dem Marsfelde strömt, welche während der ganzen Jahrmarktszeit dort bleiben.

Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß diese Begeisternng eine so reine und ursprüngliche ist, daß sie jeden Standesunterschied aufhebt. Vornehm und Gering drängen sich zu den Theatern, und man kann in den abscheulichsten Buden schöne und elegante junge Frauen sehen, ebenso auch ernste Familienmütter, die sich sonst fast ein Gewissen daraus machen, ein gutes Theater zu besuchen, es aber hier ganz in der Ordnung finden, die derbsten und dummsten Späße mit anzuhören.

Diese seltsame Anhänglichkeit, namentlich der Frauen von Lille, an ihre Jahrmarktstheater entsteht aber weniger aus ihrem schlechten Geschmack, dessen sie sich sonst nicht schuldig machen, sondern einzig und allein aus ihrer Pietät für Familientraditionen, diese Schauspiele waren das Hauptvergnügen ihrer Vorfahren, die ja keine anderen kannten. Deshalb liebt man sie noch dort und hält sie hoch in Ehren bis auf den heutigen Tag.

Diese Anhänglichkeit an die alten Sitten hat auch der Stadt Lille ihr volksthümlichstes Fest, la fête de la Braderie, erhalten, welches nach dem Jahrmarkte stattfindet und die ganze Stadt während zwölf Stunden in ein unendliches Trödelmagazin umwandelt.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Cultur eines Landes sich nur auf

Kosten gewisser moralischer Eigenschaften vervollkommnen kann, und wo sie die alten ehrwürdigen Gebräuche der Väter beseitigt hat, ist auch die Biederkeit und Rechtschaffenheit um vieles geringer geworden.

Also verzeihe ich gern der guten Stadt Lille ihre Jahrmärkte und ihre Fêtes de la Braderie, und wünsche von Herzen, daß die prächtige flamländische Stadt noch lange dieselbe bleiben möge!

Die großen Hofämter in Frankreich.

Wir haben in unsern frühern Artikeln (17. Band, Heft 3. und Heft 5. die „großen Kronämter und die Marschälle von Frankreich") bereits bemerkt, daß die französischen Großbeamten in Frankreich in zwei Klassen sich geschieden, nämlich in Großofficiere der Krone, große Kronämter, zu denen auch die Marschälle gerechnet werden, und in Großofficiere des Königlichen Hauses, große Hofämter.

Die Inhaber der großen Hofämter hatten natürlich kein Recht auf die bedeutenden Privilegien der großen Kronämter, dennoch waren sie außerordentlich gesucht, weil sie der Person des Königs in seinem Haushalte oft näher standen als jene, und ihnen ja auch nach und nach durch den Verlust ihrer Privilegien näher rückten.

Der vornehmste Großofficier des Königlichen Hauses war der Groß-Almosenier, der als solcher auch für den vornehmsten geistlichen Würdenträger in ganz Frankreich gehalten wurde. Der Groß-Almosenier war von Rechtswegen Commandeur der Königlichen Orden, leistete seinen Eid in die Hände des Königs selbst, beeidete seinerseits die Officianten der Kapelle, certificirte die Eide der Bischöfe, verfügte über die Almosenkasse, hatte die Oberaufsicht über die Spitäler, kurz seine Stellung war eine so einflußreiche und eine so hoch bevorrechtigte, daß man sich billig darüber wundern muß, warum es den Großalmoseniers unter dem Königthum nie gelungen, ihr Amt zu einem großen Kronamt zu machen, obwohl es an Anstrengungen nicht gefehlt hat. Bis in's 15. Jahrhundert existirte die Charge nicht, die Könige hatten wohl Almoseniers, aber der erste wirkliche Groß-Almosenier war Geoffroy von Pompadour 1486. Von ihm an zählt man 26 Groß-Almoseniere, darunter sind vier Prinzen aus dem Hause Rohan. Der 23. ist der Cardinal Fesch, der unter dem ersten Kaiserreich diese Würde bekleidete und zu den Großbeamten der Krone gerechnet wurde. Der Cardinal Prinz von Croy war der letzte Groß-Almosenier von Frankreich, 1822 ernannt, hörten seine Functionen 1830 auf. Der Bürgerkönig ernannte keinen Groß-Almosenier. In allerneuester Zeit aber hat Louis Napoleon den Erzbischof von Paris Cardinal Morlot zum Groß-Almosenier ernannt.

Das zweite große Hofamt war das des Großjägermeisters (Grand-Veneur de France), es wurde unter König Karl VI. errichtet; die Functionen des Großjägermeisters bedürfen keiner Erklärung, in Behinderungsfällen wurde er durch den ersten Jägermeister (le premier veneur) vertreten. Die Beamten dieser Charge hießen Jagd-Capitains, Capitain-Lieutenants, Lieutenants, Jagd-Pagen. Man zählt 26 Großjägermeister. Der erste war Louis d'Orgecin 1413. Von 1530 an folgten sich in dieser Würde fünf Prinzen aus dem Hause Lothringen, dann kommen drei Rohan, der letzte von diesen war der Chevalier von Rohan, der 1674 enthauptet wurde. Beim Ausbruch der Revolution bekleidete diese Würde der Prinz von Lamballe, der durch das Schicksal seiner schönen und edlen Gemahlin, der Freundin Marie Antoinetten's, bekannt ist. Unter dem ersten Kaiserreich war Berthier Grand-veneur, unter der Restauration der Marschall Marquis Law de Lauriston, unter dem Bürgerkönigthum Niemand. Louis Napoleon ernannte 1852 den Marschall Magnan.

Der neunte große Hofbeamte ist Groß-Prévot (grand-prévôt de France ou de l'hôtel du Roi). Dieser war der älteste Richter in Frankreich, er erkannte in allen Civil- und Criminalfällen, bei denen Königliche Beamte betheiligt waren; sechs Requetenmeister, zwei für Civil- und vier für Criminalfälle, standen ihm zur Seite, dieses Amt war in den beiden letzten Jahrhunderten bei dem edlen Hause des Sourches de Tourzel.

Das zehnte und letzte große Hofamt ist das des Groß-Quartiermarschalls (grand maréchal des logis), der für die Unterbringung des Hofes auf Reisen zu sorgen hatte. Der letzte Titular dieser Charge war der Marquis de la Suze

(1771 — 1789); dieselbe ist nicht wieder hergestellt worden. Aehnliche Functionen hatte unter dem ersten Kaiserreich Duroc duc de Frioul mit dem Titel eines grand-maréchal, ein Titel, den Louis Napoleon 1852 auch den Marschall Vaillant verliehen hat.

Dies waren die Großofficiere des Königlichen Haushaltes, die großen Hofämter von Frankreich, nun giebt es aber noch einige Beamte, welche mit diesen Großofficieren rangirten, ja zuweilen vor ihnen. Wir meinen vorzugsweise die Siegelbewahrer und Staatssecretaire.

Das Amt des Siegelbewahrers war anfänglich immer nur ein commissorisches, der König übertrug die Siegel einem Andern, wenn er sie dem Kanzler von Frankreich entziehen wollte, oder wenn dieser sie ihm zurückgab, daher erscheint der Siegelbewahrer oft mit allen Attributen des Kanzlers von Frankreich ausgerüstet und nimmt nicht selten dessen Stelle unter den großen Kronämtern ein. Im alten Königlichen Frankreich hatte man vier Siegel; erstlich das große Siegel (Thronsiegel); dieser zeigte den König auf dem Throne sitzend und im Gegensiegel das Wappen von Frankreich, man bediente sich desselben bei allen Souverainetäts-Urkunden und feierlichen Erlassen des Kanzler-Amtes; zweitens: Das Dauphin-Siegel (sceau-Dauphin, Reitersiegel); dieses zeigte den König zu Pferd, das Wappen von Frankreich und Dauphiné im Arm; mit diesem Siegel wurde Alles besiegelt, was die Dauphiné betraf; drittens: das kleine Siegel mit dem Wappen von Frankreich, dessen man sich im gewöhnlichen Verkehre mit den fremden Mächten bediente; viertens endlich: das Geheimsiegel (le sceau du secret); dieses war das Königliche Cabinetssiegel und wurde einem Kammerherrn anvertraut. Depeschen wurden gelb gesiegelt, Edikte aber grün. Roth wurde Alles gesiegelt, was die Dauphiné betraf. Seit der garde des sceaux 1551 eine wirkliche Charge wurde, zählt man 20 Siegelbewahrer, der letzte war Jerome Champion de Cicé Erzbischof von Bordeaux, der diese Würde vom 3. August 1789 bis zum 22. November 1790 bekleidete und aus der Geschichte der Revolution hinlänglich bekannt ist; von da ab wurden die Siegel dem Minister-Staatssecretair im Departement des Innern anvertraut, der denn auch oft den Titel Siegelbewahrer führte.

Das dritte große Hofamt war das des Großfalkenmeisters (grand-fauconnier), der auf den einst so beliebten und in der Ritterzeit so hochgeehrten Falken-Baizen als Jagdmeister fungirte. Der Inhaber dieser Charge wurde, seit die Falkenjagden in Verfall und Abgang kamen, nach und nach zur einfachen Titulatur. Man zählt 24 Großfalkenmeister; der Erste war Eustache de Gaucourt, 1406-1412; unter dessen Nachfolgern befinden sich vier Herren aus dem großen Hause Cossé-Brissac, zwei Vieuvilles, ein Lothringischer Prinz, zwei Luynes aus dem Hause d'Albert und drei Marats aus dem Hause Dauvet; der letzte grand-fauconnier war der Graf von Vaudreuil 1780 — 1790. Das Amt ist nicht wieder hergestellt worden.

Es folgt nun als Vierter der Großwolfsjägermeister (grand-louvetier). dessen Stelle 1467 errichtet wurde. Er ernannte die Capitaine und Capitain-Lieutenants der grande-louveterie in allen Provinzen, welche den Verwüstungen der Wölfe, denen Frankreich noch bis auf diesen Tag auffallend ausgesetzt ist, zu steuern hatten. Man zählt 24 Großwolfsjägermeister; der Erste ist Pierre Hannequan 1467, der Letzte ein Graf von Haussonville 1780 — 1789.

Der Fünfte ist der Großmundschenk (grand-échanson oder grand-bouteiller). Diese alte Charge hatte einst eine große Bedeutung für die ganze Hofverwaltung; bis ins 15. Jahrhundert bestand die Charge des grand-échanson neben der des grand-bouteiller, beide wurden meist von den vornehmsten Herren des Reiches verwaltet. Der 38. grand-bouteiller, der hochmächtige Carl von Rohan-Gye 1498 — 1516 brachte die Würde des grand-échanson an die grande-bouteillerie, mit der dieselbe vereinigt blieb, bis dieses große Hofamt 1711 ganz aufgehoben und seine Funktionen dem Kron-Obrist-Kämmerer-Amte zugewiesen wurden. Der letzte Großmundschenk und Oberst-Schenk von Frankreich war Marcus Antonius von Beau-Poil und Saint-Aulaire, Marquis von Lanmari.

Der sechste ist der Großbrodmeister (grand-pannetier). Dieses Hofamt war eben so alt und in älteren Zeiten eben so wichtig, als das des grand-bouteiller. Der Großbrodmeister hatte die Jurisdiction über alle Bäcker in Paris und der Banlieue; er übte seine Gerichtsbarkeit durch einen besondern General-lieutenant, bis die Charge, wie die vorhergehende, im August 1711 aufgehoben wurde. Unter den 34 Titularen dieser Charge zählt man unter Anderen zwei Montmorency, drei Crussol und acht Herren aus dem Hause Cossé-Brissac. Aus demselben Hause waren nach Aufhebung der grand-panneterie nur zwei Herren premiers pannetiers.

Das siebente große Hofamt ist das des **Großküchenmeisters** (grand-queux). Es stand in hohen Ehren und wird seit 1060 erwähnt; Herren aus den großen Häusern Beaumont, Harcourt, Chatillon, Nesles de Linières und de Prie werden als Großküchenmeister genannt, doch wurde dieses Hofamt als solches schon 1490 aufgehoben. Die nachher noch vorkommenden maitres-queux sind Unterbeamte der ecuyers de bouche.

Als der achte folgt nun der **Großceremonienmeister**. Die grande-maitrise des cérimonies ist 1585 als großes Hofamt von König Heinrich III. geschaffen worden. Der erste Inhaber dieser Charge war de Pot de Rhodes, dem mehrere Nachkommen succedirten. Endlich kam die Großceremonienmeisterschaft an die Grafen von Dreux-Brézé, die sie behauptet haben, trotz Mirabeau's Donnerwort, durch alle Stürme der Revolution hindurch bis zum Jahre 1830. Die Funktionen dieser Charge bedürfen keiner weitern Erklärung. Im Jahre 1852 hat Louis Napoleon den Duc de Bassano, einen Sohn des bekannten Staatssecretairs Maret, zum Großceremonienmeister ernannt.

Die **Staatssecretaire** hießen anfänglich clercs du secret, es waren wirklich Cleriker, meist untergeordneten Standes; unter Philipp von Valois erhielten sie den Titel Königliche Secretaire (secretaires du Roi). Nach einer Ordonnanz von 1419 gab es deren acht, von denen immer vier einen Monat lang Dienst thaten, und dann mit den anderen vier abwechselten. Erst im 16. Jahrhundert bekamen diese Secretaire eine größere Bedeutung, und unter dem 3. April 1559 erhielt Herr von Aubespine den Titel secretaire d'état, um bei den Friedensverhandlungen zu Cateau-Cambresis gleichen Rang zu halten mit den spanischen Bevollmächtigten. Seit 1860 gab es vier solcher Staatssecretaire, sie contrasignirten nicht nur, sondern hatten auch das Recht, selbstständig zu verfügen unter der Formel „de par le Roi". Seit 1580 leisteten sie ihren Eid zu des Königs eigenen Händen ab. Seit 1589 unterschied man fünf Staatssecretaire für auswärtige Angelegenheiten, für Handel und Seewesen, für den Krieg, für das Königliche Haus und für das Innere. Der Staatssecretair für das Finanzwesen hieß bis ins 17. Jahrhundert surintendant des finances, von da an aber nur General-Controleur.

Der Bonapartische Hof des ersten Napoleon stellte zum Theil die großen Kronämter, zum Theil auch die großen Hofämter wieder her, doch fand kein Unterschied zwischen den Großofficieren der Krone und des Hauses statt, wohl aber andere, die doch etwas Aehnliches ausdrücken sollten. Den höchsten Rang nahmen ein sechs Großwürdenträger (grands dignitaires), die in folgender Reihe rangirten.

1) Der **Großwahlherr** (grand-électeur), es ist wohl nicht ganz klar, was dieser neue Titel für eine Bedeutung hatte; Inhaber dieser Würde war Joseph Bonaparte, König von Spanien.
2) Der **Connetable**. Louis Bonaparte, König von Holland.
3) Der **Erzkanzler des Reichs** (archichancelier de l'Empire).
4) Der **Staatskanzler** (archichancelier de l'Etat). Cambacérès, Duc et Prince de Parme.
5) Der **Erz-Schatzmeister**. Lebrun, Duc et Prince de Plaisance.
6) Der **Großadmiral**. Joachim Mürat, König von Neapel.

Dann kamen 16 Großofficiere.

1) Der Großalmosenier: Cardinal Fesch, Erzbischof von Lyon.
2) Der Groß-Kammerherr: Charles de Talleyrand, Prince de Benevent.
3) Der Groß-Stallmeister: Caulaincourt, Duc de Vicence.
4) Der Groß-Pallastmarschall: Duroc, Duc de Frioul.
5) Der Groß-Jägermeister: Berthier, Prince de Wagram.
6) Der Groß-Ceremonienmeister: Comte Philippe de Ségur.
7) Der Vice-Kanzler:
8) Der Vice-Connetable: Berthier, Prince de Wagram.
9—16) Die acht General-Obristen.

Den dritten Rang hatten dann die Marschälle.

Berliner Revue.

Kleine Zeitung.

№ 7. Sonnabend, 14. Mai. 1859.

Berlin, 14. Mai.

Herr von Kleist-Retzow bemerkte in einer der letzten Sitzungen des Herrenhauses mit Recht, daß unsere äußere Politik stets von derjenigen abhängig sein werde, die die Regierung im Innern befolgt, und daß eine Politik, welche sich in irgend einer Weise an die Principien von 1789 lehne, eines consequenten Gegensatzes gegen die französischen Ideen nicht sicher sei. Bei Frankreich sehen wir allerdings eine vollständige Harmonie zwischen auswärtiger und innerer Politik: im Innern die großen Lügen von allgemeinem Stimmrecht, von allgemeiner Gleichheit, nach Außen die große Lüge vom Rechte der Nationalitäten: im Innern wie im Aeußern also die Verkörperung der Grundsätze der Revolution.

Wir dagegen wollen das Gleichgewicht Europa's, die alten heiligen Vorträge schützen, wir wollen gegen die Revolution nach Außen einstehen. Das ist eine Aufgabe, die auch dann eine schwere wäre, wenn wir mitten in einer gedeihlichen Entwickelung unserer inneren Verhältnisse ständen. Können wir dies aber von unseren Zuständen behaupten, oder lebt nicht vielmehr bei vielen und nicht den schlechtesten Männern die Besorgniß, der Liberalismus, der auf einen vollständigen Bruch mit der altpreußischen Vergangenheit hindrängt, werde unaufhaltsam vorschreiten. Es ist aber eine offenkundige Thatsache, daß dieser Liberalismus wie seinen Ausgangspunkt so seine Ideale in den Gebilden der französischen Revolution von 1789, seine auswärtige Politik also auch nur in den entsprechenden Gedanken von der Befreiung der Nationalitäten, den Rechten der Massen auf eigene Bestimmung ihrer Staatsform xc. hat.

Berlin, 14. Mai.

Nachdem durch die Allerhöchsten Ordres vom 20. und 29. April d. J. die Kriegsbereitschaft der Armee angeordnet worden, hat der Herr Minister des Innern durch Circular-Verfügung an sämmtliche Königliche Regierungen und an das hiesige Polizei-Präsidium vom 9. Mai d. J., im Einverständnisse mit dem Herrn Kriegsminister, unter Hinweisung auf den §. 19 des Gesetzes vom 31. Dezember 1842 — Nr. 2319 — und unter Bezugnahme auf den im „St.-Anz.“ Seite 772 abgedruckten gemeinschaftlichen Erlaß vom 30. April d. J. bestimmt, daß Auslandspässe, Heimathscheine und Entlassungs-Urkunden an militär- und landwehrpflichtige Personen bis auf Weiteres nicht ertheilt werden dürfen.

— Daß Herr v. d. Pfordten die Aufstellung von Observationscorps am Rhein beim Bundestage beantragen wird, erhellt auch aus officiösen Artikeln; die Rüstungen werden in Baiern im größten Umfange betrieben, und kostet jetzt schon die Armee täglich 124,000 Fl.; würde sie ein Jahr lang auf dem Stande von 100,000 Mann erhalten, so müßten 43 Mill. Gulden aufgebracht werden.

— Die Gerüchte von einer nahe bevorstehenden Zusammenkunft Sr. königl. Hoheit des Prinz-Regenten mit dem Kaiser Alexander entbehren jeder thatsächlichen Begründung.

— Der Commandeur der 8. Cavallerie-Brigade, Oberst und Flügel-Adjutant Sr. Majestät des Königs, Graf zu Münster-Meinhövel, der aus Erfurt hierher berufen worden, hat sich vorgestern Abend in einer speciellen Mission nach Hannover begeben. Diese Mission dürfte sich auf die prononcirte und Oestreich zugewandte Stellung beziehen, die Hannover in der großen Tagesfrage eingenommen hat. Graf Münster ist am hannöverschen Hofe wohlbekannt und hochgeschätzt.

— Der Commandeur des zweiten Garde-Regiments zu Fuß, Oberst von Schlegell, Flügel-Adjutant Sr. Majestät des Königs, ist am Nervenfieber erkrankt.

— Der preußische General-Stabsofficier Major von Redern, der sich im östreichischen Hauptquartier befindet, stand früher beim Garde-Dragoner-Regiment; er ist als eifriger Sportsman bekannt.

— Gestern Abend trafen hierselbst ca. 940 Reserven für das Garde-Corps per Eisenbahn ein und werden heute den betreffenden Regimentern zugeführt.

— Das französische Manifest vom 3. soll vorläufige Bemerkungen veranlaßt haben, in

welchen auf französischer Seite angedeutet wurde, daß, wenn Frankreich siegreich wäre, es sich mit den anderen Mächten wegen der Reorganisation Italiens verständigen würde. Ueber vorläufige diplomatische Besprechungen ist dies alles schwerlich hinausgegangen, und es liegt auf der Hand, daß solche unbestimmte Andeutungen keine genügenden Garantien bieten können. Officielle Anfragen wegen des Manifestes und der französischen Absichten wurden bekanntlich seitens der andern Mächte erst noch erwartet, und sie werden voraussichtlich in bestimmter Form die keine vieldeutige Antwort zuläßt, gestellt werden.

— Heinrich von Arnim wies in seiner Rede in der neulichen Debatte über auswärtige Politik u. A. darauf hin, daß das Vertrauen Deutschlands in dem gegenwärtigen Augenblicke Preußen zu einer Leitung berufen werde, welche durch die Machtverhältnisse Deutschlands und das Bedürfniß seiner Einheit für die Tage der Gefahr nothwendig gegeben sei. Dazu sei eine Verständigung mit Oestreich nothwendig. Im Schooße der Commission sei der Wunsch laut geworden, daß Preußen die östreichische Regierung deßwegen beschicken möge. v. Arnim deutete an, daß die Sendung des General-Lieutenants v. Willisen damit zusammenhangen dürfte.

— Der Historiker Friedrich von Raumer begeht heute seinen 78. Geburtstag. Sein Geburtsort ist bekanntlich Wörlitz bei Dessau.

— Nach § 110 des Strafgesetzbuches werden diejenigen, welche die Königl. preußischen Lande verlassen, um sich dem Militairdienste zu entziehen, und ebenso beurlaubte Landwehrmänner, welche ohne Erlaubniß auswandern, mit 50—1000 Thlr. Geld, oder mit einem Monat bis einem Jahre Gefängniß bestraft. Das Obertribunal hat vor kurzem entschieden, daß diese Bestimmungen auch in dem Falle Anwendung finden, wenn ein Militairpflichtiger einen Paß zum Aufenthalte im Auslande auf eine bestimmte Zeit, z. B. auf ein Jahr, erhalten hat, nach Ablauf dieser Frist aber nicht nach Preußen zurückkehrt, sondern im Auslande verbleibt.

— Der Gerichtshof zur Entscheidung der Competenz-Conflicte hat neuerdings in einem Processe angenommen, daß, wenn die Regierung die einem Communalbeamten von Seiten des Magistrats contractlich zugesicherte Besoldung für unzulänglich erachtet, und deshalb im öffentlichen Interesse und zur Sicherung einer geordneten Amtsverwaltung angeordnet, daß dem Communalbeamten ein höheres Gehalt anzuweisen sei, der Rechtsweg gegen eine solche Verfügung unzulässig sei.

— Gestern früh traten einige 80 Personen — Auswanderer — aus den Regierungsbezirken Posen, Bromberg, Cöslin und Stettin kommend, größtentheils dem Arbeiterstande angehörig, ihre Reise über Hamburg nach Nordamerika an.

— Die Stadt Cochem an der Mosel schwebt seit einigen Tagen in großer Gefahr, indem der große Thurm daselbst sich vor einigen Tagen nach einer Seite hin bedeutend geneigt und große Risse erhalten hat, so daß man fortwährend seinen Einsturz fürchtet. Die Einwohner des Stadtviertels, nach dessen Seite hin der Thurm sich geneigt hat, sollen in größter Eile die Häuser verlassen haben. Von Koblenz ist gestern der Geh. Baurath Nobiling im Auftrage der Königl.

Kleine Chronik.

*** Die jüngste Woche war eine tief bewegte. Nicht nur, daß die Bestattung Alexander von Humboldts zu einem Ereigniß wurde, welches die weitesten Kreise beschäftigte und dem Straßenleben eine Lebhaftigkeit, wie sie bei uns selten ist, gab, auch die politischen Dinge wirkten auf die Physiognomie der Stadt nicht unbedeutend ein. Täglich sahen wir Haufen von Reservemannschaften einziehen und, geführt von Unterofficieren, ihre Quartiere aufsuchen. Die Tribünen des Landtags zogen ebenfalls in der jüngsten Woche ein großes Publikum an, welches besonders die Debatten über die auswärtigen Angelegenheiten und die Eröffnungen des Ministers mit Spannung anhörte.

*** Die „Volkszeitung" verlangt, daß eine Anzahl der „angesehensten" preußischen Demokraten eine Kundgebung an Deutschland erlasse, auf daß das Vertrauen der Deutschen zu Preußen zurückkehre. Außerdem verlangt sie ein deutsches Parlament.

*** An dem Mendelssohn'schen Hause in der Oranienburger Straße, in welchem Humboldt starb, (es gehörte früher dem Staatsrathe Körner, Vater des Dichters) wird eine Gedächtnißtafel angebracht werden. Das Haus, in welchem Humboldt geboren wurde, steht nicht mehr, es verschwand vor längerer Zeit schon bei einer Straßenverlegung.

*** Die ehemalige Kaserne Wilhelmsstraße Nr. 3 wird nicht abgerissen, wie es früher beabsichtigt war, sondern mit Rücksicht auf die Wohnungsnoth restaurirt. Es hat darin nämlich seit mehreren Jahren eine große Anzahl von kleinen Leuten Obdach gefunden.

*** Man sieht jetzt sehr häufig Damen zu Pferde; das war noch vor Kurzem so selten, daß die Erscheinung des Federhutes und des langen Reitkleides immer Aufsehen erregte. In neuester Zeit scheint das hohe Beispiel I. K. H. der Frau Prinzeß Friedrich Wilhelm von großem Einfluß auf die Reitlust der Damen gewesen zu sein. I. K. H. die Frau Prinzeß Friedrich Wilhelm wohnte mehreren Truppenvorstellungen zu Pferde bei.

*** Der hohe Wasserstand macht die Spreeschifffahrt in diesem Frühjahr außerordentlich lebhaft, wir können uns nicht erinnern, jemals so viele Kähne im Bassin und im Kanal gesehen zu haben; die meisten sind mit Brennholz, Brettern und Kartoffeln befrachtet, nur wenige mit Mauersteinen, die sonst im Früh-

Regierung nach Cochem zur Untersuchung der Sachlage abgereist.

— Aus Thüringen vom 9. Mai schreibt man der „A. A. Z." Folgendes: Es ist schon früher in diesen Blättern darauf hingewiesen worden, daß die damals umgehende Meinung, der Herzog von Coburg-Gotha sei zum Bundesfeldherrn ausersehen, keine große Beachtung verdiene, daß aber weit wahrscheinlicher der genannte Fürst eine hohe Befehlshaberstelle in dem preußischen Heer für den Kriegsfall übernehmen werde. Obwohl nun bis jetzt officiell noch nichts über den letzten Punkt bekannt geworden ist, so verdient doch die verbürgte Thatsache Beachtung, daß in Coburg bereits der Befehl eingetroffen ist, die Equipage und eine Anzahl Pferde für Se. Hoh. nach Cöln a. Rh. zu befördern. Wann der Herzog selbst sich dahin verfügen werde, ist noch nicht bestimmt.

— Man schreibt vom Niederrhein: Das Stocken der Geschäfte, das Steigen der Preise für Lebensmittel, die Einberufung der Reservisten, die Thatsache, daß die Festungen mit Pallisaden umgeben werden (kosten bei den einzelnen Festungen 50,000 bis 100,000 Thlr.), und die Ueberzeugung, daß der Krieg vom Zaume gebrochen worden ist, hat die letzte Sympathie für die Napoleoniden am Rheine zu Grabe getragen. Es ist ein völliger Bildersturm ins Leben getreten. Wo seit 50 Jahren Statuen auf Oefen und und Consolen standen, wo vom Großvater auf den Enkel Schlachtengemälde aus den Napoleonischen Kriegen vererbt wurden und fortwährend ihren Platz behaupteten, sie müssen jetzt allenthalben weichen in Folge der Actionen des Neffen vom Onkel.

— Der alte E. M. Arndt sendet uns, schreibt die „Köln. Ztg.", eine öffentliche Erklärung, veranlaßt durch den Mißbrauch, der aller Orten mit einem alten Kriegsliede von ihm getrieben wird. Dieses Lied wird für ein funkelnagelneues ausgegeben, das der deutsche Tyrtaeus gedichtet habe, um seinen lieben Deutschen anzusagen, es sei jetzt die höchste Zeit, mit gesammter Macht in Frankreich einzufallen. Daß Vater Arndt aber glaubt, es sei heute noch nicht an der Zeit, daß er den Kopf schüttelt über seine thörichten Kinder, die solche brennende Eile haben, gutes deutsches Blut für Wälschland, für Zwecke, die zuletzt doch nicht erreicht werden, nutzlos zu vergießen, daß seine Gedanken weit ab liegen von den Gedanken derer, welche mit seinen Worten, wie wir hoffen wollen, meistens unwissentlich, Mißbrauch treiben, das geht hervor aus folgender

Erklärung.

Wie man selbst durch ein einzelnes Gedicht in den großen Zank des Tages hineingezogen werden kann, sehe ich heute durch den in mehreren Tagesblättern geschehenen Abdruck eines meiner Kriegslieder. Dieses Gedicht ist bald zwanzig Jahre alt, aus dem Jahre 1840, als Thiers seine Wälschen gegen uns aufrühren wollte. Ich habe es als ein Antihelminthicum gallicum allerdings mehreren Jünglingen als deutsche Mahnung zum Andenken mitgetheilt; um den jetzigen Abdruck habe ich nicht gewußt, noch die Anwendung desselben für den Augenblick gemeint; ob wir aber zur Vertheidigung des Vaterlandes doch nicht in einen allgemeinen europäischen Krieg mit hineingerissen werden, da steht die Frage des Augenblicks, und da muß

---

lung besonders die Kräfte der Schifffahrt in Anspruch nahmen. Ein weiteres Zeichen, daß heuer wenig gebaut wird in Berlin.

*** Seit einigen Tagen ist das Gerücht verbreitet, und eine Zeitung hat sogar schon darüber geschrieben, ein Beamter habe sich von Frankreich bestechen lassen und die Geheimnisse des Kriegsministeriums an Louis Napoleon verrathen. Wir wissen nicht, ob es im Kriegsministerium Geheimnisse giebt, für deren Verrath der französische Kaiser Geld zu zahlen geneigt wäre. Das aber wissen wir bestimmt, daß an der ganzen Geschichte kein wahres Wort ist. (Das Gerücht hat seinen ersten Anlaß vielleicht in einem ziemlich komischen „Depeschendiebstahl", der Seitens eines Bettlers im französischen Gesandtschaftspalais versucht sein soll.)

*** Von denjenigen Nassauern, welche in der östreichischen Armee, und zwar meistens schon als Officiere, dienen und jetzt in Italien stehen, werden namhaft gemacht: vier v. Gagern (zwei Söhne Heinrichs v. Gagern und zwei von Max v. Gagern), zwei Grafen v. Walderdorff (Söhne des Staatsministers Grafen v. Walderdorff), zwei Grafen Ingelheim (Söhne des Grafen Ingelheim in Geisenheim), zwei v. Breidbach-Bürresheim (Söhne des Generals v. Breidbach-Bürresheim), desgleichen zwei v. Dungern (Söhne des Staatsministers und Bundestagsgesandten v. Dungern).

*** Das sächsische Ministerium des Innern hat die fernere Verbreitung der von Gottfried Kinkel in London herausgegebenen Zeitschrift „Hermann, deutsches Wochenblatt aus London" „wegen ihrer gemeinschädlichen und aufreizenden Tendenz" für den Bereich des Königreichs Sachsen verboten.

*** Man macht uns darauf aufmerksam, daß man seit einiger Zeit auffallend viel müßiges Volk auf den Straßen sieht, das sich sehr roh und zudringlich zeigt. Nach der Todtenfeier Humboldt's im Dome war im Lustgarten ein ganz abscheulicher Skandal mit Pfeifen, Lärmen, Heulen u. s. w. Sollte die Geschäftsstockung auch hier schon die Arbeiter in Masse brodlos gemacht haben und das der Grund jener bedenklichen Erscheinung sein?

*** Es wird verbreitet, der Decan der theologischen Facultät Prof. Dr. Hengstenberg habe sich geweigert, an der Todtenfeier für Humboldt Theil zu nehmen. Eine Correspondenz der „A. A. Z." betont das ausdrücklich. Es versteht sich von selbst, daß an

allerdings mit schärfsten Augen auch nach London und Petersburg, nicht blos nach Wien und Paris hingeblickt werden. Der italienische Wirrwarr hat deutsches Blut und deutsche Ehre oft genug, meistens nur zum deutschen Verderben, zu sich über die Alpen hinabgelockt. Auch in unseren Tagen haben Kaiser Franz II. und sein Metternich wahrlich nicht zu Deutschlands Glück zu lüstern auf die reichen Fluren des Po hinabgeblinzelt und die Augen von den Stellen abgewandt, wo sie für Oestreichs Mehrung und Deutschlands Stärkung hätten hinschauen gemußt. Hätte Oestreich weise gesehen und gewollt, und wäre es ehrlich mit Preußens und des unsterblichen Freiherrn Stein Willen gegangen, so hätten für Italien, dessen Volk dem Deutschen nimmer treu werden kann, Elsaß und Lothringen nebst dem halben Belgien wieder mit ihrem stamm- und sprachverwandten Deutschland zusammengebunden werden können. Italien ist, wie es steht, nur Oestreichs Schwächung. Als Schirmer und Wächter steht dieses mit seinen tapferen Tyrolern und ihren Bergen über Hesperien und kann jedem Fremden, zumal den Franzosen, leicht die Ueberherrschung nehmen; für seine deutschen Lande bedürfte es an der Spitze der Adria (etwa an der Küste, wo die alte Römerwehr gegen die Barbaren Aquileja liegt) nur einer tüchtigen Festung. Doch schon zu viele Worte. Wer mag sagen, ob wir doch nicht bald genug dahin kommen, worauf das Lied vom Jahre 1840 anspielt? Gebe uns Gott, falls wälscher Uebermuth dahin treibt, die Erfüllung desselben!

Ernst Moriz Arndt.

— Auf Schloß Arenenberg bei Constanz, einer Besitzung des Kaisers Napoleon, sind in letzter Zeit viele Kisten mit Effecten, Kostbarkeiten und Gold von Paris angekommen. Da diese Gegenstände zur Einrichtung des Napoleonischen Schlosses nicht nothwendig sind, so vermuthet man, daß sie wegen künftiger Eventualitäten in Sicherheit gebracht worden sein mögen.

— In einem besonderen Abschnitte der vom Evangelischen Bunde in England veröffentlichten Briefe hervorragender deutscher Theologen wird von Dr. Nowotny berichtet von den in Schlesien in den Jahren 1851 — 57 übergetretenen römischen Priestern, welche nach mannigfachen Mühsalen evangelische Geistliche in Preußen geworden sind. Der Pfarrer Tretzel aus Nürnberg nennt aus Baiern 10 römische Priester, welche ihre Kirche verlassen haben und in die evangelische Kirche aufgenommen worden sind; er macht den Vorschlag, solche Männer eine Zeit lang in Familien würdiger und wissenschaftlich gebildeter evangelischer Landgeistlichen unterzubringen, — ein Vorschlag, dem auch der Prälat v. Kapff beistimmt. Der Letztere hat 4 römische Priester in unsere Kirche aufgenommen. Die Vorsteher des Asyls zu Crischona theilen mit, daß vom Juli 1857 bis Juli 1858 5 Priester dort eingetreten sind, von denen 2 einen bürgerlichen Beruf erwählt haben und 3 für das evangelische Predigtamt vorbereitet worden sind.

— Aus Paris wird von unterrichteter Seite Folgendes mitgetheilt: Der Kaiser hat wirklich seine Reise nur verzögert, weil die Bewegung in Deutschland zu bedenklich wurde, um nichts dagegen zu unternehmen. Wäre es ihm nicht gelungen, von Preußen und England die Neutralität, und zwar eine nicht feindselige, zugesichert zu be-

---

der ganzen Geschichte kein Wort wahr ist, gegen wen sollte sich auch Hengstenberg geweigert haben? Es fand weder ein Zwang, noch auch nur eine Einladung statt.

*** Zu dem Dombau wird gegenwärtig nach dem vom Geh. Rath Stüler entworfenen Plane ein Gypsmodell angefertigt. Außer der Vorhalle wird der Dom im Quadrat 230 Fuß messen; die Kuppel mit dem Thurme soll vom Grunde aus eine Höhe von 400 Fuß erhalten; die Kirche bis zur Dachliente wird die Höhe von 140 Fuß, die Kuppel 190 und der auf derselben befindliche Thurm (mit Einschluß des Kreuzes, welches denselben zieren wird) 70 Fuß hoch sein. Die Vorhalle wird von sechs im korinthischen Style ausgeführten Säulen getragen, welche sieben Bogengänge bilden.

*** Wie die Bank- und Handelszeitung hört, hat Herr Cerf die Finanz-Verwaltung des gegenwärtig noch im Bau befindlichen Victoria-Theaters für die nächsten 6 Jahre an den von der Regierung als Commissarius dazu ernannten Brand-Director Scabell abgetreten. Herr Cerf bleibt Inhaber der Concession, übernimmt die technische Leitung des Instituts und erhält dafür eine bestimmte Jahresgage. Erweist sich nach Ablauf dieser 6 Jahre der Finanzzustand des Instituts als geregelt, so geht die Verwaltung wieder an Herrn Cerf zurück. — Dieselbe Zeitung bestätigt auch unsere schon früher gemachte Mittheilung, wonach die zur Vollendung des Baues und der sonstigen Einrichtungen des fraglichen Theaters erforderlichen Gelder in Folge Höchster Beihülfe resp. Verbürgung beschafft und zur Disposition bereit sind.

*** Man schreibt aus München: Seit Ende voriger Woche wird der Haupt-Cassirer des Königs Ludwig, C. Böll, vermißt; man hat Ursache, eine von ihm begangene Veruntreuung von mehr als 40,000 fl. anzunehmen.

*** Aus Genua erhalten wir folgende Schilderung der (französischen) Turcos. Ihre Lager in der Polcevera sind höchst charakteristisch und malerisch. Es sind größtentheils eingeborene Algierer, die Unterofficiere meist Muselmanen, die Officiere dagegen Franzosen, ohne daß jenen das Avancement abgeschnitten wäre, wie denn General Yussuff und andere höhere Officiere dem Beduinenstamm angehören. Täglich halten sie ihre gesetzlichen Abwaschungen in den friedlichen Gewässern der Polcevera; ihr Costüm ist nicht ganz adamitisch, zeigt jedoch den Sohn der Wüste

kommen, so hätte er die Westgrenzen vor seiner Abreise in Vertheidigungszustand gesetzt. Indessen hat er die Gewißheit erlangt, keine Feinde in England und Preußen zu haben, so lange der Krieg auf Italien beschränkt bleibt. Er reist daher ruhig nach dem Kriegsschauplatz.

— Man berechnet, daß aus Frankreich bereits 23,000 Freiwillige in der italienischen Armee Dienste genommen haben.

— Einem St. Petersburger Geschäftsberichte der „B.- u. H.-Ztg.“ vom 7. Mai entnehmen wir: „Die Kriegszustände des Continents im Allgemeinen und namentlich die Befürchtung, daß Rußland durch geschlossene Tractate in den Krieg hineingedrängt werden könnte, haben die Wechselcourse auf einen so niedrigen Stand gedrückt, wie wir sie auch während des Krimkrieges nie gekannt haben. Es ist abzuwarten, ob die beruhigende officielle Erklärung der hiesigen Blätter über das Nichtvorhandensein solcher Tractate die Course wieder heben wird, vorläufig sind sie allen Beziehungen von hier außerordentlich günstig und mehr als eine Ausgleichung der Preissteigerung, welche einige Artikel neuerdings wieder erfahren haben. — Der Werth von Gold hob sich in gleichem Verhältniß, wie Wechselcourse fielen, und halbe Imperiale sind nicht unter 5 R. 95 Kop. zu notiren. Silber ist mit einem Agio von 4 pCt. umgewechselt.

Magdeburg, 12 Mai. Von den hiesigen Dissidenten sind im Laufe des Monats April 9 Geburts- und 3 Sterbefälle zur Eintragung in die Civilstandsregister angemeldet worden. Civilehen wurden 4 geschlossen. In der Judengemeinde kam ein Sterbe- und ein Geburtsfall vor.

München, 6. Mai. Unter vorstehendem Datum bringt der „Westph. Mercur“ eine längere, sehr charakteristische Mittheilung über die Zustände in Baierns Hauptstadt. Es heißt in derselben u. A.: „Das war eine wunderliche Zeit, die jüngst verlebte. Die Luft wimmelte und glitzerte, wie in der Fata morgana der Nilwüste, von Gerüchten und unheimlichen Gebilden. Jung und Alt, Vornehm und Gering wußte sich von den Vorgängen, Stimmungen und Zuständen im Schooße der höchsten Kreise so Vieles und mit solchen Einzelheiten zu erzählen, daß jeglicher Berichterstatter selbst Augenzeuge des Berichteten gewesen zu sein schien. Man sagte sich die ärgsten Dinge von Zerwürfnissen unter den Mitgliedern des Herrscherhauses bezüglich der politischen Stellung und Absicht derselben: es bestehe das freundschaftlichste Einvernehmen zwischen dem hiesigen Hofe und den Tuilerien; Baierns Gesandter in Paris, für die Interessen Napoleon's um 300,000 Francs Kaufgeld gewonnen, arbeite, wenn nicht an einem Bündnisse mit Frankreich im Sinne des ehemaligen Rheinbundes, gleichwohl an dem Abschlusse eines Neutralitätsvertrages zu Ungunsten Oestreichs. Es wehte so schwüle Luft, wie in den schwülen Lola-Tagen. Gewiß ist, daß man im französischen Gesandtschaftshotel über die nächste Haltung Baierns durchaus nicht beunruhigt war und selbst eine hohe russische Reisende (Herzogin von Leuchtenberg) mit zuversichtlicher Erwartung, eben jetzt willkommen zu sein, nach München sich verfügte. Gab es nun wirklich, wie heute behauptet wird, böswillige, ja selbst im franzö-

---

an. Das Alles reizt die Neugier der Genueser und noch mehr der Genueserinnen, die sich massenweise nach dem Lager begeben. Viele Turcos sind in den Klöstern einquartiert und trinken, in diesem Punkte der Civilisation huldigend, den besten Wein der Mönche, welche klugerweise willig ihre Keller öffnen. Ad vogem Wein können wir da noch hinzufügen, daß in Savoyen an den von den Franzosen durchzogenen Straßen der Wein, trotz der reichen Ernte von 1858, zu mangeln beginnt! (D. A. Z.)

*** Vom 4. Mai schreibt man der „A. A. Z.“ aus Norditalien: Gestern wurden in der Contrada S. Margherita in Mailand zwei Lions verhaftet, weil sie einem jungen Colporteur die Exemplare des kaiserlichen Manifests abnahmen und zerrissen. In Mailand ist es übrigens vollkommen ruhig, nur sieht man hin und wieder gewerblose Barabbas in die Häuser der Signori ziehen, um von ihnen Geld zu erpressen. Das Elend ist dort aber auch in der That sehr groß.

*** Der Times-Correspondent William Russell, der kürzlich erst aus Indien zurückkam, wird sich nach Piemont begeben.

*** Die „Bl.- u. Hdls.-Ztg.“ schreibt: Der heute (13.) aus Wien hierher berichtete Fall des Triester Hauses Lutteroth hat eine ungleich größere Bedeutung, als der Sturz von Arnstein u. Eskeles in Wien. Er beweist, daß die Entwerthung der östreichischen Valuta auch solche Firmen zu Opfern der Calamität macht, welche in ihren Operationen vorsichtiger zu Werke gegangen und dieselben nicht über die Grenzen ihrer eigenen Leistungsfähigkeit hinaus ausgedehnt haben. Lutteroth u. Co. in Triest hatten ein europäisches Ansehen, sie haben sich ein solches stets durch ihre Solidität zu erhalten gewußt und namentlich in der letzten Handelskrisis nicht nur selbst nicht gewankt, sondern durch Aufrechthaltung ihrer Beziehungen zu den großen norddeutschen Plätzen manches wankende Haus gestützt. Der Chef des Hauses, Herr Hermann Lutteroth, ist Königl. Preußischer General-Consul und Director des östreichischen Lloyd.

*** Borgia und Italien. Politisches Charaktergemälde in 5 Acten von Elise Schmidt. — Vor 6 Jahren wurde dieses Stück unter dem Namen Macchiavelli auf der Königl. Hofbühne gegeben und erregte Aufsehen durch die kühne Copirung des italienischen Staatsstreiches, den zu Anfang des 16. Jahrhunderts Cäsar Borgia im Schlosse von Sinigaglia verüben ließ, da noch Allen die That vom

sischen Solde stehende Agenten (?), welche auf den so vorbereiteten Boden, um Zerwürfniß zwischen Fürst und Volk herbeizuführen, des „„Argwohns Samen““ streuten, oder waren die finsteren Gerüchte nur das Erzeugniß von Mißverständnissen und Aufregungen, — genug, es war hohe Zeit, daß die „Neue Münchener Zeitung“ sich würdigte, davon Notiz zu nehmen und denselben Dementi zu geben, mit Ausnahme des einen Vorwurfs gegen Wendland, unseren Gesandten in Paris, über welchen Fall auf Befehl des Monarchen eine eigene, strenge Disciplinar-Untersuchung angeordnet ist. Seitdem nun ist der Alp von unseren Herzen genommen und der wüste Brodem verflüchtigt.“

London, 11. Mai. Die Versicherung im heutigen Morning Herald, daß zwischen England und Preußen bis jetzt nichts, was ein Uebereinkommen genannt werden kann, abgeschlossen oder eingegangen sei, verdient nicht zu viel Berücksichtigung. Bei unserem Herald fehlt sogar die Bürgschaft, daß alle seine Mittheilungen aus dem Souffleur-Kasten von Downing Street stammen. Der Herald politisirt oft auf eigene Faust, so daß seine Angaben nur dann als officiös zu betrachten sind, wenn sie in Form kleiner Notizen und mit fetter Schrift unmittelbar vor der Rubrik seiner Leit-Artikel aufgeführt werden. Da dies mit obiger Versicherung heute nicht geschehen ist, so ist es rathsam, sie als nicht officiös zu betrachten. Und mehr soll hier über diesen Punct vorerst nicht gesagt werden. (Der Herald sagt freilich: „Wir behaupten dies mit einer absoluten Kenntniß der Thatsachen.“)

Δ **Kopenhagen**, den 11. Mai. Nachdem das Gerücht einer französisch-dänischen Allianz officiell widerlegt worden, behaupten deutsche Blätter nunmehr, daß, wenn auch ein solches Bündniß noch nicht abgeschlossen sei, die dänische Regierung doch ein solches beabsichtige und es offenbar anzubahnen suche. — Wir wollen uns hier nicht auf eine Untersuchung der Eventualitäten einlassen, welche in Bezug auf Allianzen ꝛc. im Falle eines allgemeinen europäischen Krieges für die diesseitige Regierung eintreten können, und das um so weniger, als es ja doch völlig unmöglich sein dürfte, auch nur annähernd schon jetzt bestimmen zu wollen, in wie fern und in wie weit Dänemarks Interessen durch einen solchen Krieg tangirt werden können. Das nur können wir, wie wir glauben, mit Bestimmtheit und wiederholt versichern, daß **jetzt weder ein Bündniß mit Frankreich abgeschlossen ist, noch auch an einem solchen gearbeitet wird.** — Es dürfte sich das auch schon aus dem Umstande ergeben, daß die Regierung dem Bundesbeschlusse wegen der Marschbereitschaft der Bundesarmee beigetreten ist, und daß in Folge dessen thätig an der Marschbereitschaft des holstein-lauenburgischen Contingents gearbeitet wird. Hätte man ein Bündniß mit Frankreich für den Fall eines Krieges desselben mit Deutschland abgeschlossen, oder beabsichtigte man ein solches, so würde man sich wohl die Erfüllung der militairischen Pflichten gegen den deutschen Bund nicht so angelegen sein lassen, denn dann würde man eben wohl ohne Frage nicht gesonnen sein, dieselben zu erfüllen, man würde sich eben ausschließlich den Feinden Deutschlands zugesellen, nicht aber, wie man wohl mehrerer Seits

---

2. December frisch im Gedächtnisse war. Heute veröffentlicht die Verfasserin, angeregt durch die politische Constellation des Augenblickes, das Original dieses Stückes (selbiges ist in allen Buchhandlungen zu bekommen). Wie Bücher ihr Schicksal haben und zuweilen in die Situation hineinwachsen, so ist allerdings eine Naturverwandtschaft zwischen jenem „Principe“ des Machiavelli und dem großen Intriganten- und Heldenspieler unserer Weltbühne nicht zu verkennen, um so mehr, als Italien die ideale Person ist, um die sich beide Liebhaber bewerben.

*** Potsdam, 11. Mai. Am heutigen Tage hielt der Bienen-Verein für Potsdam und Umgebung, der sich vor Jahr und Tag als eine besondere Section der märkischen ökonomischen Gesellschaft constituirte, in dem Lokale der letzteren seine erste diesjährige Versammlung unter Vorsitz des Oberst-Lieut. von Wedel. War die Betheiligung auch keine zahlreiche, so zeigte sich doch große Regsamkeit. Durch Herrn v. Türk, Gutsbesitzer auf Türkshof, wurde, nachdem die Nachrichten über Mitglieder- und Kassenstand des Vereins in Kürze gegeben worden, ein Vortrag über Bienenflora gehalten, der namentlich auf Dr. Ahlefeld's Beobachtungen fußte und die Bedeutung der Anpflanzung und Cultur solcher Gewächse und namentlich solcher Bäume hervorhob, die den Bienen Nahrung geben; die weißblättrige Linde, welche nach den übrigen Linden, Ende Juli bis Anfang August blüht, verdient in diesem Betracht besondere Berücksichtigung, so auch der Faulbaum (Rhamnus frangula), den die Bienen gern besuchen. Man besprach sich dann darüber, ob bezüglich der Einführung der italienischen Bienen weitere Erfahrungen gemacht seien, welche die Zucht wünschenswerth machen? Dabei wurden die Vorzüge dieser Bienen, die bei leichterer Behandlung fleißig arbeiten, hervorgehoben, doch konnte eine feste Entscheidung, noch nicht, aus Mangel an hinreichender Erfahrung gegeben werden. Verschiedene andere Gegenstände wurden noch besprochen, namentlich zeigte der Baurath Gebhardt die von ihm entworfene Zeichnung eines Kastens für Bienen vor, der eine angemessene nicht zu große Räumlichkeit bietet. — Weiter wurden auf Grundlage der Statuten des Pankower Bienen-Vereins, dessen Vorstand leider wegen einer Synodal-Conferenz heute nicht hatte kommen können, Statuten für den hiesigen Verein berathen.

angenommen hat, das holstein-lauenburgische Contingent auf deutscher Seite, die übrige dänische Armee auf anderer Seite fechten lassen. — Schließt Dänemark ein Bündniß mit dem Feinde Deutschlands, so sagt es sich dadurch eo ipso von seinen Verpflichtungen zum deutschen Bunde los. — Im entgegengesetzten Falle, wenn Dänemark seinen Bundespflichten nachkommt, ist dagegen damit noch keineswegs gegeben, daß es im Kriege auf Seiten Deutschlands stehe, es kann vielmehr sehr gut trotzdem eine strenge Neutralität beobachten, an der eben nur Holstein und Lauenburg dann keinen Theil haben würden. Dieser Fall ist im vorigen Jahrhundert wiederholt eingetreten, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir es als die Absicht der Regierung bezeichnen, eine solche strenge Neutralität neben der treuen Erfüllung der Sr. Majestät dem Könige für seine Herzogthümer Holstein und Lauenburg auferliegenden Bundespflichten zu beobachten. Auch haben wir gute Gründe, zu glauben, daß eine derartige Auffassung von Dänemarks Stellung in einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland in mehreren auswärtigen Cabinetten getheilt wird.

Literatur.

Wörterbuch der deutschen Sprache, von der Druckerfindung bis zum heutigen Tage, von Chr. Fr. L. **Wurm**. Bd. I. Lief. 1—3. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagshandlung, 1859.

Es scheint ein gewagtes Unternehmen, neben dem Wörterbuche der Gebrüder Grimm ein neues ans Licht treten zu lassen, aber für den Eingeweihten ein gerechtfertigtes. Wurm findet den Beginn der hochdeutschen Sprache nicht in Luthers Gestaltung, sondern geht noch um ein volles halbes Jahrhundert über ihn hinaus zurück auf die erste Ausbreitung der Druckerfindung. Nach seiner Ansicht ist die hochdeutsche Sprache keine Fortsetzung oder Weiterbildung der mitteldeutschen, sondern eine Neu- und Wiedergeburt des deutschen Sprachthums aus dem Schooße des deutschen Volkes. Zu den weiteren Grenzen, welche der Verfasser im Gegensatz zu Gebrüder Grimm und Adelung seiner Forschung gezogen hat, gehört ferner die Berücksichtigung des Mundartlichen. Die Mundarten verheißen der gebildeten Sprache nicht allein einen Zuwachs an bezeichnenden, kernigen und naturwüchsigen Ausdrücken, sondern sie geben häufig auch den Schlüssel zur concreten Bedeutung, geschichtlichen Entwickelung und ersten Abstammung. — Die Forschungen auf dem Gebiete anderer Sprachstämme, wie des Sanscrit, der griechisch-römischen Wort- und Lautbildung, der romanischen, sind von größtem Einfluß auf die gesammte Lexikographie geworden und haben seit Adelung ganz neue Verhältnisse erschlossen. Wichtiger noch sind, gegen den damaligen Standpunkt gehalten, die altdeutschen Studien von Grimm, Graff, Zimann, Schmeller, Dieffenbach, Weigand. Zum obersten Gesetz machte sich dabei Prof. Wurm Nüchternheit in der Heranziehung der Resultate, verbunden mit wissenschaftlicher Redlichkeit in der Berichterstattung; das Material mußte so geordnet sein, daß die Deutung im Nothfall selbst gewonnen werden kann. Mit Schiller zu reden, soll das Wörterbuch die reale oder dingliche Seite der Sprache darstellen; den formalen, sowohl etymologischen, als constructiven Theil hat es mit der Grammatik gemein. Dieses Verhältniß ist streng festgehalten; denn, sagt der Verfasser, der Formalismus erscheint als ein Denken über das Denken, als eine allmälige Verwesentlichung der Begriffe, als ein eigenthümliches Spiel der aus der Freiheit der Natur in die Stubenangst auf sich selbst zurückgewiesenen Sinne mit den Reminiscenzen einer vorzeitlichen Jugend, welche mit offenen Organen in dem Reiche der Natur unter den verschiedenen Lebens- und Erscheinungsformen wie unter ihres Gleichen sich bewegte, die Eigenschaften, Zustände und Wirkungen der Dinge belauschte und nach deren Wesenheit ihre Namen schöpfte. Unter diesen Gesichtspunkten behaupten die Benennungen der Thiere, Pflanzen, Steine, Werkzeuge und anderer der Anschauung angehörigen Begriffe eine hervorragende Bedeutung. Sie zeigen gleichzeitig in einem und demselben Volke, in seinen Mundarten und seiner Sprachgeschichte, wie bei verwandten Stämmen, durch die mannigfaltigen physiologischen, willkürlichen und nothwendigen Wandelungen hindurch die Ursprünglichkeit der Form und des Wesens im engsten Vereine, und geben den doppelten Leitungsfaden, den realen und literalen, durch das verschlungene Sprachgewirre. Selbst die beträchtliche Zahl der Homonymen giebt über das reale Moment der Sprachforschung einen sehr verständlichen Wink." Die Begriffsbestimmung erfolgte bald analytisch, bald synthetisch, Synonymen sind zur Vergleichung neben einander gestellt, oft durch Hinzufügung von Fremdwörtern verdeutlicht. Vor allem mußte die Rechtschreibung scharf in's Auge gefaßt werden, bei der heillosen Verwirrung, die auf diesem Gebiete herrscht durch die Sisyphusarbeit von Neologen, ihrem einseitigen System Geltung verschaffen zu wollen. Unser Lexikograph trägt mit Milde und Einsicht der herkömmlichen Schreibweise Rechnung; bestimmte Kenntniß der Stammableitung ist hier maaßgebend, man vergleiche die lehrreiche Darstellung von „Sündfluth" oder „Sintflut" und „Wismut". Die grammatischen Formen sind berücksichtigt, veraltete gekennzeichnet; ausreichende Belege finden sich überall, auch für die syntaktischen Verbindungen; denn „nicht der Verfasser, lediglich die Sache ist berechtigt, Glauben anzusprechen," heißt es S. XXI. Der Unbequemlichkeit der alphabetischen Anordnung ist durch Hinweisung auf die damit in Zusammenhang stehenden Artikel nach Möglichkeit abgeholfen. Eine besondere Zierde des Werkes bildet die Benutzung des handschriftlichen Nachlasses von Schmeller, welche dem Herausgeber von der k. Bibliothek in München, deren Eigenthum er ist, mit größter Liberalität gestattet wurde. Ein Werk, in dem sich der volle Ernst deutscher Wissenschaftlichkeit ausprägt, wird nicht ohne Theilnahme der gebildeten Welt bleiben, für die es vorzugsweise berechnet ist.

Berliner Börse
vom 7. Mai bis 13. Mai.

Die Zwischenzeit zwischen der Kriegserklärung und dem factischen Beginn des Krieges hatte der Börse merkwürdigerweise wieder eine wohl schwerlich in der Situation begründete Sicherheit gegeben, die in einer günstigeren Stimmung und meistens etwas besseren Coursen, wiewohl bei einem äußerst geringen Verkehr und einer fast beispiellosen Geschäftsstille, ihren Ausdruck fand. Da der Krieg noch nichts von sich hören ließ, so glaubte auch die Börse, nicht an ihn denken zu müssen, und dieses momentane Vergessen hatte sie sogar hie und da schon wieder an die Möglichkeit einer Ausgleichung glauben lassen. Durch den enormen Fall der Course hält man im Allgemeinen den italienischen Krieg, so lange er noch keine gefährlichere Form angenommen, schon für excomptirt, und es konnte daher nicht fehlen, daß, da momentan keine Veranlassung zu einem weitern Rückgange vorlag, die „Kriegscourse" hin und wieder Käufer hervorlockten, was, bei der Geringfügigkeit des jetzt größtentheils in festere Hände übergegangenen flüssigen Materials, natürlich eine Steigerung der Course verursachen mußte. Der große Ernst der Situation indeß, wie man ihn aus den gestrigen Kammerdebatten kennen gelernt hatte, und die Abreise Louis Napoleons zur italienischen Armee hat indeß heute die bei dem glücklichen Vergessen der Börse bereits etwas in den Hintergrund getretenen Kriegsgedanken wieder mit größerer Intensität in den Vordergrund gedrängt, und die Anfangs noch hohe Börse schlug heute trotz der besseren pariser Course in eine ziemlich stark prononcirte Flauheit um. Die gute Haltung der pariser Börse konnte dagegen um so weniger irgend einen Einfluß ausüben, als man hier sehr wohl wußte, welche kostspielige Maßregeln von der französischen Regierung angeordnet waren, um die Abreise des Kaisers zur Uebernahme des Commando's der italienischen Armee von einer Steigerung der Course begleiten zu lassen. Ueberhaupt glauben wir für die nächste Zeit ziemlich erhebliche Schwankungen befürchten zu dürfen, da nicht blos die politische Situation immer mehr zur Entwickelung drängt, sondern die Börse wahrscheinlich auch genöthigt sein dürfte, die commercielle Lage und eine mögliche Handelskrisis wieder mehr in's Auge zu fassen, deren drohende Anzeichen bereits durch fortgesetzte vielfache Fallissements deutlich hervortreten; unter den bedeutenderen derselben nennen wir heute: Schwarzschild in Frankfurt a. M., die kurhessische Commerzialbank in Cassel, Dommerich in Braunschweig, Sal. Commando in Wien und von ganz besonderer Bedeutung: Lutteroth (preußischer General-Consul und Director des östreichischen Lloyd) in Triest. Da dadurch viele Dépôts zum Verkaufe gekommen sind, auch die Betheiligung mehrerer Creditinstitute bei einigen dieser gefallenen Häuser das Mißtrauen in die Banken rc. noch mehr gesteigert, so erfuhren mehrere Creditpapiere einen namhaften Rückgang, während andere immer noch höher schließen, als vor 8 Tagen; auch hat sich die Aversion gegen viele der ausländischen Banknoten wieder sehr gesteigert, da weder der Stand der hessischen Commerz.-Bank, noch die Vorgänge bei der Thüringer Bank geeignet sind, das so sehr gesunkene Vertrauen gegen auswärtige Noten zu heben.

Die Course der östreichischen Effecten stellten sich in den letzten Tagen für Franzosen 85, 94, 92, Creditactien 44, 47, 45½, National-Anleihe 40½, 45, 43½, Creditloose 35, 37, Banknoten 72, 68 und Wiener Wechsel 67, 65, 69. Von Eisenbahnactien ist besonders der Rückgang der Rhein-Nahebahn-Actien zu bemerken, welche auf den gegen die Zinsgarantie gerichteten Beschluß des Herrenhauses von 27, 28 auf 21½ wichen, heute aber wieder zu 23½ gefragt blieben, da man durch den bewilligten Staats-Vorschuß von 500,000 Thalern die Bahn vor Verfall und den ungestörten Betrieb auf der bereits fertigen Strecke für gesichert hält. Außerdem waren Hamburger, Stettiner, Nordbahn und Rheinische um 2 à 2½ pCt., Wittenberge um 1 pCt. niedriger, während Steele-Vohwinkel sich auf 39½, 37, 40 stellten und Stargard-Posener, Oberschlesische Lit. B., Thüringer, Berbacher und Freiburger 1 à 2 pCt. stiegen. Unter den Credit-Actien schließen, meistentheils nach einer noch weiteren Coursermiedrigung, Darmstädter, Coburger, Dessauer, Meininger, Schlesischer Bankverein und Leipziger 1 à 2 pCt. unter den Coursen von vorigem Freitag, Bankantheile nach einem Rückgange von 3 pCt. und Disconto-Commandit-Antheile nach einer Steigerung von 2 pCt. wie vor 8 Tagen. Die Privatbanken waren sehr offerirt; für Kleinigkeiten Danziger fanden sich erst 5 pCt. billiger (zu 65) Käufer, und Posener gingen sogar um 8 pCt. (auf 52) zurück; eben so wichen Braunschweiger, meist in Folge des oben erwähnten Falliments, um 5 pCt., Thüringer sogar auf die obenerwähnten, bereits Gegenstand einer Kriminal-Untersuchung gewordenen, Vorgänge in Sondershausen um fernere 8 pCt. auf 39. Minerva-Actien wurden 3 à 4 pCt. höher, mit 28 und 29, bezahlt. Ueber preußische Fonds ist nur der Rückgang der Staatsschuldscheine von 1½ und das Steigen der Prämien-Anleihe um 1 pCt. zu berichten, dagegen ist das Steigen der russisch-polnischen Schatzobligationen von 71½ bis 83, wohl als Folge des Zurückziehens des neuen Anleihe-Projects, beachtenswerth. Auch Wechsel fanden besser Käufer, wobei sich Amsterdam ¼ à ½ pCt., Augsburg und Frankfurt a. M. um 8 Sgr. höher und Petersburg um ¼ pCt. niedriger stellte.

Redacteur: H. Keipp in Berlin. — Verlag von F. Schneider in Berlin.
Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch) in Berlin.

Hat die Regierung ein Programm?

Von Rechts und von Links werden Stimmen laut, welche in bedenklichem Tone darauf hinweisen, daß es unserer Politik in Bezug auf die großen Verwicklungen des Auslandes an einer principiellen Grundlage fehle; die „Kreuzzeitung" macht, wie wir es auch schon thaten, darauf aufmerksam, daß der rechte Gegensatz zum Napoleonischen Wesen nur in einer auswärtigen Politik beschlossen sein könne, die einer wirklich historischen, legitimistischen, conservativen innern Politik entspräche, wie wir diese in Preußen vermissen, und die „Nationalzeitung" wiederholt heut in Bezug auf unsere auswärtigen Beziehungen das Wort des Apostel Paulus: „So die Posaune einen undeutlichen Ton giebt, wer will sich zum Streite rüsten."

Bei einer solchen Uebereinstimmung zweier sonst ganz entgegengesetzter Organe wird man nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, die von beiden Seiten aufgestellte Behauptung sei in der Wahrheit gegründet; aber auch eine kurze Untersuchung der Sachlage genügt schon zu einer selbstständigen Anerkennung der Richtigkeit dieser Anschauungen.

Oestreich wird von Frankreich in Italien angegriffen, aber Preußen erklärt thatsächlich, daß dieser Angriff keinen Grund zu seiner Einmischung biete; erst wenn Frankreich das deutsche Gebiet Oestreichs angreife, trete für Preußen der Kriegsfall gegen Frankreich ein. Man bezieht sich zur Vertheidigung dieser Politik auf den Wortlaut der Bundesgesetze.

Aber wenn wirklich Oestreich für Preußen eine Wichtigkeit hat, wenn Preußen wirklich irgend welche innere Gemeinsamkeit der Interessen mit Oestreich anerkennt, wenn es also wirklich an den Geist, nicht blos an den Buchstaben der Verträge des deutsches Bundes glaubt, muß dann nicht jeder Angriff auf Oestreich ihm gefährlich erscheinen, uns eine Bedrohung unserer Interessen bedeuten?

Aber Dem ist nicht so. Preußen darf sich nämlich offen gestehen, daß die Bundesverträge der Wirklichkeit nicht durchaus entsprechen, daß sie eine Gemeinsamkeit der Interessen proclamiren, die thatsächlich in dem angegebenen Umfange nicht vorhanden ist, daß sie an einem innern Widerspruch leiden, indem sie eine politische Freundschaft proclamiren, die doch nur eine Freundschaft nicht ganzer politischer Persönlichkeiten, sondern nur einzelner Theile dieser Persönlichkeiten sein soll, z. B. des deutschen

Theiles von Oestreich mit dem deutschen Preußen, daß ferner — um den bestimmten Fall in's Auge zu fassen — Oestreich in Italien nicht blos allgemeine deutsche Interessen vertritt, wie solche dort allerdings zu vertreten und dann auch von Preußen, sei es am Po, sei es selbst unter den Mauern von Turin, zu vertheidigen wären, daß Oestreich vielmehr in dem lombardisch-venetianischen Königreiche, wie in seinen Beziehungen zum außeröstreichischen Italien auch speciell östreichische, ja sogar undeutsche Interessen vertritt, speciell absolutistische, speciell ultramontane Interessen, wie sie auch aufrichtigen deutschen Conservativen und vielen aufrichtigen Katholiken in Preußen zuwider sind. Ist dem aber so, dann hatte die preußische Regierung schon vor längerer Zeit die Pflicht, in geeigneter Form öffentlich auf die ihm gegensätzlichen Interessen, die Oestreich in Italien vertritt, hinzuweisen, offen zu erklären, wie weit es dort für Oestreich einstehe, wie weit nicht. Das deutsche Volk hätte dadurch ein klares Programm seiner eigenen Politik erlangt, die Ausbrüche des Mißtrauens gegen Preußen, die in letzter Zeit in Süddeutschland und in Hannover vorgekommen sind, wären unmöglich gewesen.

Hätte die preußische Regierung sich zu einer solchen Politik entschlossen, so wäre sie sicherlich auch dem Ausbruche des Krieges zuvorgekommen, so hätte sie das Vorgehen Louis Napoleons in der siegreichsten Art durchkreuzt, während, wie die Dinge jetzt stehen, der Kaiser der Franzosen — mag man sonst von ihm sagen oder denken was man will — sich rühmen darf, zuerst auf einem Punkte in die europäischen Angelegenheiten eingegriffen zu haben, wo allerdings seit Längerem eine Lösung immer nothwendiger wurde. Noch im Januar dieses Jahres hatte die preußische Regierung Zeit und Gelegenheit, ihre Hand auf diese Verwicklung zu legen und dadurch eine wirkliche, friedliche Ordnung derselben herbeizuführen, aber man hätte dazu vorher ein bestimmtes Programm unserer italiänischen Politik aufstellen müssen.

Statt dessen schien es, als hätte Preußen gar keine italiänische Politik. Hat es aber wirklich keine, so giebt es einen wichtigen Theil Europa's, wohin unsere Macht als Glied des europäischen Großmachts-Tribunals nicht reicht; giebt es aber solch einen für das Auge unserer Regierung mit ewiger Nacht bedeckten Theil Europa's, so ist Preußen überhaupt keine europäische Großmacht.

Fast aber müssen wir annehmen, daß Italien, oder wenigstens gewisse höchste Punkte Italiens für die preußische Regierung ein solches Kymmerien sind, und es will uns bedünken, als ob dabei ganz besonders unsere auswärtige Politik von den Einflüssen unserer inneren Zustände, die gegenwärtig nach dem Gedankenmodell des „paritätischen Staates" von einem paritätischen Ministerium geformt werden, abhängig sei.

Ueber die alten Parlamente Frankreichs und deren Einfluß auf die Staatsformen der Gegenwart.

Von
Aug. Wilh. Ferd. von Tippelskirch,
Königlichem Ober-Staatsanwalte beim Appellations-Gerichte zu Stettin.

III.

— Neuer Widerstand des Parlaments. — Verlangen nach Einberufung der Reichsstände. —

So war zwar jeder Widerstand gegen die Königlichen Finanzedicte beseitigt, und der Finanzminister Abbé de Terray konnte nun ungestört dem Volke die Taschen leeren, um dem Hofe die Mittel zu seinen Ausschweifungen zu verschaffen; allein es konnte auch nicht fehlen, daß dieses Uebermaaß von schlechter Wirthschaft die Sympathien für die aufgelösten Parlamente wach erhalten und den Wunsch nach ihrer Wiederherstellung erregen mußte.

Diesem Wunsche zu genügen, beschloß Ludwig XVI., der am 10. Mai 1774 die unselige Erbschaft seines Großvaters angetreten hatte, auf den Rath seines weisen Ministers Maurepas, die zersprengten Parlamente wieder einzusetzen. Um die alten Streitigkeiten zu verhindern, stellte er zwar die Bedingung, daß dieselben nicht berechtigt sein sollten, die Einzeichnung Königlicher Verordnungen aufzuhalten, noch weniger, ihre Dienstgeschäfte willkürlich einzustellen, widrigenfalls das Grand Conseil ohne Weiteres an ihre Stelle treten werde. Allein einmal wieder eingesetzt, erklärte das Pariser Parlament am 2. Dezbr. 1774 jene Bedingungen für gesetzwidrig und berief sogar eigenmächtig die Pairs, was sonst nur vom Könige zu geschehen pflegte. Der König war schwach genug, nachzugeben, und so hatte das Parlament bald wieder die Gewalt errungen, die wenige Jahre zuvor die Ursache seines Falles gewesen war. Gelegenheit, von derselben Gebrauch zu machen, fand sich bald.

Turgot, am 24. August 1774 zum Finanzminister ernannt, und bestrebt, der unter der vorigen Regierung eingerissenen heillosen Finanzwirthschaft abzuhelfen, hatte sieben Edicte vorgelegt, welche, freilich nicht ohne Verletzung mancher hergebrachten Rechte, den Zweck verfolgten, Handel und Gewerbfleiß zu beleben, die Hemmnisse des allgemeinen Wohlstandes aus dem Wege zu räumen und den auf der niederen Volksklasse lastenden Druck zu erleichtern. Eines derselben, das sechste, beabsichtigte namentlich die Wegefrohn aufzuheben und durch eine allgemeine Grundsteuer zu ersetzen, eine Bestimmung, die begreiflicher Weise bei den besitzenden Klassen entschiedenen Widerstand fand. Auch das Parlament

zeichnete von allen sieben Edikten nur das erste ein, welches die Abgaben auf Schlachtvieh ermäßigte, und erhob gegen die übrigen eindringliche Vorstellungen, wurde jedoch durch ein lit de justice auch zur Eintragung der übrigen gezwungen.

Eine andere Maßregel unter dem Ministerium Brienne's wurde zwar von dem Pariser Parlamente gebilligt, fand aber bei einigen Provinzial-Parlamenten Widerspruch. Von alten Zeiten her waren nämlich die verschiedenen Provinzen Frankreichs nicht auf dieselbe Weise verwaltet worden. In den meisten, den sogenannten Pays d'élection, wurde die Verwaltung ausschließlich von Königlichen Beamten, in einigen wenigen, worunter besonders Languedoc und die Bretagne, den sogenannten Pays d'état, von den althergebrachten Provinzialstände-Versammlungen geführt. Um das Volk nun durch Gewährung größerer Freiheiten zur Tragung vermehrter Lasten geneigt zu machen, beabsichtigte Brienne auch den Pays d'élection durch Einführung provinzialständischer Versammlungen die frühere Selbstregierung wiederzugeben; zugleich aber dem dritten Stande im Verhältniß zu den beiden anderen eine doppelte Vertretung zu gewähren. Das war es, was den lebhaftesten Widerstand der betreffenden Parlamente hervorrief, die hierin eine Beeinträchtigung der privilegirten Klassen erblickten, zu denen sie sich selbst zählten.

Ein neues Edict vom Juli 1787 zur Erhöhung der Stempelabgabe regte bald auch das pariser Parlament wieder auf. Nach langen Erörterungen in einem lit de justice vom 6. August 1787 zur Einziehung des Stempeledictes angewiesen, leistete dasselbe zwar Folge, unterließ jedoch nicht, die Einzeichnung mit weitläuftigen Vorstellungen zu begleiten, in denen es den Satz aussprach, daß alle Auflagen von den Steuerpflichtigen bewilligt werden müßten und daß das einzige Mittel zur Herstellung der Finanzen die Einberufung der allgemeinen Reichsstände sei; ja es ging so weit, diese Vorstellungen den Untergerichten seines Bezirks zur Kenntnißnahme mitzutheilen. Dafür stieg es zwar in der Gunst des Volkes, welches den Sitzungssaal umdrängte und die heraustretenden Mitglieder mit Händeklatschen begrüßte; der König aber fand darin einen Grund mehr, den Widerstand des Parlamentes dadurch zu beseitigen, daß er es am 15. August 1787 nach Troyes in der Champagne verwies, und sämmtliche Mitglieder durch Lettres de cachet dahin abzureisen zwang.

Allein das machte die Sache nur schlimmer. Der Rechnungshof und die Steuerkammer, denen man neue Edicte zur Einzeichnung vorlegte, folgten dem Beispiele des Parlamentes und drangen auf Einberufung der Reichsstände. Dasselbe that die Mehrzahl der Provinzialparlamente. Brienne, der inzwischen zum Premierminister ernannt worden war, suchte deshalb einzulenken und erlangte dadurch, daß er das Parlament am 21. Sept. 1787 wieder nach Paris zurückrief, wenigstens so viel, daß es gegen Zurücknahme zweier Finanzedicte ein drittes eintrug. Dafür gab

es aber mit mehreren Provinzialparlamenten, welche der Einführung der neuen provinzialständischen Versammlungen fortdauernd widerstrebten, neue Zerwürfnisse, und auch in dem pariser Parlament erhob sich ein neuer Sturm, als man ihm ein Edict wegen Aufnahme einer großen Staatsanleihe vorgelegt und es durch eine Art von Ueberrumpelung zur Einzeichnung desselben zu bewegen gesucht hatte. Brienne beschloß nun einen Gewaltstreich zu wagen und sich durch eine radicale Umgestaltung der ganzen Gerichtsverfassung des Widerstandes der Parlamente ein für alle Mal zu entledigen. Der sorgfältig geheim gehaltene Plan wurde jedoch zu früh verrathen. Neue heftige Scenen folgten. Lits de justice, Verhaftungen und Entfaltungen von Truppenmassen fruchteten nichts mehr, und das Ende war, daß Brienne entlassen, Necker zum zweiten Male ins Ministerium berufen, am 25. September 1788 das Edict über die neue Gerichtsverfassung wieder aufgehoben, das Parlament restituirt und zugleich die Einberufung der allgemeinen Ständeversammlung auf den Januar des folgenden Jahres verheißen wurde.

— Der dritte Stand und das Parlament. —

Nun aber wurde das pariser Parlament von der Besorgniß ergriffen, daß hierbei nach dem Beispiele der Provinzialversammlungen dem dritten Stande wiederum eine doppelte Vertretung bewilligt werden möchte. Es beeilte sich daher, noch vor dem Eintritte der Herbstferien hiergegen Protest zu erheben und das Verlangen auszusprechen, daß der Repräsentationsmodus der letzten allgemeinen Versammlung von 1614 beibehalten werde. Allein damit hatte es seine so lange bewahrte Popularität verscherzt; der allgemeine Haß gegen die privilegirten Stände lenkte sich nun auch auf das Parlament, und das Geschrei nach doppelter Vertretung des dritten Standes wurde nur um so stärker. So konnte es nicht fehlen, daß, als am 5. März 1789 die allgemeine Ständeversammlung wirklich in Versailles zusammentrat, auch hierin den Wünschen des Volkes genügt war.

Die Besorgnisse des Parlaments erwiesen sich nur zu bald als begründet. Der doppelt vertretene dritte Stand begann seine Macht zu fühlen. Schon am 27. Juni gab der König dem stürmischen Andringen nach, alle drei Stände zu einer einigen und ungetheilten Nationalversammlung zu vereinigen. Damit nicht genug, riß die neue Versammlung bald auch die ganze Regierungsgewalt an sich, so daß dem Könige wenig mehr als der Schatten davon übrig blieb. In der denkwürdigen Sitzung vom 4. August beeiferten sich die Abgeordneten aller drei Stände, die Privilegien ihrer Machtgeber auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen, und es galt nun, auf der Grundlage der allgemeinen Gleichheit ein den Principien der neuen Philosophie entsprechendes neues Frankreich aufzubauen. Man ging sofort an den Entwurf einer neuen Verfassung,

der die Erklärung der Menschenrechte vorgesetzt wurde. Ohne Rücksicht auf die geschichtliche Entstehung der Provinzen wurde das Land in 83 Departements, jedes Departement in Districte, Cantons und Gemeinden oder Kirchspiele getheilt, die sich selbst regieren und eine dem entsprechende neue Gerichtsverfassung erhalten sollten. In diesem neuen Frankreich war begreiflicher Weise für die alten Parlamente kein Platz. Schon in der Sitzung der Nationalversammlung vom 3. November 1789 sprach sich Alexander Lameth dahin aus, daß, wenn gleich in früheren Zeiten die Parlamente der Freiheit gute Dienste geleistet hätten, sie doch jetzt wegen ihres mit der Stellung der Versammlung unverträglichen Anspruches, die Vertreter der Nation zu sein, und wegen ihres Widerstandes gegen die Einführung der Provinzialversammlungen nicht ferner geduldet werden könnten. Die ganze Nationalversammlung war hiermit einverstanden; weil man jedoch, so lange die neue Gerichtsverfassung noch nicht vollendet war, die Parlamente nicht definitiv aufheben konnte, so begnügte man sich einstweilen, ihnen mit königlicher Genehmigung den Befehl zu ertheilen, ihre Herbstferien bis auf Weiteres zu verlängern, d. h. zur Erledignng der dringendsten Geschäfte ihre Ferien- oder Vakanzkammern bestehen zu lassen. Nur die Vakanzkammer des Parlamentes für die Bretagne wagte es, diesem Befehl unter Hinweisung auf die entgegenstehenden Privilegien des Landes ernsten Widerstand zu leisten. Sie wurde jedoch ohne Weiteres aufgelöst und provisorisch durch einen anderen Gerichtshof ersetzt. Nachdem endlich im Laufe des Jahres 1790 die neue Gerichtsverfassung ausgearbeitet und publicirt war, erhielten durch Beschluß der Nationalversammlung vom 6. Septbr. 1790 auch die Vacanzkammern den Befehl sich aufzulösen, und mit Ausnahme des Parlamentes von Toulouse, dessen Widerstand aber bald beseitigt wurde, leisteten alle diesem Befehl willig Folge. So waren endlich die Parlamente Frankreichs an dem innern Widerspruch untergegangen, an dem sie selbst sowohl, als die Monarchie seit Jahrhunderten gelitten hatten.

— Die neue, die parlamentslose Zeit, als Zusammenhang mit der alten Zeit. —

Bei der Reconstruction Frankreichs nach der Revolution versäumte man nicht, hieraus eine Lehre zu ziehen. Leider aber ist dieselbe nur dem Absolutismus der neueren französischen Verwaltung zu Gute gekommen.

Man hört häufig die Meinung aussprechen, daß die französische Revolution alle Brücken zwischen dem neuen und dem alten Frankreich abgebrochen habe, gleichsam als könnte man die Geschichte des letzteren vom Jahre I. der Republik beginnen. Alexis von Tocqueville hat das Verdienst, in seinem Werke: „l'ancien regime et la révolution", das Irrige dieser Meinung schlagend nachgewiesen zu haben. Denn, wie die

Revolution unläugbar ein Product der vorangegangenen Geschichte Frankreichs ist, so hat sie auch nur, wenn gleich tumultuarisch und schneller als sonst geschehen wäre, dasjenige vollendet, was schon seit Jahrhunderten vorbereitet worden war. Dieses gilt zunächst von dem Verlangen nach allgemeiner Gleichheit, auf welche, wenn sie gleich erst von der Nationalversammlung als Princip proclamirt worden war, doch die vorangegangenen absoluten Herrscher Frankreichs schon seit Hugo Capet mehr oder weniger bewußt und durch die Umstände gezwungen hingearbeitet hatten. Denn um die Macht der Feudalherren zu brechen, das Faustrecht abzuschaffen und den innern Frieden herzustellen, mußte man die Hülfe des dritten Standes in Anspruch nehmen und zu diesem Zwecke die Kluft, die zwischen ihm und den privilegirten Ständen obwaltete, mehr und mehr auszufüllen suchen. Auch war dieser Proceß schon unter Ludwig XIV. so weit vorgeschritten, daß von allen Vorzügen jener stolzen Feudalherren, die sich ehedem den Königen gleich gedäucht hatten, nur noch wenige, freilich aber gerade sehr gehässige Trümmer (wie die Steuerfreiheit u. s. w.) gerettet worden waren, und den Gewalthabern der Revolution kaum etwas anderes übrig blieb, als auch diese noch zu zerbrechen und schließlich hinweg zu räumen.

Eben so wenig als die allgemeine Gleichheit, war die Alles erdrückende, bei allen Verfassungen, die Frankreich seitdem gehabt hat, sich gleich gebliebene Macht der Centralregierung ein Product der Revolution, sondern der Hauptsache nach schon früher da gewesen, ja sie hatte da sein müssen, weil, wie v. Tocqueville sagt, „wenn eine Nation die Aristokratie in ihrem Schooße zerstört hat, sie von selbst der Centralisation entgegeneilt." Aeußerlich hatte man zwar am alten Verfassungswesen Frankreichs nur wenig zerstört, wohl aber „gleichsam ein neues förmlich darunter aufgeführt", so daß, als die Revolution das alte Gebäude zerstörte, die Macht einer „ungeheuren Centralgewalt" sich wie von selbst aus den Trümmern desselben emporhob. Wie sehr aber einer absoluten Centralgewalt das Princip der allgemeinen Gleichheit zu Statten kommt, das hatte schon Mirabeau zu der Zeit erkannt, als er sich dem Hofe wieder zu nähern begann. Er sagt in einem damals an den König geschriebenen Briefe:

„Vergleichet den neuen Stand der Dinge mit dem alten Zustande. Daraus erblüht Trost und Hoffnung. Ein Theil der Beschlüsse der Nationalversammlung, und zwar der größere Theil, ist dem monarchischen Regiment offenbar günstig. Ist es etwa gering anzuschlagen, ohne Parlament, ohne Provinzialstände, welche Steuern und Abgaben selbst bestimmen, ohne geistliche Orden, bevorzugte Klassen, adelige Vorrechte zu sein? Der Gedanke, nur eine Klasse von Bürgern zu bilden, hätte Richelieu gefallen. Eine Reihe unumschränkter Fürsten hätte nicht so viel für die königliche Gewalt vollbracht, als dieses einzige Jahr der Revolution!"

Eben so wie die Verwaltung hängt auch die Justiz des neuen Frankreichs mit dem alten viel mehr zusammen, als man auf den ersten Blick meinen sollte, namentlich wenn man die radicalen Reformen betrachtet, welche die Nationalversammlung in dem Justizwesen vornahm. Das Justizverfassungsgesetz vom Jahre 1790 beseitigte nicht nur die Patrimonialgerichte, die Verkäuflichkeit der Richterstellen und schließlich sogar die Parlamente, sondern es stellte auch das Princip der absoluten Trennung von Justiz und Verwaltung auf. Man hat dieses Princip von je her so aufgefaßt, als ob damit die Freiheit der Justiz von jedem Einflusse der Verwaltung und damit die Sicherstellung aller Unterthanen des Staats vor jeder Art von Willkür garantirt sein sollte, weshalb man sich auch beeilt hat, es unter die Dogmen der neueren constitutionellen Verfassungen aufzunehmen. Dennoch aber scheint es, daß die Nationalversammlung von 1789 damit etwas ganz Anderes bezweckt hat. Als sie das Justizorganisationsgesetz erließ, befand sie sich noch im Kampfe mit den alten französischen Parlamenten, die, wie wir gesehen haben, einen beträchtlichen Antheil an der Verwaltung sich selbst vindicirten. Es galt daher nicht allein den Widerstand zu brechen, den die Parlamente der souverainen Gewalt im Staate, die thatsächlich in den Händen der Nationalversammlung lag, entgegengesetzt hatten, sondern auch die Ansprüche derselben in den statt ihrer einzusetzenden Justizbehörden nicht wieder aufleben zu lassen. Dazu war nichts geeigneter, als die Justiz von der Verwaltung zu trennen, nicht um die Justiz etwanigen Einflüssen der Verwaltung zu entrücken, sondern umgekehrt, um die Verwaltung der Fesseln zu entledigen, die ihr im alten Frankreich nicht selten die Justiz auferlegt hatte. In diesem Bestreben aber stimmten die Nationalversammlung und die späteren Gewalthaber Frankreichs vollkommen mit der gestürzten absoluten Monarchie überein, nur daß jene durch die Gesetzgebung dasjenige erreichten, was diese mißbräuchlich, auf dem Wege der Willkür und des souveränen Beliebens erstrebt hatte.

„Nirgends," sagt von Tocqueville, „waren die gewöhnlichen Gerichtshöfe unabhängiger von der Regierung, als in Frankreich, aber auch nirgends begegnete man außerordentlichen Gerichtshöfen häufiger als hier. Beides entsprang aus einer und derselben Ursache. Da nämlich der König fast ohne Einfluß auf das Schicksal der Richter war, indem er sie weder absetzen, noch ihnen andere Wohnsitze anweisen oder ein höheres Amt verleihen und somit weder Furcht noch Ehrgeiz in ihnen erregen konnte, so mußte ihm diese Unabhängigkeit der Richter bald beschwerlich fallen. Dadurch fühlte er sich mehr als andere Fürsten getrieben, jenen Richtern alle Angelegenheiten, die unmittelbaren Einfluß auf die Ausübung seiner Macht hatten, zu entziehen, und für die Entscheidung derselben neben jenen Richterstühlen eine Art von Gerichtshöfen zu gründen, die, abhängiger als die andern, für die Unterthanen den Schein der Gerechtigkeit haben sollten, ohne daß er selbst

sie zu befürchten hätte.“ Daraus war schon im alten Frankreich, wenn auch noch nicht unbedingt der Grundsatz, so doch die Praxis hervorgegangen, daß

„alle Prozesse, in denen eine öffentliche Angelegenheit behandelt wird, oder bei denen die Staatsverwaltung betheiligt ist, nicht vor die ordentlichen Gerichte gehören, die nur allein über Privatangelegenheiten zu entscheiden haben,“

eine Praxis, die es nicht selten den Intendanten (den Verwaltungschefs in den Provinzen) möglich machte, die wichtigsten Rechtsangelegenheiten, sogar Strafsachen, an sich zu ziehen und mit Zuziehung einiger selbstgewählter Richter zu entscheiden. Hiernach lag es zu Tage, daß, „wenn die Justiz im alten Staatswesen Frankreichs, wie von Tocqueville sagt, einerseits unaufhörlich über ihre natürliche Sphäre hinausgriff, sie andererseits dieselbe niemals ganz ausfüllte.“ Nur dem ersten dieser Uebelstände hat die neuere Justizverfassung Frankreichs abgeholfen, in Bezug auf den zweiten aber im Gegentheil durch das Gesetz geregelt, was im alten Staatswesen nur Mißbrauch gewesen war. — Man erkennt dieses leicht an dem Verlauf, den die Justizeinrichtungen im neuen Frankreich genommen haben.

Nach der Gerichtsverfassung von 1790 und 1791 sollte jeder Canton einen, jedoch nur für geringere Streitfälle competenten Friedensrichter, jeder District ein aus 5 Mitgliedern bestehendes Richtercollegium, und jedes Departement ein Criminalgericht haben, bei dem jedoch nur die Richter des Civilgerichts abwechselnd fungirten. Damit aber die Justiz in der Erinnerung an die alten Parlamente nicht zu mächtig würde, sollten über diesen keine Appellationshöfe, sondern nur ein einziger Cassationshof bestehen und die Districtsgerichte einander gegenseitig als Appellationsinstanz dienen. Schwere Verbrechen sollten von Geschwornen abgeurtheilt und dem Grundsatze von der Theilung der Gewalten entsprechend die Richter jedesmal auf 6 Jahre vom Volke gewählt werden. Die Justiz sollte zwar noch im Namen des Königs gehandhabt, der König aber weiter kein Recht haben, als nach Einsicht der Wahlprotocolle zu erklären: „Sie sind gewählt!“ und als sogenannten Wächter des Gesetzes, in der Wirklichkeit aber mehr als Gesandten des souveränen Königs bei der souveränen Justiz bei jedem Gericht einen Commissaire du Roi (später Commissaire du Gouvernement genannt) zu bestellen. Selbst der öffentliche Ankläger bei den Geschwornengerichten sollte der Wahl des Volkes anheimfallen. Hiermit war allerdings erreicht, daß die Auctorität der Justiz der Verwaltung nicht gefährlich werden konnte. Leider war sie aber auch dem Volke gegenüber vernichtet und die Justiz darum nicht im Stande, der durch die Revolution herbeigeführten allgemeinen Anarchie Herr zu werden. Nachdem daher schon das Directorium den erfolglosen Versuch gemacht hatte, die Districtsgerichte zu großen Departementsgerichten von 20 und mehr

Mitgliedern zusammenzuziehen, schuf das Consulat durch das Gesetz vom 27. Ventose VIII. (18. März 1800) wiederum 29 eigene Appellationsgerichte, die als zweite Instanz über den bisherigen Civilgerichten stehen sollten, besetzte die Criminalgerichte mit eigenen Richtern, schaffte die Volkswahlen ab und behielt die Besetzung der Richterstellen sich selbst vor, bestimmte auch, daß die Richter der höheren Instanzen wiederum die Disciplin über die niederen üben sollten. Noch einen Schritt weiter ging Napoleon, als er den Kaiserthron bestiegen hatte. Ihm lag geradezu daran, die neu creirten Appellationsgerichte, wenn auch nicht zu der politischen Macht, so doch zu der äußeren Würde und obergerichtlichen Stellung der alten Parlamente zu erheben und damit der Justiz wiederum Auctorität zu verschaffen. Das Senatusconsult vom 28. Floreal XII. (15. Mai 1804) entnahm daher zuerst aus der alten Verfassung die Ehrenbezeichnung Cour (eine Reminiscenz an die alte Curia regis) und legte dieselbe dem Cassationstribunal, den Appellations- und den Criminalgerichten bei. Noch mehr trat die Erinnerung an die alten Parlamente und deren Ursprung aus der Curia regis hervor, als Napoleon im Jahre 1808 auch die Appellations- mit den Criminalgerichtshöfen zu großen Körperschaften vereinigte, ihnen in dem Organisationsgesetze vom 20. April 1810 den Titel „Cours impériaux" beilegte und sie mit neuen Instructionen versah. Denn Vieles, was in diesen Instructionen (resp. vom 30. März 1808 und vom 20. April 1810) über die Eintheilung in Kammern, die Functionen des ersten und der verschiedenen Kammerpräsidenten, die Geschäftsordnung, die Haltung der Audienzen, bis zu den Ferien- und Vacanzkammern herab, gesagt ist, scheint nur den zahlreichen Instructionen der ehemaligen Parlamente nachgebildet zu sein. Ja um die Aehnlichkeit vollständig zu machen, bestimmt sogar der §. 7 des Gesetzes vom 20. April 1810, daß die Cours impériaux wiederum „souverainement" Recht zu sprechen hätten, unerachtet ihre Erkenntnisse vom Cassationshofe, wie ehedem die Erkenntnisse der Parlamente vom Grand Conseil, vernichtet werden konnten. Einige andere Nachahmungen, als die feierlichen Eröffnungssitzungen und die dabei gehaltenen censorischen Reden, haben wir schon früher gelegentlich kennen gelernt.

Erheblicher als die sich hierin kundgebende positive Seite des Einflusses der alten Parlamente Frankreichs auf dessen heutige Gerichtsverfassung ist jedoch die negative, zumal diese weit über die Grenzen Frankreichs hinausreicht. War nämlich Napoleon bestrebt gewesen, seinen großen Appellationshöfen dem Volke gegenüber den Glanz und die Autorität der alten Parlamente wiederzugeben, so trug er doch nach dem Beispiele der vorangegangenen republikanischen Gewalthaber nicht weniger Sorge, sie nicht zu jener Macht gelangen zu lassen, durch welche die alten Parlamente dem Königthume so unbequem, ja gefährlich gewesen waren. Es gab dazu verschiedene Mittel. Das eine bestand darin,

den neuen Gerichtshöfen den Antheil der alten Parlamente an der Gesetzgebung, namentlich also die Befugniß zum Erlaß sogenannter arrêts de reglement zu entziehen, worauf sich der Artikel 7 des Code civil bezieht. Gegen dieses Mittel wäre nichts einzuwenden gewesen. Denn nachdem die Versammlungen von Volksrepräsentanten, als deren Vertreter sich die Parlamente nur betrachtet hatten, wieder eingeführt worden waren, lag es in der Natur der Sache, diesen selbst den Antheil an der Gesetzgebung zu gewähren, den so lange die Parlamente statt ihrer geübt hatten. Auch mußte mit der veränderten Art und Weise, Gesetze zu publiciren, das bei Gelegenheit der Einzeichnung ausgeübte Remonstrationsrecht der Parlamente von selbst fortfallen. — Bedenklicher schon war ein anderes Mittel, die Wiederherstellung des öffentlichen Ministeriums, mit allen, ja mit noch größeren Befugnissen, als es zur Zeit der Parlamente besessen hatte. Denn dadurch wurden die Gerichte sogar der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten beraubt und fast bei jedem Schritte der Controle landesherrlicher Verwaltungsbeamten unterworfen. Am allerbedenklichsten aber war es, daß man, gleichsam, um den Spruch Richelieu's wahr zu machen, daß die Justiz nur Recht zu sprechen, ohne Königliche Erlaubniß aber sich nicht in Staatsangelegenheiten zu mischen habe, denselben sogar die richterliche Entscheidung über alle diejenigen Streitsachen entzog, bei denen irgendwie der Staat oder die Verwaltung interessirt war, solchergestalt aber zwar die Justiz von der Theilnahme an der Verwaltung, nicht aber gleichzeitig die Verwaltung von der Theilnahme an der Justiz befreite.

Bekanntlich giebt es nämlich in Frankreich für Streitigkeiten der bezeichneten Art noch bis auf den heutigen Tag eine besondere, sogenannte Administrativjustiz, die lediglich in den Händen hoher Verwaltungsbeamten ruht und diese nicht selten zu Parteien und Richtern in einer Person macht. In Sachen dieser Art spricht in erster Instanz ein aus 3 bis 5 Mitgliedern bstehender Präfecturrath (Conseil de préfecture), in der zweiten ein aus 7 Staatsräthen und 8 Requetenmeistern gebildeter Staatsrath (Conseil d'état). Von diesen Richtern hat zwar jeder ein volles Votum, allein abgesehen davon, daß in erster Instanz bei Stimmengleichheit der Präfect entscheidet, so hat selbst der einstimmige Beschluß des Präfecturrathes noch keine verbindliche Kraft, sondern bedarf eines Exequatur von Seiten des Präfecten, der über dessen Ertheilung oder Verweigerung oft erst die Entscheidung des Ministeriums des Innern einzuholen hat. Die gerichtliche Form des Verfahrens ist hiernach nur eine Täuschung; in der Wirklichkeit verhält es sich, wie ein französischer Jurist (Béreuger) sagt, so, daß die Mitglieder des Präfecturrathes meist nur dem Impulse des Präfecten folgen und willig unterzeichnen, was dieser ihnen vorlegt. Und dabei ist die Competenz dieser Administrativjustiz in Frankreich ausgedehnter, als irgendwo. Denn es gehören vor dieselbe:

1) alle Streitigkeiten über Angelegenheiten, wo die Staatsregierung als solche und nicht blos als Subject von Privatrechten (z. B. als Grundbesitzer) thätig gewesen ist, oder wo es sich

2) um Sinn und Auslegung eines von einem Verwaltungsbeamten ausgegangenen Aktes und der daraus hergeleiteten Rechte handelt, selbst wenn der Streit darüber nur unter Privatpersonen obwaltet.

Damit endlich ja kein Fall, der vor die Administrativjustiz gehört, dieser entgehe, und die Gerichte um so sicherer von Allem, was einer Einmischung in die Verwaltung ähnlich sehen könnte, fern gehalten würden, war schon unter dem Directorium durch Art. 27 des Gesetzes vom 21. Fructidor. III. (7. April 1791) bestimmt, daß im Fall eines Competenz-Conflictes zwischen Gerichts- und Verwaltungs-Behörden bis zur Entscheidung des Ministers, die der Bestätigung des Directoriums bedürfe, mit dem Verfahren inne zu halten sei. Der Consulatsbeschluß vom 13. Brumaire X. (4. Nov. 1801) fügte hinzu, daß das öffentliche Ministerium (die Commissaires du Gouvernement) auf solche Sachen Acht zu geben und, wenn sie bei den ordentlichen Gerichten vorkämen, auf deren Abgabe zu dringen, nöthigenfalls aber den Präfecten, Behufs Erhebung des Competenz-Conflictes, davon zu benachrichtigen hätten, über den dann der Staatsrath zu entscheiden habe.

Wenn man sich nun die Frage vorlegt, welche Folgen Einrichtungen dieser Art für das gesammte Staatswesen haben müssen, so wird man sich nicht verhehlen können, daß die geringste Gefahr derselben in der vergrößerten Möglichkeit ungerechter Entscheidungen besteht. Denn viel größer und nachhaltiger ist die Gefahr, daß dadurch unwillkürlich die monarchische Gewalt im Staate von ihrem stärksten Fundamente, der Justizhoheit, verdrängt wird. Indem nämlich die französischen Gewalthaber auf der einen Seite nach der Lehre von der Theilung der Gewalten der Justiz wenigstens scheinbar eine unabhängige Stellung zu gewähren genöthigt waren, andererseits, durch das Beispiel der alten Parlamente geschreckt, in steter Besorgniß schwebten, das Ansehen der Justiz höher emporsteigen zu sehen, als ihr eigenes Ansehen vertrug, suchten sie, statt sich an die Spitze der Justiz und damit als die obersten Richter des Landes hinzustellen, dieselbe vielmehr von sich fern zu halten, und gaben dadurch dem Gedanken Raum, daß die Justiz eine für sich bestehende, von der Krone gleichsam abgelöste Gewalt im Staate sei. Von manchen Seiten mag man dieses vielleicht als einen Vorzug ansehen, weil dadurch dem Volke die sicherste Garantie gegen die Gefahren der ihrer Zeit vielberufenen Cabinetsjustiz geboten werde. Dieser Vorzug ist aber nur ein scheinbarer. Denn auch die Könige des alten Frankreichs übten die Cabinetsjustiz nicht im Parlamente, sondern außerhalb desselben und sehr gegen dessen Willen. Wird daher unter dem Namen einer Administrativjustiz ein weites Feld gerichtlicher Streitigkeiten den (unabhängigen und selbstständigen) Ge-

richtsbehörden entzogen, so ist auf diesem Felde wenigstens der Cabinetsjustiz wiederum und zwar auf äußerlich ganz gesetzlichem Wege Thür und Thor geöffnet.

Dazu kommt, daß, wenn der Monarch die Justiz von sich fern hält und sich mit seiner Thätigkeit auf die Verwaltung wirft, er Gefahr läuft, persönlich mit der Justiz in Conflict zu gerathen und so als Gegner des Rechtes zu erscheinen, welches er doch vor allen Dingen zu fördern und zu beschützen berufen ist. Denn jemehr sich die Verwaltung centralisirt, je weiter sie ihre Thätigkeit ausdehnt und je größer die Entfernungen sind, nach denen hin sie operirt, um so weniger ist sie im Stande, die individuellen und Localverhältnisse zu erkennen und zu berücksichtigen, um so mehr muß sie folglich nach abstracten Regeln verfahren, die oft zu dem individuellen Verhältnisse nicht passen und in ihrer Ausführung wie Ungerechtigkeiten aussehen, wenn sie es nicht wirklich sind. Es kann daher nicht fehlen, daß, wenn sich der Monarch auf eine solche Verwaltung stützt, er das ganze Maaß von Unzufriedenheit und Mißvergnügen, welches dieselbe gegen sich aufregt, auf sein eigenes Haupt herabzieht und der Sympathieen verlustig geht, die für sein eigenes, wie für das Wohlergehn des Volkes gleich unerläßlich sind. Ohne Zweifel ist hierin eine von den Ursachen zu suchen, welche in Frankreich jene tiefe Mißachtung gegen die oberste Gewalt im Staate, gleichviel, wer der Träger derselben ist, hervorgerufen haben. Und wie könnte es auch anders sein, wenn der Souverän des Landes nicht mehr als Hort und Schützer des Rechtes, sondern weit eher als eine Macht erscheint, die sich dem Laufe desselben entgegenstellt, wo aber wirklich Recht und Gerechtigkeit gehandhabt wird, dieses unabhängig von ihm und ohne sein Verdienst, vielleicht gar gegen seinen Willen, geschieht!

Wie beklagenswerth aber immer ein solcher Zustand erscheint, man muß zugestehen, daß er wie ein düstres Verhängniß von Niemand eigentlich verschuldet, vielmehr aus der Geschichte Frankreichs mit Nothwendigkeit hervorgegangen ist. Das Faustrecht und die Anarchie des Lehnsstaates mußten gebändigt werden. Hugo Capet aber hatte kein Recht über die Lehnsherren, seinen Nachfolgern blieb also nichts übrig, als mit List und Gewalt zu vollbringen, wozu sie des Rechtes ermangelten. Als später der Beamtenstaat die Erbschaft des Feudalstaates antrat und sich gegen die Krone wandte, hatten die Könige, den Erfolg nicht ahnend, durch den Verkauf der Parlamentsstellen sich der Möglichkeit beraubt, auf rechtlichem Wege seine Anmaßungen zurückzuweisen. Wieder also mußte die Gewalt an die Stelle des Rechtes treten. Das einzige Haupt endlich, welches berechtigt gewesen wäre, der Anarchie der Revolution ein Ziel zu setzen, war auf dem Blutgerüste gefallen; Gewalt und Usurpation mußten in Ermangelung des Rechtes also vollbringen, was die absolute Nothwendigkeit gebieterisch verlangte. Kein Wunder, daß nach solchen Vorgängen in Frankreich trotz der gerühmten Unabhängigkeit sei-

ner Justiz die Gewalt noch bis auf den heutigen Tag höher steht als das Recht. — Treffend bezeichnet von Tocqueville den Gegensatz der älteren Justizverfassungen Deutschlands zu den französischen mit den Worten:

„In Gegenden von Deutschland, wo die Gerichtsbehörden nie so unabhängig waren, wie damals die französischen, hat man auch nie eine solche Maßregel (Bestellung außerordentlicher Commissionen) für nöthig erachtet, nie eine administrative Justiz eingeführt! Der Fürst wußte, daß seine Gewalt über die Richter entscheidend genug war, um keiner außerordentlichen Commissaire zu bedürfen!"

Daß auch hieraus für die Justiz in Deutschland mancherlei Nachtheile entsprungen und die alten Justizverfassungen in den deutschen Staaten der Reform dringend bedürftig waren, wollen wir über diesem scheinbaren Lobe des Franzosen nicht vergessen, jedenfalls aber werden wir gut thun, es uns klar zu machen, daß wir die Heilmittel gegen die Mängel unserer staatlichen Einrichtungen nicht in Frankreich zu suchen haben, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, noch schlimmere Uebel hervorzurufen!

Es gilt dieses von der Justizpflege so gut, als von den constitutionellen Verfassungen, in welchen die neuere Zeit das Panacée gegen alle wirklichen und vermeinten Uebelstände des alten Staatswesens gefunden, und mit welchen sie die Freiheit unmittelbar erobert zu haben meint. Denn auch hierin liegt eine Täuschung, die sich die Verfassungsschwärmer vergebens zu verbergen suchen. Jeder, der mit klarem Blicke sieht und mit nüchternem Verstande nachdenkt, wird zugestehen müssen, daß, wenn zu einem absoluten, seit Jahrhunderten büreaukratisch organisirten Regiment plötzlich und ohne Vermittelung eine constitutionelle Volksvertretung hinzutritt, die Sache der Freiheit fürs erste nicht gewinnt, sondern nur noch mehr in Gefahr geräth. Denn begreiflicher Weise verlangt auch die Volksvertretung ihren Antheil an dem Regiment, hilft also entweder, wenn sie mit dem Ministerium einig ist, den vom Centrum ausgehenden Druck zu vermehren, oder zwingt im andern Falle durch ihre Opposition das Ministerium, seine Kraft zu verdoppeln und sich für die Einbuße seiner Macht im Centrum mit Hülfe des über das ganze Land verbreiteten Beamtenthums an der Peripherie zu entschädigen. Segensreich kann daher eine Volksvertretung nur wirken, wenn sie die Freiheit, d. h. das Recht der Selbstbestimmung und Selbstverwaltung von Corporationen und Individuen, so weit beides mit der Einheit des Staates verträglich ist (denn nur hierin, nicht in der Ungebundenheit besteht die Freiheit im Staate) schon vorfindet und sich darauf beschränkt, diese Freiheit gegen etwanige Uebergriffe der Centralregierung zu vertheidigen. Die Herstellung dieser Freiheit ist es, welche folgerichtig dem Entwurf und der Ausführung einer constitutionellen Verfassung vorangehen, mindestens aber doch, wo solches wegen der Ungunst

der Verhältnisse nicht hat geschehen können, so bald als möglich nachgeholt werden muß. Erst wenn dieses geschehen ist, können auch das Königthum und die Justiz ihre richtige Stellung finden. Denn ruht der größte Theil der Verwaltung in den Händen von zunächst dazu berufenen Corporationen (Gemeinden, Kreise, Provinzen), so steht die Centralregierung und mit ihr der König nicht mehr in, sondern über der Verwaltung, und indem dann der König aufhört in Verwaltungssachen Partei zu sein, ist er der natürliche Richter in allen Streitigkeiten der sich selbst verwaltenden Corporationen, sowohl unter sich als mit ihren einzelnen Mitgliedern und anderen Privatpersonen. Um das Recht zu wahren, bedarf es dann nicht der französischen Fiction einer von der Krone losgelösten besonderen Justizgewalt im Staat, es kann und muß im Gegentheil der König die Spitze der Justiz und damit der Schirmherr und Wahrer des Rechtes sein. Ob es dann vorzuziehen sei, die sogenannte Administrativjustiz im Namen des Königs von besonderen oder von den gewöhnlichen Gerichtshöfen handhaben zu lassen, wird lediglich eine Frage technischer Zweckmäßigkeit, auf die Verwirklichkeit der Idee aber, daß der König nach allen Richtungen hin der oberste Richter des Landes sei, so wenig als auf das unwandelbare Vertrauen des Volkes zu diesem Richter von erheblichem Einfluß sein. Auch wird der vielfach angefeindete Competenzgerichtshof, von dem man immer zugestehen kann, daß er im Verhältnisse zu dem ihm vorangegangenen Zustande bei uns, ja selbst zu dem in Frankreich seine Stelle vertretenden Staatsrath ein Fortschritt sei, dann von selbst fortfallen.

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Erste Abtheilung:

Die Epigonen.

Achtes Capitel.

Auf der Haide.

Der Schulz ließ seine muthigen Pferde scharf austraben, der leichte Wagen flog wie ein Pfeil auf dem festen Wege dahin, und die drei Männer darin sprachen kein Wort. Es verging eine Stunde fast, dann traten die einzelnen Fichtengruppen, zuweilen mit eingesprengten Birken,

die man schon weit in der Entfernung gesehen, wieder näher an den Weg, deckten ihn bald auf einer, bald auf der andern Seite, bald auf beiden, schlossen sich endlich dicht und immer dichter an einander, bis der Schulz die Leine locker ließ und seine Rosse heiß und keuchend im Schritt dahin gingen, im tiefen Sande des Waldweges.

Jetzt drehte sich Hans Jochem um nach dem Officier im Wagen und sprach mit ernsthaftem Antlitz, ohne eine Miene zu verziehen: „Wir sind in der Lommelhaide, Herr Lieutenant, ich glaube nicht, daß wir drüber kommen, ohne von den Franzosen, die von der Lanke her marschiren, entdeckt zu werden, denn die Haide ist offen sogleich wenn wir über das Buhlwasser sind. Die Franzosen werden uns verfolgen, und wenn's auch nur wegen der Pferde, des armen Viehes, wäre. Es giebt nur den einen Damm, wir müssen über die Wuhle, das arme Vieh thut sich jetzt verschnaufen, sind wir drüben, so werde ich aus dem Zeuge fahren, werden wir verfolgt, so steigen sie hinter dem Kreuzbusch aus und Lehnerdt führt sie durch die Biesenthaler Forst nach Britz zu meinem Schwager; Lehnerdt kennt den Weg dahin, mein Schwager aber wird sie beim alten Zoll in Hohen-Saaten über die Oder bringen und ihnen auch drüben die Wege weiter weisen nach Wrechow. Wenn wir über die Wuhle sind, müssen sie sich im Wagen niederlegen, Herr Lieutenant, und Lehnerdt auch, daß die Franzosen sie nicht sehen, komme ich glücklich bis zum Kreuzbusch, dann will ich sie schon hinter mir herlocken, die verdammten Kerle!"

Der Schulz drehte sich um und sah wieder nach seinen Pferden, der Lieutenant streckte sich lang aus im Stroh und Lehnerdt that ein Gleiches, so fuhren sie langsam dahin und ein schöner heller Novemberhimmel war über ihnen. Ein schlecht gehaltener Dammweg führte über dies breite moorige Wuhlwasser, und die Sonne stieg immer höher. Der Damm war zu Ende, die Blöße lag vor ihnen, „ich sehe noch keinen Franzosen!" sagte der Schulz scharf auslugend mehr zu sich selbst, als zu den Andern, dann trieb er seine Rosse an. Nach allen Seiten hin streiften die forschenden Blicke des ehrenfesten Mannes, vorzüglich hatte er eine Waldecke linker Hand im Auge, die er immer wieder mißtrauisch beobachtete; dieselbe war allerdings ein gutes Stück Weges entfernt, aber die Haide war bis dahin ganz offen. Endlich kam der Wagen auf gleiche Höhe mit jener Waldecke, nach und nach ließ er sie etwas hinter sich.

„Herr Lieutenant, ich glaube, wir kommen noch —" begann der Schulz, aber er brach mitten im Satz ab und hieb auf seine Pferde, daß diese hochaufbäumend ansprangen und dann schnaubend dahin jagten.

„Die Franzosen, zwei, drei," sagte Lehnerdt, der auf der linken Seite im Wagen lag und durch eine Lücke zwischen der Hürde und der Leiter sehen konnte, „es sind Dragoner mit Roßschweifen, wie die welche in Bessin waren."

„Dragoner haben schwere Pferde!" bemerkte der Lieutenant.

„Jetzt haben sie uns gesehen!" rief Lehnerdt, sie setzen ihre Pferde in Trab, sie schwenken ein, da kommt noch ein ganzer Trupp.

Der Schulz sagte kein Wort, er peitschte ohne Barmherzigkeit seine Rosse, das arme Vieh, das er sonst so sehr liebte.

Die Hetze auf der Lommelhaide war los, hohe Jagd auf Menschenwild, obwohl die französischen Cavalleristen wohl nur auf ein Paar Pferde zu jagen meinten.

Der Lieutenant kroch auf Schaller's Seite, er mußte selbst sehen.

„Sie kommen näher," sprach er, nachdem er eine Weile beobachtet hatte, „aber sie kommen nur langsam vorwärts, wären ihre Pferde nicht so schwer oder so marode, sie müßten schon viel näher sein!"

Der Cavallerie-Officier folgte mit kundigem Blick allen Bewegungen der feindlichen Reiter, die drei vordersten kamen in schiefer Richtung dem Wagen näher, die zwei zunächst folgenden brachen plötzlich rechts aus.

„Zwei Dragoner gehen rechts, sie denken uns den Weg abzuschneiden!" sagte der Officier laut.

Der Schulze lachte in dem ihm eigenen tiefen Tone.

„Sie reiten in den Sumpf!" bemerkte Lehnerdt, das Lachen des Schulzen erklärend.

Indessen kamen die Dragoner immer näher, und plötzlich blitzte es drüben, ein leichter blauer Rauch wirbelte auf und ein schwacher Knall folgte.

„Der Kerl ist toll, auf solche Entfernung zu schießen!" meinte Herr von Leist.

„Er will uns befehlen, Halt zu machen!" murrte der Schulz, ohne sich umzusehen, „aber ich bin harthörig und ein schlechtes Gesicht habe ich auch auf der Haide, nichts gesehen, nichts gehört!"

Er hieb auf die Pferde, die sich aufs Aeußerste angriffen, dennoch kamen die feindlichen Reiter immer näher.

„Die zwei dahinten, die rechts geritten, kehren um!" meldete der Lieutenant.

„Der Sumpf ist tief!" entgegnete Lehnerdt einfach.

„Machen sie sich fertig, Herr Lieutenant," sagte jetzt der Schulz ohne sich zu regen, „wir werden gleich am Kreuzbusch sein, wenn ich sage: vorwärts! dann springen sie auf und hinein in den Busch, die Kerle lassen ihnen nur einen Augenblick! Lehnerdt, vergiß den Kober nicht!"

Der Wagen schoß vorwärts mit unverminderter Schnelligkeit, einige einzelne Fichtenstämme flogen vorüber, bald wurden sie dichter —

„Vorwärts, in Gottes Namen!" rief der Schulz.

Der Lieutenant erhub sich sofort und sprang hinaus, er fiel lang hin in den tiefen Sand; Lehnerdt Schaller half ihm rasch aufstehen und zog ihn über einen verfallenen Graben, an welchem ein halb eingesunkenes

steinernes Kreuz stand, das dem Busch den Namen gegeben, hinein in das Holz, das durch den jungen Anwuchs zwischen den Stämmen sie den Augen der Verfolger entzog. Herr von Leist warf einen letzten Blick auf die Haide, der wackere Schulz rollte schon in weiter Entfernung dahin.

Der Weg war schwer, oder vielmehr es war gar kein Weg; durch die dichten Fichten drängten sich die Flüchtlinge, der spitzen Nadeln nicht achtend, die ihnen unaufhörlich ins Gesicht schlugen.

Sie hörten einige Schüsse knallen, der Lieutenant blieb stehen, Lehnerdt faßte sofort seine Hand und zog ihn weiter.

„Sie sind uns noch zu nahe!" flüsterte der wackere Bursch, „den Schulzen aber haben sie nicht gekriegt, sonst hätten sie nicht geschossen, ihre Pferde waren zu müde!"

Ein eigenthümliches aber sehr zuversichtliches Hohnlachen flog über die breiten Züge Lehnerdt's, der Officier aber freute sich daran, denn die gute Zuversicht, die der tapfere Bursch zeigte, steckte ihn an; auch er glaubte jetzt sicher, daß der ehrenfeste Schulz von Langenpieske den eifrigen Verfolgern entronnen, die er hinter sich hergelockt, um ihre Flucht zu begünstigen und zu sichern.

Gleich darauf vernahmen die Flüchtlinge Trompetenklang hinter sich, wahrscheinlich sammelte der Officier seine Leute, die sich bei der Verfolgung auf der Haide zerstreut hatten.

Der Officier und sein Führer wanderten den ganzen Tag, sie vermieden alle größern Straßen, deren sie mehrere kreuzten, machten Mittag an einem trockenen Sandplatz und wechselten nur wenige Worte. Herr von Leist marschirte heute viel besser, als gestern, und hatte mehr mit den Regungen der eigenen Ungeduld, die ihn rastlos vorwärts trieb, als mit den Schwierigkeiten seiner Fußwanderung zu kämpfen, die allerdings auch gering zu nennen waren, denn der Sand stand, wie man in der Mark sagt, der Weg war also fest und lief immer in der Haide hin, keine Menschenseele begegnete ihnen den ganzen Tag über. Es begann dunkel zu werden, der Officier schritt immer noch ruhig und geduldig hinter seinem Führer her; vielleicht wäre er nicht so ruhig gewesen, wenn er auf Lehnerdt geachtet hätte, der zwar mit ächt märkischem Eigensinn den Pfad verfolgte, auf dem er sich befand, der aber ziemlich ängstliche und verlegene Blicke von Zeit zu Zeit auf seinen Gefährten richtete, denn die Wahrheit zu sagen, so hatte Lehnerdt Schaller sich verirrt. Aber er schritt tapfer aus, denn glücklicher Weise hatte er bald erkannt, wohin er sich verirrt hatte; er war nämlich zu weit in die Neustädter Stadthaide gekommen, hatte den Weg nach Britz oder Chorinchen verfehlt und befand sich nun am Rande der Lieper Haide. Er hatte keinen Umweg gemacht, im Gegentheil hatte er sich der Oder mehr genähert, als das der Fall gewesen sein würde, wenn er nach Britz gegangen wäre, aber er wußte für die Nacht keine Unterkunft für seinen Officier, und das war es, was ihn hauptsächlich bedrückte; zwar glaubte

er sich auf dem Wege nach dem Sandkrug zu befinden, einem einsamen Etablissement in der Haide, aber er kannte die Entfernung nicht genau und fürchtete, die Müdigkeit werde dem Lieutenant nicht gestatten, die Herberge zu erreichen. Aber entweder waren die Kräfte des Officiers bedeutend gestiegen, oder der Weg war kürzer, als der gute Bursch gemeint, denn Hundegebell verkündete bald, daß sich die Flüchtlinge einem bewohnten Orte näherten, von dem Lehnerdt gar nicht zweifelte, daß es der Sandkrug sein werde.

Herr von Leist fragte nicht, das Beispiel vielleicht seines Führers, vielleicht auch die lange Wanderung durch die schweigende Haide hatte ihn schweigsam gemacht; er war müde und deshalb vernahm er nicht ungern das Hundegebell, das ihm die Nähe des Nachtquartiers verrieth, aber er fühlte auch, daß er im Stande sei, troß der Müdigkeit, noch weiter zu gehen, und darum wußte er nicht recht, ob er sich freuen sollte über den Aufenthalt.

Schon sah man den Lichtschimmer zwischen den Bäumen, und noch immer sprachen die Wanderer nicht, da blieb endlich Schaller stehen, bat den Officier zu warten, damit er zuvor erkunde, ob nicht etwa Franzosen im Kruge wären.

Der Lieutenant nickte und lehnte sich bequem an den nächsten Baum, er mußte ziemlich lange harren, aber er wurde nicht ungeduldig, endlich kehrte sein treuer Führer zurück.

„Herr Lieutenant," meldetete Schaller, „Franzosen sind nicht im Kruge, aber Preußen, Ranzionirte, wohl ein Dutzend, wüste Kerle, der Krugwirth hat eine Kammer an der Stube, wo er sie unterbringen wird; die Soldaten dürfen sie nicht sehen, der Herr Postmeister hat mir noch besonders befohlen, den Ranzionirten aus dem Wege zu gehen, weil sie das in die größeste Gefahr bringen könne. Kommen sie, der Krugwirth wartet an der Hinterthür!"

Ohne ein Wort der Entgegnung folgte Leist, und bald trat er durch eine schmale Hinterthür, an welcher ihn der Krugwirth mit dem leise geflüsterten Gruß der Patrioten empfing, in einen engen Hofraum. Von da geleitete ihn derselbe durch eine finstere Küche in eine ziemlich saubere Kammer.

Leist sah sich um; auf einem braunroth angestrichenen Tische stand ein dünnes Talglicht in einem Drahtleuchter und verbreitete schwache Helle in dem kleinen Raum. Unter dem Fenster war ein sauberes Bett mit blau und weiß quadrirtem Ueberzuge; ein Schrank und drei hölzerne Stühle, deren steife Lehnen in Form einer Acht, mit einem herzförmigen Loch in der oberen Hälfte, geschnitten waren, bildeten das ganze Ameublement. Eine dünne Bretterwand schied die Kammer von der Wirthsstube, denn der Officier vernahm ganz genau das Gespräch, das die Preußischen Soldaten, die sich selbst ranzionirt hatten, drüben mit einander führten.

Der Krugwirth legte den Finger auf den Mund und deutete nach der Wand, Leist verstand den Mann wohl, aber er sah ihn dennoch mit großer Befremdung an, denn das Gesicht desselben kam ihm nicht nur sehr bekannt vor, sondern er wußte ganz genau, daß er dasselbe in Berlin gesehen, er wußte nur nicht gleich, bei welcher Gelegenheit. Doch hier war nicht der Ort, sich zu erklären, er nickte, der Geberde des Krugwirthes zustimmend, und lagerte sich, als dieser ging, sofort nicht ohne Behaglichkeit auf das Bett. Er ruhete sich, aber er schlief nicht, das Hin- und Herreden der Leute in der Wirthsstube hinderte ihn vielleicht am Einschlafen, dennoch hatte er nicht weiter Acht auf das, was gesprochen wurde.

Nach einer ziemlichen Weile erst kam der getreue Lehnerdt Schaller und brachte seinem Officier eine heiße Biersuppe in einem irdenen Napfe, die dieser trotz des verbogenen Blechlöffels mit großem Behagen verzehrte.

Mit großer Befriedigung sah Lehnerdt dem Essenden eine Weile sehr aufmerksam zu, es war, als zähle er ihm die Löffel einzeln nach, dann flüsterte er, nach der Wand rückwärts zeigend: „Die führen wunderliche Reden, kehren um, sind nicht über die Oder gekommen, sagen sie; es ist was mit ihnen, der Krugwirth fürchtet sich vor ihnen, er hat sie zum gnädigen Herrn nach Köthen gewiesen, der läßt alle Soldaten über die Oder führen, aber sie wollen nicht hin. Ein Unterofficier ist ihr Anführer, sie haben eine Wache vorn an der Hausthür!"

Diese Mittheilung machte den Lieutenant aufmerksam, und als sich Lehnerdt mit dem leeren Napf entfernt hatte, suchte Herr von Leist die Reden der Soldaten in der Wirthsstube zu verstehen. Das war nicht schwer, denn dieselben wurden laut genug geführt, aber der Officier konnte aus denselben nichts besonderes entnehmen. Es waren eben Reden, wie sie eine verwilderte Soldateska führt, die nach einer Niederlage seit Wochen flüchtig durch's Land schwärmt und immer mehr entartet. Rohe Scherze, wilde Ausbrüche des Zornes, des Unmuthes oder der Verzweiflung, Zoten und Flüche, sehr begehrliche und doch auch wieder sehr bescheidene Wünsche wechselten in bunter Folge mit einander ab. Herr von Leist, dem dergleichen Dinge alle zur Genüge bekannt waren, wollte es eben aufgeben, länger diese Gespräche zu belauschen, die durchaus kein Interesse für ihn hatten, als er plötzlich dicht neben sich eine Unterredung vernahm, die besonders geführt wurde.

Der Officier begriff, daß die beiden Sprechenden allein an einem Tisch dicht an der Brettwand saßen, welche die beiden Räume schied.

„Wir müssen fort, Schober!" sagte der Eine, „diese Bande ist zu groß, morgen werden wir sicher verfolgt! Wilhelm giebt's für sicher, daß sie hat Anzeige machen lassen."

„Ich fürchte mich nicht," entgegnete der Andere, „sie hat Courage für drei Männer, das weiß ich, aber was kann sie machen? Die Gerichte thun nichts, weil der Feind im Lande ist, die Leute hier in der

Gegend haben ihn gehaßt wie die Sünde, sie finden's gerecht, und wenn sie noch mehr Courage hätte, sie kann nichts machen."

„Sie hat an den französischen General geschrieben, der in Freienwalde steht, heute sind Franzosen in Oderberg gewesen!" lautete ein neues Argument.

„Die finden keinen, der sie durch die Lieper Haide führt, und wir haben unter den Franzosen auch unsere Freunde," versetzte der Andere getrost, „überdem, wer weiß, ob die Franzosen unsertwegen nach Oderberg gekommen sind, seit gestern ist eine allgemeine Bewegung."

„Aber was willst du denn eigentlich, Schober, auf was wartest du? ich möchte weg aus der Gegend; ich fürchte mich vor ihr, mir zetert immer noch ihre Stimme in die Ohren, als ich sie an den Bettpfosten band, ich wollte, daß ich nicht dabei gewesen wäre!"

„Feiger Hund!" zürnte der, welcher der Anführer zu sein schien.

„Ich bin nicht feige, Schober," entgegnete der Gescholtene, „das weißt du, aber sie hatte recht, hol mich der Teufel, sie hatte recht, als sie schrie: Elende, so viele über Einen, der nur eine Hand hat!"

„Er war ein Verräther," entgegnete der Andere, „er hat den Preußischen Staat verrathen helfen an die Franzosen, wir haben ihn nicht ermordet, wir haben ihm einen Geistlichen gegeben und haben ihn dann hingerichtet."

„Alles gut, aber ich wollte doch, daß ich nicht dabei gewesen wäre!"

„Du bist aber dabei gewesen," höhnte der Kamerad, „und das kann der Teufel nicht ungeschehen machen!"

„Das weiß ich wohl," entgegnete der, „aber eben darum will ich fort, ich habe keine Lust, mich fangen zu lassen!"

„Und ich muß noch vierundzwanzig Stunde hier bleiben!" beharrte der Andere.

„Dann bleibe hier, ich gehe, aber ich sage dir, ehe es morgen Mittag läutet, bist du geliefert; deine Geldgier bringt dich in Noth, Schober, ich will's dir sagen, du wartest auf das französische Frauenzimmer, mit dem du schon zwei Mal zusammen gewesen bist, ich will mich hängen lassen, wenn das Teufelsweib dich nicht zu der ganzen Geschichte angestiftet hat. Aus Liebe hast du's nicht gethan, das Weib ist zwar noch ganz schmuck, du aber bist in deinem ganzen Leben nicht sehr für's Frauenzimmer gewesen, also sie hat dir Geld gegeben und du willst noch mehr Geld von ihr. Meinetwegen, aber warum schleppst du diese Menschen da mit dir? Einzeln, oder allein mit mir, würdest du viel sicherer sein, oder hast du noch einen Streich der Art vor?"

„Und wenn das wäre?" fragte Schober.

„Nun, dann wäre ich nicht mit dabei!" entgegnete der Andere.

„Vermuthlich würde es auch ohne dich gehen!" versetzte Schober höhnisch.

„Das denke ich auch," meinte der Andere entschlossen, „wir sind geschiedene Leute, adjes!"

„Donnerwetter,“ schrie der Wilde, „also ist das dein Ernst, du willst doch nicht mitten in der Nacht auf die Haide?“

„Ich will lieber mitten in der Nacht durch die Haide gehen, als mich hier im Kruge fangen und weiter transportiren zu lassen.“

„Geh zum Teufel, dummer, feiger Hund!“ fluchte der Anführer, „meinetwegen laß dich die todte Katze lecken, elender Kerl! verlaß deinen Kameraden, der dir bei Jena das Leben gerettet hat, Lumpenkerl!“

„Schimpfe, so viel du willst, Adjes!“

Offenbar wollte sich der Eine wirklich entfernen, der Andere aber sprang ihm nach und hielt ihn zurück; er flüsterte eifrig ihm zu, aber so leise, daß der lauschende Officier nichts vom Inhalt ihres Gesprächs zu vernehmen vermochte.

Herr von Leist hatte kaum einige Augenblicke Zeit, über das Gespräch nachzudenken, das er belauscht, denn plötzlich vernahm er ein dumpfes Getöse, ein Scharren mit den Füßen, hastiges, halblautes Hin- und Herreden, dann entstand eine tiefe Stille. — Offenbar hatten die Ranzionirten den Krug auf höchst eilige Weise verlassen. Herrn von Leist wurde der Grund dieser raschen Räumung sehr bald klar, denn alsbald fielen mehrere Schüsse rasch hinter einander, nicht nach der Seite hin, von welcher Leist und Lehnerdt Schaller gekommen; ein Trompeter, der dicht vor dem Krug hielt, blies zum Sammeln, und der preußische Cavallerieofficier erkannte daraus, daß der Commandeur der französischen Cavallerie nicht geneigt sei, eine bei der Finsterniß und dem Terrain doppelt gefährliche Jagd auf die flüchtigen preußischen Soldaten anzustellen.

Während sich die Franzosen sammelten und Leist nicht ohne Besorgniß für seinen getreuen Schaller war, traten die Officiere der feindlichen Reiter in die Gaststube des Krugs, Leist hörte ihre Schleppsäbel und ihre Sporen klirren, bald vernahm er auch ihr Gespräch; sie examinirten den Krugwirth und Lehnerdt über die Stärke der Ranzionirten, beide Offiziere wußten sich in deutscher Sprache leidlich verständlich zu machen. Als der Krugwirth die Fragen beantwortet hatte, wendete sich einer der Officiere in französischer Sprache an den andern und sagte: „Die Schurken haben Verstärkung erhalten, die dicke Dame hat von höchstens einem Dutzend schlechtbewaffneter Leute gesprochen.“

„Oder diese Hallunken hier belügen uns und übertreiben die Zahl ihrer Landsleute!“ antwortete der Andere mürrisch.

„Es ist möglich, aber ich glaube es nicht,“ versetzte der Erste lachend, „diese ganze abscheuliche Gegend wimmelt von Versprengten und Ranzionirten, es können sich leicht zwei Parteien zusammengefunden haben. Ich traue diesen Menschen noch weit lieber, als dieser dicken Dame, deren Kommen und Gehen im Hauptquartier mir höchst verdächtig ist.“

„Sie hat eine Liebschaft mit dem Lieutenant-Colonel vom 44sten!“ bemerkte der andere Officier.

„Als wenn ein Lieutenant-Colonel nicht auch betrogen werden könnte,“ lachte der Erste, der offenbar das Commando hatte, „übrigens theile ich nicht den Geschmack dieses guten Kameraden von der Infanterie, ist mir doch ein wenig zu viel Speck!“

Die beiden Franzosen lachten und empfingen die Meldung eines Wachtmeisters, dann verließen sie klappernd und rasselnd die Wirthsstube, und der Lieutenant von Leist vernahm nichts mehr in seinem Versteck. Der wackere Edelmann suchte sich Alles, was er vernommen, zu recapituliren; es war ihm zu Muth, als wenn die dunklen Andeutungen, die er erlauscht, sich auf ihm bekannte Personen bezögen, eine Springfluth von Vermuthungen und Empfindungen spritzte ihm, so zu sagen, über Hirn und Herz, mit Mühe nur ordnete er seine Erinnerungen.

„Ein Weib hat die Ranzionirten angestiftet,“ sagte er sinnend zu sich selbst, „sie haben einen Mann, der nur eine Hand hat, gefangen, sie haben ihn erschossen, weil er ein Verräther war; merkwürdig, ein französisches Frauenzimmer stiftet preußische Soldaten an, einen Verräther zu erschießen. Aber der Mann kann nur Preußen verrathen haben, denn um einen Verräther an Frankreich zu bestrafen, dazu nimmt man keine Preußen. Die Werkzeuge dieses Weibes warten hier in einem abgelegenen Kruge, vermuthlich auf ihre Belohnung — da erscheint plötzlich französische Cavallerie, und wer schickt sie? ein Weib, das durch ihr Kommen und Gehen im französischen Hauptquartier auffällt, die Maitresse eines französischen Obristlieutenants. Es ist kaum ein Zweifel, daß das Weib, daß durch preußische Soldaten an irgend wem eine Execution vollstrecken ließ, und dasjenige, welches den Vollstreckern dieser Execution französische Cavallerie über den Hals schickte, daß das eine und dieselbe Person ist. Diese geheimnißvolle Dame ist sehr stark, wie der französische Officier sagte, und der preußische Soldat meinte, sie sei noch ganz schmuck, auch das stimmt zusammen. Es ist hier in der Nähe offenbar ein großes Verbrechen begangen worden, dessen Anstifterin diese Weibsperson ist. Zwar kann ich nichts thun, merken aber will ich mir doch, daß sie die Maitresse des Obristlieutenants im 44sten Regiment war in dieser Zeit, und daß der Anführer der Ranzionirten Schober hieß. Das Opfer hatte eine muthige Frau, aber nur eine Hand, sie haben dem Opfer den Zuspruch eines Geistlichen gegönnt, ich muß mir das Alles ganz genau merken.“

Der Lieutenant war mit seinen Ueberlegungen eben zu Ende, als Lehnerdt Schaller eintrat und meldete, daß die französischen Chasseurs von Chorinchen eben nur herübergekommen wären, um die Ranzionirten aufzuheben, da ihnen das aber nicht gelungen, so wären sie ruhig wieder dahin zurückmarschirt, weil sie alsbald begriffen hätten, wie es unmöglich sei, dieselben selbst bei Tage in der Lieper Haide zu verfolgen. Er gestand auch, daß der Krugwirth, um den Franzosen Schrecken einzuflößen, die Zahl der Preußen um das Dreifache vergrößert habe.

Schließlich ermahnte er den Officier, der Ruhe zu pflegen, da sie zeitig wieder aufbrechen müßten, denn es sei ein tüchtiger Marsch noch vom Sandkrug bis zum alten Zoll von Hohensaaten; er wisse den Weg ganz genau, schloß Lehnerdt, durch die Lieper Haide und die breite Lege; derselbe sei etwas beschwerlich, aber ganz sicher, und sie hätten kein Dorf, keinen Krug, keine menschliche Wohnung zu passiren.

Herr von Leist löschte das Licht und entschlief bald vor Müdigkeit trotz der aufregenden Gedanken, die ihn bewegten. Er schlief fast die ganze Nacht hindurch, und am andern Morgen hatte der treue Lehnerdt keine geringe Mühe, seinen Officier zu erwecken.

„Es ist ein Mann von Hohensaaten hier," meldete Lehnerdt sogleich, „die Franzosen sind gestern über die alte Oder zurückgegangen, und drüben über der Oder stehen sie in Zehden, aber nur wenig Infanterie."

Der Lieutenant machte sich marschfertig, der Krugwirth brachte ihm in einem Töpfchen Kaffee, eine wahre Herzstärkung für den Officier, obgleich die Zubereitung über alle Begriffe barbarisch war.

„Ich habe von dem Kaffee meiner Frau genommen, gnädiger Herr," sagte der ehrliche Mann, „ob ich's mit dem Kochen getroffen habe, weiß ich freilich nicht, meine Frau ist schon seit sechs Wochen bei der gnädigen Frau in Sernow unten, wenn die hier gewesen wäre, würde er besser sein, die versteht sich auf den Kaffee!"

Herr von Leist wollte dem treuen Menschen mit seinem Dank eine Bezahlung für das Nachtquartier aufnöthigen, der aber weigerte sich hartnäckig: „Nehme in solcher Zeit nichts von einem Officier des Königs, sie werden ihr Geld noch brauchen, ehe sie zur Armee kommen, absonderlich wenn sie in's Polnische kommen; nein, gnädiger Herr, ich bin auch Soldat gewesen."

Gerührt steckte der Lieutenant sein Geld wieder ein und fragte freundlich, indem er seine Mütze und seinen Wanderstab ergriff: „Bei welchem Regiment? wo habt ihr gestanden, mein lieber Freund?"

Da richtete sich der Mensch hoch auf, die Arme lagen straff am Körper, der Zeigefinger vorschriftsmäßig an der Hosennath: „Zu Befehl, Herr Lieutenant! Regiment Gensd'armes, Berlin!"

Es kam eine tiefe Rührung über den Officier, die Augen wurden ihm naß, sein Regiment, seine eigentliche Heimath, Alles was nun zertrümmert war in furchtbarer Niederlage, das Alles wurde wieder lebendig in ihm für einen Augenblick, es stand vor ihm in der Gestalt des Sandkrugwirths — er reichte dem treuen Patrioten die Hand und sprach mit überströmenden Augen: „Kamerad, ich auch, ich bin auch vom Regiment Gensd'armes!"

Der Krugwirth drückte die Hand des Officiers und versicherte nicht minder gerührt: „Kam mir doch gleich so was vor, war wie ein Bekannter, Herr Lieutenant, dürfte ich —"

Der ehrliche Mensch stockte, der Officier aber begriff ihn leicht und sprach: „Ihr seid wohl verabschiedet, ehe ich zum Regiment kam, mein Name ist von Leist.“

„Von Leist?“ rief der Wirth und trat einen Schritt zurück, „verzeih mir's Gott, aber das ist doch nicht möglich! ja, und doch, wahr und wahrhaftig, das sind des Junkers braune Augen noch; Herr Lieutenant, sie kennen den Wachtmeister Krause nicht mehr und der alte Krause hat sie nicht mehr gekannt!“

Jetzt erinnerte sich der Officier deutlich des Alten, der ihn bei seinem ersten Auftreten auf der militärischen Laufbahn im Regiment unterstützt hatte, er tauschte mit ihm rasch einige Erinnerungen, die sich auf beinahe eben so viel Menschen als Pferde bezogen, und vielleicht würde das Gespräch noch länger gedauert haben, wenn nicht Leist's Blicke zufällig auf Lehnerdt Schaller gefallen wären, der einen Finger im Munde auf der Schwelle stand und sichtlich mit mehr Ueberraschung als Verständniß auf die Scene schaute, die sich vor seinem Auge ereignete.

Leist sah die Nothwendigkeit ein zu scheiden, der Wirth begleitete ihn bis zur Hinterthür und war eigentlich ganz unglücklich, daß er seinen Junker, so nannte er ihn, denn Leist war erst Officier, Cornet, geworden, als Wachtmeister Krause schon den Abschied erhalten, nicht wieder erkannt habe.

„Dafür haben die Franzosen gesorgt,“ scherzte Leist, „meine eigene Frau wird mich kaum wieder erkennen!“

Als er das aber gesagt, winkte er dem alten Kameraden vom hochberühmten Regiment Gensd'armes, das nun nicht mehr existirte, noch ein Mal freundlich zu und folgte mit raschem Schritt dem voranschreitenden Lehnerdt Schaller. Er sah sich nicht mehr um, hätte er's gethan, dann hätte er einen alten Mann gesehen, der ihm unter halblauten Segenswünschen nachblickte und nicht eher nach seinem Krug zurückkehrte, als bis der Officier von „seinem“ Regimente ganz und gar hinter den Bäumen verschwunden war.

Bald war's um die beiden Wanderer einsam still in der bereiften Haide, die ernst schweigend sich rings um sie breitete; es war ein tiefer Frieden in den Hölzern, und schweigend webte die Natur ihre dichten Nebelschleier über die Spitzen der Fichten. Diese Stille aber, die dem wandernden Officier anfänglich so wohl gethan, wurde ihm nach und nach lästig, so lästig, daß er sich über jeden einzelnen heisern Schrei freute, den ein Raubvogel ausstieß. Er spähete nach den Spuren des Wildes, er gab sich viele Mühe, einer bangen Beklemmung zu entrinnen, die in dieser Stille ihm doppelt gewaltig an's Herz griff, wenn er an das dachte, was er während des Abends vorher im Kruge erlauscht. Leist war eigentlich schweigsam, er war's in den letzten Zeiten noch mehr geworden, dennoch drängte es ihn hier zu reden, er mußte reden, um bangen Befürchtungen zu entrinnen.

„Viel Raubzeug hier, Lehnerdt!“ begann er, indem er sich dem jungen Menschen mit einem raschen Schritte näherte.

„Aber auch viel Wild!“ antwortete der Mann vom Bessiner See, „so viel hat's bei uns schon nicht mehr!“

„Kanntet ihr den Wirth im Sandkrug,“ fuhr der Officier fort, als der Sohn der Mark sofort schwieg, als er seine Antwort gegeben, „mich dünkt, der brave Schulz von Langenpieske hatte uns einen andern gesagt, war's nicht so?“

„Ich hatte den Weg nach Britz verfehlt, Herr Lieutenant,“ gestand Schaller freimüthig, „da ich aber den Weg zum Sandkrug erkannte, so dachte ich, daß ich nichts zu sagen brauchte. Der Krugwirth ist auch gut Freund mit dem Herrn Postmeister, uud ich bin zu Bartholomä vor zwei Jahren schon im Sandkrug gewesen, da war ich mit dem Herrn Hauptmann von der Carnitz, dem Vater von unserer gnädigen Frau, wohl vier Wochen in der Haide, bald hier, bald da, das machte, ich trug ihm den Dachsranzen.“

Diese Streiferei mußte sehr viel angenehme Erinnerungen erwecken in dem guten Burschen, denn er lachte noch eine ziemliche Weile über dem ganzen Gesicht nachdem er gesprochen.

„Also daher kennt ihr die Wege so genau in der Gegend, Lehnerdt?“ frug der Officier.

„Ich kannte sie schon fast so gut zuvor!“ entgegnete der Gefragte mit einiger Selbstzufriedenheit, „bin immer mit gewesen von Klein auf mit meinem Pathen, dem Amtmann, und den Junkern von Hohenkremmen. Die Sandkrugwirthin ist aus den Jägern in der Redernschen Forst, der Jäger ist jetzt todt, war mit meinem Vater bei den Soldaten!“

Der Officier interessirte sich wenig für die Erinnerungen des braven Burschen, aber es war ihm gar Recht, daß derselbe sprach, und er bemühte sich, ihn gesprächig zu erhalten.

„Die Wirthin im Sandkrug war nicht daheim,“ fuhr er fort, „wo war sie doch, mich dünkt, der Krugwirth hätte es gesagt?“

„Die Wirthin war in Sernow bei der gnädigen Frau, sie ist bei der gnädigen Frau gewesen, als die noch klein war, der Wirth hat mir's gesagt!“ setzte Lehnerdt wichtig hinzu.

„Sernow?“ fragte der Lieutenant, „wer ist die Herrschaft? wo liegt Sernow?“

„Drüben über der Oder,“ antwortete der Bursch, „es soll noch ein paar Meilen von Zehden sein, ich weiß da heraus keinen Bescheid!“

„Und wer ist die Herrschaft?“ fragte der Officier ahnungslos weiter.

„Die gnädige Frau von Redow!“ antwortete Lehnerdt.

„Redow!“ rief Leist erschrocken und blieb stehen, es war ihm, als würde es plötzlich helle um ihn, doch er beruhigte sich selbst, „es giebt viele Redow's!“ murmelte er zwischen den Zähnen.

Lehnerdt sah den Officier befremdet an, dann sagte er: „Der Kammerherr von Redow hat das Gut letzte Johanni übernommen, sagte der Krugwirth, die gnädige Frau hat die Krugwirthin kommen lassen als eine verläßliche Person —“

Der gute Bursch sprach noch eine Weile weiter, mittheilend, was ihm der Krugwirth erzählt, der Officier hörte schon lange nicht mehr auf ihn, der stand auf seinen Wanderstab gestützt und sprach vor sich hin: „Mariechen, armes Mariechen! wo waren meine Sinne, daß ich das nicht gleich verstand? Der Mann mit einer Hand, den sie als Verräther erschossen haben, die muthige Frau die ihn vertheidigte — Mariechen, armes Mariechen! und das Weib, das diese Elenden auf ihn hetzte, die dicke Freundin des französischen Lieutenant-Colonel — Hölle und Teufel! die Geheimräthin von Reinbach, meines Weibes Stiefmutter!

Der Officier stieß einen lauten Schrei aus, der wild über die Haide scholl und den Wiederhall ringsum weckte, er ließ seinen Stab niederfallen und schlug beide Hände vor sein Angesicht.

Die französische Armee.

Deutschlands und Frankreichs Macht. Eine Schutz- und Trutzschrift von einem deutschen Officier a. D. Potsdam 1859. A. Stein.

Militairisch-politische Berichte aus Frankreich. Von einem norddeutschen Officier. Berlin 1859. Ferd. Schneider.

Die französische Armee hält sich für die erste der Welt; sie beruft sich dabei auf eine allerdings lange Reihe von Siegen und vergißt zugleich bis auf den Namen die Orte ihrer Niederlagen; sie spricht im tiefsten Glauben das Wort des ersten Kaisers nach: Es genügt, die Deutschen zu schlagen, die Engländer muß man todtschießen, den Russen todtschießen und dann noch umstoßen, aber die französische Armee weiß das und handelt darnach. Es weht ein Geist unendlicher Selbstgewißheit durch das französische Heer, zu dessen Erklärung man auf den Charakter des französischen Volks zurückgehen muß. Der Verfasser der „Militairisch-politischen Berichte“ (der großherzogl. schwerinsche Premierlieutenant Hundt von Hafften) sagt darüber sehr richtig: „Die Franzosen haben Pulver im Blut; wehe dem, der ihnen mit der Lunte zu nahe kommt und dann die explodirende Kraft nicht nach außen zu leiten weiß.“ Diese Unruhe und Unstätigkeit des französischen Volkscharakters, welche ein Schriftsteller des Alterthums schon an ihren gallischen Vorfahren bemerkte, ist

eine Eigenthümlichkeit des celtischen Stammes, sie ward in Folge mannigfacher Stammesmischungen, aus denen das heutige französische Volksthum hervorging, wohl nur noch vermehrt und durch die Zustände, welche aus dem Wirken solch eines Geistes in der Entwicklung der französischen Geschichte hervorgingen, aufs Höchste gesteigert. Die revolutionäre Bewegung, die Treulosigkeit, der Umsturz, ist seit Langem der einzig entsprechende Ausdruck des französischen Geistes, und je vollständiger er die älteren Einrichtungen vernichtete, desto haltloser, desto flüchtiger, desto sturm- und zerstörungssüchtiger wurde er. Er zerstört, wenn ihm nichts andres übrig bleibt, die Ruinen und endlich auch den Schutt der Ruinen. Ein solches Volk kann festere Zustände auch außerhalb seiner Gränzen nur mit Widerwillen, der sich getreu dem französischen Charakter zugleich mit Geringschätzung mischt, betrachten, und jedesmal, wo sich ihm die Möglichkeit dazu darbietet, wird es mit Jubel über das Ausland herfallen. Wer ihm diese Möglichkeit schafft, ist sein Freund und sein Gott, der Kaiser Napoleon weiß das, und kaum fanden wir bisher irgendwo das Geheimniß seiner Macht klarer ausgedrückt, als in den folgenden Worten, die ein französischer Officier dem Lieutenant von Hafften im Herbst 1858 im Lager zu Chalons sagte:

„Notre Empereur a fait de la monarchie passive de Louis Philippe une monarchie active, vigilante et principalement une monarchie associée à notre vie militaire, car, en France, la vie militaire est la vie du peuple."

„La plus grande qualité de notre Empereur est celle qu'il sait prévénir, il faut éviter en France un seul petit mot: „il est trop tard." La France est facile à gouverner, mais il faut beaucoup d'attention, plus d'attention que de force, à cause de la vivacité et de l'inquiétude du peuple."

„Si l'Empereur, qui sait dompter la nation, a le bonheur de maintenir encore pendant vingt ans la nation française, la monarchie sera parfaitement retablie et les mouvements intérieurs seront abattus."

Der Krieg ist die erste Leidenschaft des Franzosen, nicht der einzelne Krieg mit einem bestimmten Zweck, sondern der Krieg überhaupt, der Krieg der Lust und der Lüste wegen. Schon darum ist ihm seine Armee, als das Organ dieser Leidenschaft, ganz besonders theuer und werth, das Volk jauchzt und fraternisirt, wo es Soldaten sieht, und ziehen sie gar ins Feld, so beginnt der Enthusiasmus des Volks zum Rausch zu werden, wie wir dies noch neulich an den Südbahnhöfen in Paris sahen. Außerdem aber gewährt die Armee noch allein einen Ersatz für alle die zerstörten Zustände von Ordnung, Zucht und organischem Bau, an welche sich einst Frankreich hielt, und auch die revolutionärste Natur ist doch noch nicht soweit verdorben, um nicht, wenn auch unbewußt, ein Wohlgefallen an der Gestaltung der Masse zu einem

Willen, zu einer handelnden Einheit zu empfinden. Die französische Armee ist so, während sie auf der einen Seite das Organ der revolutionären Leidenschaften des Volks ist, auf der andern der letzte Rest wirklicher gesellschaftlicher Ordnung im Lande.

Ihre außerordentlich fein und klug gegliederte Einrichtung entspricht diesem ihrem Doppelantlitz. Auf der einen Seite gestattet sie den höheren und niederen Leidenschaften, dem Ehrgeiz, der Eitelkeit, der Prunksucht, dem Hochmuth, der Coquetterie wie der Habsucht, der niederen Lust volle Lebensäußerung, auf der anderen zeigt sie große Straffheit der Zucht, ein bemerkenswerthes Ineinander der verschiedensten Willensäußerungen, einen wirklich bewußten Gehorsam der Einzelnen. Wir entnehmen Beläge zu beiden Stücken den vorliegenden sehr empfehlenswerthen Schriften. Der „deutsche Officier a. D." (wohl Herr Julius von Wickede), der auch in Algerien gedient hat, schreibt:

.... „Pah, mein Officier, es ist zum Lachen, das Kaiserreich soll der Frieden sein, nein im Gegentheil, es ist der Krieg gegen die Russen, Preußen, Oesterreicher und wer sonst noch Lust dazu hat," sagte uns damals (als Napoleon ausrief: „L'empire c'est la paix!") ein alter Sergeant, dem wir in der Kabylie einst die Rettung unseres Lebens zu verdanken hatten. Einer jener Träger französischen Waffenruhms war dies, die immer und immer wieder allen Conscribirten des Regiments von Marengo, Austerlitz, Jena, Wagram und Lützen in gar lebhaften Schilderungen vorzuerzählen wissen, während Namen, wie Trebbia, Kulm, Aspern, Katzbach, Leipzig, Belle-Alliance und noch manche andere derartige mit jener glücklichen Unbefangenheit, wie solche unsere ruhmrednerischen westlichen Nachbarn nur zu oft besitzen, gänzlich aus ihrem Gedächtniß gestrichen sind. Was solche alte Veteranen aber in oft grenzenlos übertriebenen Schilderungen ihren jüngeren Kameraden erzählen, das findet gar offenen Eingang nicht blos in die Ohren, sondern auch Herzen Tausender von Soldaten in ganz Frankreich. Es schmeichelt der französischen Eitelkeit, es reizt den Ehrgeiz — ja auch wohl nur zu häufig die Habgier der Soldaten zu sehr, wenn sie hören, wie ihre glücklichen Vorgänger in den reichsten Ländern von Europa als siegreiche Eroberer nach Lust und Belieben schalten und walten durften und Dutzende Soldaten mit dem Tornister auf dem Rücken ihr Kriegsleben begannen und als Könige, Herzoge, Fürsten, Generale aller Grade, oder doch mindestens mit den Epauletts des Stabsofficiers geschmückt, solches beendeten.

„Und alle diese jungen ehrgeizigen Corporäle und Sergeanten, die so sehnsüchtig auf ihr Avancement zum Officier hoffen, diese gänzlich unbemittelten und doch so lebenslustigen Lieutenants, die es gar nicht erwarten können, mit der Führung der Compagnie auch die Einnahme des Capitains zu erhalten, denn in dem theuren Frankreich kann ein Lieutenant von seiner Gage nur auf das Allernothdürftigste leben, diese

Capitains, denen ihre Frauen, oder eigentlich ungleich häufiger noch ihre Geliebten, mit denen sie in wilder Ehe zu leben pflegen, täglich die Ohren vollklagen, daß die Freundin des niedrigsten Wechselagenten eine ungleich elegantere Toilette besitze, und die nun so gern Stabsofficiere werden möchten, diese muthigen jugendkräftigen Obersten, die an der Spitze ihrer schönen Regimenter sich höhere Führerstellen zu erkämpfen streben, diese Divisions-Generale von 40 bis 50 Jahren, denen der Marschallstab, diese Marschälle, denen der Herzogstitel mit seinen glänzenden Revenuen so verlockend vorschwebt; kurz alle diese vielen Tausende und abermals Tausende kräftiger, vom glühendsten Ehrgeiz gestachelter, von der Sucht nach Gewinn, Reichthum und materiellen Lebensgenüssen gereizten Soldaten jeglicher Grade, welche die französische Armee in ihren Reihen zählt, die wünschen nicht allein den Krieg, nein, sie wollen ihn."*)

In ähnlicher Weise bemerkt der „norddeutsche Officier":

„Der französische Soldat hat zwei Wege, auf denen er vorwärts kommt: der eine ist der Weg der Intelligenz, er ist der schnellste; der andere ist der des persönlichen Verdienstes, er ist der sicherste. Ich habe zwei Brüder neben einander gesehen, der jüngere war Capitain, weil er aus der Ecole de St. Cyr hervorgegangen, der ältere nur Unterofficier, obgleich er wegen musterhafter Führung und Tapferkeit decorirt war; Beide dienten in demselben Regimente. Das Avancement der Armee im Frieden ist folgendes: Auf zwei Avancements nach der Anciennetät folgt eines außer der Tour (par choix); im Kriege ist das Verhältniß umgekehrt, von drei Stellen werden zwei durch Avancement außer der Tour und eine nach dem Dienstalter besetzt; alle Officiere ernennt der Kaiser. Da nun fast alle aus den Schulen hervorgegangenen Officiere außer der Tour avanciren, so sind beinahe alle Befehlshaberstellen, vom Compagniechef bis zum General, von früheren Eleven der Ecole de St. Cyr, und verhältnißmäßig von sehr jungen Leuten besetzt, während die vom gemeinen Soldaten zum Officier Avancirten im Wesentlichen Soldaten bleiben, d. h. in der Armee unter den Officieren ein älteres Element bilden, welches sich vorzugsweise mit dem Detail des Dienstes beschäftigt, alle diese kleinen Mühen und Arbeiten mit Sorgfalt vollbringt und sich durch gewissenhafte Pflichterfüllung, der

*) Sei es uns erlaubt, ein recht charakteristisches Beispiel hier in aller Kürze anzuführen. Ein junger Clairon der Chasseurs, ein Soldatenkind, besorgte 1847 einige Wochen unsere Bedienung mit großer Aufmerksamkeit, Ehrlichkeit und Geschicklichkeit. — Als wir ihm beim Abschiede ein Zwanzigfrancstück reichten, gab er uns dies lachend zurück und meinte: „Nein, mein Herr, ich will dereinst noch als französischer General sterben, und es soll dann in meiner Biographie nicht heißen, ich hätte für Geld einem Fremden die Stiefel geputzt, obschon ich dies sonst als Clairon, ohne meiner Ehre zu schaden, schon thun kann. Kaufen Sie mir ein hübsches Andenken, aber Geld nehme ich nicht!" — Diesen jungen ehrgeizigen Soldaten sahen wir zehn Jahre später schon als Capitain wieder!

es sein Emporkommen verdankt, auszeichnet. Diese Officiere verstehen gut zu marschiren, sich gut mit den Leuten zu unterhalten, sind vorsorglich für die kleinen Bedürfnisse des Soldaten, für sein Schuhzeug, seinen Anzug, seine Verpflegung, und bilden, wie gesagt, ein durchgehends nothwendiges Element in der Armee. Die Unwissenheit eines solchen Officiers ist allerdings mitunter unglaublich; man ist erstaunt, wie wenig im Allgemeinen die geistigen Kräfte der französischen Infanterieofficiere entwickelt sind, wie beschränkt ihr Gesichtskreis ist, aber in diesem beschränkten Gesichtskreise sehen sie mit unglaublicher Schärfe, hier sind sie Herr und König, hier sind alle ihre Kräfte eng concentrirt. Muth, dreimal Muth, Willenskraft, Beobachtungsgabe, eine gewisse geistige und körperliche Abhärtung, große Entsagungsfähigkeit sind ihnen allen eigen, und was will man von einem Subalternofficier außer gewissenhafter Pflichterfüllung noch anders fordern, als schnell entschlossen und munter vorwärts? —

„Im Gegensatz zu diesem mechanischen Elemente im Officiercorps stehen, wie gesagt, die Schüler der Militärschulen; sie bilden den intelligenten Theil der Armee, und wenn erstere die Hand, so sind diese der Kopf und das Auge derselben. „Mir ist es am liebsten," sagte ein Capitain, „wenn ich in meiner Compagnie einen Officier habe, der vom gemeinen Soldaten avancirt, und einen andern, der in der Schule gebildet ist; beide sind ganz verschieden in ihrer Thätigkeit und ergänzen sich gegenseitig; ich habe dann nur nöthig, der Compagnie den Impuls zu geben, die Sache macht sich von selbst." Im Allgemeinen ist man bemüht, diese beiden verschiedenen Elemente überall in das richtige Mischungsverhältniß mit einander zu setzen."

So bietet die französische Armee das vollständige Bild einer demokratischen Republik, in der höchstens der Intelligenz eine besondere Anerkennung zu Theil wird, es ist eine Armee, wie sie nur in einem Lande, wo jede sociale Gliederung aufgehört hat, wo die Armee also nicht im Anschluß an die Volksgesellschaft zu Stande kommt, sondern ganz isolirt für sich dasteht, möglich ist. In England, in Preußen war dem bisher wesentlich anders; in England konnte und kann meist nur der zu einem Patent und Commando in der Armee kommen, der zu den Reichen gehört und schon daheim zu befehlen gewohnt war; in Preußen spiegelte sich das Grundverhältniß von Edelmann und Bauer bis in die neuere Zeit hinein in dem Verhältniß zwischen Officier und Soldat wieder; in Frankreich dagegen ist die militairische Charge ohne allen socialen Hintergrund. Daß dadurch große Nachtheile entstehen, daß jeder eigentliche esprit de corps unter den Officieren fehlt, und daß eine unglückselige „Werdelust" und „Strebelust" einen Mittelstand zwischen Befehlenden und Gehorchenden erzeugt, den seltsamen französischen Unterofficierstand, ist eine natürliche Folge dieses Mangels an einer socialen Unterlage für die Armee.

Ueber die französischen Officiere sagt H. von Hafften in derber, aber meist treffender Weise:

„Was die Officiere betrifft, so unterscheidet man hier in socialer Beziehung vier Classen von Officieren:

1) L'officier bourgeois: Er ist in der Regel verheirathet, ißt stark, trinkt viel, hat eine Masse Kinder, marschirt gut, lebt sparsam und läßt seine männlichen Nachkommen Soldat werden.
2) L'officier qui a du chic: Bei uns die sogenannten forschen Officiere; er trägt in der Regel ein Corset, setzt stark auf, reitet, geht auf die Jagd, beschäftigt sich etwas mit Musik und Literatur, tanzt und singt in den Salons, hält sich eine Maitresse, trägt so viel wie möglich Civil, bringt an seiner Uniform irgend eine Phantasie an, wird zum Ordonnanz-Officier commandirt, folgt mitunter nach der Revolution seinem Prinzen in's Exil. Diesen Typus findet man am meisten unter den adligen Cavallerie-Officieren.
3) L'officier insouciant: Harmlose Geschöpfe, die Alles über sich ergehen lassen, viel Dienst thun, sich im Frieden das Fell über die Ohren ziehen, und im Felde todt schießen lassen.
4) L'officier d'ambition, auch Springer genannt. Feurige, für den Krieg leicht entzündbare Seelen; sie sehen blaß aus, lassen sich nach Algier commandiren, stürzen sich mit Todesverachtung in's Gefecht, sind stolz auf ihre Blessuren, schlafen auf bloßer Erde, trinken nur Wasser, schimpfen alle Nichtsoldaten: pékins, gehen zu Grunde, oder werden Marschall.

„Andere theilen die Officiere auch ein:

1) in Officiers avec éducation und
2) in Officiers sans éducation.

Sie schimpfen sich untereinander wie folgt:

I. sagt zu II.: Parvenu, Crétin, Etre commun (Schusterseele), brute incurable (unverbesserliches Vieh).

II. sagt zu I.: Officier d'aristocrate, d'antichambre, vil flatteur (Speichellecker), bas adulateur, poseur (Geck), faiseur de courbettes (Tanzmeister).

„Besonders wirft der Adlige dem Bürgerlichen vor, daß er moralisch ewig ein Lump bleibe, daß er in Civil wie ein Polizei-Agent aussehe, daß er uncultivirte Hände und immer Blasen auf den Füßen habe, daß er wöchentlich nur einmal das Hemd wechsele, Lotto spiele, Tapeten-Arbeit mache, grobe Strümpfe und Hemden trage, daß er des Taback-spinners Tochter geheirathet, oder sich mit einer Dienstdirne verlobt habe, daß er seine niedere Herkunft vergesse und seine Untergebenen schinde, daß er im Gefecht die Deckungen suche, in der Kneipe Händel anfange, dann aber jedem Duell aus dem Wege gehe.

„Ich habe diese in dem langen Verkehr mit französischen Officieren vernommenen Aeußerungen summarisch zusammengefaßt, und überlasse dem

Leser, selbst sich daraus das sociale Verhältniß der Officiere zu construiren."

Von den französischen Unterofficieren sagt derselbe Autor:

„Die Seele der französischen Armee auf der einen Seite, indessen das revolutionäre Element derselben auf der anderen Seite, das sind die Unterofficiere, sie befinden sich in dem unglücklichen Stadium des Ueberganges, sind alle von Ehrgeiz voll, sind mit ihrer Zwitterstellung nicht zufrieden und wollen Officier werden um jeden Preis, das ist das Ziel ihrer Wünsche, und sie suchen eifrig nach Mitteln, um es zu erreichen. Diese Leute nun, von halber Bildung, welche in allen Kasernen eigene Lesezimmer und Bibliotheken haben, beschäftigen sich eigentlich vorzüglich außer Dienst mit der Geschichte Frankreichs, namentlich zieht natürlich die Revolution ihre Blicke auf sich, weil das darin enthaltene Brutale, Volksthümliche ihnen zunächst liegt und am meisten zusagt. Da nun die Geschichte des letzten Jahrhunderts und die ganze französische Literatur seit Ludwig XIV. revolutionärer Natur ist, so verfällt ein Mann ohne Erziehung natürlich selbst durch vieles Lesen in diese revolutionäre Denkart, zumal wenn er, wie der Unterofficier, einer Stellung angehört, in der er bei jeder politischen Umwälzung nur gewinnen kann. Der Unterofficier sehnt sich nach Kampf, sei es ein innerer oder äußerer, die Mittel sind ihm gleich, er will Officier werden, und dies Bestreben macht ihn tapfer und revolutionär zugleich."

Daß eine Armee, wie diese, die stets in einem innern Fieber brennt, eine bedeutende Kraft in sich trägt, wird Niemand läugnen. Die militärischen Eigenschaften des Volkes haben durch die fortwährenden inneren Reibungen nur noch einen erhöheten Aufschwung genommen. „Dem Geiste der Initiative, dem Geiste des Angriffs, à cet esprit d'assaut, der das Vorrücken des Feindes gar nicht abwartet, sondern überall, wo er den Feind erblickt, sich förmlich mit Ungestüm auf ihn stürzt," diesem Geiste verdankt die französische Armee ihre großen Erfolge.

Indessen möchte doch dieser ihr Sturmeseifer, falls nicht noch andere Momente in ihr thätig wären, manchmal leicht zur Verwirrung und zur Niederlage führen. Dagegen schützt sie in vielen Fällen der wirklich in hohem Maße vorhandene, innere Zusammenhang ihrer Theile, der aus der Länge des Dienstes und der Art der Behandlung der Regimenter in Friedenszeit hervorgeht. v. Hafften sagt darüber:

„Die Dienstzeit in der französischen Armee ist 7 Jahre, und es können Verhältnisse eintreten, wo der Soldat von einem Regimente, weil das Regiment die Garnison verändert, oder in's Feld beordert wird, 7 Jahre ununterbrochen bei der Fahne bleibt, während sein mit ihm in ein anderes Regiment, obschon gleichzeitig, eingetretener Kamerad schon nach 2 Jahren mit Gepäck und Anzug auf 6 Monate beurlaubt wird. Der Soldat weiß nämlich nie, wann dieser Zeitpunkt der Beurlaubung für

ihr eintreten wird; bleibt das Regiment fortwährend ruhig in ein und derselben Garnison, so werden die besseren Leute (besten Schützen) nach beendeter Ausbildung auf 6 Monate in ihre Heimath geschickt, erhalten Uniform und Tornister mit; 6 Monate ist indeß die längste Groß-Urlaubszeit, alsdann muß der Soldat unter allen Umständen wieder zur Fahne zurückkehren, jedoch kann dieser Groß-Urlaub zu verschiedenen Zeitpunkten, also im Verlaufe der Dienstzeit etwa 4 bis 5 Mal, wiederholt werden. Diese Großbeurlaubung auf Jahre und dies System der Einberufung, um etwa eine 14tägige Uebung mitzumachen, verwirft man in Frankreich als durchaus unpraktisch für militärische Zwecke. Sieben Jahre dient der Soldat, und während der 7 Jahre gehört der Soldat ununterbrochen dem Staate, hat auf gar keinen Urlaub Anspruch, auch darf nur eine, für jedes Armeecorps besonders festgesetzte, Zahl die Fahne zeitweilig verlassen. Auf diese Weise werden die Soldaten gezwungen, sich vollständig in ihr kriegerisches Handwerk hineinzuleben, denn von ihrer Führung und praktischen Tüchtigkeit hängt die Erleichterung ab, welche der Staat ihnen während ihrer langen Dienstzeit zu verschaffen weiß. Auf den Frieden nimmt man in Frankreich überhaupt wenig Rücksicht, man behandelt die Armee mit dem Rigorismus, als ob sie im Felde stehe, wirft sie hin und her, läßt einzelne Theile derselben stets im wirklichen Gefecht sein, andere Monate lang im Lager zusammen üben; und indem man die militärische Organisation im Staate obenanstellt, erreicht man die Schlagfertigkeit, der allerdings manches Interesse geopfert wird."

Dazu aber kommt noch, und dies ist nicht das Letzte und Unwichtigste, daß dieser unruhige celtische Volksstamm im Laufe seiner Geschichte eine große Zahl anderer Stammeselemente, besonders deutsche aller Art, in sich aufgenommen hat, und daß diese deutschen Elemente, die noch heute in einem großen Theile Frankreichs deutlich erkennbar sind, ja mindestens ein Drittheil des französischen Bodens bedecken, einen ganz vorzüglichen Kern der französischen Armee ausmachen. Das deutsche Element reicht dicht bis unter die Mauern und Wälle von Calais, es reicht durch Flandern, Hennegau &c. bis nahe an Paris, es bedeckt den ganzen Osten Frankreichs bis in seinen Süden hinein. Die Franzosen erkennen die Wichtigkeit dieses ihres deutschen Elementes für ihre Armee selbst an. Der „norddeutsche" Officier sagt uns darüber:

„Sonderbar, in der französischen Armee hält man die aus den deutschen Provinzen ausgehobene Mannschaft nicht allein physisch und geistig für die besten Soldaten, sondern auch für die besten Franzosen. . . .

„Mir sagte späterhin einmal ein französischer Officier, wie ich mit ihm von der Wiedereroberung des Elsasses sprach und behauptete, wenn es eine Gerechtigkeit im Schicksale gäbe, so müßte dies Land, was uns im Frieden ohne Weiteres gestohlen sei, an Deutschland zurückfallen:

„„Eher ist es möglich, Paris, das Herz, aus Frankreich herauszureißen, als Straßburg mit Deutschland zu verbinden; die meisten freiwillig Dienenden bekommen wir verhältnißmäßig aus dem Elsaß, unsere tüchtigsten Officiere und Unterofficiere sind dorther; die deutsche Mannschaft zeichnet sich durch die beste Disciplin aus.““

Auf dieses Element müssen wir bei einem etwaigen Kriege gegen Frankreich unser Hauptaugenmerk richten: es muß aus der unnatürlichen Verbindung, in der es sich seit Jahrhunderten befindet, befreit werden.

Berliner Literaturbriefe.

X.

Schottische Balladen-Poesie: Rosa Warrens und Theodor Fontane; Mundt: Skizzen aus Piemont und Rom; Streckfuß: Hohenzollern; Lang: Wolfram von Eschenbach; A. v. Schlichtkrull: der Agitator von Irland.

Wer den literarischen Erscheinungen der neuesten Zeit auch nur einigermaßen zu folgen gewohnt ist, dem kann es nicht entgangen sein, daß von Zeit zu Zeit und je weiter desto mehr, sich bei unsern Dichtern eine Vorliebe für ein Genre von Poesie zeigt, das man recht wohl in aller Kürze „schottische Balladen-Poesie“ nennen kann. Es ist wohl kaum ein moderner Dichter, der in seinem goldbeschnittenen Bändchen nicht wenigstens ein Paar „schottische Balladen“ hätte, und selbst rigorose Lyriker, unvermeidlich Verlag von A. Duncker in Berlin, können sich der schottischen Ballade nicht ganz entschlagen, zumal da sich ihr lyrisches Gewissen mit Em. Geibel's Könige von Orkadal füglich beschwichtigen kann. Die Dichter sind mit ihrer Vorliebe für die schottische Balladen-Poesie gewiß entschuldigt, denn fällt ihre Arbeit nur einigermaaßen gut, ja nur leidlich aus, ist die Behandlung nicht gar zu ungeschickt, so können sie immer darauf rechnen, bei dem Publikum Anklang zu finden. Die schottische Balladen-Poesie findet aber bei dem deutschen Publikum solchen Anklang, weil sie eigentlich deutsche Poesie ist. Was man unter diesem Ausdruck bezeichnet, ist nicht die Poesie der nacktbeinigen Hochländer, der Celten, sondern es ist die poetische Lebensäußerung der deutschen Stämme des schottischen Niederlandes, jener Sachsen, Angeln und Scandinaven, die sich im schottischen Süden mit all ihren germanischen Elfen, Riesen, Zwergen u. s. w. festgesetzt hatten und dort, nordwärts gegen die Celten, südwärts gegen die Engländer, in Jahrhunderte dauerndem Kampf das romantische Element lebendig erhielten noch lange, als es bei den Völkern des Continents erloschen und mythisch geworden war. Namentlich herrschten an Englands Nordgrenze noch lange mittelalterliche Zustände, und während sich das ritterlich-romantische Element in den eigentlich englischen Dichtungen schon sehr verwischt zeigt, strahlt es in den schottischen Borderballads noch seinen vollen Zauberschein aus. Erst als die mittelalterlichen Zustände auch an der Grenze zu schwinden begannen, fing man in Schottland an, diese Balladen zu sammeln, in England

hatte man das viel früher gethan, und sah sich dabei auf die Zähigkeit hingewiesen, mit welcher das schottische Volk seine Balladen im treuen Gedächtniß bewahrte. Der Erste, der überhaupt wohl schottische Balladen drucken ließ, war Allan Michael Ramsay (geb. 1686 zu Dair in Schottland, gestorben 1741 zu St. Germain en Laye in Frankreich; er war katholisch geworden und Lehrer der Prinzen Jacobs III.); eine größere Anzahl derselben findet sich indessen erst in Percy's bekannter Sammlung: Reliques of ancient english poetry, drei Bände, 1760 und 1765 erschienen. Die schottischen Balladen darin verdankte Percy dem gelehrten Lord Hailes. Durch diese Sammlung und zwar durch die oft sehr mangelhaften Uebersetzungen Herder's daraus, wurde die schottische Balladen-Poesie in Deutschland so zu sagen populär. Bürger, Voß, Claudius, selbst Wieland und auch Goethe, zeigen in ihren Dichtungen den Einfluß der schottischen Ballade. Bürger verdankt mehrere seiner bekanntesten und beliebtesten Balladen der Percyschen Sammlung. Noch größer wurde der Ruf der schottischen Balladen-Poesie, als Sir Walter Scott 1802 seine Minstrelsy of the scottish Border herausgab. Seit dem sind eine ganze Reihe von Sammlungen erschienen (Jamieson, Motherwell, Buchan), man hatte eine bedeutende Anzahl vor sich, und daraus folgte ziemlich natürlich der Wunsch, alle werthvollen alten schottischen Balladen in ihren besten Lesarten in einer Sammlung vereinigt zu besitzen. Robert Chambers machte den ersten Versuch, dieser Forderung zu genügen, aber sein Werk: The scottish Ballads, 1829, genügte den Anforderungen nicht, denn er war von der Idee ausgegangen, die alten ächten Balladen durch eine Verbindung der verschiedenen vorhandenen Versionen herzustellen, was dieselben unerträglich lang machte. Darauf veröffentlichte Alexander Whitelaw 1845 ein book of scottish ballads, in welchem die verschiedenen Versionen der alten Balladen einfach neben einander gestellt waren, ohne daß sich der Herausgeber die Mühe gegeben hätte, durch Vergleichung und Prüfung der verschiedenen Versionen einen möglichst reinen Text herzustellen. Dieses Verdienst erwarb sich erst ganz vor Kurzem ein neuerer englischer Dichter William Edmondstoune Aytoun in seinem trefflichen Werke: The ballads of Scotland, Edinburgh. Blackwood 1858. 8. 2 Voll. Dieses Werk enthält über 130 Balladen, von denen einige bis jetzt gar nicht oder nicht vollständig bekannt waren; jede derselben hat eine kritische und literarische Einleitung, in welcher der Herausgeber die verschiedenen Versionen betrachtet, die Gründe darlegt, die ihn zur Wahl seiner Version bestimmt, und die Sammlungen anführt, in welchen dieselbe bereits erschienen. Der Ballade selbst folgt dann meist eine Erzählung des historischen Ereignisses, auf welches sich die Ballade bezieht. Gewiß wird das Aytoun'sche Werk auch dem größern deutschen Publicum bald zugänglich werden, zumal da sich auch in ganz neuester Zeit bedeutende Kräfte nicht nur übersetzend, oder die Form frei gestaltend, sondern auch kritisch der schottischen Balladen-Poesie zugewendet haben. Wir nennen da den bayrischen Ministerialrath Wilhelm Dönniges (Altschottische u. altenglische Volks-Balladen. Nach den Originalen bearbeitet von W. Dönniges, München 1852) und den Kgl. preußischen Regierungsrath Adolph von Marées (Altenglische und schottische Dichtungen der Percy'schen Sammlung, Berlin 1857), welche in der „Berliner Revue" früher schon besprochen wurden. In Wien wird von einer Dame, Rosa Warrens, die sich als glückliche Uebersetzerin dänischer und schwedischer Volkslieder einen

Namen gemacht hat, eine Uebersetzung schottischer Balladen angekündigt, und hier in Berlin ist Theodor Fontane mit der Herausgabe einer Sammlung solcher beschäftigt. Theodor Fontane (geb. den 30. Decbr. 1819 zu Neuruppin) der schon früher mit Meisterschaft Einiges aus dem Altenglischen übertragen, (vergl. dessen Gedichte, Berlin 1851, Reimarus) hat in letzter Zeit mehrere Jahre in England gelebt und im vorigen Jahre eine längere Reise nach Schottland gemacht, es läßt sich annehmen, daß die Früchte dieses Aufenthaltes und dieser Reise dem herauszugebenden Buche zu gut kommen werden.

Von Theodor Mundt liegt der erste Theil eines Werkes vor, das dem großen Publicum so recht à propos gekommen ist, wie das denn auch der Eifer zeigt, mit dem die Zeitungen diesen ersten Theil in seiner ersten Hälfte bereits geplündert haben, obwohl derselbe erst ganz vor Kurzem ausgegeben. Das Werk heißt: Italienische Zustände. (Berlin 1859, Janke.) Erster Theil: Skizzen aus Piemont und Rom. Buchhändlerisch betrachtet konnten diese Skizzen aus Piemont zu keiner passenderen Zeit erscheinen. Mundt schildert mit der ihm eigenen Leichtigkeit den Eindruck, den ihm Turin gemacht hat, Personen und Zustände, die italiänische Freundin Cavour's, die französischen Freundinnen Victor Emanuels, den Cäsar Italiens, die schöne Tambourstochter Rosine u. s. w. u. s. w., kurz, er giebt dem lesenden Publicum ganz genau das, wofür es sich in diesem Augenblicke ganz besonders, ja, fast ausschließlich interessirt, und zwar, und das ist vielleicht das Beste, Mundt urtheilt und verurtheilt ganz wie das Publicum jetzt auch urtheilt und verurtheilt, denn das liebe Publicum ist stets zufriedener, wenn es in einem Buche eine Bestätigung als wenn es eine Berichtigung seiner Ansicht findet. In sehr vielen Ansichten und Urtheilen über sardinische und römische Personen und Zustände haben die Herren Mundt, Publicum und Compagnie gewiß ganz recht, auch wir stimmen denselben in den meisten Fällen bei, aber selbst wenn wir in allen Dingen anderer Ansicht wären als diese Herren, so würde uns das nicht abhalten, die Vorzüge der Darstellung anzuerkennen, während wir uns nunmehr auch durch unsere Uebereinstimmung in der Sache nicht abhalten lassen, unser entschiedenes Mißfallen an der Mundt'schen Darstellung der italiänischen Zustände auszusprechen. Das Buch hat, so interessant und fesselnd es oft ist, einen höchst peinlichen Eindruck auf uns gemacht, es ist den Personen wie den Zuständen gegenüber so verdammt gleichgültig, es ist eine Kälte darin, die den Leser frieren macht. Dem Verfasser imponirt nichts mehr, es überrascht ihn gar nichts, er kennt Alles, er weiß Alles, er macht bei Personen und Zuständen den Kammerdiener, er entkleidet sie und zeigt die meist nicht schöne, nicht hohe Menschlichkeit. Es mag dies in gewisser Beziehung und in gewissen Grenzen seine Berechtigung haben, ja, sogar geboten sein, in dieser Ausnahmslosigkeit aber hat er uns an den Ton erinnert, mit welchem eifrige junge Mediciner von den Reizen des menschlichen Körpers sprechen, die auch beim Anblick eines schönen Weibes ausrufen können: welch herrlicher Cadaver für die Anatomie! Dieser in dem Buche herrschende Ton würde geradezu unerträglich sein, wenn er nicht gemildert würde, ein Mal durch die leichte Art des Vortrags und dann auch durch die Oasen, welche durch die Kunstbetrachtungen gebildet werden. Vor Kunstwerken kann Mundt noch warm werden, die kann er selbst noch bewundern. Im Allgemeinen stellt sich unser Urtheil dahin fest, daß Mundt, abgesehen von dieser unangenehmen

Form, in seinem Buch ein reiches Material zur Beurtheilung italiänischer Personen und Zustände geliefert hat, das dem großen Publikum in diesem Augenblicke gerade ganz außerordentlich willkommen ist.

Hohenzollern. Histor. Bilder von Adolph Streckfuß. Erster Theil. Friedrich der Erste und die Quitzows. (Berlin 1859, Springer) Es ist gewiß interessant, daß Herr Streckfuß, der vor zehn Jahren einer der Chefs der Berliner Demokratie war, jetzt das Königliche Herrschergeschlecht Preußens in historischen Bildern darzustellen sich bestrebt, der vorliegende erste Theil dieser Bestrebungen ist aber ganz und gar nicht interessant. Herr Streckfuß hat sich's leicht gemacht, er hat aus des seligen Directors von Klöden bekanntem und in vielfacher Beziehung sehr werthvollem Buche: die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzoller'schen Regenten, oder: die Quitzows und ihre Zeit, einen Auszug gegeben, den wir nicht einmal einen glücklichen nennen können. Die oft etwas schwere Darstellung Klöden's, die vielleicht bei den Zielen, die er sich gesteckt, nicht ganz zu vermeiden war, ist bei Streckfuß zur unerträglichen Breite geworden und die tendenziöse Färbung, die Zuspitzung gegen den Adel, hilft ihr durchaus nicht auf. Herr Streckfuß hat sich verrechnet, das Preußische Volk wird aus diesem Buche weder die Hohenzollern lieben, noch den märkischen Adel hassen lernen, es wird nicht gelesen werden dieses Buch, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es zu — langweilig ist. Uebrigens hätte es sich geziemt, daß Herr Streckfuß wenigstens den Namen des Directors von Klöden, als seiner Haupt-Quelle, wenn er überhaupt sonst noch eine andere gehabt hat, genannt hätte.

Wolfram von Eschenbach, historischer Roman von Ludwig Lang. (Stuttgart, 1859, Scheitlin.) Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, das Interesse für die erste klassische Literaturperiode Deutschlands auch in anderer Weise zu wecken, als das bisher durch kritische und exegetische Werke und durch Uebersetzungen geschehen ist. Der Gedanke ist nicht unfein, das große Publicum durch biographische Romane mit dem Leben und den Werken Wolframs von Eschenbach, Gottfrieds von Straßburg nnd Ulrichs von Lichtenstein bekannt zu machen. Wir sind sonst nicht eben Freunde jener Romane, die einen Dichter oder Schriftsteller zum Helden haben, wir haben schon in einem unserer früheren Briefe erklärt, daß der Herold selten zum Helden taugt, indessen möchten wir unter diesen besonderen Verhältnissen uns mit dem Gedanken wohl befreunden, zumal, da Wolfram von Eschenbach an sich auch ein Held ist, und zwar ein ganz gewaltiger. Der vorliegende Roman macht nun einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf den Leser, die zahlreichen wörtlichen Citate aus dem Werken Wolframs von Eschenbach geben ihm einen Hauch jener Blüthezeit, die uns so fremd geworden ist und uns doch so unendlich heilsam sein könnte, wenn sie uns wieder vertrauter würde. Ob das möglich ist, das wagen wir weder zu bejahen noch zu verneinen, daß wir es wünschen, versteht sich von selbst, und darum können wir dem Verfasser von ganzem Herzen den besten Erfolg wünschen. Der Fleiß und die Sorgfalt, den der Verfasser auf die schmucklose Darstellung und auf den einfachen Gang der Erzählung verwendet, wird nur der Kundige erkennen und zu würdigen wissen. Das nach Verwickelungen und Uebertreibungen gierige Lesegeschlecht unserer Tage mit seinen durch die verpfefferte literarische Haut-gout-Küche Frankreichs abgestumpften Gaumen wird sich nicht leicht an diese Einfachheit, an diese edle

Simplicität gewöhnen, das aber darf den Verfasser nicht abhalten, im Gegentheil, es muß ihn anspornen, fortzuschreiten auf dem so muthig und nicht ohne Glück betretenen Pfade.

Einen rechten Gegensatz zu dem Wolfram von Eschenbach bildet der Agitator von Irland von Alina von Schlichtkrull (Berlin, 1859, Janke), der in vier Bändchen vor uns liegt. Es ist uns nicht bekannt, aus welchem Grunde die Verfasserin auf dem Titel die Bezeichnung Roman weggelassen hat, denn es ist ein Roman, mit dem wir's zu thun haben, und zwar ein Roman, der nicht verfehlen wird, Anklang bei dem großen Publicum zu finden. Es fehlt keins der Ingredienzien, mit denen man jetzt einen Roman würzen muß, um damit Gnade vor dem Auge des großen Publicums zu finden. Da ist zuerst die nöthige Tendenz, mehr oder minder liberal oder humanistisch aufgefärbt, dann das ganz unumgängliche „interessante Scheusal", d. h. ein Kerl, der so scheußlich oder so verrückt ist, daß eben wegen des Superlativs der Scheußlichkeit oder Verrücktheit alle liebesiechen Frauenzimmer in ihn vernarrt sind — eine Figur, die, wie sich von selbst versteht, im wirklichen Leben niemals vorkommt — dann die nöthige Anzahl von Verbrechen, auf die das Strafgesetzbuch in allen Artikeln, von zehn Hieben bis zu lebenslänglichem Kerker und Todesstrafe, Anwendung findet, — etwas Wollust endlich und ein kleiner Zusatz von „Histörie", aber bei Leibe nicht zu viel, — wir haben dies Alles hübsch beisammen in diesem vierbändigen irischen Agitator. Was sollen wir weiter sagen? Zu loben ist es, daß die Verfasserin sich die Mühe gegeben hat, einige Studien über die irischen Verhältnisse zu machen, daß sie gelesen hat, und sich wenigstens eine gewisse Kenntniß von den socialen und politischen Zuständen verschafft hat, in denen sich die Figuren ihres Werkes bewegen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die früheren Werke der Verfasserin weit zurückstehen hinter dem irischen Agitator, nur Lord Argyle (warum aber Mac Calummore's, des Hauptes aller Campbell's, hochschottischen Familientitel an einen irischen Lord vergeben?), das „interessante Scheusal," hat eine frappante Familienähnlichkeit mit dem Clavierspieler, dem „interessanten Scheusal" aus dem ersten Roman. Die Schreibart der Verfasserin hat ganz entschieden gewonnen, es ist nicht mehr das ermüdende Einerlei des Tones, es ist Wechsel darin, meist sogar gelungene Nüancirung des Tones. Dafür nehmen wir gern einzelne Geschmacklosigkeiten in den Kauf, sie müssen nur nicht gar zu stark kommen, wie z. B.: „wildes, krystallhelles Strömen fesselloser Thatengier," oder: die „Eidgenossenschaft der Straßenjugend," was die Schweizer nicht minder übel nehmen werden, als der gute Geschmack. „Bacchanalien der Venus" ist auch nicht übel, der Fehlgriff aber einer Dame zu verzeihen. Schlimmer ist das „priesterliche Haus des Gottes Plutos," wo man glauben könnte, die Verfasserin habe vielleicht zwischen Pluton und Plutus, zwischen Hölle und Reichthum, geschwankt, wenn nicht der auch sehr schöne Zusatz: „die Pythia der haute finance" den Plutos als einfachen Druckfehler enthüllte. Das Gedicht der über alle Begriffe schönen Lady Molyneux fängt mit der Euphonie: „'s ist tiefe Nacht u. s. w." an, im Uebrigen aber ist's nur langweilig, was man nicht von allen Gedichten rühmen kann, viele sind schlimmer als das. Warum die Trias: Schönheit, Jugend und Pracht von der Verfasserin heilig gesprochen wird, ist uns nicht klar, in einem grenzenlosen Irrthum aber befindet sich dieselbe ganz sicher, wenn sie wirklich glaubt, daß „vor dieser heiligen

Trias verstummt der Furiengesang des Neides". Nein, liebes Fräulein von Schlichtkrull, vor Schönheit, Jugend und Pracht verstummt der Neid nicht, im Gegentheil! Die Quartanerschnitzer, wie corporec delicti, verzeihen wir der Dame lieber als andere Sünden. Nun noch ein guter Rath für die Verfasserin: Freigebigkeit ist eine große Tugend, aber wenn sie so übertrieben wird, daß man aus den Rosenkränzen der gefeierten Heldin „nußgroße" Diamanten „tropfen" läßt, so wollen wir uns allenfalls das „tropfen" gefallen lassen, obgleich wir uns, ehrlich gestanden, nichts dabei denken können, gegen die „nußgroßen" Diamanten aber müssen wir entschieden Protest einlegen. Wie viel „nußgroße" Diamanten, geschliffene nämlich, giebt es wohl überhaupt? Im Ganzen, wie schon gesagt, wünschen wir der Verfasserin aufrichtig Glück zu dem entschiedenen Fortschritt zum Besseren, der sich mehrfach in vorliegendem Buche zeigt, obwohl es uns durchaus noch nicht gefällt, so wird es doch seinen Leserkreis finden, vielleicht findet es denselben gerade deshalb. —

Vermischtes.

[Zouave und Boursier.] Wir theilen eine ungemein charakteristische Scene mit, die wir im Winter 1855 auf der Eisenbahn unweit Lyon erlebten. Einige hundert Zuaven, Chasseurs und Grenadiers der Garde, alle Reconvalescenten von den in der Krim erhaltenen Wunden, kehrten in Eisenbahnwagen letzter Klasse — die bekanntlich in Frankreich abscheulich sind — nach Paris zurück, während ein Börsenagent sehr bequem mit seiner Maitresse in einem Waggon erster Klasse fuhr, dennoch aber mit den Eisenbahnbeamten über den geringen Comfort schmälte und dabei mit einer Arroganz, gegen welche der frechste jüdische reiche Geck in einer deutschen Großstadt noch ein bescheidener Jüngling ist, auftrat. Die Zouaven ärgerte solch' Benehmen und sie fingen mit jener sorglosen Ungebundenheit, welche die französischen Soldaten außer Dienst besitzen, nun an, ihre lauten Bemerkungen über diesen Börsenagenten auszutauschen.

„Herr Jean Jacque, was ist denn dies für ein Kerl, dem nichts gut genug scheint!" rief der Eine.

„Ein großer Mann der Börse, der einige hunderttausend Francs verdient hat, da nach der Eroberung von Sebastopol die Renten in die Höhe gingen," antwortete ein Anderer.

„Sacristie! Wer hat Sebastopol denn erobert — wir Soldaten oder diese reichen Herren, die jetzt so übermüthig sind, daß ihnen der Sammtpolster ihrer theuren Waggons zu hart scheint, während wir Verwundeten mit unseren zerschossenen Armen ohne Weiteres auf den Holzbänken sitzen!" rief ein Zouaven-Corporal mit dem Ehrenlegionskreuz auf der Brust und den Arm in der Binde.

„Du hast Recht, Kamerad, wenn so ein paar tausend reiche Herren aus Paris in ein Bataillon gesteckt würden und einen Winter vor Sebastopol zubringen müßten, das wäre ihnen gesund," lachte ein Chasseur-Sergeant.

„Ah was — wer wollte solche Lumpen wohl befehligen, die liefen ja wie die Hasen fort, so wie nur die erste Kugel zischte, die können nur gut leben, das Fechten überlassen sie uns Soldaten."

„Ja wahrhaftig, es wird nicht eher besser, als wenn wir Zouaven in der 1sten und die Börsenleute in der 3ten Classe fahren!" rief endlich ein lustiger Zouave, und mit lautem Jubel stimmten alle anderen Soldaten hierin mit ein. So denkt aber ein zu großer Theil des französischen Heeres.

(Aus „Deutschlands und Frankreichs Macht." Eine Schutz- und Trutzschrift von einem deutschen Officier a. D. Potsdam, 1859. Stein.)

Berliner Revue.

Kleine Zeitung.

№ 8. Sonnabend, 21. Mai. 1859.

Berlin, 21. Mai.

Die demokratische „Volkszeitung" schreibt heut:

„Es bedarf die Volkspartei einer energischen Concentrirung, eines thatkräftigen Auftretens, wenn sie überhaupt wieder eine Rolle bei dem jetzt sich entwickelnden Drama der Weltgeschichte mitspielen und nicht, wie der Poet bei der Theilung der Welt, leer ausgehen will.

„Es ist eine heilige Pflicht für die einflußreichsten Männer unserer Sache, jetzt ihre Stimmen vernehmen zu lassen, Berlin ist dermalen die Metropole des Deutschthums, Preußen jetzt das beneidete Land, dessen Staatsruder von ehrlichen deutschen Männern gehandhabt wird; mögen sie (die Führer der Demokratie) daher in preußischen Blättern ihr Programm kundgeben. Gehen wir jetzt geradezu, concentriren wir uns in Preußen und durch Preußen, fordern wir wieder ein deutsches Parlament und gehen dann vereint nach der alten deutschen Bundesstadt Frankfurt. Reichen wir uns dort die Hände zu gemeinsamem Handeln, vergessen wir dort unsere kleinlichen Provinzialinteressen und seien Alle einige Deutsche, verbunden durch gleiche Interessen. Schaffen wir uns also vor Allem aus allen deutschen Landen den allseitig ausgesprochenen Wunsch nach einer deutschen Volksvertretung, denn nur diese kann uns einigen, das Volk hat gleiche Interessen, und sagen wir den deutschen Sonderbündlern, daß wir ihr schwarzgelbes Gebahren mit deutschen Interessen verdammen. Man wird entgegnen: wie kann die jetzt zersprengte, meist noch hart niedergehaltene Volkspartei überhaupt sich wieder kräftigen, wie ihr gewichtiges Wort in die Wagschale der öffentlichen Meinung legen? Ich antworte: sie mag durch die noch vorhandenen Organe der preußischen Demokratie sich hören lassen und sich neu rekrutiren. Letzteres thut noth, sehr noth. Fragen Sie einen jungen Mann von zwanzig Jahren, welcher Partei er angehöre? Er weiß es nicht. Er war ein Kind von zehn Jahren, als demokratische Lehren gepredigt wurden, und in den letzten zehn Jahren hörte er nur Verleumdungen derselben von seinem gemaßregelten Lehrer, von den bezahlten Reaktionsorganen. Man entwerfe also einen neuen Katechismus der Demokratie und mache die Jugend bekannt mit den wahren Grundsätzen der Volkspartei, man sage ihr, daß wir nur für Freiheit, Wahrheit und gleiches Recht kämpfen, dann wird sie mit uns gemeinschaftlich der Reaktion entgegenarbeiten. Unser Kampf darf nur ein Kampf mit den Waffen des Geistes sein. Nicht auf den Barrikaden ist unser Recht zu erkämpfen, denn das ist nur ein Verräther und Verläugner der demokratischen Principien, welcher hierzu reizt. Unsere Mission ist eine friedliche, fechten wir also nur mit friedlichen Waffen. An die öffentliche Meinung wollen wir Appellation des Rechts des deutschen Volks auf eine Volksvertretung einlegen. In unserm ganzen deutschen Vaterlande erhebe sich als Losungswort der Ruf:

Ein einiges Deutschland, eine deutsche Volksvertretung, ein deutsches Parlament!"

Die „Volkszeitung" weiß, was sie will, und der Augenblick ist günstig. Bis jetzt war das Haus Gotha, das ja wohl auch in unserem Ministerium Sympathien findet — zunächst erinnern wir nun daran, daß Herr v. Schleinitz einst eifrig gothaisirte —, mit der Volkspartei über die weitere Entwickelung der preußischen Zustände ziemlich einig. Wird diese Einigkeit auch dann noch Bestand haben, wenn die Demokratie nach der Paulskirche zurückdrängt, nach demselben Ort, wo sie die Gothaer und den Liberalismus auf das Tiefste beschämt, ja auf das Entschiedenste verurtheilt hat?

Der „Bank- und Handelszeitung“ wird aus Frankfurt a. M. geschrieben: „Sowohl dem österreichischen als dem französischen Kabinet, dem letzteren schwerlich zu seiner Ermuthigung, ist die Eröffnung gemacht worden, daß Preußen, wie fremd es auch zur Zeit noch dem Kampfe sein möge, sich doch verpflichtet erachte, in keinem Falle zu dulden, daß der Territorialbesitz Oesterreichs irgendwie angetastet werde, weil es Oesterreichs gegenwärtige Machtstellung als ein wesentliches Element des europäischen Gleichgewichts betrachte.“ — Nach unserer Kenntniß der diplomatischen Lage müssen wir mit der „Nat. Z.“ der wir diese Sätze entnehmen, sehr bezweifeln, daß unsere Regierung ihr Programm für das Stadium, in welchem sie zur Herstellung des Friedens nachdrücklich einzugreifen beabsichtigt, schon jetzt in so präciser Form hingestellt habe. Es ist bekannt, daß der General v. Willisen gegenwärtig in Wien ein Einverständniß über die vorläufig in Deutschland zu treffenden militärischen Maßregeln herbeizuführen sucht. Daß diese Maßregeln einer einheitlichen Leitung unterworfen werden müssen und dem Auslande nicht durch fortgesetzte beliebige Anträge dieses oder jenes Staates das Schauspiel einer kläglichen Zerfahrenheit gegeben werden darf, liegt auf der Hand, eben so, daß Preußen nicht die Verfügung über eine Armee, die binnen Kurzem auf mehr als eine halbe Million gebracht werden kann, dem Würfelspiele von Abstimmungen über solche Anträge preisgeben wird. Andererseits haben die militärischen Dispositionen, über die man in Wien unterhandelt, unleugbar auch ihre politische Tragweite. Wir sind nicht genau von dem Umfange der Zusicherungen unterrichtet, die man in Wien verlangen mag, oder hier anzubieten geneigt ist. Da aber der Augenblick für ein direktes Eingreifen Preußens bis jetzt noch nicht festzustellen ist, so kann auch eine förmliche Garantie des österreichischen Besitzstandes nicht ausgesprochen und noch weniger Frankreich notifizirt werden, für welches ein solcher Akt ungefähr der sofortigen Stellung eines Kriegsfalls gleichkommen würde. Wir glauben daher, daß die oben bezeichnete Mittheilung dem Ergebnisse, das in Wien erreicht werden mag, im Voraus einen Charakter leiht, der in dieser Bestimmtheit den gegebenen Verhältnissen nicht entspricht.

Berlin, 21. Mai.

Das Gerücht, welches in letzter Zeit verbreitet war, Se. Majestät der König werde abdanken und Se. königl. Hoheit der Prinz von Preußen auch den königlichen Titel annehmen und den Thron besteigen, erweist sich als falsch. Dem pietätvollen Sinne des Prinz-Regenten widerstrebt solch eine Uebertragung bei Lebzeiten Seines königlichen Bruders eben so sehr als auch dem allgemeinen Volksgefühl;

Kleine Chronik.

*** Die A. A. Z. schreibt: „Es gab eine Zeit, in welcher Berlin einen so mächtigen geistigen Einfluß auf Deutschland übte, daß die berliner Anschauungen fast maßgebend für alle deutschen Stämme waren. Es gipfelte eben in Berlin das deutsche Geistesleben in Wissenschaft wie in Kunst. In diesem Augenblick ist das sicher nicht mehr in der alten Art der Fall; München macht Berlin in mehr als einer Beziehung den Rang streitig, wenn wir Berlin auch in seiner Bedeutung, in dem, was es wirklich ist, gewiß nicht verkennen. Die Zeiten, wo Wilhelm v. Normann sang: „Berlin, du Marktplatz alles Schönen, wo Schleiermachers, Hegels Worte tönen, wo Ritters Geist von Pol zu Pol sich schwingt, wo Hufeland und Gräf des Todes Macht versöhnen, gestärkt von Savigny das Recht sich hebt, wo Rauch gemeißelt für die fernsten Zeiten, und Devrient und Wolf mit Garrick streiten“ — sie sind nicht mehr, sind wenigstens in dem Sinne des Dichters nicht mehr. Wenn Kunst und Wissenschaft in München nicht die Berlins überragen, so stehen sie wenigstens dort dem Throne näher, und haben in seltener Weise zu ihren Repräsentanten Deutsche aus allen Ländern wie in Berlin.“ Uns will es bedünken, als stände Kunst und Wissenschaft in München doch sehr einsam und fremd da.

*** Die Vossische Zeitung erhält seit einiger Zeit offizielle Mittheilungen. Wir wissen nicht, ob das Gerücht, auch die Spener'sche Zeitung werde damit begünstigt, richtig ist; ganz besonders aber scheint die Regierung zu ihren halboffiziellen Veröffentlichungen die Kölnische Zeitung zu benutzen, die in der That besser als irgend ein Berliner Blatt unterrichtet ist.

*** Die meisten Londoner Blätter, namentlich die literarischen und wissenschaftlichen Zeitschriften, haben längere oder kürzere Nekrologe über Alexander v. Humboldt gebracht, unter denen sich die des Athenäum und der Literary Gazette auszeichnen. Der einzige Mißton scheint in der (auf politischem Feld durch wüthigen Bonapartismus selbst noch vor der Morning Post ausgezeichneten) Daily News vorgekommen zu sein, welche dem großen Verstorbenen „Mangel an philosophischem Geist“ vorwirft, und den Kosmos ein „mißlungenes großes Unternehmen“ nennt.

außerdem findet ein Regierungsverhältniß wie das gegenwärtig in Preußen herrschende ja direct Erwähnung und Anerkennung in der Verfassungsurkunde. Der König hat auf Alle, die ihn am 18. Abends seit seiner Abreise zum ersten Male wieder sahen, einen guten Eindruck gemacht; er war munter, mittheilsam und sprach rasch und fest, doch fand man seinen Kopf schmaler als früher. (Die Wangen und Schläfe sind etwas eingefallen.) Der König erkundigte sich — so erzählt man — auch sofort nach politischen Neuigkeiten, es war indeß gar nichts Neues eingegangen.

— Beim Empfange Sr. Maj. des Königs auf dem Anhaltischen Bahnhofe war das Staatsministerium in corpore nicht zugegen, doch bemerkte man den Minister v. d. Heydt unter den Anwesenden.

— In höheren Kreisen befestigt man sich immer mehr in der Ueberzeugung, daß Preußen in diesem Jahre sicherlich nicht in den Krieg verwickelt werden wird.

— Die Mission des General von Willisen am Wiener Hofe scheint insofern erfolgreich zu sein, als Oestreich verspricht, an den deutschen Höfen seine Bemühungen mit denen Preußens zu verbinden, daß keine deutsche Regierung ohne vorhergängiges Einverständniß mit Preußen in der schwebenden Verwicklung Schritte thue. Die Mission des Herrn v. Alvensleben an den süddeutschen Höfen richtet sich auf denselben Punkt.

— Man schreibt der „Elberf. Ztg.“ von hier: „Von der Sendung des Generals v. Alvensleben an mehrere deutsche Höfe verspricht man sich Erfolg, zumal Baiern bereits, dem hannover'schen Antrage gegenüber, eine dem Ausbruche eines Zwiespaltes am Bunde vorbeugende Haltung angenommen hat.“

— General von Alvensleben hat am 17ten d. M. München verlassen und sich nach Stuttgart begeben. Seine Sendung erzielte, wie mit gutem Grunde anzunehmen, die Zusage, daß Baiern die Stellung Preußens durchkreuzenden Anträgen beim Bunde seine Unterstützung nicht leihen werde. Unverkennbar macht sich auch im bairischen Volke mehr und mehr die Einsicht geltend, daß die Geschicke der nächsten Zukunft wesentlich von einer vorurtheilslosen Unterstützung Preußens Seitens der übrigen Bundesglieder bedingt sind. Von Stuttgart ging General v. Alvensleben am 18ten nach Karlsruhe.

— In Betreff der zwischen der Pforte und Oestreich gepflogenen Verabredungen bestätigt es sich, daß dieselben einen doppelten Zweck haben, und zwar erstens, die Ruhe und Sicherheit in den slavischen Provinzen der Türkei aufrecht zu erhalten, und zweitens, die Pforte gegen jede feindselige Bewegung Seitens Montenegros, Serbiens und der Donaufürstenthümer sicher zu stellen. Zu diesem Ende hat sich Oestreich verpflichtet, eine entsprechende Truppenmacht an den Grenzen dieser Länder zu concentriren; während andererseits die Pforte die Verpflichtung übernommen hat, in Rumelien und namentlich in Bosnien und Albanien, als den am meisten bedrohten Provinzen, eine Armee von 40,000 Mann, dann an der Donau ein Corps von 20,000 Mann aufzustellen und die in den beiden Lagern von Sofia und Schumla concentrirten Truppen auf 30,000 Mann zu bringen. Die abermalige Aushebung von 50,000 Redifs, so wie die bevorstehende Einberufung der Redifs für die Cavallerie

---

*** Nach dem Vorbilde ähnlicher Institute in Paris und Brüssel ist hierselbst ein Verein von Bildhauern zusammengetreten, die ihre Erzeugnisse gemeinschaftlich in einem eigends dazu eingerichteten Lokale, Leipzigerstraße Nr. 33, auszustellen beabsichtigen. Bei der größeren Nachfrage nach Bildhauerarbeiten, namentlich für Möbel und sonstige Zimmerverzierungen, wird hierdurch dem Publikum Gelegenheit geboten, seinen Geschmack in den verschiedensten Richtung befriedigen zu können. Neben den Holzbildhauerarbeiten wird der Verein auch andere Kunstgegenstände, die sich zu Zimmerdekorationen eignen, in sein Magazin aufnehmen, namentlich Stuckaturarbeiten, antike Möbel ꝛc. Die einzuliefernden Gegenstände stehen unter sachverständiger Controlle. — Dem jungen Institute ist der beste Erfolg zu wünschen, zumal in einer Zeit, in welcher es ihm schwer fallen wird, die Aufmerksamkeit des kunstliebenden Publikums in dem Maße auf sich zu lenken, wie es sein Streben verdient.

*** Das große Geschichtsbild, womit die „Verbindung für deutsche historische Kunst“ den Schlachtenmaler Bleibtreu beauftragt, ist nun vollendet und kann in der „Permanenten Ausstellung von Sachse“, in der Jägerstraße, in Augenschein genommen werden. Das Gemälde stellt die Schlacht an der Katzbach dar: eine Episode, in der sich der Gedanke eines Kampfes zwischen einer begeisterten Volks-Armee und einer prätorianischen Soldateska deutlich ausspricht. In der Mitte der alte Blücher an der Spitze kühner Schaaren, während zur andern Seite der Feind über die abschlüssigen Ufer in den schäumenden Fluß hinabgestürzt wird. Der stürmische Himmel gießt stäubenden Regen nieder und lagert düster über dem hügligen Terrain, auf dem sich die Grauenscenen der Vernichtung entwickeln und das die „blutrothe Schlacht mit ihrem Fuße stampft.“ Die reiche Gliederung der Gruppen nüancirt sich höchst natürlich und faßbar, und besonders gelungen ist dem Künstler wiederum, worin er stets excellirte, das Schwierigste einer solchen Aufgabe, der energische Ausdruck der Bewegung und der vollen Realität des Moments. Dies Gemälde wird Vielen sehr à propos kommen und wohlverdienten Beifall ernten.

*** Der Bildhauer Prof. Rietschel, der bekanntlich die Ausführung des Lutherdenkmals in Worms übernommen, hat sich in letzter Zeit dort

und Artillerie stehen mit diesen Truppenaufstellungen jedenfalls im unmittelbaren Zusammenhange.

— Es stellt sich immer mehr heraus, daß der Rücktritt des Grafen Buol keine Aenderung der russischen Politik herbeiführen wird. Die Ausdehnung der russischen Rüstungen liefert den Beweis dafür. Die Rüstungen umfassen fünf Armee-Corps und sind auf die Mobilisirung von 200,000 Mann gerichtet. Daß Oestreich seinerseits an der Ostgrenze bedeutende Truppenmassen zusammenzieht, ist bekannt. Zwei Armee-Corps sollen Siebenbürgen und Ungarn decken, zwei werden in Böhmen concentrirt werden, eines um Krakau.

— Die auf Grund des bekannten Protestes der 8 Kirchenpatrone des Herzogthums Sachsen gegen 5 Rittergutsbesitzer aus dem Magdeburgischen auf Grund des §. 101 des Strafgesetzbuches wegen „Schmähung obrigkeitlicher Anordnungen" von der hiesigen Oberstaatsanwaltschaft erhobene Anklage wird bereits in nächster Zeit vor der 4. Deputation der Untersuchungs-Abtheilung des Stadtgerichts — sogar wahrscheinlich noch in diesem Monat — zur Verhandlung kommen. Die im §. 101 l. c. festgesetzte Strafe geht bis zu 200 Thlr. Geldbuße oder 2 Jahren Gefängniß. Zwei der berühmtesten Redner unter den hiesigen Rechtsanwälten, nämlich die Herren Geppert I. und Ulfert, haben bereits die Vertheidigung übernommen.

— Der Director der Centralstelle für Preßsachen, Dr. von Jasmund, wird als erster Legationsrath bei der diesseitigen Gesandtschaft an deutschen Bundestage eintreten und in vierzehn Tagen nach Frankfurt a. M. abgehen. Jedoch hat diese Ernennung keinerlei Zusammenhang mit der Berufung des Prof. Dunker als Geh. Regierungsrath hierher; vielmehr war dem Dr. von Jasmund bereits eine diplomatische Stellung zugedacht, bevor er an die Spitze der qu. Centralstelle trat.

— Aus Ungarn schreibt man, daß die östreichische Regierung kein Mittel unversucht läßt, um Ergebenheitsadressen zu erlangen, gleichwohl sind bisher weder von Adeligen, noch von Städten, noch von Landgemeinden dergleichen zu erlangen gewesen. Ebenso klagt man dort über fortgesetzte Bedrückungen der Protestanten und Vorenthaltung und Verkümmerung ihrer vertragsmäßigen Rechte.

— Von London aus sind falsche östreichische Metalliques in Umlauf gesetzt worden; eine genaue Beschreibung der Kennzeichen dieser Falsificate fehlt aber bis zur Stunde noch.

— Im indischen Feldzuge leistete bekanntlich der elektro-magnetische Telegraph den Engländern die wesentlichsten Dienste, außerdem aber stellten dieselben, durch Schaden gewitzigt, daselbst vor zwei Jahren umfassende Versuche über den Einfluß der Farbe und Beschaffenheit der Bekleidungsgegenstände an, wobei sich herausstellte, daß für die heiße Jahreszeit die glatte, graue Leinewand den bei Weitem zweckmäßigsten Stoff der Soldatenbekleidung bilde. Wie sorgfältig unsere Regierung nun bemüht ist, alle bewährten militärischen Neuerungen auf die eigne Armee zu übertragen, beweist zum Besten, daß sich bei den kriegsbereiten preußischen Truppen bereits auch zwei vollständig ausgerüstete Telegraphen-Compagnien, jede zu 2 Officieren und 81 Mann Bedienungsmannschaft und 1 Officier

---

einige Tage aufgehalten, um mit dem Comité die letzte Abrede zu nehmen. Die Stadt gab ihm ihr Bürgerrecht. Rietschel ist der Lieblingsschüler Rauchs, der auch in Dresden bei ihm seine letzten Tage verlebte.

*** Der Bildhauer Stürmer gedenkt sich in Kurzem nach Roßbach zu begeben, um daselbst auf dem Schlachtfelde das auf Königl. Kosten herzustellende Denkmal auszuführen. Dasselbe wird in einer Art von Würfel in großem Maaßstabe bestehen, darüber ein Kreuz, in einer Nische der preußische Adler. Die dazu bestimmten Steine sind so groß, daß ihr Transport nach Berlin jedenfalls zu kostspielig sein würde und die Arbeit daher an Ort und Stelle ausgeführt werden muß. Die anderweitige Umgebung des Platzes, die Anlagen, so wie die Herstellung eines Invalidenhauses werden von Eingesessenen der Provinz Sachsen getragen.

Ein anderes Unternehmen Stürmer's ist im Modell fertig. Derselbe wird nämlich im Auftrage des Königs Johann von Sachsen mehrere Grabdenkmäler der alten Wettiner für die Peterskirche bei Halle ausführen. Die nach den Entwürfen gemachten Photographien haben sich des Beifalls des kunstsinnigen Fürsten zu erfreuen gehabt, wie in einem Kabinetsschreiben hervorgehoben ist.

*** Behufs Ausarbeitung des Bebauungsplans für die Umgebungen Berlins soll nach Anordnung des Handels-Ministers eine neue Aufmessung und Nivellirung der bezeichneten Gegend bewirkt und gleichzeitig durch mehrere Feldmesser an verschiedenen Orten in Angriff genommen werden. Das Polizei-Präsidium veröffentlicht in Folge dieser Anordnung heut Folgendes: Die Natur der gedachten Arbeit erfordert es, daß sie zu jeder Tageszeit verrichtet, daß ein und dasselbe Grundstück nach Umständen mehrmals betreten, die verschiedenen Fluchtlinien abgesteckt und durch einzugrabende oder einzuschlagende Pfähle und Steine, oder durch Marken an Häusern, Zäunen rc. bezeichnet werden müssen, deren sorgfältige Erhaltung nothwendig ist, damit sie bei späterer definitiver Ausführung des Werks wieder aufgefunden und benutzt werden können. Indem das Publikum von diesem Unternehmen in Kenntniß gesetzt wird, hegt das Polizei-Präsidium zu dem Gemeinsinn das Vertrauen, daß denjenigen Feldmessern, welche sich durch eine Legitimation des Polizei-Präsidii ausweisen, nebst ihren Gehülfen

und 26 Mann Train, nebst 9 Wagen und zusammen je 21 Meilen Leitung befinden, wie denn nicht minder auch die Ausrüstung unserer Truppen mit grauen Sommerkleidern, die theilweise allerdings schon früher auch bestand, jetzt ebenfalls in vollem Gange und bei einzelnen Truppentheilen bereits völlig ausgeführt ist. Weiter werden noch die Kürassiere durchgängig mit Lederhosen und hohen Stiefeln ausgerüstet werden, wie dies zur Probe bei einer Escadron des Regiments Gardes du Corps und einigen Escadrons auswärtiger Regimenter auch früher schon der Fall war. Sehr empfehlenswerth möchte sich übrigens bei einem etwaigen Feldzuge noch die Einführung der französischen Lagerzelte erweisen, die aus vier Stücken getheerter Leinewand bestehen, wovon jeder französische Soldat eins in seinem Tornister trägt und woraus mit Hülfe ihrer Gewehre und einiger daran befindlichen Haken und Oesen je immer vier Mann für die Nacht zum Schutz gegen Thau und Regen ein Zelt aufschlagen. In der französischen Armee besitzt beläufig jedes, gegenwärtig aus 3, und bald gewiß aus 4 Feldbataillonen bestehende französische Regiment nur einen Adler, bei unserer Armee führt jedes Bataillon der Garde, Linie und Landwehr des 1. Aufgebots eine Fahne.

Literatur.

Die Grafen von Giech.

Professor Dr. Pernice, der tapfere Vorkämpfer der conservativen Partei, hat so eben ein höchst interessantes und gelehrtes Buch herausgegeben, das den Titel führt: „Die staatsrechtlichen Verhältnisse des gräflichen Hauses Giech während des Bestehens des deutschen Reichs und nach der Auflösung desselben. Ein publicistisches Erachten.“ Die Ergebnisse seiner Untersuchung faßt der Verfasser in Folgendem zusammen:

„Vergegenwärtigt man sich beim Schluß des vorstehenden Erachtens nochmals den Gesammtinhalt desselben, so wird man nicht verkennen, daß der Verfasser überall bei seinen Ausführungen und Argumentationen von der Erkenntniß geleitet worden, daß der Besitz des hohen Adelstandes und der daraus resultirenden Rechte und Vorzüge für jedes einzelne fürstliche und gräfliche Geschlecht der Gegenwart eine Thatsache ist, welche weder da, wo sie nicht zutrifft, durch irgend eine menschliche Gewalt oder Intelligenz ersetzt oder ergänzt, noch auch da, wo sie beurkundet worden, durch irgend eine menschliche Macht oder Weisheit beseitigt oder vernichtet werden kann. Die auf der Grundlage dieser publicistischen Anschauung gewonnene rechtliche Ueberzeugung läßt aber sich dahin zusammenfassen, daß

„erstens das gräfliche Haus Giech zur Zeit des deutschen Reichs unzweifelhaft ein „wirklich reichsgräfliches“ das heißt ein gräflich reichsständisches und zwar durch den Besitz der Landeshoheit innerhalb der immediaten Herrschaft Thurnau genugsam zur Reichsstandschaft qualificirtes, mithin nicht blos personalistisches, zum hohen Adel gehöriges Haus gewesen; daß

„zweitens diese Eigenschaften dem gräflichen Hause Giech, der im Gefolge der Assecuration vom 10. November 1796 eingetretenen Unterordnung unter die preußisch-brandenburgische Oberhoheit und der dadurch herbeigeführ-

---

und Arbeitern, sobald und so oft dieselben es für nothwendig erachten, der Zutritt zu den Grundstücken bereitwilligst gestattet werde, und daß die für die Zwecke der Arbeit von denselben anzubringenden Marken, Steine, Pfähle und sonstige Vorkehrungen vor Zerstörung oder Beschädigung werden bewahrt werden.

*** In Ems und Oeynhausen, so wie in Misdroy und Langenschwalbach ist für die Dauer der Badesaison, wie früher, eine Telegraphenstation eröffnet worden.

*** An den letzten schönen Frühlingstagen wurde Schloß Tegel und das dort befindliche Grab Alexander's von Humboldt, welches schon mit frischem Epheu bedeckt und mit Blumenkränzen geschmückt ist, sehr zahlreich besucht.

*** Bereits vom 17. Juni, Morgens 4 Uhr an, stehen die Zelte auf dem Alexandermarkte zur Lagerung der Wollen bereit.

*** Die amtliche Todtenliste von Berlin führt unter den in der Domgemeinde Verstorbenen Alexander von Humboldt mit gesperrten Lettern auf, und bezeichnet als seine letzte Krankheit: „Katarrh der Magen- und Luftröhrenschleimhaut.“

*** Mit dem vierfachen F (fromm; frisch; frei; fröhlich) geziert, erscheint so eben eine Broschüre, betitelt. „Ruf zum Turnen. Offene Briefe eines Turners an Jedermann. Von F. Angerstein,“ einem Arzte, der zugleich Vorsitzender des Berliner Turnrathes ist. Der Verfasser empfiehlt mit Recht alle Leibesübungen auf das Ernstlichste, und wir stimmen ihm bei, wenn er sagt, daß in dieser Zeit sein Ruf um so mehr an der Stelle sei, als es jetzt für Jeden gilt, zu gemeinsamem Schutze gerüstet zu sein.

*** Fr. Bodenstedt hat ein neues Lustspiel bei der Münchener Hofbühne eingereicht, es heißt König Authar's Brautfahrt. Der Stoff ist aus Paulus Diaconus und behandelt die Werbung des Longobardenkönigs Authar um die bayrische Prinzeß Theudelinde. Wir haben bereits ein Epos über diesen Stoff, irren wir nicht von O. F. Grappe.

*** Bei Hoffmann u. Campe in Hamburg ist soeben eine Uebersetzung der interessanten französischen Broschüre: Oestreich und seine Militärmacht in Italien erschienen.

*** Professor Dr. H. Berghaus in Potsdam, der bekannte Geograph, hat ein gerade in diesem Augen-

ten Diminution der eigenen landesherrlichen Rechte ungeachtet, bis zur Auflösung des deutschen Reichs verblieben; und daß demnach

drittens dem gräflichen Hause Giech nach Begründung des deutschen Bundes die Stellung eines vormals reichsständischer Grafenhauses, welches erst im Jahre 1806 „mittelbar“ geworden, nicht bestritten werden kann, solchemnach aber demselben die Eigenschaft eines standesherrlichen Hauses im Sinne des Artikels XIV. der deutschen Bundesacte vom 8. Juni 1815 gebührt und in dessen Gefolge den Grafen und Herren von Giech — unbeschadet aller aus der Assecuration vom 10ten Nov. 1796 hervorgehenden Rechtsverhältnisse — die volle Theilnahme an den durch die deutsche Bundesacte und spätere Bundesbeschlüsse den im Jahre 1806 und seitdem mittelbar gewordenen ehemaligen Reichsständen zugesicherten Rechten und Vorzügen, also einschließlich namentlich an der Berechtigung, zu der Genossenschaft des hohen Adels Deutschlands in dem „bisher,“ das heißt: zur Reichszeit, „damit verbundenen Begriffe“ gerechnet zu werden, nicht abgesprochen werden kann.

Vermischtes.

* Am vorigen Sonntag kam in das Palais des Prinz-Regenten ein Eisenbahnwärter aus Schlesien und verlangte Audienz. Er behauptete, ein Engel sei ihm erschienen und habe ihm befohlen, dem Prinz-Regenten zu sagen, jetzt sei der Augenblick für Preußen gekommen, loszuschlagen, wenn es jetzt nicht geschehe, würde Alles „drunter und drüber gehn!“ — Was aus dem Beengelten geworden, ist uns nicht bekannt. (Publicist.)

* Das Kämmereigut Woltersdorf war vom Magistrat bekanntlich vor längerer Zeit an den hiesigen Rechtsanwalt Meyen für den Preis von 62.000 Thalern verkauft, dieser Verkauf aber auf mehrfachen Widerspruch von der Königl. Regierung nicht genehmigt worden. Der Magistrat beschwerte sich darüber beim Minister des Innern, und ist von demselben am letzten Freitage - am Tage, nach dem die Versagung der Verkaufsgenehmigung durch die Regierung der Stadtverordneten-Versammlung mitgetheilt worden war — der Verkaufsvertrag genehmigt worden. Der Kaufpreis soll bei den jetzigen Zeitverhältnissen ein so guter sein, daß der Käufer noch keineswegs gewiß sein soll, ob er jetzt noch, nach so langer Zeit, bei demselben bestehen bleiben kann — wenn ihm nämlich das Recht des Rücktritts überhaupt noch freisteht. — Der eigentliche Käufer soll ein Herr Kabrun sein, derselbe, dessen eigenthümliche Streitigkeiten mit den sächsischen Behörden ihm einen Steckbrief und eine Anklage wegen Meineid zugezogen, von der er jedoch schließlich freigesprochen wurde. (Ein bekannter preußischer Diplomat a. D. heirathete kürzlich die geschiedene Frau dieses Herrn K.)

* „Cardinal und Fürstbischof Melchior von Diepenbrock. Ein Lebensbild. Von seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle.“ (Breslau 1859.) Das Lebensbild eines hervorragenden Menschen, eines gefeierten deutschen Mannes, erhalten wir hier aus der Hand seines Nachfolgers. Glückliche Anordnung, richtige Zeichnung, frische, lebendige Farbengebung verleihen diesem Lebensbilde einen eigenthümlichen Reiz. Weit mehr aber als diese äußeren Eigenschaften ist es der Geist und vor Allem der Geist der Pietät, welcher den Beschauer dieses Bildes anzieht und fesselt. Stellt man dieses Lebensbild mit anderen Erzeugnissen der deutschen Literatur zusammen, so erinnert dasselbe bei aller historischen Treue an die Novellen Ludwig Tieck's. So urtheilt die „Köln Ztg.“.

* Der Rhein ist vom 19. bis zum 20. d. M. um etwa 2½ Fuß gewachsen und noch im Steigen.

blick sehr willkommenes Büchlein erscheinen lassen. Es betitelt: Beschreibung des Kriegsschauplatzes in historischer, topographischer und strategischer Hinsicht. Nebst einer Uebersichtskarte von Ober-Italien (Berlin 1859. Verlag von F. Riegel). Das kleine Buch kommt gewiß vielen Leuten sehr a propos, denn wer's gelesen, kann entschieden — klug reden über die Bewegungen der feindlichen Armeen.

*** Die Rheinländer haben in Anbetracht der Zeitumstände ihr mittelrheinisches Musikfest für dieses Jahr eingestellt. Dagegen wird die junggermanische Schriftsteller-Gesellschaft, deren Hauptsitz Hamburg ist, am 20. August dieses Jahres eine große Versammlung in Nürnberg halten.

*** Die „Harmonielehre“ des verstorbenen Professor Dehn, die seit einigen Jahren im Buchhandel fehlte, ist in zweiter Auflage in der Schlesingerschen Musikalienhandlung ausgegeben.

*** Die Pariser Theater wimmeln wieder von den alten Spectakelstücken aus der ersten Kaiserzeit; im Ambigu giebt man auch eine „Bataille von Jena“ und verhöhnt unsere Landsleute auf's Plumpste und Frechste. Das ist auch ein Zug, der in diesen Zeiten wohl nicht ganz übersehen werden darf.

*** Gestern sind beim hiesigen Stadtgerichte vierzehn Concurse angemeldet.

*** Wir finden im Nord folgenden naiven Zornesausbruch, den wir unsern Lesern wörtlich mittheilen müssen:

„Dans la Chambre des seigneurs de Prusse, l'orateur qui a plaidé le plus longuement la cause de l'Autriche, M. Stahl, a lancé de pressantes insinuations à l'adresse de la Russie. Il lui a reproché, d'ailleurs, ouvertement certaines tendances à se servir de la révolution et à s'allier à elle. La révolution, dans la pensée de l'orateur, c'est la France, et surtout l'empereur des Français. „La civilisation sous un Napoléon, a-t-il dit, est un euphémisme qui signifie: révolution.“ Puis, il n'a pas craint d'ajouter:

„On peut conclure un pacte avec le diable; on peut en tirer des avantages; mais un jour il vous emporte.“

Il nous semble que, si l'empereur des Français a conclu un pacte avac le diable, c'est à dire avec la révolution, ce pauvre diable a singulièrement changé de caractère, entre ses mains, et qu'on peut sans trop de danger, s'approcher de

Die Mosel ist bei Trier an einem Tage um 4 Fuß gestiegen. (Die Alpen senden in diesem Frühjahr überhaupt viel aufgelusten Schnee in die Ebenen Ebenen herab. Auch in Norditalien steigen die Flüsse.)

* Nicht bloß die deutschen Soldaten, sondern auch die deutschen Weinhändler wollen jetzt den Franzosen ernstlich zu Leibe gehen. So lesen wir heut in den Blättern folgendes Inserat der Herren A. Esser und Comp. in Mülheim am Rhein: „Champagner- und Rheinwein-Mousseux-Fabrik. Die Flasche Façon-Champagner aus 1857r Trauben, dem französischen Champagner durchaus nicht nachstehend 18 Sgr. Façon-Champagner aus 1857r Laubenheimer Trauben und besser als französischer Champagner 20 Sgr. Façon-Champagner aus rothen 1857r Trauben von Walporzheim, bedeutend besser als französischer Champagner 23 Sgr. Façon-Champagner aus 1857r Hochheimer Trauben, blumreich und schwer, weit über französischem Champagner stehend 25 Sgr. Façon-Champagner aus 1858r feinen Johannisberger Weinen, womit französische Auslese kaum konkurriren kann 1 Thlr. Diese, ganz dem französischen Champagner gleich und conform ausgestattete Façon-Champagner, liefern wir unter Etiquetts von Due de Montebello, Jaccesson fils, Moet & Schandon, Heidsiek & Comp., (sind die Namen der französischen Fabrikanten mit Absicht falsch geschrieben?) und unter allen gangbaren französischen Sorten und Firmen, in ganzen und halben Flaschen und in Kisten und Körben von sechs bis achtundvierzig Flaschen, unter Garantie feinster Waare." Nur eins an dieser patriotischen Reclame verstehen wir nicht, wenn Herr Esser bessere Weine hat als die Champagne, warum ahmt er die Etiquettes und Firma der Franzosen nach?

* In den preußischen Münzstätten sind von 1764 bis Ende 1858 nach Abrechnung der wieder eingezogenen und umgeschmolzenen Münzen solche ausgeprägt im Werthe von 320,847,106 Thlr. 10 Sgr. 3 Pf. Davon betragen die Goldmünzen 84,008,497 Thlr. 15 Sgr. — Pf. oder 26,18 pCt., die Silbermünzen 227,194,236 Thlr. 29 Sgr. — Pf. oder 70,81 pCt., die Scheidemünzen 9,644,372 Thlr. 5 Sgr. 3 Pf. oder 3,01 pCt.

* Wie bedeutend der literarische Verkehr in den Vereinigten Staaten im vorigen Jahre gewesen, möge man aus folgenden Facten ersehen, welche wir der „Nouvelle Encyclopédie Américaine" entnehmen. Der Bücherverkauf zerfällt dort in zwei Klassen: er geschieht entweder durch Sortimentshändler und ambulante Detaillisten, welche die Werke von den Verlegern in großen Partien kaufen, oder durch die Verleger direct auf dem Wege der Subscription. Wir wollen nur einige der Werke anführen, welche den größten Absatz fanden; unter diesen wurden von Uncle Tom's Cabin 310,000 Exempl. verkauft; von Wonders of the World 100,000 E.; The Lamplighter 90,000 E.; Fern Leaves 70,000 E.; Ruth Hall 55,000 E.; Hugh Miller's Works 50,000 E.; Life of Barnum 45,000 E.; Hiawata, ein Gedicht von Longfellow, 48,000 E. Von umfangreicheren Werken seien nur genannt: Benton's Thirty years, 55,000 E.; Kane's Arctic Explorations, 65,000 E. Der Verleger zahlte für das Werk 65.000 Dollars Honorar. Von Harper's Pictorial Bible, die 20 Dollars kostet, wurden 25,000 E. verkauft. Unglaublich ist der Absatz von Schulbüchern; so wurden von Noa Webster's Elementary spelling book schon 35,000,000 E. abgesetzt, man nimmt den jährlichen Absatz auf 1,000,000 E. an; seine Wörterbücher wurden zu 2,000,000 E. verkauft, von seinem Elementar-Wörterbuch beläuft sich der Absatz jährlich auf mehr als 100,000 E., und von Mitchell's Elements of geography werden täglich ungefähr 1000 E. abgesetzt. Von Davies' Mathematical Series verkauft man in einem Jahre 300,000 E. Unglaublich ist der Absatz der sogenannten wohlfeilen Ausgabe zu 25 Cts. und der religiösen Schriften; die Bibelgesellschaft setzte allein im letzten Jahre 712,114 Bibeln ab.

---

lui. La Sainte-Alliance, dont l'orateur semble si vivement déplorer la chute, faisait assurément mieux les affaires de S. M. Infernale."

*** Nach den „Debats" hat das dritte Zuaven-Regiment geschworen, nur mit dem Bajonnet die Oestreicher anzugreifen. („In Warschau schwuren ...!") Nebenbei bemerkt, ist dieses ewige Renommiren mit dem Angriff mittelst der blanken Waffe eine Lächerlichkeit, weil ein wirkliches Gefecht von Infanterie gegen Infanterie mit dem Bajonnet ein überaus seltener Fall ist, so daß man die Engagements dieser Art in der Kriegsgeschichte zählen kann.

*** In Frankreich hat man jetzt Districts-Ausstellungen veranstaltet (expositions regionales) von Gemälden, Kunstsachen, Curiositäten aus den Sammlungen von Privatleuten, die bisher wenig oder gar nicht bekannt waren. Das mag ganz gut sein, wenn die französische Blätter sich aber auf diese Idee so gar viel zu gut thun, so wollen wir doch nicht verschweigen, daß man anderen Orts z. B. in England und in Schottland solche Ausstellungen schon seit 20 Jahren veranstaltet. Die größte derselben war die Exhibition of Arts in Manchester 1857.

*** Reisestipendien für Handwerker. Wohl in wenigen Ländern kommt, wie in Norwegen, der Fall vor, daß auch Handwerker, insbesondere Gesellen, zu ihrer weiteren Ausbildung im Auslande von der Regierung Reisestipendien von größerem oder kleinerem Belaufe erhalten. So sind jetzt 21 Handwerker mit solchen Reisestipendien unter Angabe der Länder und Städte (Dänemark oder Deutschland, darunter auch Preußen und namentlich Berlin, oder England oder Frankreich u. s. w.), die sie besuchen sollen, und unter der Bedingung, daß sie nach 6 Monaten einen Bericht über ihre im Auslande in ihrem Fach gewonnenen Erfahrungen einsenden, bedacht worden. Zu diesen 21 Männern kommt noch Dem. Nancy Petersen hinzu, die sich im Auslande in der Photographie weiter ausbilden soll. (Volkszeitung.)

Berliner Börse
vom 13. Mai bis 20. Mai.

Wenn auch die Meinungen über die politische Situation sehr weit auseinandergehen, indem einige glauben, daß schon der ersten Schlacht Friedensunterhandlungen folgen werden, andere einer sehr schweren Zukunft entgegensehen und einen großen europäischen Krieg erwarten, so war doch die Stimmung im Allgemeinen träge und flau, da in dem einen Punkte alle Meinungen übereinstimmen, daß die Ruhe Europas dauernd nicht als gesichert betrachtet werden könne, so lange Louis Napoleon noch auf dem Throne von Frankreich sitzt. Je schwerer jetzt Europa die Folgen des großen Fehlers empfinden muß, den die Regierungen durch die übereilte Anerkennung des „Kaisers von Frankreich" begangen haben, um desto bedauerlicher ist es, daß eine beklagenswerthe Rivalität und eine kleinliche Eifersüchtelei sie nicht zu derjenigen Einigkeit gelangen lassen, welche erforderlich ist, um diesen großen Fehler wieder gut zu machen und Frankreich seinem legitimen Herrscher zurückzugeben, der jetzt dort gewiß mit offenen Armen würde empfangen werden.

Die Flauheit erstreckte sich in diesen acht Tagen mehr auf Eisenbahn- und Creditactien, namentlich wurden einige der letzteren sehr stark davon berührt, während österreichische Effecten seit dem Beginne des Krieges eine bemerkenswerthe Festigkeit behaupten; sie waren sogar in den ersten Tagen dieser Woche wesentlich höher und nehmen überhaupt immer noch einen viel höhern Cours-Stand ein, als sie ihn zur Zeit der Kriegserklärung und des Erscheinens der bekannten Finanz-Verordnungen inne hatten, da sie fast allein noch Gegenstand der Speculation sind. Von den österreichischen Effecten wurden Credit-Actien zu 45¾, 45, 47½, 44 à 45, Franzosen 92, 88, 91, 88½, National-Anleihe 43¼, 43, 45, 41, 42, Metalliques 40½, 39½, 42½, 38, 39 und Banknoten 68¼, 70½, 68 à ¼ gehandelt, für kurze Wiener Wechsel war der Cours 69, 70, 67½, während langsichtige Wechsel fast unverkäuflich und selbst zu 65½ nur ausnahmsweise zu placiren waren.

Das Fallissement der Agentur der Thüringer Bank zu Leipzig, sowie das der bremer Agentur der Braunschweiger Bank, bei welchen die betreffenden Banken bedeutend interessirt sein sollen, hat dem schon vorher herrschenden Mißcredit der auswärtigen Banken und Kredit-Anstalten wieder neue Nahrung gegeben, und auch das Mißtrauen gegen auswärtige Noten ferner gesteigert, so daß die meisten derselben schwer verkäuflich sind und nur einzelne Posten mit 8 pCt. Verlust realisirt wurden, obgleich, mit Ausnahme der hessischen Commercialbank, alle anderen Institute bis jetzt ihren derartigen Verpflichtungen prompt nachgekommen sind. Es erfuhren daher auch Braunschweiger Bankactien einen Rückgang bis 66, also von etwa 20 pCt., Coburger wichen von 48 bis 35, also um 13 pCt., und Thüringer, welche auf übertriebene Gerüchte über die Verluste der Bank bei dem Fallissement in Leipzig von 40 auf 29½ gewichen waren, erholten sich seitdem wieder bis 35. Nächstdem wichen Bremer und Magdeburger um 7 pCt., Disconto-Commandit-Antheile wurden bei der großen Unbeliebtheit dieses Papiers durch die täglichen Käufe der Direction vor einem heftigeren Weichen des Courses bewahrt und gingen nur von 72 bis 67 zurück, außerdem wichen Darmstädter und Meininger wieder um 4, Luxemburger und Hannöversche Bank um 2½ à 3, und selbst Leipziger, Genfer und Dessauer konnten ihren schon so niedrigen Stand nicht behaupten; auch Preußische Bankantheile verkehrten weichend zu 110 à 111 u 106 à 107½ à 107. Dagegen waren die übrigen Bankeffekten gut behauptet, und Danziger waren von 65 bis 67, Posener sogar von 52 bis 61 gefragt, da man immer noch auf eine Auflösung dieser Institute und eventuell auf ein sehr günstiges Resultat dieser Auflösungen hofft.

Von Eisenbahnactien waren besonders offerirt Anhalter, welche um 6 pCt., und demnächst Cöln-Minden, Oberschlesische und Rheinische, welche um 4½ à 4 pCt. zurückgingen; fast alle übrigen Actien, sogar die sogenannten kleinen, blieben heut 2 à 3 pCt. niedriger, nur für Rhein-Nahebahnactien zeigte sich zu dem jetzigen niedrigen Course einige Liebhaberei, wodurch sich der Cours zu 23½, 25, 24 behauptete, ebenso für Bergisch-Märkische und Bexbacher.

Von preußischen Fonds waren 4½ procentige Anleihen sehr fest, Prämienanleihe sogar von 101 à 100½ bis 102½ steigend, Staatsschuldscheine dagegen um 1¼ pCt., von 74½ bis 73¼ weichend. Der Cours auf Petersburg, der von 89½ auf 87 gefallen war, blieb gestern wieder 89.

Redacteur: H. Keipp in Berlin. — Verlag von F. Schneider in Berlin.
Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch) in Berlin.

Der Talmud und die jüdische Reform.

Es läßt sich verstehen, daß ein Volk, wie das jüdische, in seiner gegenwärtigen Gestalt sich in der Welt um so wohler und heimischer fühlt, je mehr die Völker mit den Verlegenheiten einer Uebergangsepoche zu kämpfen haben. Es ist daher natürlich, daß die Juden den Anbruch ihres goldenen Zeitalters begrüßen, wenn große historische Völker, wie das französische, durch Revolutionen und Staatsstreiche zerfleischt und niedergebeugt unterm Druck der kaiserlichen Dictatur, zur Verzichtleistung auf ihren bisherigen Stolz durch ihr abgelebtes Parteiwesen gezwungen werden. Es ist auch erklärlich, daß andere Völker, die sich einer sanfteren Auflösung erfreuen, die Juden, die nie an ihren geschichtlichen Arbeiten Theil genommen haben, als Bundesgenossen in dem Werk der gesetzlichen, der socialen und parlamentarischen Zersetzung anerkennen und sich sogar ihrer Leitung unterwerfen, wenn es gilt, die germanische ständische Gliederung bis auf den letzten Rest zu zerstören.

Ist das Alles als nur zu natürlich und erklärlich zuzugeben, so wird man auch so gerecht sein müssen, und es nicht befremdlich finden dürfen, wenn deutscher Stolz und deutsches Selbstgefühl, die in den Verlegenheiten der jetzigen Uebergangsepoche zugleich die Keime einer neuen und mächtigen Organisation sich regen sehen und sich zur Vertheidigung und Entwickelung derselben als verpflichtet betrachten, ihre Zukunft einer fremden Nationalität nicht preisgeben wollen.

Den Juden die Führung der socialen und parlamentarischen Angelegenheiten, die ihnen durch eine augenblickliche Schwäche und Selbsttäuschung übertragen ist, für immer überlassen — die Juden als letzte Schiedsrichter über das Schicksal des deutschen Rechts anerkennen — den Juden, nachdem sie sich zur herrschenden Geldmacht in den Städten aufgeworfen haben, auch noch das Land zur Beherrschung ausliefern — das würde nichts Anderes heißen, als die Zerrissenheit zur Herrschaft über uns berufen, das würde der Verrath unserer ganzen Zukunft sein.

Die Juden der Vorzeit sind das einzige Volk der Geschichte gewesen, das eine Verfassung hatte, die nie ins Leben getreten ist und nur der Ausdruck für die tiefe Zerrissenheit dieses Volkes und seines Zwiespalts mit sich selber war.

Und heute, wo die jüdische Reform aus dem Einfluß der christlichen Aufklärung auf die Synagoge hervorgegangen ist und der aufgeklärte Jude der europäischen Cultur seine talmudischen Satzungen opfern will, erwacht sein Zorn über die christliche Cultur heftiger als je. Selbst die Reformer wetteifern mit einander, die Sophistik des Talmud zu

retten und zu vertheidigen, und die kühnsten — Herr Holdheim an ihrer Spitze — rächen sich für ihre Abhängigkeit von christlichen Einflüssen und Anregungen durch die Proclamation der nahen Zeit, wo ihr Volk die königlich-priesterliche Oberherrschaft über die ganze Welt antreten wird.

Es ist ein wüstes Gewirre von unfruchtbarer Sophistik und hierarchischer Selbstüberhebung, was sich in dieser ganzen Reformbewegung aufgethan hat — und dieser Wust von unklarer Unzufriedenheit mit sich selbst und von nationaler Anmaßung sollte wirklich die Spitze der europäischen Cultur bilden und als die neue Weltreligion die Geschicke unseres Welttheils leiten?

Und doch handelt es sich bei den Reformbewegungen nicht blos um politische Gleichstellung des Juden mit dem Christen, es handelt sich vielmehr darum, das Reform-Judenthum zur Weltreligion zu erheben und seinen Anhängern, welche sich bereits in dem Besitze der socialen Herrschaft befinden, durch die Eröffnung der Thür zur politischen auch diese selbst zu verschaffen.

Allerdings ist der Standpunkt, wo die Frankfurter Reformfreunde im Aufstand gegen die talmudischen Satzungen nach einem geläuterten Mosaismus verlangten, von dem sie überzeugt waren, daß er die Weltreligion werden würde, bereits ein überwundener. Die Reformbewegung hat eine neue Wendung genommen, sie ist zum Talmud zurückgekehrt und will Aufklärung, Kritik und Freiheit von den Satzungen, christliche Losungsworte, die auch in die Synagoge gedrungen waren, eben diesem verachteten Talmud entlehnen.

Es galt der Rettung der jüdischen Nationalehre. Es war den Berliner Reformern noch nicht genug, daß ihre Frankfurter Freunde der Welt das Joch des geläuterten universellen Judenthums hatten aufladen wollen. Die letzteren hatten noch darin gefehlt, daß sie den Völkern den Vorrang der wissenschaftlichen Bildung eingeräumt und ihrer Weisheit das Zugeständniß gemacht hatten, daß das Judenthum derselben die Hebel verdanke, mit deren Hülfe es seinen geistigen Gehalt aus der Gefangenschaft der talmudischen Satzungen hervorziehe. Dieser Beleidigung des jüdischen Vorrechts mußte ein Ende, diese Unvorsichtigkeit wieder gut gemacht werden. Zwar machte sich in der ersten Plenarversammlung, in der im März 1845 die Berliner Reformfreunde zu einer Genossenschaft zusammentraten, der Lärm der Empörung gegen das rabbinische Judenthum eben so laut wie in Frankfurt geltend. Aber im Ausschuß, der den Auftrag erhielt, aus dem Widerstreit der Satzung und der aufgeklärten Ueberzeugung einen Ausweg zum Fortschritt aufzusuchen, erhielt die Besonnenheit und die Rücksicht auf die Nationalehre die Oberhand. Herr Stern namentlich bemerkte, daß das Judenthum noch nicht so unglücklich sei, sich einer fremden Norm und Weisheit unterwerfen zu müssen; noch besitze es seine eigene Kraft der Entwicke-

lung; gerade der Talmud, von dem man sich so schnell lossagen wolle, sei selbst nichts anderes, als eine großartige und im Sinne seiner Zeit besonnene Fortentwickelung des Judenthums gewesen, der man ihre hohe Wirksamkeit nicht absprechen könne; statt den Talmud aufzugeben, müsse man daher vielmehr zu ihm zurückkehren und von dem Punkte aus, wo er stehen geblieben war, fortschreiten und das Gesetz in der Art entwickeln, daß es mit der Anschauungsweise der Gegenwart wieder harmoniren könne.

Auch Herr Rebenstein nahm in demselben Ausschuß für die jüdische Nationalehre das Wort und erklärte, es käme auf weiter nichts als darauf an, den Talmud aus seiner Erstarrung zu lösen und ihn zu frischer Lebendigkeit zu erwecken. *)

Im Eifer für die Ehre ihres Volks übersahen aber diese Herren, daß zwischen Vorsatz und Ausführung, zwischen einer wohlgemeinten Erklärung und wirklicher Arbeit ein großer Unterschied ist. Vor Allem vergaßen sie, anzugeben, woher das Zauberwort zu nehmen sei, welches der Erstarrung des Talmud ein Ende machen soll.

Derselbe hat die Auslegung der Ueberlieferung bis in jene minutiösen Einzelnheiten ausgeführt, die weder vermehrt werden können, noch die Kraft besitzen, sich zu einer Einheit zusammenzufassen. Der Talmud verzweifelte daran, diese Einheit zu schaffen; es fehlte ihm die Norm, um den Zwiespalt seiner entgegengesetzten Auslegungen zu lösen; zu schwach dazu, seine eigenen Erzeugnisse zu beherrschen, verlor er sich in seinen Widersprüchen und begnügte er sich in seiner Verzweiflung, sie alle als ewige Wahrheiten zu behaupten! — Und aus dieser finstern Erstarrung soll durch das bloße Werk von ein paar Reformern das Heil der Zukunft hervorbrechen?

Was die Berliner nicht vermochten, hatte indessen eine Reihe jüdischer Gelehrter kurz vorher versucht; sie hatten an dem Steingerölle, das der Talmud um das jüdische Volk aufgehäuft hat, angeschlagen, und das Wunder war ihnen geglückt: — Leben und Kraft, Freiheit und Entwickelungsfähigkeit war aus dem Geröll hervorgetreten!

Zuerst ein jüdischer Gelehrter aus der bairischen Rheinpfalz. **) Nur Unwissenheit und völlige Unbekanntschaft mit dem Gesetz und mit der Geschichte des Judenthums, sagt derselbe, hat die Kritik auf christlicher Seite zur Behauptung bringen können, daß Reform und Anbequemung an neuere Zeitbedürfnisse dem nachchristlichen Judenthum unmöglich sei. Im Gegentheil! Das Judenthum besitzt seine eigene Kritik, aber freilich nur die entwickelnde, vollendende, wahrhaft positive Kritik, die, fern davon, das Frühere aufzuheben, es nur zeitgemäßen formellen Aenderungen unterwirft.

*) Erster Bericht der Genossenschaft für Reform im Judenthum. p. 7—11.

**) Zustände und Kämpfe der Juden mit besonderer Beziehung auf die bairische Rheinpfalz.

21*

Diese positive Kritik ist im mündlichen Gesetz gegeben, das an Autorität dem schriftlichen gleichsteht und von Mosis Zeiten an neben demselben hergegangen ist, um es vor Erstarrung zu bewahren und mit dem Leben im Einklang zu erhalten.

Sehr wohl! Aber wenn nun derselbe Gelehrte die erste Fixirung beschreibt, die das vermeintliche mündliche Gesetz erhalten habe — wenn er da nur klagen kann, daß uns in der Mischna nicht nur eine unübersehbare Masse von Satzungen, sondern auch ein Widerstreit der Meinungen entgegentritt, der nur als Anarchie bezeichnet werden kann, — wo bleibt dann die gerühmte Kritik, die dem Judenthum immer eigen war und die das Ewige mit dem Vergänglichen versöhnte? Gerade da, wo sie sich hätte bewähren, die Freiheit retten, das Leben im Gesetz und das Gesetz im Leben erhalten sollen — da verschwindet sie auf einmal, überläßt sie das Ewige seinem Schicksal und duldet sie es, daß das Zeitliche siegt und sich in einer starren Satzung verschanzt.

Und als dann die Anarchie der Meinungen, die die Mischna enthielt, den Scharfsinn von Neuem aufforderte, und als es zu neuen Erläuterungen und Erörterungen kam, die mit ihren Ergebnissen in die Gemara aufgenommen wurden, — wo blieb die Genossin des Judenthums, die belebende, die wahrhaft positive Kritik? Wiederum im gefährlichsten Augenblick, der über das Judenthum für Jahrtausende entscheiden sollte, war sie nirgends zu finden, und jener Gelehrte kann wieder nur klagen, daß die Selbstständigkeit des Geistes in neue Erweiterungen der Satzung und neue Umzäunungen eingeschlossen wurde und von der Kraft zur Aufhebung oder Modification der Satzung jede Spur verloren war.*) Wo er uns das Leben zeigen wollte, klagt er selbst, daß nur der Tod herrscht; wo die läuternde Kraft des mündlichen Gesetzes sich bewähren müßte, findet er nur gezwungene Auslegungen, und wo wir in seinen Augen fehlen, weil wir nicht die Kritik erblicken können, die der Entwickelung Meister blieb, gesteht er es selber ein, daß nur die alte Kruste der Satzungen verstärkt wurde, und daß man, während man neue Rinden an die alte Lebenshaut fügte, oder vielmehr neues Holzwerk an die alte Umzäunung schob, sich der Illusion hingab, daß man immer noch das alte Gesetz erhalte, und nicht merkte, daß die neuen Krusten, die neuen Rinden und Zaunwerke eben so gut eine Aenderung des Alten zur Folge hatten, als es eine Aenderung der Satzung gewesen wäre, wenn man einen Theil von ihr geradezu hätte aufheben wollen.

Wie elend würde die Welt werden müssen, wenn sie von einem Volksgeist beherrscht werden sollte, der sich im Besitz der positiven Kritik zu sein rühmt und dieselbe gerade da nicht zu üben wagt, wo sie hauptsächlich an ihrer Stelle gewesen wäre!

*) A. a. O. p. 18.

Welche Zerfahrenheit müßte in der Welt einreißen, wenn sie von einem so verworrenen und zugleich zufahrenden Geiste beherrscht werden sollte, wie derjenige ist, der sich in jenem rheinbaierschen Gelehrten ausspricht, wenn derselbe sich wundert, wie es dazu kommen konnte, daß die talmudischen Satzungen, von deren Ungöttlichkeit die Synagoge zu allen Zeiten überzeugt war, für das Leben der Juden bindend wurden! Welche Dreistigkeit gehört dazu, dem Zeugniß einer Geschichte von beinahe zweitausend Jahren zu widersprechen, wonach die Synagoge gerade durch ihre Ueberzeugung von der Göttlichkeit jener Satzungen bestanden hat!

Vor Allem aber — welche Züchtigungen und welche Vergeltung hätte die Welt unter dem Scepter eines Volkes zu erwarten, das den edlen Stolz der eigenen Verantwortlichkeit nicht kennt und für die Härten und Gebrechen seines eigenen Charakters die Welt und immer nur die Welt verantwortlich macht. So sagt jener bairische Gelehrte der Synagoge, nur das Unglück der Zeiten habe es dahin gebracht, daß die freie und unbeschränkte Auslegung der väterlichen Institutionen, die den Juden hätte frei machen können, dazu diente, ihn zum Sclaven herabzuwürdigen; — der Despotismus, der mit der christlichen Kirche zu Rom und Constantinopel den Thron bestieg, hat den Geist verfinstert und die bodenlose Auslegung der alten Gesetze und ihre maaßlose Erweiterung zur Tagesordnung erhoben.

Der jüdische Ankläger bedenkt aber nicht, daß das neue Gesetz des Geistes, mit dem das Christenthum die Satzung des Judenthums stürzte, auch zu kämpfen gehabt hat, daß es vom Unglück der Zeiten nicht verschont geblieben ist, daß es gerade Kampf und Leiden für seine Bestimmung hielt, und in der Bergpredigt über den unfehlbaren Sieg derjenigen jubelte, die durch den Druck der ganzen Welt geistig geadelt waren.

Das neue Gesetz des Christenthums arbeitete sich durch den Widerstand der römischen Welt hindurch, weil es im Unglück der Zeiten die Aufforderung zur Anstrengung, zur Bewältigung, Durchdringung und Erneuerung der Welt sah. Der Jude dagegen hat sich nur im Gegensatz gegen die Welt conserviren wollen.

Und zwar hat er sich gerade durch dasjenige erhalten, was der jüdische Reformer als den Tod seines nationalen Lebens bezeichnet. Nicht getödtet hat der Talmud, wie jener Gelehrte aus der Rheinpfalz sagt, den eigentlichen Glauben, sondern hinter dem Wall der Satzungen, den er um das Volk aufwarf, den Glauben desselben an sich selbst, an sein Vorrecht gegen alle Völker vertheidigt und gerettet. Er konnte in seinen Gebilden unmöglich den Geist des Volks verleugnen, das nur Eine Leidenschaft, Ein Bedürfniß, Eine Satzung, nämlich sich selbst und seinen Bestand kannte und zufrieden gestellt war, wenn die Schaale, die es von der Welt trennte, durch neue und immer neue Ansätze verstärkt wurde.

So ungerecht wie die Anklage, die der Jude gegen die Härte und Mißgunst der Zeit erhebt, ist auch seine Beschuldigung der Rabbiner des Talmud, die in ihren Auslegungen und Satzungen das mündliche Gesetz bei Seite geschafft hätten. Wir können den Juden über seinen vermeintlichen Verlust trösten. Das mündliche Gesetz ist da — eben dort, wo es verloren gegangen sein soll — im Talmud. Die sogenannte Ueberlieferung konnte auf die Auslegung keinen Einfluß üben, weil sie diese selber ist. Die dem Juden angeborene Kritik, die bei der Abfassung des Talmud auf einmal verschwunden sein soll, ist vielmehr dort, wo es ihr allein möglich war, in den Satzungen desselben thätig gewesen. Das Unglück, das der Reformer anklagt, ist nur eine Chimäre.

Im Gegensatz zu dieser tragischen Anschauung bietet Herr Salomon in seiner zu Hamburg erschienenen Schrift über die Judenfrage der Welt seine unverwüstliche Heiterkeit zur Orientirung an. Der Talmud, ruft er triumphirend, ist da, er ist ein Act der Freiheit, er hat die Perfectibilität des Mosaismus außer Zweifel gesetzt, dem geistigen Inhalt des Judenthums Luft verschafft, und den Juden von der Sclaverei des Buchstabens erlöst.

Kein Zweifel, daß der Talmud historisch entstanden, eine geschichtliche That und eine Modification des Gesetzes ist. Aber welches Bewußtsein hat er über seine eigene That, und welches Bewußtsein von seiner Freiheit gestattet er dem Juden?

Er hat, das ist das Einzige, was Herr Salomon zu antworten weiß, in Collisionsfällen jedes, auch das heiligste Ceremonialgesetz in den Hintergrund treten lassen. Wenn aber der Sclave der Satzung einmal einer Bestimmung den Rücken dreht und bei alledem sie im Innern und Geheimen fürchten muß, kann das ein Act der Freiheit, eine Entwickelung des Gesetzes, eine schöpferische That genannt werden?

Aber, ruft Herr Salomon in seiner heiteren Sicherheit aus, das ganze Capitel von der Verunreinigung ist doch beim Brand des Heiligthums in die Luft geflogen, — eine unglaubliche Behauptung von Seiten eines Juden, dessen Volksgenossen noch heute durch die Befolgung dieses Capitels ihre Absonderung von den Völkern sichern!

Freilich steht die ganze mosaische Gesetzgebung in der Luft, nachdem ihr der heilige Boden und der Mittelpunkt des Heiligthums genommen ist; aber der Talmud ist auch nicht umsonst gewesen; er lehrte eben die Kunst und Sophistik, ein im Grunde unmöglich gewordenes Gesetz auszuführen. Er gab damit einer bodenlos gewordenen Nationalität ihren angemessenen Ausdruck.

Herr Samuel Hirsch nahm es zwar der Kritik einmal sehr übel, daß sie den Talmud die Anweisung zur Kunst nannte, das unmöglich Gewordene auszuführen, und verwies sie auf die erste beste Inhaltsanzeige des Talmud, die sie hätte belehren können, daß es über die unmöglich gewordenen agrarischen, Reinigkeits- und die Opfergesetze keine

Gemara giebt. Allein Herr Holdheim hat ihm bereits aus der ersten besten Inhaltsangabe des Talmud nachgewiesen,*) wie weit derselbe die Praxis und Theorie des practisch unmöglich Gewordenen zu treiben weiß.

Der jüdische Ehrgeiz, der aus dem Talmud das Princip und die Norm für die neueren Reformbestrebungen holen wollte, bleibt also unbefriedigt.

Weder die Entdeckung, auf die Herr Rebenstein sehr stolz ist,**) obwohl sie nur eine alte Wendung ist, die unter anderm auch in neuerer Zeit im Gesuch der Judenschaft des Herzogthums Braunschweig um den Genuß bürgerlicher Rechte vorkommt, weder diese Entdeckung, daß der Rationalismus vom Rabbinerthum selbst autorisirt sei, noch der rheinbairische Preis der kritischen Kraft der mündlichen Lehre, noch die heitre Lebenslust und Zukunftsgewißheit, die Herrn Salomon die erprobte Freisinnigkeit des Talmud einflößt, können die Satzungen des Talmud zum Wanken bringen.

Auch Herrn Geiger's Theorie, wonach die jüdische Volkssouverainetät sich jederzeit ihre Obergewalt über die Gemeindeverfassung vorbehalten habe, wird vom Talmud streng zurückgewiesen. Rühmt Herr Geiger die Souverainetät des jüdischen religiösen Bewußtseins, welches jederzeit über allen andern Autoritäten gestanden habe, Autorität gab und nahm, religiöse Formeln erzeugte und wieder zerstörte und in oberster Instanz über ihre eigenen Schöpfungen entschied, so ist der Talmud vielmehr der entschiedenste Protest gegen alle Aenderungen und gegen etwaige Zerstörung und neue Schöpfungslust.

Niemals, sagte in diesem Sinne vollkommen richtig ein jüdischer Gelehrter, der im Jahre 1838 in der allgemeinen Zeitung des Judenthums ***) die Entdeckung des Herrn Rebenstein beurtheilte, niemals hat das Rabbinerthum sich die Berechtigung zugeschrieben oder auch nur zugetraut, das Gesetz den Zeitverhältnissen zum Opfer zu bringen und nach denselben zu modificiren, sondern es hielt es allein für seine Bestimmung, das Gesetz trotz der Verhältnisse zu erhalten.

Trotz der Verhältnisse — das ist das richtige Wort.

Diejenigen Reformer, die im Talmud eine Modification des Gesetzes sehen, haben Recht, und sie irren nur darin, daß sie auf diesen Vorgang ihr Recht zur Aufhebung auch nur eines Titels des Gesetzes gründen.

Die talmudischen Rabbiner haben mächtig mit dem Gesetz gerungen, und der Gott des Talmud hat ihnen selbst, wie der Prophet Elias bei einem seiner spätern Besuche auf der Erde meldete, das Zeugniß gegeben, daß sie aus ihrem Kampfe als Sieger hervorgegangen seien;

*) Freund's Monatsschrift 1844, p. 327.

**) S. z. B. Freund's Monatsschrift 1844, p. 89.

***) Vergl. das Citat in Freund's Monatsschrift 1844, p. 320.

meine Kinder, soll er vor Freude auflachend gesagt haben, die Rabbiner sind meine Meister geworden, meine Kinder haben mich überwunden.

Der Jude, dessen Weltstellung in der römischen Kaiserzeit von Grund aus verändert war, hatte neue Lebensbedürfnisse kennen gelernt und neue Ansichten aufgenommen, die er mit dem Gesetz in Uebereinstimmung sehen wollte. Um den Widerspruch zwischen seiner neuen Lage und dem Gesetz aufzuheben, wandte er Gewalt, List, Willkür und alle Künste der Erfindungskraft an. Jeder Versuch, die Kluft auszufüllen, machte neue Versuche nöthig; jede einzelne Deutung forderte neue Auslegungen zu ihrer Ergänzung; jede Lösung einer Schwierigkeit erzeugte neue Schwierigkeiten, welche die Gewalt, List und Erfindungskraft in Spannung erhielten. Es war ein schrecklicher, gewaltsamer Kampf — aber nur deshalb, weil der Jude das Gesetz, mit dem er rang, wenn auch nur historisch, erhalten und trotz der Welt, trotz seiner eigenen Umwandlung Jude bleiben wollte.

Die römische Kaiserzeit hat nicht den Vorwurf verdient, den ihr jener jüdische Gelehrte aus Rheinbaiern macht. Dasselbe Unglück der Zeiten, welches den Angehörigen der griechischen und römischen Welt ihr Vaterland und ihren nationalen Cultus raubte, hat auch den Juden nach dem Verlust seines Vaterlandes und seines Tempeldienstes in sein Inneres zurückgeführt. Unterm Druck der römischen Macht war er auch eine selbstständige Persönlichkeit geworden, Meister des gesetzlichen Stoffes, Dichter, Schöpfer, aber er wiederholte nur in seinen Dichtungen die alten, unausführbar gewordenen Satzungen und wandte alle Verschmitztheit seiner talmudischen Sophistik dazu an, wenigstens die Schaale der Satzungen und hinter ihr sich selbst zu erhalten.

Wenn daher die Reform für die jüdische Weltherrschaft nöthig ist, so wird sie im Talmud, der keinen Buchstaben der Satzung aufgeben will, vergebens nach Hülfe suchen, und bleibt ihr zuletzt nur der offene Bruch mit dem talmudischen Rabbinerthum übrig. Herr Holdheim hat diesen Bruch versucht; sehen wir daher, ob er ihm gelungen ist und ob dieser äußerste Reformer der Gegenwart das Judenthum wirklich zu der Höhe erhoben hat, daß den Völkern nur noch die Eine Rettung übrig bleibt, sich als Judengenossen vor ihr zu beugen.

Die jüdische Weltreligion.

Herr Holdheim baut auf die Arbeit eines mächtigen Bundesgenossen — der Zeit. Was unter den Streichen derselben gefallen ist, meint er, mag verfallen bleiben, was unmöglich geworden, mag ruhen, Satzungen, auch Gesetze des Pentatauch, denen, wie den agrarischen, Heiligkeits- und Reinigkeitsbestimmungen der Boden entzogen ist, mögen der Zeit als ihr Opfer verbleiben.

Er appellirt an den Richterspruch der Geschichte und stützt sich auf die Unwiderruflichkeit der Thatsachen.

Die Zeit ist der Canon, nach dem es zu beurtheilen ist, was den Juden für die Ewigkeit geboten und was dagegen an vergängliche Daseinsformen geknüpft und mit ihnen dem Verfall bestimmt ist. Die Zeit scheidet das Bleibende des Mosaismus vom Vergänglichen. Jenes ist, was mit ihr harmonirt, das Vergängliche dagegen Alles, womit sie sich nicht mehr vertragen kann.

Die Reform, die diesen Richterspruch der Geschichte registrirt und vollzieht, verlangt deshalb vom Judenthum nicht das Opfer des Selbstmordes. Im Gegentheil, sie will ihm zur Herrschaft verhelfen, indem sie seinen Monotheismus von den nationalen Symbolen und Gebräuchen befreit, die seiner Ausbreitung über die andern Völker noch im Wege standen.

Moses Mendelssohn konnte diesen kühnen Gedanken noch nicht fassen. In einem Briefe an Herz Homberg spricht zwar derselbe auch seine feste Ueberzeugung aus, daß die Herrschaft über den Erdball dem Judenthum und dessen reinem Theismus gebühre; noch aber, schreibt er in demselben Briefe, besitzen Polytheismus, Anthropomorphismus und religiöse Usurpation die Oberhand und bestreiten, wie er sich ferner ausdrückt, diese Plagegeister der Vernunft dem auserwählten Volk mit Erfolg die ihm zukommende Herrschaft. Das Judenthum stand noch in einer sehr bedrängten Defensive, und der Weise von Berlin gab seinem Freunde, der das Joch des Ceremonialgesetzes zu frühzeitig abwerfen wollte, zu bedenken, ob die ächten Theisten wohl ihre Verbindung lockern dürfen, wenn sie es nicht erleben wollen, daß ihre geschworenen Feinde Alles unter den Fuß bringen.

In dieser ungünstigen Lage glaubt sich der neuere Reformer nicht mehr zu befinden. Die Völker scheinen immer schwächer und matter zu werden, der Kosmopolitismus besänftigt ihre Antipathien, die Aufklärung schwächt ihre kirchlichen Symbole und die Zeit des freiesten Universalismus, in welchem der Gegensatz der religiösen Dogmen sich im geläuterten Theismus der Juden auflöst, rückt immer näher heran.

Da die Völker ihm entgegen kommen, braucht sich der Jude nicht mehr hinter die Schutzwehr seiner Riten und Ceremonien zu verstecken, ohne deshalb seine antithetische Bestimmung aufzugeben. Diese will Herr Holdheim schlechterdings gewahrt wissen. Dem Juden soll sein nationales Vorrecht der Einzigkeit und Erhabenheit über alle anderen Völker bleiben, selbst dann noch bleiben, wenn es ihm gelungen ist, alle Völker unter seinem reinen Theismus zu sammeln.

Nur Eine Furcht hat Herr Holdheim noch, daß die Völker nämlich, bei aller Hinneigung zu jüdischem Theismus, den Argwohn hegen werden, der Jude werde seine theoretische Meisterschaft zur Gründung und Aufrichtung einer sehr practischen und sehr fühlbaren Alleinherrschaft benutzen. Thörichter Argwohn, antwortet er jedoch, unnöthige Besorgniß, der Jude, der sich vom Ceremoniendienst zum reinen Monotheismus

erhoben hat, hat damit auch auf alles nationale Vorrecht Verzicht geleistet! Nur seine Weisheit und Einsicht hat er, und diese seine Einsicht stellt ihn nur insofern über Andere, als der Wissende über dem Nichtwissenden, die Wahrheit über dem Irrthum steht.*)

Seit wann haben denn aber Einsicht und Wissen aufgehört, die sicherste Grundlage aller Macht zu sein? Ist es kein Privilegium des Reformjudenthums, wenn die Völker ihrer Inferiorität nur dadurch ein Ende machen können, daß sie sich entschließen, „mit den Juden gemeinschaftliche Sache zu machen," d. h. sich selbst zu judäisiren? Ist es kein Vorrecht des Reformjuden, wenn er den Werth und das Heil der Nationen danach bestimmen kann, je nachdem sie sich bereitwillig zeigen, sich in Judengenossen zu verwandeln?

In seiner Besorgniß, daß der bloße Gedanke an die Oberhoheit des Reformjudenthums auf die andern Völker einen schreckensvollen Eindruck machen werde, wird zwar Herr Holdheim nicht müde, den Edelmuth und die Hochherzigkeit zu schildern, die sein Volk im Augenblick des Sieges üben und mit denen es nach seinem Triumph sich in der Menschheit verlieren werde.

Einmal sagte er sogar, daß die Juden nach ihrem Siege mit ihrem Gegensatz und Privilegium selbst das Gedächtniß des letzteren verlieren würden.**) Doch die unwillige Bemerkung des Rabbi Löw, daß es eine barbarische Epoche sein müsse, wo das Gedächtniß aller Geschichtswahrheit untergegangen sei, brachte ihn zum Einlenken, und er machte dem Rabbi Löw das Zugeständniß, daß die Erinnerung des jüdischen Vorrechtes zwar bleiben, aber auf die Gesinnung des Juden ohne Einfluß sein solle.***)

Man ermesse nun die unendliche Gnade, die der Jude den Völkern in der Zukunft, vielleicht in naher Zukunft, erweisen wird. Durch die gnädige Aufopferung von ein paar bedeutungslos gewordenen Ceremonien, die Moses Mendelssohn als Zaun gegen die „religiöse Usurpation" noch vertheidigte, hat der Jude den Völkern es möglich gemacht, daß sie als Judengenossen mit ihm gemeinschaftliche Sache machen können. Obwohl der Jude über die neue Weltgemeinde als die verkörperte Weisheit herrscht, so ist er doch so gnädig und hochherzig, daß er sie seine Ueberlegenheit nicht fühlen läßt. In seinem Innern trägt er zwar das Bewußtsein, daß er der Lehrer der Welt ist und immer schon als der Wissende über den Völkern gestanden hat; er weiß, daß er den Abschluß der Weltgeschichte entschieden und die Menschheit zu ihrer Reife, zum Bekenntniß des nüchternsten Deismus erzogen hat; aber aus gnädiger Hochherzigkeit unterdrückt er den gerechten Stolz auf seine Weisheit, den Kitzel über die Cretinisirung der Völker; er begnügt sich, den

*) Religiöses und Politisches p. 84.

**) Autonomie der Rabbiner p. 56.

***) Das Ceremonialgesetz p. 151.

Stumpfsinn der folgsamen Heerde auszubeuten, aber hütet sich aus Schlauheit, sie es zu deutlich merken zu lassen, wie sehr er sie innerlich verachtet!

Das ist das Schicksal, welches das Reformjudenthum den Völkern in dem nahen goldenen Zeitalter, wo sie zu einer Judengenossenschaft umgewandelt sind, zugedacht hat!

Und dieses schmachvolle Loos sollen die Völker erdulden, weil sie in der Zeit, die dem Reformer ein paar Ceremonien werthlos und bedeutungslos gemacht hat, allein gearbeitet haben? Sie sollen sich der Verachtung preisgeben, weil der Jude sich mit ein paar Fetzen einer veralteten Aufklärung der christlichen Welt ausgeschmückt hat?

Welches war denn die einzig schöpferische und werthvolle Macht, die in jener Zeit thätig war, als der Talmud entstand? Die Kirche war es, die ihre Organisation und Formirung durchführte und das Judenthum zwang, wenn es sich noch trotz der Geschichte behaupten wollte, dem Christenthum gegenüber seiner Erstarrung auch einen geformten Ausdruck zu geben.

Und welche Macht hat denn der Zeit vorgearbeitet, die den jüdischen Reformer von ein paar Satzungen und Ceremonien lossprach? Die christliche „Aufklärung" war es. Die ganze jüdische Reform mit ihrer Unterscheidung zwischen allgemeinen Religionswahrheiten und vergänglichen Satzungen ist Nichts weiter, als die Uebertragung der christlich-rationalistischen Aufklärung auf den Boden des Judenthums.

Wenn endlich Herr Holdheim nicht weiß, oder sich nicht gestehen darf, daß das Ewige, das ihm als das absolut Religiöse im Judenthum übrig bleibt, das Kindschafts-Verhältniß des Juden zu seinem himmlischen Vater*), auch nur ein Plagiat und dem Christenthum entlehnt ist, während der Jude des Gesetzes nur als Glied seines Volks zu seinem Gott im Verhältniß steht, — ist es möglich, daß die Völker zu der Unwissenheit über ihre zweitausendjährige Geschichte herabsinken und sich von dem Juden ein ihnen entlehntes Plagiat als eine neue Offenbarung darbieten lassen werden?

Ehe nicht die Völker zu der Stumpfsinnigkeit, Cretinisirung und Unwissenheit über ihre eigenen Arbeiten herabsinken, daß sie die Verachtung von Seiten des Juden wirklich verdienen, wird die Weltherrschaft des Reformjudenthums ein Ding der Unmöglichkeit sein.

Die jüdische Weltmonarchie.

Der Talmud gesteht den Nicht-Juden zwar zu, daß sie im Verhältniß zu einander Besitz, und da das eheliche Verhältniß nach jüdischer Ansicht auf dem Besitzrecht des Mannes beruht, auch eine Ehe haben können. Aber dem Juden gegenüber spricht er ihm alles Besitzrecht ab; der Jude

*) Z. B. Ceremonialgesetz p. 120.

ist der einzig legitime Besitzer der Welt, und ihm steht, so weit die Erde ihm noch nicht unterthan ist, das Kriegs- und Eroberungsrecht gegen Alles zu; auch vor der äußersten Consequenz dieser Weltansicht, wonach die Ehe der Fremden gegenüber dem jüdischen Weltherrn keine Ehe ist, ist der Talmud nicht zurückgewichen, und nach seiner ausdrücklichen Bestimmung kann sich der Jude mit einer Nicht-Jüdin vermischen, ohne einen Ehebruch zu begehen und ohne das Ehe- und Besitzrecht des fremden Ehemannes, das für ihn nicht existirt, zu verletzen.

Für den Ernst und die Aufrichtigkeit, mit der Herr Holdheim die nationale Ausschließlichkeit seiner Stammgenossen bekämpft, legt es ein rühmliches Zeugniß ab, wenn er aus dem Talmud die Belagstellen zu jener Anschauung zusammenstellt*), die die Religion zu einem Werk der Natur herabsetzt und das ewige Recht des Juden in sein Blut verlegt hat.

Dennoch will Herr Holdheim nicht an die Wurzel des Uebels gehen; er will die Axt nicht anlegen; er will das nationale Vorrecht doch noch behaupten.

Es ist ihm nicht genug, und er getraut sich nicht, die Heiligkeit des Volkes Israel auf seinen aufgeklärten Deismus und auf das Reformjudenthum allein zu gründen**) — er will auch noch die diätetische Schranke zwischen dem bevorrechteten Volke und den Nationen bestehen lassen, wenn er sie auch rationalistisch deutet.

Wie alle neueren Juden, die sich einem gewissen philosophischen Anflug nicht haben entziehen können, wie z. B. der Rabbiner Samuel Hirsch, hat Herr Holdheim weder den Muth, die alten Speisegesetze im ihrem gesetzlichen Sinn zu rechtfertigen, noch sie aufzugeben. Den Anstoß, der allein schon in den Ausdrücken rein und unrein liegt, glaubt er durch die Wendung zu beseitigen, daß sie nichts anderes bedeuten als erlaubt und unerlaubt***). Er bemerkt also nicht, daß die Reinheit und Unreinheit der Speisen, die unnatürliche, geistige und dem Geist nachstellende Macht, die der Hebräer in ihnen fürchtet, gerade der Grund ist, weshalb sie erlaubt oder verboten sind. Er denkt, die Völker, die in diesen Gesetzen nur die Schutzmaaßregel gegen ihre vermeintliche Unreinheit und Verworfenheit sehen, durch die Bemerkung zu beschwichtigen, daß die Speisegesetze ausschließend nur für die Juden gegeben seien, und daß daher diejenigen, denen die Reinheit nicht geboten ist, auch nicht vom Vorwurf der Unreinheit getroffen werden können. Wiederum eine vergebliche Ausflucht! Zur Reinheit nicht verpflichtet sein, ist schon das Zeichen eines untergeordneten Standpunktes; den Völkern ist aber die Reinheit nur deshalb nicht geboten, weil sie in den Augen des gesetzlichen Juden überhaupt das Reich der Unreinheit bilden.

*) Vergl. besonders Religiöses und Politisches p. 50. 52. 73. 78.

**) Religiöses und Politisches p. 80. 81.

***) Autonomie p. 118.

Der jüdische Reformer kann sich dem Gefühl nicht entziehen, daß sein aufgeklärter Deismus doch wohl nicht die Völker um ihn versammeln werde; er besorgt, daß die Völker doch noch nicht so weit gesunken seien, um sich in die Reform-Synagoge aufzulösen, und zum Trost für das Scheitern seiner Unterwerfung will er das natürliche Vorrecht seines Volks, das Recht des Bluts, die Reinheit der Kochgeschirre bewahren. Die Speisegesetze sollen die aristokratische Abgeschlossenheit seiner Leute sichern und ihnen zugleich eine priesterliche hierarchische Würde geben.

Herr Holdheim kommt also auf die Wege Moses Mendelssohns zurück und erneuert, nur in etwas anderer Form, die Anmaßungen des Talmud, die er selbst als zu weit gehend verworfen hatte.

Nichts war den Christen des vorigen Jahrhunderts in ihrer Debatte mit den Juden auffallender, unerklärlicher und wirkte auf sie zurückstoßender als jener Ausspruch Mendelssohns in seinem Streit mit Lavater, daß die Religion seiner Väter nicht ausgebreitet sein wolle. Weder mit der prophetischen Richtung des alten Testaments und mit dem Eifer des Gesetzes gegen das Heidenthum, noch mit dem gesellschaftlichen Trieb des Menschen, seine Vorzüge geltend und nutzbar zu machen und seine Einsicht auszubreiten, konnte man diese absichtliche Abgeschlossenheit des neueren Juden reimen, und man wurde fast unheimlich berührt, als Mendelssohn erklärte, er werde bei seinen Grundsätzen bleiben, so lange seine Seele nicht eine ganz andere Natur annehme*).

Eine nur zu schreckliche Aufklärung über die Härte, mit der Mendelssohn das ausschließliche Anrecht des Stammes Jakob an das Gesetz behauptete, fand man aber in der Liberalität, mit der er „den übrigen Völkern der Erde" einräumte, daß sie von Gott darauf angewiesen seien, sich an das Gesetz der Natur und an die Religion der Patriarchen zu halten**).

Nur deshalb sollte dem Juden das Vorrecht seines Gesetzes und seine heilige Absonderung bleiben, damit er in seiner Erhabenheit über ihnen stünde, wenn die anderen Völker durch ihre Einweihung in den einfachen Monotheismus der Patriarchen sich dem Judenthum angenähert haben und als Genossen desselben gleichsam seinen Saum und Horizont bilden.

Auf diese beschränkte Assimilation, in welcher die Völker nach ihrer Umwandlung zu Judengenossen und als Folie für das Vorrecht des einzigen herrschenden und hierarchischen Volks dienen, kommt auch die ganze Reform des Herrn Holdheim hinaus. Nicht weniger sorgt Herr Salomon für das Privilegium des aufgeklärten Priestervolks, wenn er

*) S. z. B. Betrachtungen über das Schreiben des Herrn Mendelssohn an Lavater 1770. p. 8.

**) Schreiben an Lavater p. 13. Vergl. p. 18.

in seiner straffen Heiterkeit betheuert, daß jeder denkende Jude ein geborner Opponent gegen alles Hierarchische sei.*) Natürlich! Denn der Jude will und kann keine fremde Hierarchie neben sich dulden, weil er sie als einen Abbruch an der ihm allein zukommenden Priesterwürde betrachtet.

Nicht genug, daß die Völker in einem Augenblick des politischen Suchens den Juden ihre abgelebten Verfassungsformen zum Hineinpfuschen überlassen — nicht genug, daß sie während einer wissenschaftlichen und künstlerischen Pause ihnen erlauben, ihre Kunst durch Zerrbilder zu entstellen und ihre Wissenschaft gleichsam zu verzetteln!

Sie sollen, während der Jude das Publikum verachtet, das ihn zum politischen Anführer erwählt hat, und innerlich sich über ein Publikum kitzelt, was sich an seinen Kunst-Caricaturen für einen Augenblick ergötzt, diese Reformgenossen noch als ihre wahren und bleibenden Hierarchen fürchten und verehren!

Diese maaßlose Prätension war zwar in einem Augenblick möglich, wo die Völker Europa's eine große Epoche ihrer Entwickelung abgeschlossen haben und für jetzt noch innerlich an den Elementen einer neuen Organisation arbeiten! Aber diese gespenstische Caricatur ihrer eigenen Zustände wird auch unfehlbar verschwinden und verscheucht werden, wenn die Völker sich wieder nach ihren eigenen Rechts- und Lebensprincipien auferbauen.

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Erste Abtheilung: Die Epigonen.

Neuntes Capitel. von Leist an die verwittwete von Rebow.

„Auch ohne Aufschrift und Unterschrift, liebes Mariechen, wirst du erkennen, daß diese Zeilen nur von mir an dich gerichtet sein können; so allein kann ich dir mein Versprechen halten und Nachricht von mir geben, ohne dich und den Ueberbringer dieses Briefes dem Argwohn oder

*) In der oben erwähnten Schrift p. 41. Vergl. p. 78.

der Verfolgung der Feinde auszusetzen. Vielleicht hast du so bald keine Nachricht von mir erwartet, und eigentlich ist's auch nur ein Glückszufall, daß du überhaupt von mir etwas erfährst. Doch ich will mich nicht lange bei der Vorrede aufhalten, da ich wenig Zeit habe, also einen langen Brief schreiben muß. Noch einmal aber bitte ich dich, meiner Frau und meinem alten Ohm so rasch und so ausführlich wie möglich alle Nachrichten von mir mitzutheilen, Beide werden dir dafür sehr dankbar sein, denn ihnen direct eine Nachricht zukommen zu lassen, dazu habe ich gar keine Aussicht von hier aus und später noch weniger.

„Ich habe mein Ziel noch nicht erreicht, aber ich bin sicher, daß ich's erreichen werde, geliebt's Gott, denn ich sitze in der vornehmsten Hütte eines abgelegenen Fischerdorfs, und mein freigebiger Quartierherr hat geschworen, mich selbst auf der Rhede von Pillau ans Land zu setzen. Wie aber bin ich hierher gekommen? Es ist das eine weitläufige Geschichte, besonders, wenn ich mich erinnere, daß es morgen volle drei Wochen her sind, seit ich von dir an der Schwelle deines Hauses Abschied nahm. Ich war tapfer und munter, als ich von dir ausging, der Muth, den du in den schweren Bedrängnissen deiner Lage zeigtest, hatte mich gewaltig gestärkt, und ich war fest entschlossen, auszuharren. Seitdem habe ich manche Stunde kleinmüthigen Verzagens zu überstehen gehabt! Zuerst bedauerte ich sehr bald, daß ich, deinen Rath nicht beachtend, den treuen Burschen, den Lehnerdt, der mich mit eben so viel Muth als Klugheit glücklich bis zu dir geführt, bei mir behalten hatte. Ich glaubte, der wackere Bursch brächte mir Glück, es war wenigstens eine unbestimmte Vorstellung von etwas Aehnlichem in mir, er selbst wollte dem Könige als Soldat dienen, ich behielt ihn zu seiner größten Freude und zu meiner Genugthuung bei mir, wir marschirten tapfer zusammen weiter, aber siehe da, es kam Alles ganz genau so, wie du es vorhergesagt. Mein Lehnerdt, der so sicher und bestimmt auftrat, so lange wir uns in seiner märkischen Heimath befanden, wurde, je mehr wir ostwärts kamen, desto unsicherer; er wurde ängstlich, weil er die Wege und Stege, die Wälder und Wasser nicht mehr kannte, nicht seinetwegen, denn er hatte ein treues furchtloses Herz, sondern meinetwegen, weil er immer noch nicht von der Verantwortlichkeit für meine Führung befreit zu sein glaubte und zwischen sich und mir nur ein Führerverhältniß kannte. Zwei Tage lang quälte sich die treue Seele entsetzlich, und als er nun fast gar nicht mehr auf die Landsleute traf, sondern oft auf Polen, die dem ehrlichen märkischen Jungen nicht Rede und Antwort zu geben wußten, da war's aus, rein aus mit seiner Fassung, und ich hab's heimlich beobachtet, daß er heiße Thränen der Verzweiflung weinte. Das mochte ich nicht länger leiden, obwohl das Leben, das ich nun seit unserer Niederlage führe, hart macht und die wunden Füße wenig Mitleid aufkommen lassen; kurz, ich mochte es nicht mehr leiden und schloß mich einem Truppe von Ranzionirten an, der ebenfalls der Weichsel zuzog, obwohl, wie uns

gesagt wurde, die Franzosen bereits vor Danzig stehen sollten. Elendes Leben fast zwei Tage lang, die Rohheit dieser verwilderten Soldaten überstieg alle Begriffe, sie ekelte mich an bis zum Erbrechen; um mir und Lehnerdt die Lage leichter zu machen, gab ich den Kerlen Geld, mehr, weit mehr als meine jetzigen Verhältnisse, trotz deiner Großmuth, liebes Mariechen, mir gestatteten. Es war mir fast nicht unlieb, daß wir am fünften Tage, nachdem ich von dir Abschied genommen, bei der Mittagsrast von Franzosen überfallen wurden.

„Wenn ich sage, es war mir fast nicht unlieb, so kannst du daraus sehen, wie empörend die Gesellschaft war, unter welche ich gerathen; vielleicht komme ich später noch einmal auf diese Gesellschaft zurück. Wir wurden überrascht und Alle gefangen. In mir erkannte man sofort den preußischen Officier und plünderte mich aus; da die Plündernden Cavalleristen waren, also schwerlich unsere Stiefeln brauchten, wie das bei Infanteristen fast immer der Fall ist, so ließ ich eine Handvoll Zweigroschenstücke durch die Unterbeinkleider in die Stiefeln gleiten, das war das einzige Geld, welches ich rettete. Die Kleider ließ man mir, man nahm mir nur Geld, Uhr, Ringe, Dose, Tabackspfeife und Taschentuch, aber ich wollte lieber, man hätte mir Alles genommen, und ich hätte nicht den Kummer gehabt, von dem Unglück zu hören, welches mir theure Personen getroffen. Aus den Reden des Chasseurs, die ich vernahm, muß ich schließen, daß mehrere der treuen Patrioten, die mir über die Oder halfen, verrathen worden sind und des Feindes Rache haben fühlen müssen. Erst als uns die Franzosen in das nächste polnische Städtchen führten, bemerkte ich, daß mein treuer Lehnerdt fehlte. Darüber freute ich mich herzlich, möge Gott dem wackeren Burschen glücklich über die Oder zurück in sein Vaterland geholfen haben! Den Weg zurück hat er sicher gefunden, denn wo er einmal gewesen war, da wußte er auch genau Bescheid und verirrte sich nie, sein ganzes Gedächtniß mußte voll Merkzeichen, Steinen, Bäumen, Waldecken und ähnlichen Dingen sein. In dem polnischen Nest, welches wir nach einem angestrengten Marsch erreichten, führte man mich zu einem Officier, welcher ganz gut deutsch sprach und mir jede mögliche Freiheit anbot, wenn ich ihm mein Ehrenwort geben wollte, nicht davon zu gehen. Da ich aber gerade die Absicht hatte, bei der nächsten Gelegenheit davon zu gehen, so erklärte ich ihm in den bestimmtesten Ausdrücken, daß ich ihm mein Ehrenwort nicht geben werde, denn es sei gegen meine Grundsätze, mich also zu binden. Er sah mich eine Weile ernst an, dann sprach er: „Sie haben recht, Herr Kamerad, ich würde wie sie handeln, aber ich würde mich dann auch nicht beklagen, wenn mich der Feind so hart behandelte, als es nöthig ist, um ein Entkommen zu hindern!" Da ich vorher nicht ausdrücklich zugegeben, daß ich preußischer Officier, allerdings aber auch die Annahme nicht bestritten hatte, so verbeugte ich mich ohne weitere Antwort. Der freundliche Feind ehrte mein Schweigen, er reichte mir

ein Glas Branntwein, schnitt dann ein noch warmes schwarzes Brod, das auf dem Tische lag, halb durch, gab mir die Hälfte und ließ mich hinausführen. Gott segne ihm diese Gutthat, denn ich fror und mich hungerte sehr. Die Nacht lagen wir Gefangene mit noch anderen vierzig Mann in einem Schafstall; die Nacht war bitter kalt. Am anderen Morgen wurden wir rückwärts transportirt. Die Bedeckung bestand aus zehn bis zwölf Reitern und etwa eben so viel Infanteristen, welche Letzteren meist Verwundete oder Kranke. Indessen waren sie sehr gut bewaffnet und fuhren auf zwei kleinen Wagen halb vor halb hinter dem Zuge, während die Cavalleristen die Flanken zu decken hatten. Gegen Mittag wurde mir ein Platz auf einem der Wagen angeboten, ich sah in dieser Einladung die Folge der Empfehlung des menschenfreundlichen Officiers, doch schlug ich es kopfschüttelnd aus, denn trotz meiner Müdigkeit war ich entschlossen, zu entfliehen, und das konnte ich nicht, wenn ich unter feindlichen Soldaten auf dem Wagen saß. Ich benutzte die erste Gelegenheit, die sich mir zur Flucht bot. Es war Nachmittag, aber noch ganz hell, als wir durch ein Dorf marschirten; der enge Weg zwischen zwei Zäunen nöthigte die Cavallerie voranzureiten, oder beim Nachtrab zu bleiben, wir gingen zwei und zwei, ich machte das letzte Paar mit meinem Nebenmann, einem alten Kerl vom Regiment König. „Verrath mich nicht, Kamerad!" flüsterte ich dem Burschen zu, sprang um die Ecke des Zaunes und kroch dicht an demselben hin. Mein Nebenmann verrieth mich wirklich nicht, sondern ging ruhig weiter. Ich aber kroch auf Händen und Füßen am Zaune hin, bis ich eine lockere Stelle fand, da arbeitete ich mich durch und kroch nun etwas sicherer auf der anderen Seite des Zaunes fort. Ich befand mich in einer Art von Obstgarten, an dessen Ende eine Hundehütte gelegen war, die offenbar nicht besetzt war, denn der Hund hätte längst anschlagen müssen. In diese Hütte kroch ich rasch hinein, krümmte mich zusammen, soweit ich's irgend vermochte, und befand mich nun in einer zwar sehr unbequemen, aber doch, wie mich damals dünkte, etwas gesicherten Lage. Ich lauschte aufmerksam, indessen blieb Alles still und ich freute mich dieses Zeichens meiner unentdeckten Flucht. Als ich meiner Rechnung nach etwa eine Stunde in der Hundehütte zugebracht und kein verdächtiges Geräusch vernommen hatte, glaubte ich die Colonne, der ich entsprungen, entfernt genug, und wagte mich hervor aus meinem unbequemen Asyl. Alles war still, nirgends ein Mensch zu sehen, langsam schlich ich durch den Garten und kam in einen Hof, der rückwärts sich an ein Haus schloß, das weit besser aussah, als die gewöhnlichen Hütten polnischer Dörfer; daraus schloß ich, daß ich mich in dem Pfarrhofe befinde. Ich hatte mich nicht geirrt, ein schlichter aber freundlicher Greis, der aus der Thür trat, gab sich mir als den Pfarrer zu erkennen, fragte mich nach meinen Umständen und war dann gleich erbötig, mir den Weg zum nächsten Ort zu zeigen, denn ich hatte, wie leicht zu begreifen, den heftigsten Trieb, so weit ab wie möglich von

der französischen Colonnenstraße zu kommen, der sich die Ranzionirten so unvorsichtig genähert hatten. Der brave Geistliche schenkte mir ein großes Stück Brodt, weiter hatte er nichts, zwei Tage zuvor hatten ihn die Franzosen ganz ausgeplündert. Dann gingen wir, er hatte Freude daran, daß ich mich entschlossen zeigte, zur Armee des Königs zu stoßen, erzählte mir, daß er auf dem Waisenhause zu Halle erzogen sei und seit dreißig Jahren auf seiner Pfarre stehe, dann beschrieb er mir den Weg, den ich nach der Stadt, wohin ich wollte, zu nehmen und nannte mir die Namen der Dörfer. Plötzlich fragte er mich, ob ich auch Geld bei mir habe, zugleich aber faßte er in die Tasche und reichte mir ein Viergroschenstück, indem er ganz beschämt dazu sagte, daß er nicht mehr habe. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß mir ein Almosen angeboten wurde, ich zuckte zusammen, und dennoch wollte ich den braven Waisenhäuser von Halle nicht kränken. Ich sagte ihm, daß ich noch einen Thaler und etwas drüber habe. Desto besser, meinte er freundlich, aber nehmen sie es zu meinem Andenken, zum Zeichen, daß ich einem unglücklichen Officier meines Königs gern mein Letztes gebe. Da konnte ich mich nicht länger sträuben, ich nahm das Geld. Bald danach holten wir eine Bauerfrau ein, die kannte der geistliche Herr und ihrer Führung empfahl er mich angelegentlich, denn die Frau ging gerade nach dem Dorfe, was zunächst auf meiner Marschroute lag. Beim Abschied gab mir der Greis seinen Segen, und tief ergriffen setzte ich meinen Marsch mit der Bauerfrau fort. Sie hatte in ihrem Korb einen großen Kuchen, davon theilte sie mir freigebig mit und nöthigte mir auch zum Abschied noch eine Schnitte davon auf, also der Empfehlung ihres Pfarrers Ehre machend. Sorgfältig hatte mir die Frau meinen Weg beschrieben, aber ich verfehlte ihn doch, denn nachdem ich noch etwa zwei Stunden marschirt war, brach die Dunkelheit ein, und ich befand mich mitten im Holz auf einem Wege, der nur sehr wenig befahren war. Eine Weile noch ging ich und bemühte mich, Spuren menschlicher Wohnungen zu finden, bald aber begriff ich, daß bei der Finsterniß alle Bemühungen vergeblich sein mußten, und suchte mir darum ein Plätzchen zu meiner Nachtruhe; so bequem ich's irgend zu entdecken vermochte, nahm ich's und lag eigentlich auch nicht schlecht auf den glatten weichen Lagen von Fichtennadeln. Die Kälte war mir nicht sehr empfindlich, ich aß zu Abend von dem Brod des hallischen Waisenhäusers und vermißte eigentlich nur einen Trunk Wasser, doch litt ich nicht lange Durst, denn meine Ermüdung ließ mich ziemlich rasch einschlafen. Ich hatte lange und fest geschlafen, denn als mich die schneidende Morgenluft weckte, die eisig über mein Antlitz hinstrich, fühlte ich mich sehr gestärkt und wanderte muthig weiter. Wohin, wußte ich nicht, ich hatte für's Erste nur die Absicht, Menschen zu finden, die mir wieder auf meinen Weg helfen sollten. Nach einigen Stunden fand ich einen Holzknecht, der mich zwar anfänglich nicht verstand, endlich aber doch begriff, daß ich den Weg nach

dem Dorfe suche, dessen Namen ich ihm nannte. Nach und nach verständigte ich mich mit ihm und erkannte, daß ich schon am Abend vorher an dem gesuchten Ort vorübergegangen sei und mich auf meiner Reiseroute bedeutend vorgerückt fände. Das stimmte mich ungemein freudig, ich schritt tapfer zu und gelangte, den Weisungen des verständigen Holzknechtes folgend, nach zwei Stunden etwa wieder auf die verlorene Straße. Ich marschirte bis Mittag und verlor den Weg nicht wieder, da mir ein Schäfer seinen Knaben mitgab, der mich auf einem schwer zu findenden Waldwege zu dem Dorfe führte, wo ich Nachtruhe halten wollte. Der Knabe war entzückt über das Stück Kuchen, den Rest von dem Geschenke der guten Bauerfrau am Tage vorher, das ich ihm als Wegweiserlohn reichte. Es war etwa fünf Uhr, als ich den Krug erreichte und mit dem Gefühl in die Krugstube trat, daß ich nicht nöthig haben werde, diese Nacht unter freiem Himmel auf harter Erde zu campiren. Man ist Soldat, aber man ist auch Mensch, ich gestehe, daß mir jener Gedanke ungemein wohl that. Die Krugstube war voller Menschen, deren lebhaftes Gespräch bei meinem Eintritt sofort verstummte, Aller Blicke wendeten sich auf mich. Ich setzte mich an einem Tischende nieder, zog mein letztes Stück Brod heraus, den Rest der Gabe des guten Geistlichen, ließ mir einen Schnaps einschenken und bat den Wirth um ein Messer. Da der Wirth deutsch sprach und die Anwesenden in deutscher Sprache auf die Franzosen schalten, so fragte ich den Ersten, ob Franzosen in der Nähe seien. Der Mann sah mich forschend an, dann sagte er leise: „Der Herr ist Preußischer Officier, ich kenne mich darauf, gehen sie doch auf den Hof, der Herr Amtmann ist eben aus der Stadt zurückgekommen und weiß sicher Alles auf's Genaueste. Sie haben nichts zu fürchten, der ist ein Patriot!" Nachdem ich mein Brod gegessen und meinen Schnaps bezahlt hatte, führte mich des Krugwirths Tochter, ein kleines freundliches Kind mit gelben Ringellöckchen um das runde Köpfchen, und großen blauen Augen, auf den Hof. Der Amtmann, ein noch junger Mann von gutem Aussehen, empfing mich mit einiger Zurückhaltung, was ich ihm nicht übel nahm, denn mein Anzug war gar zu schlecht, als ich ihm aber offen gesagt, wer ich sei und wohin ich gehe, da schwand seine Zurückhaltung, er nöthigte mich in sein Zimmer nnd setzte mir einen kalten Braten und eine Flasche Rheinwein vor. Lächelnd sah mir der Ehrenmann zu, ich aß für zwei Personen wenigstens, und trank zwei Flaschen Wein aus, während er mir über die Stellungen und Bewegungen der Franzosen mittheilte, was mir irgend nützlich sein konnte. Behaglich rauchte ich mit ihm die erste Pfeife Taback wieder, seitdem ich von den Franzosen gefangen. Als der Diener Licht gebracht hatte, bemerkte ich, daß mein bis dahin so freundlicher Wirth einsylbig wurde und Zeichen von Unruhe gab. Ich stand sogleich auf und nahm dankend Abschied, er aber, sichtlich erleichtert durch mein Aufstehen, sagte mir hastig, daß er dem Krüger

bereits befohlen habe, mich zu bewirthen, und daß er mir am andern Morgen einen Boten senden werde, welcher mich auf weit näheren Nebenwegen bis zu dem Ort geleiten solle, von dem aus ich ohne Hinderniß eine gewisse Stadt erreichen könne. Ich bin diesem Herrn Amtmann von Herzen dankbar für alle die Wohlthaten, die er mir erwiesen, obwohl mich noch heute seine Unruhe befremdet und die Hast, mit der er mich in den Krug einlogirte, während es ihm doch auf dem weitläufigen Amtshof nicht an Räumlichkeiten fehlte. Der Mann ist ein treuer Patriot, er hat den Ruf weit und breit, hat auch so an mir gehandelt. Als ich in den Krug zurückkehrte, sah ich gleich, daß der Krüger die Befehle des Amtmanns hatte, ich bekam warmes Essen und Trinken vollauf, und endlich räumte er mir auch sein eignes Bett ein, was ich nach einiger Weigerung annehmen mußte. Indessen schlief ich in diesem Bette nicht so gut, wie in der Nacht zuvor auf Fichtennadeln unter freiem Himmel. Um vier Uhr schon stand ich auf, meine Beine waren steif und nicht ohne Schmerzen konnte ich die Knie biegen. Doch zwang ich mich und übte mich im Gehen bis mein Wirth mit dem Frühstück kam. Während er mir dabei Gesellschaft leistete, klagte ich ihm meinen Mangel an Wäsche und fand ihn gleich bereit, mir mein Hemd gegen ein reines, das sehr stark und tüchtig war, einzutauschen. Dieser Wechsel der Wäsche erfrischte mich ungemein. Gleich darauf erschien mein Führer, vom Amtmann gesendet, ein trotziger finsterer Bursch, der eine Axt auf der Schulter trug. Rüstig schritt er vor mir her, ich folgte ihm auf dem Fuße, anfänglich unter großen Beschwerden, dann aber leichter. Mein Führer sprach den ganzen Tag über keine zehn Worte mit mir, nahm auch nicht Theil an meiner Mahlzeit, obwohl ich ihm reichlich und freundlich anbot von Allem, womit der Krugwirth mir beim Abschied die Taschen gefüllt. Die Wanderung durch das wild zerrissene Terrain, das an allen Abhängen dünn beeist war, zeigte sich außerordentlich beschwerlich, allerdings aber war der Weg sicher, denn wir begegneten bis vier Uhr Nachmittags, wo wir in das Dorf kamen, in welches mich mein Führer bringen sollte, auch nicht einem Menschen. Als ich in das ziemlich stattliche Gasthaus eintreten wollte, trat mir ein Mensch in den Weg in einer kurzen grauen Pekesche, eine nicht sehr saubere Pelzmütze auf dem rothen Kopf, glotzte mich aus starren Fischaugen eine Weile an und sagte dann: He', er ist wohl auch einer von den Helden, die bei Jena ausrissen? Das Blut stieg mir in's Gesicht, es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich „er" genannt wurde, das schmerzte mich fast mehr als die freche Verhöhnung des Unglücks, doch nahm ich mich zusammen, ich that als ob ich das Hohnwort nicht vernommen und trat in die Wirthsstube. Sie war voll von Bauern und Fuhrleuten, die Branntwein tranken und politisirten. Ich setzte mich mit meinem Begleiter nieder und ließ ihm Schnaps reichen, während ich selbst aus Sparsamkeit nicht trank. Als der Führer getrunken, verlangte er zu meinem

größten Schrecken sein Botenlohn, darauf war ich nicht gefaßt, ich hatte geglaubt, der Amtmann würde das bezahlen, und ich bin auch noch heute fest davon überzeugt, daß mich der Bursche geprellt hat. Er verlangte einen Thaler, also ziemlich meine ganze Baarschaft; es war hart, aber ich vermochte nicht mit diesem Menschen zu unterhandeln, Schaam, Stolz und Mangel kämpften einen schweren Kampf in mir. Ich gab dem Kerl, was er forderte, er ging davon ohne auch nur zu grüßen. Ich war noch sechs Meilen von dem Städtchen, wohin ich wollte, da hörte ich einen Fuhrmann reden, ich schloß aus seinen Reden, daß er dorthin fahre, und fragte ihn, ob er mich auf seinem völlig leeren Wagen nicht mit dorthin nehmen wolle. Er war auch gleich bereit dazu, verlangte aber einen Thaler und noch ein Biergeld darüber; ich, der ich nur drei Groschen und das Viergroschenstück des ehrlichen Pastors hatte, erklärte ihm, daß ich so viel nicht zu geben habe, laut lachend meinte er nun, dann wäre es besser für mich, ich ginge zu Fuße, und fuhr davon. Es waren harte Empfindungen, mit denen ich mich auf die Bank niedersetzte, gedemüthigt wie noch nie schloß ich meine Augen halb, ich schämte mich vor den Leuten in der Wirthsstube und that als ob ich schliefe. Kaum hatte ich so einige Minuten gesessen, als abermals ein Fuhrmann eintrat und, mit dem Peitschenstiel nach mir zeigend, den Wirth fragte, wer ich sei. „Ein Zugvogel," antwortete der höhnisch, „hat nicht Mosen und nicht Propheten, man muß die Taschen vor ihm zuhalten!" Ich brauche nichts von den Empfindungen zu sagen, die mich durchtobten, als ich diese Worte vernahm, aber ich vermochte es nicht mehr auszuhalten bei diesem Wirth — ich sehe noch diesen kleinen dicken kahlköpfigen Schurken vor mir mit seinen boshaften rothen kleinen Augen, — ich stand auf, bezahlte meine Zeche und ging hinaus, mir war so weh zu Sinne, daß ich fühlte, wie mir die Augen naß wurden, aber ich schluckte mit höchster Anstrengung meine bittern Gefühle hinunter und schritt verzweifelt auf der Straße weiter. Ein Bauer mit einem Ochsenwagen holte mich ein; schüchtern, denn ich fühlte mich entwürdigt, fing ich ein Gespräch mit ihm an, ich fragte nach dem Wege, und da sein Weg noch eine halbe Stunde der meinige war, so bat ich ihn um Erlaubniß, mich auf seinen Wagen setzen zu dürfen. Gutmüthig erlaubte er es, ich kletterte hinauf und fiel sofort in einen tiefen Schlaf. Die halbe Stunde war bald zurückgelegt; der Bauer weckte mich mit einem derben Peitschenhieb und dem lauten Ruf: Herunter, hier fahre ich ab! Der Schlag war nun nicht böse gemeint, der Mensch war nur roh, aber es war der erste Schlag, den ich empfing; es zuckte mir durch alle Glieder, aber ich nahm mich zusammen, dankte freundlich, gab dem Bauer einen Groschen zu Schnaps und wanderte zu Fuß weiter in die Nacht hinein. Eine halbe Meile war das nächste Dorf noch entfernt, mehr träumend als denkend legte ich diesen Weg zurück, indem ich mechanisch einen Fuß vor den andern setzte. Als ich das Dorf erreicht hatte, suchte ich nach dem

Kruge an den Zäunen hintappend, endlich klopfte ich an einer Thür, gewaltiges Hundegebell antwortete mir aus dem Innern. Vorsichtig öffnete mir eine ältliche Frau in bürgerlicher Kleidung, sie lud mich freundlich ein, näher zu treten, und ich folgte ihr, obwohl ich schon sah, daß ich mich in keinem Krug befand. Mein Aufzug, mein Erscheinen zu so später Stunde mußte wohl die Neugier der alten Frau, sowie eines hübschen jungen Mädchens, das sich ihr zur Seite stellte, erregen; sie fragten mich, wer ich sei, wohin ich wolle? Ich sagte kurz, daß ich Preußischer Officier sei und, der Gefangenschaft entronnen, zur Armee des Königs wolle, zugleich bat ich um Entschuldigung wegen der Störung und fügte die Bitte hinzu, mir den Krug zu zeigen. Die Frau, sichtlich überrascht und verlegen, rief nach ihrer Magd, da öffnete sich die Thür zu einer Nebenstube, und mit herzlichem Gruß trat ein alter Mann daraus hervor, der hatte schon im Bett gelegen, war in bloßen Füßen und hatte nur den Pelz umgeworfen. Ich glaube gar, Jeannette, rief er, du willst den Herrn wirklich im Krug einquartieren, als ob du kein Bett hättest? Mädchen, besorge zu essen, zu trinken, seht ihr nicht, daß der Herr todtmüde ist? Darauf faßte er meinen Arm, führte mich zu einem Stuhl und sprach: Hier nehmen sie Platz, der Königliche Förster Smalian läßt keinen treuen Preußen im Stich!" Die Mutter wie die Tochter pflegten mich nun, und der Alte sah schmunzelnd zu. Gott lohne es den braven Menschen! Nachdem ich gehörig gegessen und getrunken, brachte mich der Förster in eine kleine Kammer, wo ein sauberes Bett stand, und sagte mir herzlich gute Nacht. Ich wollte mich nun niederlegen, aber ich vermochte nicht, meine Stiefeln von den angeschwollenen Füßen zu ziehen, seufzend verzichtete ich auf diese Wohlthat und vorsichtig wickelte ich meinen Rock um die Stiefeln, um die reinlichen Betten nicht zu beschmutzen, und streckte mich so aus. Ich fiel gleich in einen Halbschlummer, in welchem ich den Mann mit der grünen Pekesche sah, der mich „Er" genannt, meinen Führer, der mich um meine kleine Baarschaft prellte, den groben Fuhrmann, den schändlichen Krüger, den Bauer endlich, von dem ich einen Peitschenhieb empfangen — danach aber kam der Gedanke an die Freundlichkeit des Försters und seiner Familie; ich schlief endlich wirklich sanft und fest ein. Als ich erwachte, war noch Alles still im Hause; mühsam richtete ich mich auf; es erforderte fast eine Viertelstunde der schmerzhaftesten Anstrengungen, bevor ich im Stande war, meine Knie zu bewegen und aufzustehen, ich war wie gelähmt. Dennoch fühlte ich meine Kräfte, biß die Zähne zusammen und ging. Ich dankte Gott, daß ich gehen konnte, daß ich nicht sonst krank geworden, denn ich wußte, daß ich nach den ersten Anstrengungen im Stande sein würde weiter zu marschiren. Der Förster holte mich zum Kaffee hinunter, der dampfende Trank, von der flinken Tochter kredenzt, gab mir treffliche Labe, dann kam ein Frühstück, von dem ich mich auf drei Tage hätte satt essen können, wenn das eine Möglichkeit wäre. Mit Brod und

Wurst und Branntwein reichlich versehen verließ ich um 6 Uhr das gastliche Haus. Kehren bessere Zeiten einst wieder, so suche ich sicher den Förster Smalian auf und zeige ihm, daß es kein Undankbarer war, den er gehegt und gepflegt in jener Nacht. Mein Marsch wurde mir an diesem Tage unglaublich sauer, obwohl die Landstraße ebenen Weg bot; der Tag war schön nachdem der Nebel gesunken, aber ich hatte keine Freude daran, und um Mittag schon war ich so erschöpft, daß ich gewiß liegen geblieben wäre, wenn nicht ein kleiner Karren des Weges dahergekommen; der Kärrner nahm mich zwei Stunden weit mit für das Viergroschenstück des hallischen Waisenhäusers, das ich zuerst nicht annehmen wollte aus Stolz, dem ich jetzt seine freundliche Gabe segnete. Als mich der Kärrner aussetzte, hatte ich noch zwei starke Stunden Weges vor mir und zwei Groschen in der Tasche; in dem Städtchen aber kannte ich keinen Menschen, sondern hatte nur eine mündliche Empfehlung an einen Kaufmann. Während des Fahrens hatte ich mich etwas gestärkt, ich trat muthig meinen Marsch an, aber ich merkte bald, daß es mit meinen Kräften rasch zu Ende gehen müsse, nach einer Stunde setzte ich mich auf das Steingeländer einer Chausseebrücke, ich konnte nicht weiter und blickte verzweifelt vor mich hin; die schnurgerade Allee führte nach der Stadt, deren Thürme ich sah, ich hatte dieselben Thürme aber eine Stunde zuvor auch gesehen und glaubte ihnen nicht näher gekommen zu sein. Da kam ein Mann in Trauer gekleidet des Weges daher, ein Bürger des Städtchens, wie ich nachher erfuhr, der blieb neben mir stehen und fragte gutmüthig: sie sind wohl sehr müde? ich lächelte ihn halb irrsinnig an. Sie werden sich auf dem kalten Stein erkälten, fuhr er freundlich fort, die Glieder werden steif, und sie können nachher nicht auf, kommen sie, gehen wir selbander, im Gespräch vergeht die Zeit schneller. Er reichte mir die Hand, ich nahm noch ein Mal meine Kräfte zusammen, stand auf und ging mit ihm. Wirklich, ich konnte noch ein Mal gehen, und der freundliche Mann stützte mich, erzählte, brachte mich zum Sprechen, fragte mich auch etwas neugierig aus und erklärte endlich, als er über alle meine Verhältnisse unterrichtet war, der Kaufmann an den ich gewiesen und empfohlen, der sei seit drei Wochen todt. Erschrocken blieb ich stehen, es wurde mir schwarz vor den Augen, er aber fügte gleich hinzu: Beruhigen sie sich, Herr Lieutenant, sie sollen darum nicht verlassen sein, mein seliger Schwiegervater war ein guter Patriot, aber sein Sohn, mein Schwager, ists auch, und sie sollen nicht darunter leiden. Wir werden sie bei uns aufnehmen, sie sollen und müssen sich ausruhen, kommen die Franzosen, so werden wir sie schon verstecken. Wenn sie sich gehörig ausgeruht haben, bringen wir sie zu einem befreundeten Schiffer, der sie dann zur See nach Königsberg schaffen soll! So beruhigte mich der wackre Mann. Damit ist meine Odyssee zu Ende, liebes Mariechen! denn acht Tage habe ich, nicht krank eigentlich, aber doch ziemlich leidend in jenem Städtchen zugebracht; dann

hat man mich bei Nacht und Nebel zu Jan Blaufink, das ist der Spitzname meines Schiffers, hierher gebracht, wo ich mich vortrefflich befinde und nur auf den ersten günstigen Wind warte, um nach Pillau zu segeln. In wenigen Tagen vielleicht stehe ich wieder unter des Königs Fahne! Grüße du, meine treue Jugendfreundin, grüße du mir mein Weib und meinen alten Ohm, sage ihnen, daß ich stark und gesund sei wie zuvor — adieu, liebes Mariechen, Preußen bleibt fest und der König oben! In herzlicher Liebe und alter Treue der, den du kennst und nicht vergessen wirst, so wie er deiner eingedenk war, ist und bleiben wird in guten wie in schlimmen Tagen."

Melchior von Diepenbrock.

Der Fürstbischof Förster von Breslau, der Nachfolger des edlen Diepenbrock, hat so eben unter dem Titel: „Cardinal und Fürstbischof Melchior von Diepenbrock. Von seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhl. Breslau. Ferd. Hirt. 1859" eine Lebensbeschreibung herausgegeben, die unter den Büchern des Tages einen hohen Platz einnimmt.

Das Buch ist ein Opfer der Freundschaft, ein reichgeschmücktes Denkmal von Künstlers Hand, ein Gemälde im lebendigsten Wechsel der prächtigsten Farben. Aber wäre es dies nicht, so hätte es auch dem Gegenstande, den es darstellen soll, durchaus nicht entsprochen. Denn Melchior von Diepenbrock war einer der vollendetsten, schönsten und besten Gestalten, welche die Erde je gesehen hat, ein imperatorischer Mann mit den Augen und dem geheimen Einflusse eines Dämon, dabei von einem kindlich weichen Herzen und einer äußeren und inneren Schönheit, deren Glanz Alle bezaubert hat.

Beiden Seiten seines Wesens ist das vorliegende Buch mit gleichem Glück gerecht geworden, und es konnte dies um so eher erreicht werden, als der Bischof Förster nicht der Verfasser des ganzen Bandes ist, sondern in denselben zahlreiche Mittheilungen von der Hand einer Dame, die besonders vieles über die Jugend Diepenbrocks zu berichten weiß, aufgenommen sind. Die Jugend des merkwürdigen Mannes ist uns ganz besonders interessant, ist es doch, wie Herder in Bezug auf Hutten sagt, die Zeit, wo das Grundgewebe gebildet wird, in das spätere Zeiten nur den Einschlag thun.

Diepenbrock, Sproß jenes alten niederrheinischen Geschlechtes, dessen Hauptlinie jetzt den Titel Grafen von Gronsfeld-Diepenbrock führt, ist ein Sohn Westphalens. Er ward seinem Vater, dem Hofkammerrath

Andreas D., am Dreikönigstage 1798 zu Bocholt, im Fürstenthum Salm-Salm, dem ehemaligen Bisthum Münster, geboren.

„Die Familie gehörte zu den wohlhabendsten und geachtetsten des Ortes und lebt noch heute in ehrenvollem Andenken fort. Der Vater war ein biederer, vielseitig gebildeter Mann, in dem sittlicher Ernst und freundliche Milde zu jenem wohlthuenden Wesen sich vereinten, das sofort Vertrauen erweckt. Er las und studirte bis in sein Alter, trieb nebenbei Sprachen, Musik und Malerei; obenan aber stand ihm seine heilige Kirche, deren Pflichten er mit einer an's Aengstliche grenzenden Gewissenhaftigkeit erfüllte. In der Hauskapelle der heiligen Messe zu dienen, war ihm eine Freude, und er that es mit so rührender Andacht, daß die Priester davon erbaut wurden. Die Mutter, eine Tochter des Chur-Mainzischen Hofraths Kasting, war eine wohlerzogene Frau von eben so viel Einsicht als Entschiedenheit, die es verstand, nicht nur durch ihr Wort, mehr noch durch ihr Beispiel die Flamme der Gottesfurcht auf dem häuslichen Heerde zu nähren und zu pflegen. Ihre Hauptsorge war die Erziehung ihrer Kinder, von denen zweie frühe gestorben, zehn aber, und darunter vier Knaben, am Leben waren. Bisweilen kam sie schon zum Frühstück mit verweinten Augen und antwortete, um die Ursache ihrer Thränen befragt: „Um Euretwillen, Kinder, weine ich, denn ich muß einst Gott über Euch Rechenschaft geben!" Wollte ihr der Kummer einmal das Herz abdrücken, so flüchtete sie sich gern zu einem Madonnenbilde, das ihr besonders lieb und in einem abgesonderten Zimmer war. Dann pflegte sie wohl zu sagen: „Kinder, ich gehe zur Mutter!" und die Kinder begleiteten sie, und knieten mit ihr vor dem Bildnisse der Hochgebenedeieten, die einst auf Erden den bittersten Mutterschmerz getragen, und waren Zeugen der Thränen und Gebete, die dort für sie zum Opfer gebracht wurden. Auch sammelte sie die Kleinen gern in der Dämmerungsstunde um sich, und sang ihnen fromme Lieder am Claviere oder erzählte ihnen entsprechende Geschichten aus der heiligen Schrift in einer Weise, deren tiefer Eindruck in den Kindern nie erlosch. Im ganzen Hause waltete Einfachheit und Ordnung, durchweht vom Geiste gesunder Frömmigkeit, welcher Einmuth und Behagen über alle seine Bewohner verbreitete.

„In einen solchen Kreis war unser kleiner Melchior eingetreten, um recht bald sein eigentlicher Mittelpunkt zu werden, und wie denn die Liebe der Eltern und Geschwister, der Lehrer und Freunde, der Diener und selbst der Hausthiere ihm zugewandt war, wußte er sie Allen lustig liebend zu vergelten, bisweilen auch zu mißbrauchen. Um dem sprühenden Muthwillen des lebhaften Knaben einen Zügel anzulegen, wurde er ungewöhnlich frühe zur Schule geschickt, in welcher er bei mangelhaftem Fleiße einen vorzüglichen Platz behauptete; als der Erste aber, obwohl der Jüngste unter den Kameraden, bezeugte er sich unbedingt außer der Schule, da er in allen Schlachten, die sie lieferten, der Feldherr, bei

allen Streitigkeiten der Wortführer und von den meisten Schelmenstreichen der Anstifter war. Weil aber diese Uebungen eben nicht geeignet schienen, den Knaben zu zähmen, und ein Hofmeister, dem er übergeben worden war, dieses Talent auch nicht besaß, so wurde beschlossen, den siebenjährigen Melchior zu einem Landgeistlichen in Pension zu geben, der in dem Dorfe Velen, nicht weit von Bocholt, eine Lehranstalt unterhielt und als Jugenderzieher im besten Rufe stand. Dort ging Anfangs Alles gut. Vikar Büttner war ein freundlicher ansprechender Mann, der ein herzliches Wohlgefallen an dem hübschen offenen Jungen hatte, welcher, was ihm an Fleiß mangelte, durch die glücklichste Fassungsgabe ersetzte, und was ihm an Gehorsam abging, durch jene ihm eigenthümliche Anmuth ausglich, mit der er mißliebige Befehle zu umgehen und des Lehrers Herz zu bestechen wußte. Die reiche Natur des Knaben zeigte aber bald auch ihre Schattenseiten, unter denen der Erzieher den Hang zu unstätem Umherschweifen und zu tollkühnen Wagehalsereien als den bedenklichsten um so mehr beklagte, je schwieriger es war: in Melchior den Geist der Unruhe zu bannen und den Drang nach Freiheit zu mäßigen, was guten Worten selten, der Strenge nie gelang. Es war, als ob der Knabe ein Grauen hätte vor den vier Mauern des Zimmers, denen zu entfliehen er alle Mittel aufbot: Bitten und Trotz, List und Gewalt. Durfte er seine Aufgabe im Freien lösen, im Schatten eines Baumes, am Abhange eines Hügels oder in einem tiefen Kornfelde, dann geschah es zur Zufriedenheit, im anderen Falle blieb er meist ihre Lösung schuldig, und geschah einmal das Ungewöhnliche, daß er am Schreibtische seiner Pflicht nachkam, so galt dieser Fleiß dem Streben, sich die Freiheit zum Vagabundiren zu erkaufen, eine Freiheit, die er oft schon in vollen Zügen genoß, ehe er die Bedingungen dafür erfüllt hatte.

„In Melchior's Kinderseele lag neben dem offenen Freiheitsdrange eine stille tiefe Sehnsucht, in dem Buche der Natur zu lesen, seine dunkeln Blätter zu entfalten, seine geheimnißvollen Stellen zu verstehen. Er ging stets auf Entdeckungen aus, und suchte bald verborgene Quellen, bald ungekannte Thalschluchten, bald seltene Kräuter und Steine. In dem Umkreise von einer Stunde war kein Baum, den er nicht kannte, und Vikar Büttner sah sich oft zu strafen genöthiget: weil sein Zögling sich vor Tagesanbruch hinausstahl in die frische erwachende Natur, den Gesang der Lerchen zu behorchen, oder zur Nachtzeit heimlich auf das Dach des Hauses kletterte, um in den Sternenhimmel zu sehen. Oft sprach Diepenbrock später von dieser tiefen Sehnsucht seiner Kinderjahre und von dem gewaltigen Zauber, den der Wald mit seinen wunderbaren Düften und Klängen und seinem geheimnißvollen Wehen und Rauschen auf ihn übte. Die Natur redete mit tausend Stimmen zu seinem Herzen, und sein Leben und Schwelgen in ihr war ein immer steigendes unbefriedigtes Verlangen und Bedürfen, so daß er oft, wenn er sich in

den Wipfeln der Bäume wiegte, mit schmerzlichem Neide dem Vogel nachsah, der, glücklicher als er, die Luft durchschiffen konnte. Wenn sich aber der Knabe durch sein ruheloses Treiben nicht befriedigt fühlte, so war dies begreiflicher Weise bei dem Lehrer noch weniger der Fall, der später noch oft seiner Mentorsleiden gedachte und von der Wanderlust und den wunderlichen Streichen und dem Jagen nach Abenteuern und Gefahren und dem eigenen Entsetzen sprach, mit welchem er seinen wilden Zögling in den Zweigen der höchsten Eichen sitzen oder gleich einem Nachtwandler über die Dächer der Häuser klettern sah. Ein solches Wagniß im Klettern war es denn auch, was unsern jungen Helden aus seinem ländlichen Aufenthalte in Belen hinwegführte.

Die Thurmuhr des gräflichen Schlosses hatte nämlich ein Glockenspiel, das Melchior, da es selten aufgezogen wurde, nur durch Tradition kannte. Die stummen Glocken lagen ihm stets im Sinne. Er hätte ihre gefangenen Töne gar zu gern in Freiheit gesetzt, um zu hören, wie sie klängen, aber jeder Versuch, den Thurmschlüssel zu erlangen, war vergeblich. Da tönte eines schönen Sonntags um die Mittagsstunde das Glockenspiel plötzlich hell und klar von seiner Höhe. Die Ueberraschung war allgemein und im Schlosse um so größer, als der Thurmschlüssel unverrückt an seinem Platze lag und die Thurmthür fest verschlossen war. Alle Schloß- und Dorfbewohner versammelten sich und besprachen das wunderbare Ereigniß, während die Glocken nicht müde wurden, ihre schönsten Stückchen aufzuspielen. Wer in aller Welt konnte sie in Bewegung setzen? Es war entweder der böse Feind, oder Büttner's wilder Melchior, darin kamen Alle überein. Und der Letztere war es in der That. Da er die Schlüssel nicht erhalten konnte, hatte er den rasenden Entschluß gefaßt, den Thurm von Außen zu erklettern, und es gelang ihm auch mit Hülfe seines Schutzengels, wenn schon in unbegreiflicher Weise. Als man, das Räthsel zu lösen, den Thurm geöffnet und erstiegen hatte, befand sich Melchior noch mitten in seinen musikalischen Beschäftigungen und erzählte Denen, die ihn mit Fragen bestürmten, lachend die Details einer Unternehmung, welche alle, die davon hörten, mit Entsetzen erfüllte und noch heute im Dorfe Belen nicht vergessen ist. Vikar Büttner aber glaubte nach diesem Thurm-Abenteuer keinen Augenblick länger für das Leben und die gesunden Glieder seines Zöglings verantwortlich bleiben zu können und unterhandelte sofort über dessen Rücknahme. Als sie wirklich erfolgte, entließ er den Knaben, den er liebte, mit seinem besten Segen und der Prophezeihung, daß wohl einmal etwas Großes aus ihm werden könnte, vielleicht aber auch — ein großer Taugenichts."

Noch manche pädagogische Versuche werden darauf mit Melchior gemacht, aber sie schlagen alle gleich schlecht an, und endlich, müde aller Peinigungen seiner Erzieher, setzte er es sich in den Kopf, Soldat zu werden, und trat 1810 in das kaiserlich-französische militärische Lyceum

zu Bonn, ohne dort freilich auch größere Freude an seiner Erziehung zu erleben. Er lernte den Arrest oft genug kennen, wurde endlich wegen Indisciplin entlassen und mußte in's elterliche Haus zurückkehren, das er indeß 1813, als die Erhebung gegen Napoleon begann, verließ, um als Lieutenant in das Landwehrbataillon des westfälischen Kreises Borken zu treten.

„Mit Geld und guten Lehren hinlänglich ausgestattet entließen die besorgten Eltern den jungen Soldaten, in dessen Uniform die Mutter noch für den Fall einer Verwundung oder Gefangenschaft eine nicht unbedeutende Summe in Golde einnähte. Die metallne kalte Decke lag nicht lange auf dem warmen Herzen. Sie gehörte jedem Kameraden, jedem Menschen, der darauf Anspruch machte. Sie half überall aus, auch bei Trinkgelagen, von welchen Melchior, obwohl kein Trinker, nicht immer nüchtern hinwegging. Beim Regiment war er beliebt; er war es bei Vorgesetzten und Kameraden, am meisten aber bei seinen Untergebenen, obgleich er die Gesetze der Subordination, deren Beobachtung ihm selbst so schwer wurde, so strenge handhabte, daß er gegen einen Soldaten, der sie verletzte, den Degen zog und ihn, wenn auch nicht bedeutend, doch in der Art verwundete, daß der Mann einige Tage dienstunfähig wurde. Der raschen That folgte augenblicklich bittere Reue. Melchior gab dem Soldaten jede mögliche Satisfaction, er besuchte, pflegte und beschenkte ihn; was von diesem so wenig vergessen wurde, daß der wilde Lieutenant, als er den fürstbischöflichen Stuhl bestieg, von dem einst durch ihn Verwundeten einen Gratulationsbrief erhielt, den er mit einem eigenhändigen Schreiben und einem Geldgeschenk erwiederte.

Da das Borken'sche Bataillon, nachdem die Festung Landau übergeben war, in seinen Kreis zurückkehrte, trat Melchior unter gleichem Rangverhältniß in ein Linienregiment, welches damals einen oft wechselnden Aufenthalt in Frankreich hatte. Dort begann nun für ihn jenes regellose Soldatenleben, das er mit manchen schönen charakterischen Zügen, aber auch mit verwegenen Thaten und wilden Streichen reich gezeichnet hat, und das seinem braven Vater viel Geld, seiner frommen vortrefflichen Mutter manche Thräne kostete.

Darauf folgte der Garnison- und Gamaschendienst, bei welchem einem kühnen lebendigen Geiste immer die Gefahr nahe liegt, entweder zu verkümmern oder zu extravagiren. Bei Melchior war das Letztere der Fall. Er wurde in Streitigkeiten und Duelle verwickelt, ließ sich verschiedene Excesse zu Schulden kommen, am meisten aber versündigte er sich gegen die Gesetze der Subordination, und eine dieser Vergehungen war so ernster Natur, daß sie, wäre nicht Gnade vor Recht ergangen, eine lange Festungsstrafe nach sich gezogen haben würde. Da seine Vorgesetzten ihn liebten und die Sache unterdrücken wollten, riethen sie ihm, seinen Abschied zu nehmen, was er auch that, aber nicht mit Empfindungen

des Dankes für die ihm wohlwollenden Männer, sondern mit so erbitterter Seele, daß er, bevor er sein Regiment verließ, in einem Anfall leidenschaftlicher Wuth, seine Uniform zerriß und seinen guten Degen zerbrach.

„Mit diesem wilden unbezähmten Wesen stand freilich die tiefe Weichheit des Gefühls in scheinbarem Widerspruch, die Diepenbrock leicht bis zu Thränen hinriß, und, wenn man will, auch jener dunkle Sehnsuchtszug, von dem wir früher schon gesprochen und der wie ein Faden durch sein ganzes inneres Leben ging."

Jene Zeit wühlte sein ganzes Innere auf und trieb den hochbegabten, seiner selbst noch nicht sichern Mann aus einem Seelenungewitter in das andere. Bischof Förster gesteht uns von dieser Epoche:

„Damals nun, wo er seinen geliebten Degen zerbrochen hatte, wo er mit sich selbst zerfallen und die Religion in den Hintergrund seiner Seele getreten war, faßte ihn der Versucher bei diesem Sehnsuchtszuge und knüpfte den Gedanken an Selbstmord daran, einen Gedanken, den er, nach seinem eigenen reumüthigen Geständnisse, wochenlang mit sich herumgetragen und nur bisweilen durch die Idee, nach Amerika zu gehen, verdrängen ließ. Die Liebe zu den Eltern, die Vorstellung von dem Jammer, den er ihnen bereiten würde, hielten ihn jedoch von jedem äußersten Schritte zurück, und so suchte er denn das gute treue Vaterhaus wieder auf. Seine Eltern bewohnten damals ein in der Nähe von Bocholt gelegenes Landgut. Dort beschäftigte sich Melchior größtentheils mit der Jagd, trieb wohl auch ein wenig Landwirthschaft, ein wenig Poesie, mitunter auch ernstere Studien, besonders in neueren Sprachen, die er liebte und für welche er ein seltenes Talent besaß. Aber er war ohne Lebenszweck und Ziel, und es schien ihm auch nicht der Mühe werth, dergleichen zu suchen und zu verfolgen."

Gott führte aber zu dieser Zeit, 1817, um ihn zu retten, einen der ernstesten und bedeutendsten Christen zu ihm, Michael Sailer, damals noch Professor in Landshut, gestorben als Bischof von Regensburg. Das Verhältniß zwischen Diepenbrock und Sailer war von Anfang bis zu Ende das seltsamste. Förster, der viele Mittheilungen darüber gesammelt hat, sagt:

„Wie es Sailer eigentlich angefangen, den bis dahin unbezwungenen Jüngling im Verlaufe von wenigen Tagen, ja von wenigen Stunden in seinen Kreis zu bannen und von welcher Seite der edle Menschenkenner ihn angefaßt, um während eines kurzen Zusammenseins daran ein Band für's ganze Leben zu knüpfen, das hat wohl, mit Ausnahme der beiden Nächstbetheiligten, Niemand erfahren, und vielleicht hätten sie uns auch nicht Auskunft geben können. Melchior suchte Anfangs den ehrwürdigen Gast seines Vaters, gegen den er bittere Vorurtheile hegte, zu vermeiden. Als Sailer in das Haus kam, ging er hinaus, und konnte nur durch viele Bitten und Vorstellungen seines älteren Bruders Bernard

dahin gebracht werden, mindestens bei Tische zu erscheinen. Aber er wußte sich dem geistlichen Herrn so ferne zu halten, daß dieser das Wort nicht an ihn zu richten vermochte. Gegen Ende der Mahlzeit stand Sailer plötzlich auf, nahete sich ihm und sagte, indem er ihn freundlich unter den Arm nahm: „Lieber Melchior, wollen wir nicht ein wenig zusammen spazieren gehen?“ Eine Aufforderung, welcher dieser stillschweigend und fast willenlos folgte. Dieser Spaziergang, der kaum eine halbe Stunde währte, bildete den Wendepunkt in Melchior's Leben, das von nun eine andere Richtung, eine höhere Bedeutung gewann. Am Tage nach dieser Unterredung ging er zur Beichte und erschien nach langer Zeit zum ersten Male wieder am Tische des Herrn, fest entschlossen, den schmalen Weg, der zum Leben führt, nie mehr zu verlassen.“

Melchior D. hatte von jetzt an eine feste Richtung seines Denkens und Thuns; er verkehrt lebhafter mit dem ihm schon von früherher befreundeten Clemens Brentano, der sich zu jener Zeit bereits zu Dülmen in Westfalen bei der exstatischen Augustiner-Nonne Katharina Emmerich aufhielt, und er soll damals eine merkwürdige Weissagung von dieser frommen Frau empfangen haben; er hält sich dann im Klerical-Seminar zu Mainz, später zu Münster auf, geht dann, um bei Sailer leben zu können, nach Regensburg, wo derselbe seit 1821 als Domherr und bald darauf als Coadjutor des Bischofs Wolf wirkte. Sailer ertheilte ihm dort auch (1823) die priesterlichen Weihen und nahm ihn dann als seinen Secretair in sein Haus auf. Aus jener Zeit berichtet eine in Regensburg bekannte Dame über D. nach ihren Erinnerungen Folgendes:

„Diepenbrock war in jener Zeit eine höchst auffallende Erscheinung. Die hohe ritterliche Gestalt, die seelenvolle Schönheit seines jugendlich blühenden Angesichts, der Ausdruck einer ernsten Begeisterung und selbst ein Zug von Schwärmerei gaben ihm dem Stempel des Außerordentlichen. In Sailer's Gesicht war Sonnenschein, wenn er auf seinen jungen Freund blickte, dem er neben sich den Platz anwies, dem er eigenhändig vorlegte und mit dem er überhaupt so viel beschäftigt war, daß er, der liebenswürdigste aller Wirthe, die übrige Gesellschaft darüber beinahe vernachlässigte. Dieses, wie ich glaube zu entschuldigen, sagte er: „„Unser lieber Diepenbrock ist leidend, er war früher an starke Leibesbewegungen, war besonders viel zu reiten und zu jagen gewöhnt; daher seine jetzige so ganz veränderte Lebensweise nachtheilig auf seine Gesundheit wirkt.““ Diepenbrock selbst sprach nur wenig, aß noch weniger und verließ unmittelbar nach aufgehobenem Tische das Zimmer, nachdem er zuvor Sailer's Hand geküßt. In der Art, wie der hochgewachsene junge Mann sich zu dem etwas kleinen alten Sailer herabbeugte, wie dieser ihm die Linke gleichsam segnend auf den Scheitel legte, lag etwas eigenthümlich Rührendes, und mein Nachbar, Herr v. L., sagte, auf die Beiden blickend, mit leiser, bewegter Stimme: welch' ein Bild! — Ich

bin noch heute fest überzeugt, daß unter den damals gegebenen Umständen jeder andere junge und auch jeder andere ältere Mann und Priester an Diepenbrock's Stelle den Eindruck bemerkt haben würde, den seine Erscheinung auf uns gemacht; ihm aber entging dieser Eindruck so gänzlich, daß er sich nie mehr im Laufe der Zeit jener ersten Begegnung mit Personen erinnern konnte, die er später zu seinen Freunden zählte. Wenn aber wir ihn wenig interessirten, so interessirte er uns dafür um so mehr. Wir hätten gar so gern Näheres über den jungen Kleriker erfahren, dessen Antecedenzien wir, so viel es der Anstand gestattete, zum Gegenstande einer leisen Forschung bei Sailer machten. Dieser ging wohl auf unsere Wünsche ein, er sprach gern und mit großer Wärme, aber auch mit einer gewissen geheimnißvollen Begeisterung von seinem Liebling, welche unsere Neugierde steigerte, ohne sie zu befriedigen. Als wir während des Nachhausegehens den empfangenen Eindruck besprachen, glaubten wir Frauen es nun genau zu wissen, wie der heilige Ritter Georg ausgesehen, und unser Begleiter, Herr v. L., sagte in gleicher Beziehung: „„Der wird noch Papst, denken Sie an mich, dieser Diepenbrock wird noch Papst. Solch' einen Priester, solch' einen Menschen habe ich noch nie gesehen!““

Eindringlicher kann man die strahlende Bezauberung, die aus D.'s Wesen hervorleuchtete, nicht schildern, und allerdings mag nicht leicht etwas Lieblicheres gedacht werden können, als das Verhältniß solch eines Mannes, von dem eine Dame sagt, nun, nachdem sie ihn gesehen, könne sie sich das Urbild des heiligen Ritters Georg vorstellen, zu dem kindlichen Greise Sailer. Jene Dame sagt von den Beziehungen beider zu einander: „Es war ein eigenthümliches, zartes, rührendes Liebesverhältniß, welches manchmal selbst einen kleinen dépit amoureux zuließ.

„Sailer, der Diepenbrock mit der ganzen Kraft seines Wesens umfaßte, ihn wie seine eigene Jugend, wie seine eigene Vergangenheit liebte, konnte durch Niemand so leicht als durch diesen, ja er konnte durch ihn allein nur sich manchmal verletzt fühlen, während Diepenbrock seinem alten Freunde gegenüber zuweilen in den Charakter eines leidenschaftlichen, eifersüchtigen Liebhabers fiel. So geschah es einmal während unserer Anwesenheit, daß eine kleine Verstimmung zwischen Beide trat. Wir hatten schon während des Mittagsessens den leisen Mißklang herausgefühlt, der bis zum Abendtische sich noch gesteigert zu haben schien. Sailer sah traurig, Diepenbrock vollkommen unglücklich aus, als Letzterer plötzlich vom Tische aufsprang, mit raschen Schritten auf Sailer losging, und diesen, indem er ihm um den Hals fiel, mit tiefer Rührung und wirklicher Zerknirschung um Verzeihung seines Ungestüms bat. Wie glücklich war Sailer und wie gern verzieh er! „„Laß nie, mein Sohn, — sprach er — einen Schatten des Mißtrauens zwischen uns treten, laß wenigstens die Sonne über ihm nicht untergehen. Wir Beide gehören

zusammen, Gott selbst hat uns zusammengeführt.““ Nun war plötzlich Alles gut. Diepenbrock ging schnell von dem tiefsten Trübsinn in die allerheiterste, glücklichste Stimmung über. Sein Witz sprühete Funken, welche, um sich greifend, ein ganzes Feuerwerk von Humor und Laune in der Gesellschaft entzündeten. Man machte noch Punsch, wir sangen, und der Abend, welcher so trübe begonnen, schloß zur allgemeinen Zufriedenheit. Als Sailer am folgenden Tage über diese Abendscene, ohne ihre eigentliche Veranlassung zu berühren, sich gegen uns aussprach, sagte er in Beziehung auf Diepenbrock: „„Ich kann mich nie von ihm wenden, kann nie einen Augenblick aufhören, ihn zu lieben, denn ich kenne sein Herz, das reich und groß ist, wie kein zweites. Seine Fehler liegen im Temperament und bilden die Schattenseite einer glühenden Seele; ich darf ihm jedoch das Zeugniß geben, daß er stets bemüht ist, seine heiße Natur zu bändigen, und wenn er sein Roß reitet mit Zaum und Zügel, ist er unter allen Menschen, welche mir auf meinem langen Lebenswege begegneten, der Erste und Edelste. Aber freilich, — setzte er bedenklich hinzu — wenn das Roß ihn reitet, dann wirft es Alles nieder und — auch mich.““

„Es war eine Sorge Sailer's und ein Gegenstand mannigfacher Besprechung unter den Freunden, daß Diepenbrock nicht täglich die heilige Messe las und daß manchmal eine Woche vergehen konnte, ohne daß er in der Eigenschaft eines Priesters am Altare erschien. In Beziehung auf die Vorstellungen, die ihm besonders von Seiten Schwäbel's und Brentano's über diesen Punkt gemacht wurden, hörte ich ihn einst sagen: „„Mögen sie doch reden, ich kann nicht anders. Sie Alle verstehen mich nicht. Sailer selbst mit seinem schönen Kinderherzen, mit seiner reinen, durch das Christenthum geläuterten Seele kann es nicht begreifen, und ich kann es ihm nicht klar machen, was manchmal in mir noch auf- und niedergeht, und mich unwürdig und daher vollkommen unfähig macht, das heilige Meßopfer zu vollbringen. Ich habe davon das tiefste Gefühl und ich muß diesem Gefühle folgen.““ In solchen Tagen vermeintlicher Unwürdigkeit liebte er es, Sailer'n am Altare zu bedienen, und ich habe es manchmal gesehen, daß dieser, wenn er ihn an der Stelle des gewohnten Ministranten fand, einen eigenthümlichen, halb mitleidigen, halb ironischen Seitenblick auf ihn warf; auch habe ich es gehört, daß Diepenbrock dann sein mea culpa, mea maxima culpa mit tiefer Zerknirschung und mit gebrochener Stimme sprach. Wenn er aber die heilige Handlung unternehmen zu dürfen glaubte, dann mußte es auch jeder Anwesende fühlen, daß er als ein wahrhaft Würdiger, von der ihm von Gott verliehenen priesterlichen Vollmacht Ueberzeugter, sie vollbrachte. Einem in solcher Weise begonnenen Tage folgten dann gewöhnlich mehrere, die ihm glichen. Es war immer eine schöne Zeit in Barbing, wenn Diepenbrock täglich die heilige Messe las. Im Einklang mit sich, war er dann in stets heiterer,

gleicher Stimmung, welche einen freundlichen Reflex auf das ganze Haus warf. Aber sie währte oft nicht lange, die schöne Zeit. Plötzlich geschah es, daß die Altarskerzen sich wieder umsonst entzündeten, daß man in der bestimmten Stunde vergeblich auf Diepenbrock in der Kapelle harrte, wo er endlich nicht als Priester, sondern — ein demüthiger Akolyth erschien, den Altardienst zu verrichten.

„Das Michaelisfest brachte, als Sailer's Namenstag, immer viele Besuche nach Barbing, wo am 29. September, ich glaube im Jahre 1827, sich eine ziemlich große Gesellschaft bereit machte, die Dorfkirche zu besuchen, als Sailer's Nichte mit den Worten in's Zimmer trat: „„Heute werden wir wohl keine Predigt bekommen. Unsere werthen Gäste flößen dem guten Kaplan so große Angst ein, daß er sich durchaus nicht entschließen kann, seine für die Landleute bestimmte Predigt zu halten. Ich hörte eben, wie Diepenbrock in ihn hineindonnerte, aber ich fürchte, das wird nicht viel helfen."" Als aber der Prediger nun dennoch auf die Kanzel trat, und ich, für ihn verlegen, nicht aufzublicken wagte, sprach eine Bäuerin hinter mir: „„De schön' Herr ist's."" — Und wirklich war es Diepenbrock, der, um das fromme Landvolk nicht um die Predigt zu bringen und den Kaplan von seiner Angst zu erlösen, sich noch im letzten Augenblicke entschlossen hatte, an seine Stelle zu treten. Ich habe die meisten von den später zum Drucke gekommenen Predigten Diepenbrock's gehört: jene Neujahrsrede, durch die das vanitas, vanitatum vanitas wie mit Flammenzügen geht; die Trauerrede auf Bischof Wittmann, welche ein so rührend treues Bild des heiligen Mannes giebt, und in der er, von den Thränen der Zuhörer fast unterbrochen, der eigenen Rührung kaum gebieten konnte; ich habe auch seine Osterpredigt gehört, da er das „Christus ist erstanden, Hallelujah!" mit geschwungenem Käppchen durch die Kirche jubelte, daß in der ganzen Versammlung eine freudige Bewegung und ein leises Hallelujah auf allen Lippen war; alle diese Predigten, von deren Wirkung, hat man sie nur gelesen, man sich keine Vorstellung machen kann, habe ich gehört, und dennoch meine ich, Diepenbrock habe nie so gewaltig gesprochen, wie damals, als er in der kleinen Dorfgemeinde nur der Eingebung des Augenblickes folgte. Den Text jener Predigt bildete der Kampf des Engels mit dem Drachen, und die Schilderung dieses immer fortgesetzten, in jeder Menschenbrust sich erneuernden Kampfes war so kühn, so poetisch erhaben und die Nutzanwendung doch so praktisch und dem Herzen naheliegend, daß trotz der verschiedenen Bildungsstufen, auf welchen die Zuhörer standen, die Wirkung bei Allen doch dieselbe und in der That eine außerordentliche war. Auf das Verlangen Sailer's, der nicht in der Kirche war, sollte Diepenbrock diese Predigt nachträglich zu Papier bringen. Es gelang aber nicht. Er schrieb zwar Einiges nieder, aber es war etwas Anderes. Die flammenden Worte, welche er inspirirt gesprochen, waren auch geflügelt, er konnte sie nicht mehr erhaschen."

Diepenbrock lebte in Regensburg ein stilles, beschauliches Leben, den Studien und der Religion ergeben. Eine schon früh in ihm erwachte Neigung zu jener keuschen Mystik, welche Thomas a Kempis und Tauler im Mittelalter vertraten, trat jetzt mehr und mehr hervor, und seine Uebersetzung des freilich nicht ganz ungefährlichen Mystikers Heinrich von Suso (1829; zweite Aufl. 1837) zeugt von diesem seinem Studium; dazu fügte er die Lektüre und Ueberarbeitung von Arbeiten Bonaventura's, der heil. Theresia und des heil. Johannes vom Kreuz, wie auch spanische Poesien, von denen er uns in seinem „geistlichen Blumenstrauß" herrliche Proben verdeutscht hat.

Trotz lebhaften Widerstrebens ward D. zum Domherrn, dann auch zum Domdechanten in Regensburg erwählt, stets dabei der treue Helfer und Mitarbeiter seines geistigen Vaters Sailer bleibend. Der Tod Sailers traf ihn tief; seine demüthige, selbstlose Natur fühlte sich jetzt verlassener denn je, und als ihm Anträge aus Breslau kamen, die ihn auf den fürstbischöflichen Stuhl dort hinwiesen, ward er fast unwillig in seiner Bescheidenheit und stieß mit entschiedenem Nein alle zurück. Endlich aber fand sich in dem Einflusse des Papstes auf den Regensburger Domdechanten ein Mittel, ihn zur Annahme des Breslauer Stuhles zu bewegen. Er ward am 8. Juni 1845 im Dom zu Salzburg consecrirt und trat nun sein bischöfliches Amt im preußischen Vaterlande, dem er schon durch seinen Fahneneid verbunden war, an. Wir kommen auf das Leben des Bischofs von Diepenbrock in der nächsten Nummer zurück.

Der französische Gerichts- und Municipal-Adel.

Cedant arma togae — schon vor der Armee hatte die Magistratur in Frankreich die Kraft, ihre Mitglieder, unter gewissen Bedingungen, zu adeln, leider wurde diese adelnde Kraft der Robe bald zu einem fiscalischen Zweck gemißbraucht, für den die Träger des Schwertes unangreifbar waren. Die Stellen der Magistratur, mit denen der Adel verbunden war, oder wurde, waren nämlich käuflich, was beim Heer nie der Fall war, dessen Mitglieder den Staatsschatz nicht bereichern konnten. Daher der Unterschied zwischen dem Adel vom Schwert (noblesse de l'épée) und dem Gerichts- und Municipal-Adel (noblesse de robe et municipale). Niemals wurden die vornehmsten Adelsfamilien von der Robe, und wenn sie dem Staat noch so große Dienste geleistet, noch so hohe Reichswürden bekleidet, noch so glänzende Heirathen geschlossen, auch nur dem kleinsten ritterlichen Geschlecht als ganz ebenbürtig betrachtet. Bis in's 16. Jahrhundert war der Titel der Magistrats-Personen: Meister (maitre), erst von da ab wurden sie chevaliers und écuyers. Die Könige machten zu verschiedenen Zeiten Anstrengungen, diesen Unterschied zu verwischen und den alten Adel zum Eintritt in die so mächtigen richterlichen Körperschaften zu bewegen (Artikel 262 der Ordonnanz

von Blois), sie blieben ohne Erfolg meist, und das Wort des lateinischen Poeten: dat Justinianus honores — war in Frankreich lange Zeit in dieser Beziehung wenigstens keine Wahrheit.

Im 17. Jahrhundert gaben alle Aemter der Magistratur den Adel, wenn man so will, aber man würde sich sehr irren, wenn man annehmen wollte, daß das Amt oder dessen Ausübung kurzweg den Titulair desselben geadelt hätte; nein, das Amt gab den Adel nur erst in der Möglichkeit, es verlieh seinem Träger einen Anfang des Adels, der erst in der dritten Generation zum wirklichen Adel wurde; das war demnach eine noblesse graduelle, die vom Großvater bis zum Enkel brauchte, um voll und gültig zu werden, d. h. Großvater und Vater mußten richterliche Würden bekleidet haben, die den Adel verliehen, wenn dann der Enkel ebenfalls eine solche Würde bekleidete, so war er de jure et facto nobilis. Solchen Adel nannte man nobilitas patre et avo consulibus. Der Adel des ersten Grades, das heißt, der Adel, den die Kinder erlangten, wenn der Vater gewisse richterliche Functionen 20 Jahre bekleidet hatte und während der Ausübung derselben gestorben war, stand folgenden Chargen zu: dem Kanzler von Frankreich, dem Großsiegelbewahrer, dem Staatssecretair, dem Staatsrath im ordentlichen Dienst, dem Requetenmeister, dem Königlichen Rath, dem Königlichen Secretair, den Mitgliedern des Pariser Parlaments, (Edict vom Juli 1644) den Mitgliedern des Pariser cour des aides (6. Nov. 1657 und 1659), den Mitgliedern des Pariser Rechnungshofes, den Parlamenten von Besançon, Dauphiné und Dombes. Durch ein Königliches Edict vom October 1704 wurde dieser Vorzug noch einer Masse von andern Aemtern ertheilt, diese liberale Verfügung indessen durch ein Edict vom Jahre 1715 ganz außerordentlich beschränkt. Schadete diese weite Verbreitung dem Ansehen des Adels von der Robe auch sehr, so schadete ihm doch fast noch mehr der Umstand, daß alle diese Chargen, von denen der Adel kommen konnte, käuflich waren, daß sie zum Besten des Staatsschatzes verkauft wurden.

Nach Cherin, den man als den wahrheitsliebendsten unter den französischen Genealogen bezeichnet, hatte man im Jahre 1788 folgenden Calcul über die Stellen, welche den Adel brachten, oder doch bringen konnten:

1.	Königliche Secretaire in den großen und kleinen Kanzleien . .	730
2.	Mitglieder des großen Rathes	67
3.	Parlamentsmitglieder	1037
4.	Rechnungshof	686
5.	cour des aides	172
6.	Finanzkammer	662
7.	Staatsräthe und Requetenmeister	140

kurz es gab im Ganzen gegen 10,000 Aemter, käufliche Aemter, welche einen graduellen Adel verliehen.

Man kann sich eigentlich nicht wundern, daß der ritterliche Adel vom Schwert den richterlichen Adel von der Robe so gering achtete.

Dazu kam noch eine unermeßliche Anzahl von Adelsprätensionen; so behauptete man, König Carl V. habe alle Bürger von Paris geadelt, das ist aber unrichtig, denn die Ordonnanz vom 9. August 1371 verleiht den Bürgern von Paris, eben weil sie nicht von Adel sind, als Gunst das Recht, adelige Lehngüter zu erwerben. Heinrich III. adelte den Prevot der Kaufleute und die vier Schöppen von Paris. Aehnliche Privilegien erhielten für ihre Beamten

nach und nach alle Städte, die man „bonnes villes“ nannte, so Larochelle März 1372, Poitiers December 1372, Angoulême 1373, Saint-Jean d'Angely 1373, Saint-Maixent 1444, Tours und Niort 1461, Cognac 1471, Angers 1474, Lyon 1495, Peronne 1536, Nantes 1559, Bordeaux, Grenoble, Vienne, Aix, Dijon u. s. w. Auch die Bürger von Perpignan behaupteten, Edelleute zu zu sein, obwohl Ludwig XIV. dem Stadtrath nur das Recht verliehen hatte, alljährlich zwei Personen zu wählen, denen er den Adel verlieh. Diese Municipal-Edelleute führten deßhalb gegen den Adel der Grafschaft Perpignan einen Proceß, welcher hundert Jahre dauerte; 1787 beim Zusammentritt der états généraux erneuerten sie ihre Prätensionen und König Ludwig XVI., der so gern alle Unzufriedenheit vermieden hätte, erklärte kurz und gut alle Bürger von Perpignan für geborene Edelleute; sofort nahmen alle Perpignaneser die Partikel „de“ vor ihren Vatersnamen an. Niemand war empörter über die ein Jahr später verfügte Abschaffung des Adeltitels, als diese braven Leute von Perpignan.

Uebrigens war es mit diesem Municipal-Adel doch in vielfacher Beziehung eine mißliche Sache. Von Zeit zu Zeit erschienen nämlich Königliche Ordonnanzen, welche diesen Adel widerriefen, wenn die Träger sich nicht dazu verstehen wollten, eine Kleinigkeit z. B. von 6000 Francs (Arret vom April 1771) an die Staatskasse zu zahlen. Auch war in vielen Städten dieser sonderbare Adel nur unter der Bedingung, daß eine starke Summe gezahlt werde, von Vater auf Sohn vererbbar, bei andern auch nur unter der Bedingung, daß der Sohn, der den Adel erben wollte, dasselbe Municipalamt bekleide, wie sein Vater, was denn wieder eine Aehnlichkeit mit dem graduellen Adel der Magistratur bildet.

Eine Ausnahmestellung war die der Capitouls von Toulouse; diese halbrichterlichen, halbmunicipalen Großbeamten einer früher sehr mächtigen Stadt hatten von jeher weit gehende Privilegien; sie konnten seit undenklichen Zeiten adlige Lehne erwerben und wurden durch offene Siegelbriefe vom 24. März 1471 überhaupt und für immer dem Adel beigesellt.

Aus diesen Notizen ergiebt sich, welche ungeheure Menge von Namen-Adel Frankreich zum höchsten Schaden des wahren Adels hatte; man begreift jetzt, daß ein Montmorency und so viele andere Herren vom höchsten Adel so leicht sich entschließen konnten, auf adelige Prädikate zu verzichten, die sie mit einer solchen Masse theilten; der Montmorency konnte auf die Partikel „de“ verzichten, il restait toujours Montmorency; die Messieurs de Jacques, de Louis, de Bernard, de Cordonnier, de Tailleur 2c. zu Perpignan aber, die erst im Jahre zuvor ihr „de“ so stolz angenommen, sie konnten nicht verzichten, ohne in's Nichts zu fallen. Damit soll übrigens die Bartholomäusnacht von 1789, die Bartholomäusnacht der Rechte und Pflichten durchaus nicht entschuldigt, sondern nur in Etwas mit erklärt werden. Leider waren die großen Edelleute, die damals so verschwenderisch ihre Rechte, aber auch ihre Pflichten opferten, auch große Revolutionärs, die klüger gethan hätten, bei der kleinen Gentilhommerie aus der Provinz in die Schule zu gehen. Es war der kleine Provinzialadel, der damals in den Versammlungen mit dem Wort, auf dem Schlachtfelde mit dem Schwert für das Königthum kämpfte und starb, der hohe Hofadel legte sein Haupt nicht unschuldig unter das Fallbeil der Guillotine.

Dieser Masse von nichtigem Titel-Adel gegenüber ruft der schon oben

citirte Genealoge Chérin verzweifelt aus: „Helas! toute la bourgeoisie y passera! Die Prophezeihung des ehrlichen Adelshistorikers fand keine Erfüllung, denn zwei Jahre später unterdrückte das Gesetz vom 4. August 1789 alle Adels-Prädicate, und die constituirende Versammlung erließ das berühmte Decret vom 27. September 1791. „Artikel 1: Jeder Bürger, der, bei welcher Gelegenheit es auch sei, sich verbotener Titel oder Bezeichnungen bedient, wird verurtheilt, den sechsfachen Betrag seiner Steuern zu zahlen, wird aus der Bürgerliste gestrichen und für unfähig erklärt, ein bürgerliches oder militairisches Amt zu bekleiden.“

Es ist gewiß charakteristisch, daß sich dieses Gesetz in seiner schneidenden Schärfe gegen Titel und Bezeichnungen (des qualifications ou des titres) richtet, es war nicht sowohl der Adel, der verhaßt geworden war in Frankreich, es war jene in Titeln und Bezeichnungen verknöcherte Caricatur des Gerichts- und Municipaladels, der einen so gewaltigen und blutigen Haß erzeugt hatte. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht auch der neuere Adel vom Schwert und der alte Geburts-Adel der Revolution unbequem gewesen wäre, im Gegentheil, aber sie hat weder den einen noch den andern zu vernichten vermocht, während sie diesen Gerichts- und Municipal-Adel mit Blut weggewaschen hat aus Frankreich. Municipal- und Gerichts-Adel giebt es in Frankreich nicht mehr; was von den Familien von der Robe noch übrig ist, hat sich entweder durch Alliancen mit dem Geburts-Adel völlig zu identificiren vermocht, oder es ist in eine der nichtadeligen Klassen der Gesellschaft übergegangen. Heute kann man Chérin's Wort umkehren und sagen: Tout la noblesse de robe y passera!

Vermischtes.

[D. Hume.] Gegenstand dieser Zeilen ist ein junger Mann, der März 1833 in der Nähe von Edinburg geboren, aber schon mit 9 Jahren von seinen Eltern mit nach Amerika genommen ward, wo er seitdem meistens gelebt. Vor 8 Jahren noch Lehrbursch eines bescheidenen Handwerkers zu Norwich in Connecticut, ist er seitdem ein geehrter Gast an verschiedenen europäischen Höfen gewesen und hat vorigen Sommer eine vornehme und reiche Russin geheirathet, ohne besondere Talente, Kenntnisse oder körperliche Reize zu besitzen. Daniel D. Hume ist ein schlanker, gutaussehender junger Mann, dessen Züge höchstens große Kränklichkeit verrathen. Erziehung und Unterricht hat er weiter nicht genossen, und da er in seinem 17. Jahre seiner Gesundheit wegen sein früheres Gewerbe aufgeben mußte, sein Vater ihn aber nicht unterstützen konnte, stand er in Gefahr zu verhungern. Von Jugend auf hatte er indessen die Gabe besessen, als ein sogenanntes „Medium“ mit den Geistern der Abgeschiedenen zu verkehren, die sich, wo er auch sein mochte, mit den überraschendsten Resultaten bemerkbar machten.

So wurden ihm, da er als dreijähriges Kind auf dem Teppich spielte, aber zu schwach war, sich zu bewegen, seine Spielsachen durch unsichtbare Hände zugeschoben. Und jetzt fand er wegen eben dieser Eigenschaft in einem Kreise von Gesinnungsgenossen zu Springfield in Massachusetts freundliche Aufnahme und blieb etwa ein Jahr in dem Hause eines Herrn, Namens Elmer. „Seltsame Geschichten“, heißt es in dem „Springfield Republican“ vom November 1858, „erzählte man sich von den Wundern, die er hier verrichtete, und viele der angesehensten Männer jener Stadt hatten die Ehre, Tische zu bewegen, die vermittelst seiner geheimnißvollen Kraft emporgehoben und über den Haufen geworfen wurden“. Unter denen, die sich von ihm bekehren ließen, war ein junger Buchdrucker aus Minorka, Namens Andreau, der später die von

ihm gemachten Erfahrungen veröffentlichte; so erzählte er, daß er in Hume's Gegenwart von unsichtbaren Händen berührt worden sei, Glocken bewegten sich unsichtbarer Weise um die Gesellschaft, der Fußboden und die Meubles erzitterten wie bei einem Erdbeben. Zuletzt aber wurde Hume des Lebens dort überdrüssig und begab sich nach New-York, wo er unter Anleitung eines homöopathischen Arztes, Gray, Medicin studirte.

In einer newyorker Zeitung gab kürzlich ein gewisser L. J. Worth einen Bericht von einigen Experimenten, die er im November 1854 mit Hume angestellt. „Ich machte ihm den Vorschlag, er möge mir erlauben, mich eine oder zwei Stunden zu ihm ins Bett zu legen. Nachdem ich die Thür verriegelt, die Fensterläden geschlossen und mich überzeugt hatte, daß wir allein im Zimmer seien, zog ich meinen Rock und die Stiefeln aus und legte mich dann dicht neben ihn unter die Bettdecke. Fast unmittelbar darauf ward das Licht ausgelöscht, ich hörte klopfen rings um mich her, auf dem Boden, an den Wänden, am Kopfe des Bettes, auf dem Kissen, kurz überall. Diese Töne waren von sehr verschiedener Stärke, bald ein leises Tappen an dem Kopfkissen, dann wieder dröhnende Schläge auf dem Boden und an den Wänden. Ich that viele Fragen und erhielt vermittelst des Klopfens verständliche Antworten. Auch sah ich an verschiedenen Stellen des Zimmers nebelartige und wandernde Lichter, an denen hin und wieder dunkle unregelmäßige Schatten vorüber glitten. Bald fühlte ich leise, sanfte Berührungen, wie von menschlichen Händen, oben und hinten am Kopfe, und gleich darauf legte sich eine kalte, feuchte Hand mir auf die Stirn; es war, wie ich vermittelst des Klopfens erfuhr, die Hand von Hume's verstorbener Mutter.

Nach wenigen Augenblicken kam ein anderer Geist, berührte mich von den Fußspitzen aufwärts und legte auch eine Hand auf die Stirn, indem er mich sanft am Barte zupfte, mir die Augen schloß und durch Klopfen auf die geschlossenen Augenlider mir manche Fragen beantwortete. Seine Hand war weich und warm anzufühlen. Noch ein Geist kam dann, stieg auf's Bett und ging auf demselben umher, etwa wie ein Kind es thut, er trat über uns weg, zwischen uns, aber nicht auf uns, und drückte bei jedem Schritt die Bettdecke fühlbar nieder. Nach wenigen Augenblicken legte er sich nieder, dann auf uns und begann uns heftig zu drücken, wie es ein Kind gethan haben würde. Hierauf wünschte der Geist mir durch Klopfen eine gute Nacht und ging, wie es schien, fort. Das Ganze dauerte etwa eine halbe Stunde, und während derselben lagen wir Beide auf dem Rücken, bis an's Kinn unter der Decke, so daß unsere Körper sich ihrer ganzen Länge nach berührten, aber Hume rührte sich durchaus nicht weiter, als wie es zum Athmen nöthig war.“

Da ihm seiner Gesundheit wegen eine längere Reise anempfohlen und das Geld dazu von Freunden bereitwillig vorgestreckt war, schiffte er sich nach England ein und langte April 1855 in London an, wo er in einem angesehenen Hotel in Jermyn Street wohnte und von vielen bedeutenden Persönlichkeiten besucht wurde. Unter den Leuten, die er besuchte, war ein Advocat aus Ealing, in der Nähe Londons, Mr. J. S. Rymer, der gleichfalls manche Einzelheiten über diese Zusammenkünfte veröffentlicht hat und u. A. Folgendes erzählt: „Der Tisch stand am Fenster; es war Zwielicht — meine zweite Tochter wurde von einer Hand berührt; Stimmen wurden vernommen, auf dem Accordion wurde gespielt.

Dann wurden durch Töne auf dem Tische die Worte buchstabirt: „Einige werden Ihnen ihre Hände heut Abend zeigen.“ Dann wurde der Tisch einige Male sanft in die Höhe gehoben. Eine Hand erschien über dem Tisch, nahm von dem Kleide einer der Anwesenden eine Brosche und reichte sie verschiedenen Personen am Tische. Hände und Arme von verschiedener Größe und Gestalt wurden dann von Allen am Tische deutlich gesehen, bisweilen wie im Gebet gefaltet und dann wieder nach Oben weisend. Wir haben nicht bloß Hände und Arme gesehen, sondern wir Alle haben sie wiederholt so deutlich gefühlt, als wenn es Hände und Arme von Lebenden gewesen wären, und oft genug haben wir sie ebenso wirklich und wahrhaftig gedrückt, wie ein Mann die Hand des Anderen schüttelt.“

Im Juni ging Hume in Gesellschaft von Mr. Rymer's Sohn, und dem

Namen nach als sein Erzieher, nach Paris, von hier nahmen ihn aber einige Amerikaner mit nach Florenz, wo er den Winter verlebte und unter den dort lebenden Engländern großes Aufsehen erregte. Es ging indessen hier eine Umwandlung mit ihm vor; überzeugt, daß die Phänomene in Amerika trotz ihrer Wahrhaftigkeit (?) nicht zu billigen seien, da sie im Allgemeinen nicht einen religiösen Charakter hatten, trat er zur katholischen Kirche über. Die Priester verboten die Ausübung seines vorgeblichen Einflusses über die Geister, und er erklärte bald darauf, jene Kraft habe ihn plötzlich verlassen. Anfangs fürchtete er abermals in Noth zu gerathen, doch nahm ein polnischer Edelmann sich seiner an. Mit diesem ging er nach Paris, wo er einige Monate verweilte, aber seine Gesundheit war schlecht, bis er etwa nach einem Jahre — im Februar 1857 — seine frühere Gabe in aller Stärke wieder erhielt und nun rasch in die höchsten Kreise, ja sogar bei Hof eingeführt wurde. Während des nächsten Monats waren Hume und seine Geister das ausschließliche Thema der Unterhaltung zu Paris. In Gegenwart des Kaisers, der Kaiserin und einer auserwählten Gesellschaft sollen viele der obenerwähnten Wunder stattgefunden und einen großen Eindruck gemacht haben. Der Kaiser sah Alles mit seiner charakteristischen Ruhe an und ließ nie ein Wort des Beifalls hören, doch heißt es, als er eines Abends geäußert, er könne sich nicht von der Gegenwart eines Geistes überzeugen, falls er nicht von einem solchen einige Schläge auf die Schulter erhalte, so seien ihm augenblicklich einige derbe Püffe zu Theil geworden. Die Kaiserin hob einen schweren Tisch auf, den sie sonst kaum bewegen konnte, ein anderer schwebte eines Abends so hoch in der Luft, daß ihr Gemahl kaum die Beine zu berühren vermochte.

Die Freigebigkeit Louis Napoleons verschaffte Hume die Mittel, im Sommer 1857 Amerika wieder zu besuchen, hauptsächlich um eine jüngere Schwester nach Paris zu holen, wo die Kaiserin sie erziehen lassen wollte. Nachdem er seinem Onkel noch eine Farm gekauft, kehrte er im September nach Europa zurück, wo er sofort durch eine telegraphische Depesche nach Fontainebleau berufen und dem König von Baiern vorgestellt wurde. Bald darauf finden wir ihn in Baden.

Nicht lange nachher ward Hume „bewogen" nach Rom zu gehen, d. h. einige seiner unsichtbaren Freunde veranlaßten ihn zu dieser Reise. Bei seiner Ankunft traf er einen Freund, der ihm seine Freude darüber aussprach, ihn dort zu sehen, da er ihn bei einer vornehmen russischen Familie, die an seiner Geschichte regen Antheil genommen, einzuführen wünschte. Er führte ihn demgemäß in die Wohnung des Grafen Kuscheleff, wo er die freundlichste Aufnahme fand, und drei Wochen später war er mit des Grafen Schwester verlobt. Im Juli 1858 kam er nach London und Edinburg, um sich die für seine Vermählung nöthigen Papiere zu verschaffen, und am 1. August ward die Hochzeit mit großem Glanz in Petersburg gefeiert. Der Kaiser schickte zwei seiner Adjutanten, um derselben beizuwohnen, und verehrte Hume einen Brillantring im Werth von 2000 Thalern. Alexander Dumas, der bekannte Romanschreiber, unternahm die Reise nach Rußland eigens zu dem Zwecke, um als Brautführer zugegen zu sein, und erzählt den Hergang in charakteristischer Weise.

„Bei meinem Eintritt in's Zimmer erhoben sich Graf und Gräfin Kuscheleff, gingen mir entgegen, und nachdem sie mich zu einem Lehnstuhl geführt, setzten sie sich mir zur Seite. „Monsieur Dumas", sagte der Graf zu mir, „wir haben bemerkt, wie erschöpft Sie waren, als Sie um 2 Uhr Morgens von uns gingen." „Ich gestehe Ihnen, Gräfin," versetzte ich, „daß es meine Lebensweise ganz derangirt." „Gut, von jetzt an werden wir Sie um Mitternacht gehen lassen." „Das ist leicht zu sagen, Gräfin." „Was konnte ich thun?" „Es muß indessen versucht werden, doch unter einer Bedingung," sagte der Graf. „Welche?" Die Gräfin unternahm es zu antworten: „Daß Sie mit uns nach Petersburg gehen." Ich sprang auf, die Sache schien mir zu albern. „Springen Sie, machen Sie Capriolen," sagte die Gräfin, „doch wir erwarten Sie zuversichtlich." „Aber es ist unmöglich, Gräfin." „Wie, unmöglich?" fragte der Graf. „Ohne Zweifel." „Sie müssen nächsten Dienstag abreisen, das heißt in fünf Tagen." . . .

„Gräfin," sagte ich, „ich bitte um drei Tage Bedenkzeit." „Ich gebe Ihnen drei Minuten," sagte sie. „Entweder schlagen wir unsere Schwester dem Monsieur Hume ab, oder Sie müssen sein Brautführer sein." Ich stand auf, ging auf den Balcon und überlegte mir die Sache. Nach zwei und einer halben Minute kehrte ich zu der Gräfin zurück. „Nun?" fragte sie mich. „Nun, Gräfin," antwortete ich, „ich reise mit Ihnen." Der Graf drückte mir warm die Hand. Hume umarmte mich. Und so, geliebte Leser, habe ich mich dorthin auf den Weg gemacht. Da bin ich nun, wie ihr seht, in St. Petersburg." (Gut gebrüllt, mulattischer Löwe!) Wir entnehmen diese Mittheilung unverändert ausländischen Journalen.

Christliche Kunst.

[Holzschnitte für's Volk.] In der Reihe der edleren Unternehmungen des Friedens, welche man unter dem Namen der innern Mission begreift, findet sich auch die Sorge wie für die Wohnungsnoth, so für den Lebensschmuck des Volks bis in seine untersten Schichten und Kreise. Der jetzige Inspector des Johannesstifts in Berlin, Dr. Oldenberg, hat in einer lesenswerthen kleinen Schrift „Streifzug durch die Bilderwelt" den Fluch schlechter, den Segen guter Bilder für Volksleben und Gesittung dargelegt. Auf dem Gebiet der Ausführung haben Speckter in — und das Rauhe Haus bei Hamburg, Richter, Gaber und in höherm Maßstab Schnorr in Dresden für die Gegenwart bereits viel geleistet, um den Sinn für das Schöne an würdigen Gegenständen in würdiger Weise zu wecken, zu bilden und zu verbreiten. Dabei ist der Holzschnitt, wie im 16ten, auch im 19ten Jahrhundert das einfachste, lehrreichste, ansprechendste und wohlfeilste Mittel, um einer gesunden Kunstanschauung unter dem Volk Bahn und Sieg zu bereiten. Wenn darin kleinere und größere Blätter, auch ganze Hefte mit zusammenhängendem Inhalt, Blätter mit einer concreten practischen Bestimmung, wie Gevatterbriefe, Confirmandenscheine und dergl., in vieltausendfachem Umlauf und Absatz begriffen sind; wenn der köstliche „Haussegen" und das erste Heft „Für's Haus" von Ludwig Richter und August Gaber darauf Anspruch machen dürfen, in jeder wohlhabenden und wohlmeinenden christlichen Familie Aufnahme zu finden, so ist es eine neueste Veranstaltung, neu nach Art und Bestimmung, welcher diese Zeilen zur Anzeige dienen wollen. Ein norddeutscher Actienverein, an dessen Spitze der Professor Hube in Wernigerode steht, verfolgt die Absicht, in großen Holzschnitten hauptsächlich für öffentliche Anstalten, Hospitäler, Kranken- und Armenhäuser, Schulen u. s. w. eine christlich-volksthümliche Kunst zu verwirklichen. Es handelt sich hier von Blättern eines Umfangs, wie er bisher im Holzschnitt noch gar nicht dagewesen ist, von 8' Höhe und 2' Breite. Bereits sind zwei solcher Blätter nach Zeichnungen des Berliner Malers Andreä, welche der vorjährige Kirchentag in Hamburg eingesehen und anerkannt hatte, unter der Hand Gabers in Dresden und aus der Presse von Brockhaus in Leipzig hervorgegangen. Der Verlag dieser Bilder ist an die Agentur des Rauhen Hauses in Horn bei Hamburg in der Art überlassen, daß von dem reinen Gewinn 6 Procent der Rettungsanstalt zufallen, der Rest aber für Gründung eines geschäftlich selbstständigen Verlags für christlich volksthümliche Kunst als Zweig jener Agentur verwendet werden soll. Diese eben erschienenen Blätter stellen das eine die Anbetung der Könige, das andere die Auferstehung Christi dar. Mit würdiger Anlehnung an die christliche Kunstüberlieferung sind sie in durchaus selbstständiger Weise erfunden, in lebensvoller Gruppirung, sprechendem Ausdruck der Köpfe und Gestalten, mit sicherer Linienführung, kräftigen Strichlagen, angemessener Aufhöhung durch Weiß, auf dem grauen oder gelblichen Ton gezeichnet, und die gediegene Ausführung im Holzschnitt zeugt von der bekannten Meisterschaft, welche sich auch auf diesem gewissermaßen neuen Felde treugeblieben ist. Diese in ihrer Art künstlerisch vollendeten Blätter, im Preise je zu 1 Thaler preuß., werden die willkommene Zierde auch mancher Kinderstube sein. Besonders sind sie Schulvorstehern, Geistlichen, Gutsbesitzern, größeren Arbeitsgebern und Geschäftsleuten, Armenpflegern zu empfehlen, welche viel mit dem Volke verkehren und das moralische und religiöse wie das physische und ökonomische Wohlergehen derjenigen, die in der einen oder andern Hinsicht von ihnen abhängig sind, auf dem Herzen tragen. Wahrlich, in solcher Lösung solcher Aufgaben geht die christliche Kunst Hand in Hand mit der Missions-Thätigkeit des christlichen Lebens, der kirchlichen Aemter und freien Vereine, und rechtfertigt im zartesten und reinsten Sinn das Vertrauen, welches der göttliche Geist in ihre Gaben gelegt hat.

Berliner Revue.

Kleine Zeitung.

№ 9. Sonnabend, 28. Mai. 1859.

Berlin, 28. Mai.

Ist es nicht eigenthümlich, daß grade diejenigen Blätter, resp. Regierungen, welche sich seit 1850 als die eifrigsten Bewunderer des „Staatsretters“ Louis Napoleon zeigten, jetzt auf einmal gegen „den Mann des Eidbruches, gegen die verbrecherischen Principien des zweiten Decembers“ ihre schärfsten Angriffe richten? Und dennoch bestehen alle diejenigen Voraussetzungen, auf Grund derer sie einst den neuen Gewaltherrscher lobten; heut noch wie damals weiß er in dem revolutionssüchtigsten Volke der Erde Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten, heut noch wie damals drückt er alle organischen und auf die Selbstständigkeit des Bürgers und der Gemeinden abzielenden Ideen und Einrichtungen mit harter und fester Hand nieder, heut noch wie damals bietet er das Musterbild der Regierung des „erleuchteten Despotismus“. Haben aber jene Regierungen, die ihm eben seiner Regierungsmaximen wegen vor acht Jahren ihre Liebe antrugen und ihre Bewunderung schenkten, seitdem plötzlich ihre eigene Regierungsart verändert, und stammt ihr plötzlicher Haß gegen den Kaiser der Welschen aus der endlich gewonnenen Einsicht, mit solchen Prinzipien eines erleuchteten Despotismus, mit einer Armee von Büreaukraten und Polizisten und der Unterdrückung aller organischen Einrichtungen lasse sich ein Volk nicht regieren, dürfe ein Fürst ein Volk nicht regieren?

Es wäre gar zu erfreulich, wenn sich die Sache so verhielte, und Niemand würde alsdann schneller bei der Hand sein, einem sofortigen Trutzbündnisse zwischen Sachsen, Hannover, Oestreich, Darmstadt, Nassau, Preußen und den übrigen deutschen Staaten das Wort zu reden, als wir.

Aber dem Bündniß gegen Napoleon würde heut eine gemeinsame Verurtheilung seiner gesammten despotischen Politik nicht zu Grunde gelegt werden können; diese Politik findet im Gegentheil heute wie seit Jahren an der Donau, an der Elbe, an der Spree und an der Leine ihre Bewunderer. Ein Bündniß aber, das nicht auf ein Princip gestützt ist, kann nur durch Interessen bewegt werden, die heute vielleicht allen Verbündeten gemeinsam, schon morgen einer Anzahl derselben gleichgültig oder auf anderen Wegen besser erreichbar erscheinen. Solche Verbündete sind gefährlich; sie haben schon öfter mit dem ursprünglichen Feinde Sonderverträge geschlossen und den mit Mühe gewonnenen Verbündeten dann allein dem Feinde überlassen.

Es schließt sich hieran noch ein Bedenken, das wir in dieser schwierigen Zeit ebenfalls nur andeuten können:

Oestreich verlangt Preußens Hülfe gegen Napoleon. Kann aber Preußen diese Hülfe in der That gewähren, falls Oestreich sich vorher nicht in wirklich bindender Form verpflichtet, nun auch nicht eher die Waffen niederzulegen, ehe nicht der Kaiser der Franzosen Napoleon III. vom Erdboden vertilgt ist? Der Grund dieser unserer Frage ist leicht genannt: Wenn Preußen Oestreich in seinem italiänischen Kriege gegen Napoleon beisteht, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß der Kaiser, nachdem seine Armee irgend einen glänzenden Theaterstreich, unter Beihülfe der gouvernementalen Presse, ausgeführt hat, mit Oestreich über Italien einen erträglichen Frieden macht, den Oestreich dankbar genug annimmt. Aber dann?? Dann haben wir Preußen auf die sprüchwörtlich gewordene Dankbarkeit Oestreichs zu rechnen und Alles für unser Mosel- und Aachener und Clever Land zu erwarten.

Wird aber Oestreich sich heut dazu verstehen, uns einen Kampf auf Leben oder Tod mit Napoleon zu garantiren, und giebt es überhaupt genügende Garantien in solchen Dingen?

Berlin, 28. Mai.

Se. Königliche Hoheit der Prinz-Regent haben die Einladung zu dem Festmahl, welches die Stadt Colberg bei Gelegenheit der Eisenbahneröffnung zu geben gedenkt, anzunehmen geruht.

— Die Kreisstände des Cösliner Kreises hatten Sr. K. H. dem Prinz-Regenten, der bei der Eröffnung der Eisenbahn bekanntlich Pommern besuchen wird, ein Dejeuner angeboten. Jetzt haben Se. Königliche Hoheit der Prinz-Regent Höchstsich bewogen gefunden, dieses Dejeuner, auf Anrathen der Minister, abzulehnen. Vergeblich haben die Kreisstände den früheren Hofmarschall von Schlieffen mit einer nochmaligen Bitte hierhergesendet. Se. K. H. der Prinz-Regent wird jetzt selbst ein Dejeuner bei jener Gelegenheit geben.

— Die vielfach verbreitete Nachricht von der Verlobung Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Alexandrine mit Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen von Wales, wahrscheinlich durch die gleichzeitige Anwesenheit Ihrer Königl. Hoheiten in Rom veranlaßt, ist völlig unbegründet. Es ist ein anderer Prinz und zwar ebenfalls ein protestantischer Thronerbe, mit welchem eine Verlobung Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Alexandrine lebhaft betrieben wird.

— Die längere Audienz, welche der ehemalige Ministerpräsident Freiherr von Manteuffel am vorigen Mittwoch bei JJ. MM. dem Könige und der Königin auf Schloß Sanssouci hatte, haben zu dem albernen Gerücht Anlaß gegeben, Herr von Manteuffel habe Sr. M. dem Könige den Rath gegeben, abzudanken. Abgesehen von der großen Unschicklichkeit, die der ganze Act bedingen würde, ist es doch geradezu albern, zu glauben, daß die, in deren Wünschen eine Abdankung Sr. M. des Königs liegen möchte, sich dazu des Freiherrn von Manteuffel bedienen würden. Ist's denn nicht ohne weitere Erklärung ganz in der Ordnung, daß Friedrich Wilhelms Premierminister seinem alten, ihm immer gnädigen Herrn seine Aufwartung macht.

— Es geht die Sage, daß an Stelle des Herrn Staatsministers Flottwell ein hervorragendes Mitglied der conservativen Partei das Portefeuille des Innern übernehmen solle, um eine Vermittelung zwischen dem Ministerium und den Kreisständen anzubahnen. Das mag wohl hier und da gewünscht werden, glaubhaft aber ist es wahrlich nicht.

— Der „Spen. Ztg." zufolge wird an die Stelle des zu einer anderen Function berufenen Herrn von Jasmund, der bis jetzt unter ihm stehende Hr. v. Bardeleben in das Amt eines Directors der Central-Preß-Angelegenheiten einrücken und dem Geh. Regierungsrath Duncker untergeben sein.

— Der vor einigen Tagen in Potsdam verstorbene General-Lieutenant a. D. Graf Blumenthal eröffnete seine Laufbahn 1814 gleich nach beendigtem Kriege beim 1. Garde-Regiment, mit welchem er 1815 den Marsch nach Frankreich mitmachte und bis 1843 bei demselben zum Major avancirte, 1848 erhielt derselbe das Commando des Lehr-Bataillons, wurde 1850 Obrist-Lieutenant, das Jahr darauf Flügel-Adjutant und gleich darauf auch Oberst und Commandeur des 1. Garde-Regiments, 1856 erfolgte seine Er-

Kleine Chronik.

*** Die verflossene Woche zeigte uns Berlin im vollen Schmucke des Frühlings. Sommertheater, Concerte im Freien, eine recht lebhafte Corsofahrt in Charlottenburg, an der auch J. J. k. k. H. H. die Prinzessin Friedrich Carl und Prinz Adalbert theilnahmen, reich besetzte Promenaden, stark besetzte Extrazüge nach Potsdam — kurz ein Bild der Freude und des Wohllebens, das seinen dunkelen kriegerischen Hintergrund ganz zu verdecken sucht. Freilich zeigt eine Hauptstadt, wie Berlin, sich niemals bloß mit einem Gesichte, und neben der lachenden Scene des Vergnügens kann man auch hier ein Bild erblicken, in dem Entbehrung und Noth im Vordergrund stehen. Die Arbeit stockt, tausende von Existenzen in Berlin sind dadurch gefährdet; dort vor den Thoren der Arbeiterquartiere, vor dem Landsberger, Prenzlauer zc. Thor kann man am Abend große Gruppen von Leuten sehen, die kein Geschäft mehr haben, als das Spazierengehen. Der Krieg ist unersättlich; er frißt nicht bloß die Heere, die gegenwärtig in seinem Gebiete stehen, er frißt auch die Werke des Friedens, er zerstört auch, was die Vergangenheit im Frieden schuf, die Anlagen, auf Grund deren die Arbeit einen Preis hatte.

*** Die Begnadigung des Assessors Alexander Meyer III., der eine so seltsame Neugierde in Bezug auf die Hypothekenverhältnisse des vormaligen Minister-Präsidenten Freiherrn von Manteuffel gezeigt, erregte gewiß mit Recht großes Aufsehen. Jetzt erfahren wir, daß der Staatsminister von Manteuffel ein Schreiben an S. K. H. den Prinz-Regenten gerichtet hat, in welchem er bittet, daß S. K. H. der Prinz-Regent doch diesen völlig unschuldigen jungen Mann begnadigen möge. Daher diese auffallende Begnadigung!

*** Wenn die Liberalen die Royalisten spielen wollen, so verfallen sie regelmäßig in einen scheußlichen Byzantinismus. So rühmte dieser Tage die Kölnische Zeitung als einen Act von dem hohen Patriotismus, der in den höchsten Kreisen herrsche, daß Se. K. H. der Prinz von Preußen 18 Mann Einquartierung in Babelsberg angenommen habe, obwohl die Königl. und Prinzl. Schlösser quartierfrei. Glaubt diese Kölnerin wirklich,

nennung zum General-Major und Commandeur der 31. Infanterie-Brigade, im März dieses Jahres wurde derselbe als General-Lieutenant zur Disposition gestellt.

— Dem Vernehmen nach wird General von Willisen wahrscheinlich noch einige Zeit in Wien verbleiben und seine Abreise von dort aufschieben.

— Die Nachricht von einem Seitens Englands und Preußens gegen die Besetzung des Großherzogthums Toscana durch französische Truppen erhobenen Proteste scheint unbegründet.

— Der „Köln. Ztg." wird von hier geschrieben: „Vor einigen Tagen waren Instructionen an den hiesigen französischen Gesandten eingegangen, welche über die Garnisonen an der französischen Ostgrenze wieder beruhigen sollten. Es sollen indessen auch Anfragen in Paris stattgefunden haben, in Folge deren Walewski, wie versichert wird, officiell erklärt hat, daß die fraglichen Garnisonen eine Verstärkung weder erhalten hätten, noch erhalten würden. Es sollen über den Stand der Grenzverhältnisse, abgesehen von anderen Berichten, auch die Regierungen der Frankreich zunächst liegenden Länder fortlaufende Mittheilungen machen."

— In der hiesigen Admiralität herrscht schon seit Monaten eine ausgebreitete Thätigkeit, und der neue Chef der Marine-Verwaltung, Vice-Admiral Schröder, läßt es sich angelegen sein, die Vermehrung und Kräftigung unserer Marine nach Möglichkeit zu beschleunigen. Demselben kommt dabei eine lange und reiche praktische Erfahrung zu Statten. Holländer von Geburt, trat der jetzt 59jährige Admiral frühzeitig in die niederländische Marine ein und bekleidete in derselben mehrere wichtige Posten theils in Europa, theils in Ostindien. Im Jahre 1846 wurde er als Director der neugegründeten Danziger Navigationsschule nach Preußen berufen, avancirte hier 1848 zum Commodore, demnächst zum Contre-Admiral und im vorigen Jahre zum Vice-Admiral mit Generallieutenantsrang, als welcher er ganz kürzlich die oberste Leitung des Marinewesens mit Sitz und Stimme im Staatsministerium erhalten hat.

— Im Auftrage des k. Kriegsministeriums hat die Spandauer Commandantur eine Belohnung von 500 Thlrn. dem zugesichert, der den Urheber des am 9. März d. J. stattgehabten Brandes der Kaserne Nr. 3. im Spandauer Citadellhofe dergestalt zur Anzeige bringt, daß seine Bestrafung erfolgen kann.

— Höherer Anordnung zufolge sollen im Fall einer Mobilmachung die Mannschaften des 1. Aufgebots der Infanterie nicht am neunten Tage, wie die Mobilmachungsinstruction besagt, sondern schon am fünften Tage der Mobilmachungsperiode einbeordert werden. So meldet die „Schles. Z."

— Nach einem hier coursirenden Gerüchte hätte Frankreich in München Erklärungen über den Durchzug östreichischer Truppen durch das baierische Gebiet verlangt.

— Aus Hamburg wird geschrieben: In Folge einer von dem hiesigen Commandanten, Oberst Boedicker, an den Commandanten von Magdeburg abgesandten telegraphischen Depesche, betreffend die hier wegen eines am Dienstag Abend in einer hiesigen Conditorei stattgehabten Ren-

---

daß Sr. K. H. dem Prinz-Regenten mit solchen Albernheiten gedient ist?

*** Von dem Staats- und Gesellschaftslexikon ist soeben die 12te Lieferung (2te des 2ten Bandes) ausgegeben worden, dieselbe enthält u. A. einen trefflichen Artikel über die Familie v. Alvensleben und besonders den im vorigen Jahre verstorbenen Staatsminister Grafen Albrecht von Alvensleben.

*** Dem Ehrenritter des St. Johanniter-Ordens und Lieutenants a. D. von Winterfeldt ist von Sr. Hoheit dem regierenden Herzoge von Anhalt-Dessau, ältest-regierenden Herzoge zu Anhalt, die goldene Medaille für Verdienst um Wissenschaft und Kunst für Ueberreichung der preußischen Geschichte des Johanniter-Ordens, die Herr von Winterfeld kürzlich herausgegeben, verliehen worden.

*** Die Berliner Stadtverordneten haben ihre endgültige Entscheidung über den wirklichen Beginn des Baues des neuen Rathhauses bis zum 20. Juni hinausgeschoben. Man meint — und wohl nicht mit Unrecht, — dann schon klarer sehen zu können, welche Wendung der Krieg nehmen wird.

*** Berlin hat nach dem Stadt-Haushalts-Etat im Jahre 1859 eine Gesammt-Ausgabe und Einnahme von je 2 Mill. 446,460 Thlr. Die Stadtschuld der hiesigen Commune beläuft sich nach dem Etat bei Beginn des laufenden Jahres auf Höhe von 5 Mill. 458,749 Thlr. 4 Sgr. Hiernach kommen jedoch 1 Mill. 679,688 Thlr. 6 Sgr. 6 Pf. auf die städtische Gasanstalt, als ein Capitalvorschuß, welcher derselben zur Anlage und zum Betriebe gewährt worden ist. Das Activ-Vermögen der Stadt, namentlich der Grundbesitz derselben, liefert eine mehr als erforderliche Deckung für diese Schuld. Das Capital-Vermögen der Stadt Berlin beläuft sich auf Höhe von 2,360,635 Thlr. 10 Sgr. 3 Pf.

*** In diesen Tagen wurde hier ein merkwürdiger Gutskauf-Proceß verhandelt, in dem es sich um den Verkauf der uns nahe liegenden Güter Lichtenfelde, Gießendorf und Schönau handelte. Die beiden ersten gehörten dem Oberamtmann Zabel der von dem Besitzer des dritten auch die Vollmacht zum Verkauf von Schönau erhalten hatte, Oberamtmann Bohts kaufte zunächst auch die beiden ersteren Güter zum Preise von 295,000 Thaler, einem sehr hohen Preise, da Zabel dieselben Güter 1851 für 180,000 Thaler gekauft hatte. Eine ge-

contres erfolgte Verhaftung eines k. preuß. Artillerie-Lieutenants, welcher einen Pulvertransport befehligte, der von Magdeburg per Schiff via Antwerpen in die preußische Rheinprovinz gesandt werden soll, sind von dort zwei Officiere hier eingetroffen; der eine derselben soll das Commando des Pulvertransports übernehmen, der andere den verhafteten Officier morgen nach Magdeburg führen.

— Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent haben den einen der Chefs eines unserer größten Banquiergeschäfte, Banquier und Rittergutsbesitzer G. M. Oppenfeld, in den Adelstand erhoben. Hr. Oppenfeld, der schon seit langer Zeit durch Familienverbindungen mit einigen der angesehensten Adelsfamilien Preußens liirt ist, hat sich namentlich um die Hebung der Eisen-Industrie in Schlesien Verdienste erworben.

— Das Gesetz, betreffend die Feststellung des Staatshaushalts-Etats für 1859, hat unter dem 23. Mai die Allerhöchste Sanction erhalten. Nach demselben wird die Einnahme auf 131,859,288 Thlr. und die Ausgabe auf 131,859,288 Thlr., nämlich auf 123,625,414 Thlr. an fortdauernden, und auf 8,233,874 Thlr. an einmaligen und außerordentlichen Ausgaben festgestellt.

— Die „Gerichts-Ztg." schreibt: „Mit großer Spannung sieht das hiesige Publicum der öffentlich mündlichen Verhandlung der nunmehr wirklich erhobenen Anklage gegen die 5 Kirchenpatrone in der Provinz Sachsen wegen des Protestes gegen das Verfahren des gegenwärtigen Cultusministeriums entgegen. Die Anklage soll nicht blos auf §. 101 (Angriff gegen obrigkeitliche Anordnungen), sondern auch auf §. 77 (Beleidigung des Regenten) und §. 102 (Beamtenbeleidigung) begründet sein. Außer den 5 Patronen ist auch der Redacteur der „Neuen Preuß. Ztg.", Heinicke, wegen Aufnahme des Protestes in diese Zeitung angeklagt."

— Es ist nunmehr die Hauptversammlung der deutschen Freigemeindler auf den 16. Juni d. J. anberaumt und es wird dieselbe in Gotha stattfinden. Die Königl. sächsische Regierung hat die Versammlung, welche in Leipzig abgehalten werden sollte, nicht genehmigt.

— Die XXI. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe, welche nach dem Beschlusse der vorjährigen Versammlung in diesem Jahre vom 18. bis 24. Septbr. c. in Heidelberg abgehalten werden sollte, und zu welcher von dem gewählten Präsidium bereits alle vorbereitenden Arbeiten und Einleitungen getroffen waren, wird in Folge der getrübten Friedensaussichten in diesem Jahre nicht stattfinden, sondern ist bis zum Eintritt ruhiger Zeiten vertagt worden.

— Auf die im vorigen Jahre für die aus der römischen Kirche zur evangelischen übergetretenen Gemeinden Haigerloch und Bietenhausen in Hohenzollern mehrfach ergangenen öffentlichen Hülferufe an die evangelischen Glaubensgenossen sind bis jetzt reichliche Gaben im Gesammtbetrage von 2479 Thlr. eingegangen. Damit ist freilich dem Bedürfniß der Gemeinden zur Errichtung der nothwendigen kirchlichen Gebäude noch nicht genügt. Das Consistorium zu Coblenz hat jetzt eine eigene Commission zur Empfangnahme, Verwaltung und Verwendung der Liebesgaben eingesetzt, an deren Spitze der

---

nauere Prüfung des Werthes der Güter scheint Seitens des Käufers nicht erfolgt zu sein; derselbe verkaufte dagegen eine ihm gehörige Villa im Thiergarten dem Zabel für 50,000 Thlr., während dieser nachher dafür nur 20,000 Thlr. wieder erhielt. Der mit den Zwischenverhandlungen betraute Güter-Agent erhielt 6000 Thlr. Zabel hat also mit dem Verkauf seiner Güter ein gutes Geschäft gemacht, und Bohts ein desgleichen gutes mit dem Verkauf seiner Villa, außerdem haben beide auch dem Agenten zu einem guten Geschäfte verholfen. Ganz besonderes Aufsehen erregte die Bemerkung des wegen Betrugs angeklagten, aber freigesprochenen Zabel, daß der Ankauf der Güter nicht zur Benutzung für den Käufer selbst, sondern für einen weiteren Verkauf an den früheren Ministerpräsidenten von Manteuffel berechnet gewesen sei. Der Verkauf Zabels an Bohts fand im Juli 1857 statt.

*** Einige der durch Accord in dem über sie ausgebrochenen Concurse ihrer Schulden wesentlich entledigten hiesigen Geschäftsleute sollen zu den noch gebliebenen Gegnern mit kecker Stirn geäußert haben, sie würden die Zahlungen der Accordraten nicht innehalten, sondern von Neuem den Concurs über sich ausbrechen lassen und dann einen noch bei Weitem günstigern Accord abzuschließen versuchen. Ehe diese Herren ihren Vorsatz ausführen, geben wir ihnen doch zu bedenken, daß das Concursgericht principiell niemals einen Accord genehmigt, sobald der Gemeinschuldner sich schon früher in Concurs befunden hat. Mögen sie sich dies gesagt sein lassen. (Ger.-Z.)

*** Das Carteret'sche Droschkenunternehmen scheint sich in Wohlgefallen auflösen zu wollen. Hiesige Fuhrleute und Grundbesitzer machen bekannt, daß der französische Staatsrath seinen Verpflichtungen nicht entspricht. So hat er, wie heut ein Fuhrherr Nürnberg anzeigt, am 1. April c. ein ohne Angeld ausgehandeltes Grundstück nicht bezahlt, bis jetzt keinen der im Februar c. ebenfalls ohne Anzahlung mit hiesigen Fuhrwerksbesitzern abgeschlossenen, für ihn so günstigen Verträge realisirt, überhaupt ist seit seiner Abreise in dieser Sache hier Nichts geschehen.

Dagegen geht uns von anderer Seite Folgendes zu: Der ehemalige französische Staatsrath Carteret, der mit dem hiesigen k. Polizei-Präsidium

evangelische Pfarrvicar in Hechingen, R. Moser, als Vorsitzender steht. Dieselbe hat unter dem 8. Mai d. J. einen neuen Aufruf zur Unterstützung der gedachten Gemeinden erlassen. Bei Einsendung von Liebesgaben soll künftig bemerkt werden, ob die Gabe für eine einzelne der zwei Gemeinden oder für beide zusammen bestimmt sei. Eine Uebersicht aller bisherigen Sammlungen wird nächstens veröffentlicht werden.

— Da die Rede, welche Consistorialrath Prof. D. Tholuck auf der diesjährigen Frühlingsversammlung des kirchliches Centralvereines für die Provinz Sachsen gehalten hat, viel besprochen wird, so lassen wir hier einen ausführlichen Bericht nach der „N. Ev. K. Ztg.“ folgen: „Der Redner lenkte die Blicke der Versammlung auf die oft gepriesene und sehnlich zurückgewünschte gute alte Zeit, die Blüthezeit der evangelischen Kirche, das Zeitalter seit der Concordienformel bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts zurück und suchte darzuthun, daß in jenem Zeitalter der allgemeinsten und strengsten Rechtgläubigkeit keineswegs Alles besser als in unseren Tagen gewesen sei; dies müsse wenigstens zu einigem Troste über die Gegenwart dienen, „deren viel beklagte Noth und Gefahr doch nur für Kinderspiel zu achten sei gegen die von den tapferen Glaubenshelden jenes Zeitalters erduldete und überstandene Trübsal.“ Die darauf folgende Schilderung einer Sonntagsfeier jenes Zeitalters bewies freilich die damalige durchschnittlich üble Beschaffenheit der Sonntagsfeier, des Kirchenbesuches, des Gottesdienstes selbst, insonderheit des Kirchengesanges und der Predigtweise evident genug. Die lebendige Schilderung des tragikomischen Zeitbildes konnte ihren eigentlichen höheren Endzweck nicht verfehlen, und der Vortrag selbst zog aus ihr die vierfache Folgerung: 1) daß auch die vortrefflichsten kirchlichen Institutionen noch nicht zur Erweckung und Erhaltung des geistlichen Lebens genügen; 2) daß, wo eine Volkskirche sei, dieselbe immer nur zusammengesetzt sein könne aus etlichen wenigen gewordenen, viel mehreren erst werdenden Christen und einer bei weitem größeren Zahl von nur passiven Mitgliedern; 3) daß darum eine Volkskirche auch ähnlicher Zucht-Institute, wie sie die lutherische Kirche vormals gehabt habe, nicht entbehren könne, und deren Wiederkehr in einer unserem Zeitalter angemessenen Weise zu begehren sei; und 4) daß man, bei allem Druck der Gegenwart und der Betrübniß über den wahrzunehmenden geringen Erfolg der geistlichen Wirksamkeit, doch nicht undankbarer Weise verkennen dürfe, daß es durch Gottes Gnade in mancher Hinsicht besser als vormals geworden sei. — Am Ende seines Vortrags äußerte sich D. Tholuck noch freimüthig über sein, vielleicht manchem befremdliches Auftreten in dieser Versammlung, über seine Stellung in der Zeit überhaupt und insonderheit über sein Verhältniß zu dem Gnadauer Verein nach der vorjährigen Aenderung seiner statutarischen Basis, und seinem eigenen, wiewohl nur bedingten, Beitritt zum Evangelischen Bunde, und bekannte, daß er sich zwar zu dem Gnadauer Verein durch seine (Tholuck's) immer mehr gewachsene Liebe zu dem lutherischen Lehrbegriff und Kirchenwesen und durch sein immer mehr gesteigertes Bedürfniß nach festem Anhalt dem „Subjectivismus der Zeit und dessen Phantasmagorien gegenüber“ hingezogen

---

einen Contract wegen Uebernahme des öffentlichen Fuhrwesens (Droschken, Omnibusse 2c.) geschlossen, wird in hiesigen Blättern angegriffen, als ob er sich seinen Verpflichtungen zu entziehen gedenke. Wie uns versichert wird, ist in den nächsten Tagen schon die Ankunft des Herrn Carteret zur Uebernahme des Geschäfts hier zu erwarten. Allerdings aber war eine Verzögerung eingetreten, weil Herr Carteret die nöthigen Geldmittel bei dem gegenwärtigen Stand der Börse nicht ohne einige Schwierigkeit flüssig machen konnte.

*** An Deutschlands Frauen wendet sich heut der Patriotismus der Augs. Allg. Ztg. folgendermaßen: „An Deutschlands Frauen und Jungfrauen wenden wir uns vor allem. Sie, welche stets das heilige Feuer der Begeisterung für alles Reine, Gute und Edle entzündet und unterhalten haben, sie, deren Beispiel und Aufforderung deutsche Männer stets freudig gefolgt sind, sie, welche an dem ewig denkwürdigen Aufschwung des deutschen Volkes in den Jahren 1813 bis 1815 so großen Antheil genommen, damals so wesentlich zur Befreiung Deutschlands von demselben Joche beigetragen haben, das uns jetzt abermals auferlegt werden soll — sie mögen sich auch jetzt wieder der guten deutschen Sache annehmen, sie mögen überall Vereine bilden, nicht nur um Verwundete und Kranke zu pflegen, oder doch mit Verbandzeug und anderm Bedarf zu versehen, sondern auch, und zwar ganz vorzugsweise, um der allzulangen Duldung französischen Tands ein Ende zu machen — Vereine, deren Mitglieder sich verpflichten, keine französischen oder mit französischen Bezeichnungen (Etiketten) versehenen Waaren zu kaufen, wie sich solche bereits in Dresden und anderwärts gebildet haben. Man wende nicht ein, daß solche Vereine nicht nöthig seien, da ja, wer solche Ansichten theile, ohnehin sich des Gebrauchs französischer Waaren enthalten könne — sind wir auch überzeugt, daß viele, ohne Vereinen anzugehören, so handeln werden, so ist doch die Macht der Gewohnheit, des Vorurtheils noch so mächtig, daß es sehr nützlich, ja fast unabweisbar ist, derselben durch eine bestimmte Verpflichtung entgegenzutreten, und der allgemeine Entschluß, der französischen Anmaßung ein Ende zu machen, kann in keiner Weise deutlicher, unverkennbarer ausgesprochen werden als in dieser. Also gran-

fühle, daß er aber auch, bei seiner Ueberzeugung von der Ueberspannung des lutherischen Gegensatzes gegen die reformirte Schwesterkirche, die Erhaltung des Einheitsbandes mit derselben durch die Abendmahlsgemeinschaft als einen nothwendigen, nicht rückgängig zu machenden Fortschritt betrachte.

— Man schreibt der „Voss. Ztg.“ aus Görlitz: Die „Preußische Zeitung“ hat von hier die Meldung gebracht, daß in Folge der östreichischen und levantinischen Geldcalamität die jüngeren Tuchfabriken unserer gewerbfleißigen Stadt einen Theil ihrer Arbeiter entlassen hätten, während die älteren Firmen — als solche werden Carl Geißler, Ernst Geißler, Gebr. Bergmann und Krause namhaft gemacht — entschlossen wären, ihr früher befolgtes Prinzip ruhig zu verfolgen, d. h. fortzuarbeiten in Hoffnung besserer Zeiten. Darauf ist zu erwidern, daß bis jetzt noch keine hiesige Tuchfabrik eine Einstellung oder auch eine bemerkenswerthe Verminderung ihrer Arbeit vorgenommen hat, namentlich nicht die drei beim Exporthandel nach der Levante vorzugsweise betheiligten Firmen: Gevers und Schmidt, E. Halberstadt sen. und Hoffmann, Gönner und Co. — Man hatte hier gehofft, daß die Kriegsbereitschaft der preußischen Armee unserer Stadt, die bekanntlich das Eldorado der Pensionaire ist, bedeutenden neuen Zuwachs zuführen würde. Statt dessen wird uns die Mobilmachung einen Theil der hier lebenden pensionirten Officiere entführen. Man nennt als solche den Generallieutenant z. D. von Hann, der sich erst kürzlich hier angesiedelt hat, und den Oberstlieutenant von Zittwitz. Der letztere ist, wie es heißt, bestimmt, im Kriegsfalle das Kommando der Festung Schweidnitz zu übernehmen.

— Aus Lübeck wird von einem zuverlässigen Mann berichtet, daß von der französischen Regierung schwedischen Dampfschiffern Verträge angeboten werden, nach welchen die Schiffer sich verpflichten sollen, Soldaten und allerlei Kriegsbedarf in Häfen des Mittelmeers, der Nord- und Ostsee, der englischen Küste und namentlich in die zwischen Bristol und der Themse-Mündung zu führen, wogegen ihnen die französische Regierung ein monatliches Frachtlohn von 50,000 Frcs., völlig freie Station und volle Entschädigung gegen jede Gefahr und Verlust gewährt.

— Am 25. d. M. hielt der Central-Darlehnskassen-Verein im Waßmannschen Lokale unter dem Vorsitze des Präsidenten Lette eine General-Versammlung, an welcher sich gegen 80 Repräsentanten der Bezirks-Darlehns- und anderer Kassen betheiligten. Mit eindringlicher Rede eröffnete der Vorsitzende die Sitzung; er wies von Neuem auf die Ersprießlichkeit der Vereinigung hin und glaubte demnächst deren Zwecke nicht besser, als dadurch fördern zu können, daß er der Versammlung mehrere Spezialfragen vorlegte, die auf einem „Fragebogen“ zusammengestellt waren, um behufs der nächsten Versammlung beantwortet zu werden. Sie beziehen sich sämmtlich auf die Einrichtung und Verwaltung des Darlehnskassenwesens in Berlin und regen die Antworten an, aus denen sich ergeben muß, ob die Kassen zugleich noch Hülfs- und Unterstützungskassen oder reine Vorschuß- und Darlehnskassen sind; ob die Darlehen auf Bürgschaft, Wechsel, Pfand oder auf bloßen Schuldschein gegeben werden; ob diese gegen Zinsen und wie viel ausgeliehen werden; ferner auf wie lange u. s. w.; wie die Kassen bei Nichtrückzahlung verfahren; wodurch der Fonds derselben beschafft wird; ob die Darlehns-Empfänger

det überall Vereine zum Ausschluß aller französischen Waaren.“

*** Herr Flottwell, ein Sohn des gegenwärtigen Ministers des Innern, ist als Photograph in Danzig thätig. So eben zeigt er an: „Die Photographie des „Jüngsten Gerichtes“ in der Ober-Pfarrkirche zu St. Marien in Danzig, nach einer Kopie von L. Sy, ausgeführt von E. Flottwell, nebst Text, — Beleuchtung des Gemäldes vom historischen, kirchlichen und künstlerischen Standpunkte — von A. Hinz, erschien im Selbstverlage der Herausgeber.“

*** Folgender lustiger Brief aus Arnheim in den Niederlanden wird veröffentlicht: Giebt es wohl etwas Sonderbareres als die Zumuthungen, die man hier, die man allenthalben in den Niederlanden dem Deutschen, namentlich dem Preußen macht? Erhebt euch aus eurer starren Ruhe, ihr trägen deutschen Klötze, tragt den Schimpf nicht länger und fallt über die Franzosen her! — So geht ihr Holländer mit uns? Laßt ihr eure de Ruyters wieder auferstehen? — Bewahre uns der Himmel, wir Holländer wollen den lieben Frieden, der uns so behaglich ist, beibehalten, freilich, wenn ihr in den Kampf rückt, müssen wir euch von wegen Luxemburgs 900 Mann mitgeben, und diese sollen auch nicht fehlen, sollen mit allem Bedarf auf das Beste ausgerüstet sein. Mehr könnt und mehr dürft ihr nicht verlangen. — Die Metalliques, sagt der Holländer, fallen von Tag zu Tag mehr und wir dürfen versichern, daß wir deren an 400 Millionen, vielleicht gar an 500 in unserm gesegneten Niederlande besitzen. Was kann anders diese Papiere wieder zu einer leidlichen Höhe heben, als wenn Oesterreich einen bedeutenden Triumph feiert, seine Macht erweitert, dieselbe über die ganze hesperische Halbinsel ausdehnt. Deutschland, das auch an den Papieren Theil hat, muß sein Blut einsetzen, muß mit diesem Blute den wankenden Credit zu heben suchen, was Holland vermöge seiner Stellung nicht kann und nicht darf. Preußen, das bisher Ordnung in seinem Haushalt beobachtete, will nicht sein Blut an die östreichischen Finanzoperationen setzen, und das ist sein Fehler, seine Sünde. Es könnte der Retter aller Couponsabschnitzler werden und verschmäht dieses unter dem nichtigen Vorwande: Gut und Blut seiner Staatsbürger schonen zu müssen. Sind dieses nicht kleinliche Begriffe für unsere Zeit, wo

Mitglieder des betreffenden Vereins sein müssen; welche Berufsklassen am meisten Darlehen resp. Vorschüsse suchen, und bei welchen die Rückzahlung am regelmäßigsten geschieht. Eine eigentliche Discussion konnte selbstverständlich nicht Platz greifen, vielmehr waren die Aeußerungen vieler Theilnehmer meist nur Aufschlüsse darüber, wie sich die einzelnen Kassen in Beziehung auf obige und andere Fragen verhielten. Im allgemeinen herrscht kein allgemeines System. Die nähere Erörterung der abzugebenden Antworten in der nächsten Versammlung wird jedenfalls interessante Aufschlüsse zur Folge haben. Auf der Rückseite des Fragebogens befindet sich die spezielle Anfrage über den Vermögensstand jeder einzelnen Kasse zu Anfang des letzten Rechnungsjahres, Einnahme und Ausgabe in demselben, und über den Vermögensstand am Jahresschlusse. Jedenfalls ist der Gang, den das Präsidium nimmt, um zunächst eine Orientirung über dasjenige, was die Kassen sind und leisten, herbeizuführen, als vollkommen angemessen anzuerkennen; denn nur, wenn man weiß, wie man steht, läßt sich an weitere Schritte zur Verbesserung und Erweiterung des Kassenwesens selbst denken.

— [Die französische Ostarmee.] Man schreibt aus Paris vom 25. Mai: Vorläufig sind acht Divisionen bezeichnet, welche die Ostarmee unter Marschall Pelissier bilden sollen. Bis jetzt ist noch Nichts für die Zusammenziehung dieser Armee geschehen; Pelissier selbst ist und bleibt bis auf Weiteres in Paris. Es ist jedoch unausbleiblich, daß man damit sich ernstlich jetzt befaßt, wenn Oestreich 40,000 Mann in Tyrol und Vorarlberg, und Baiern, wie es heißt, 25,000 Mann an der Grenze der Rheinpfalz aufstellt, ohne daß ein Beschluß und eine Erklärung des Bundestages darüber vorliegt, welche Stellung Deutschland Frankreich gegenüber einzunehmen gedenkt. Die acht Divisionen mit der dazu gehörigen Kavallerie und Artillerie ꝛc. betragen ungefähr 200,000 Mann.

— Ein englischer Artillerie-Officier, der eben durch Frankreich reiste, schreibt der „A. A. Z.“ über das französische Militair Folgendes: Weßhalb und wofür sie denn eigentlich kämpfen sollten, war selbst manchen Subalternoffizieren eine ziemlich unbekannte Sache, um deren Ergründung sie sich auch weiter nicht viel die Köpfe zerbrachen, und von den Gemeinen hatten viele auch nicht die allergeringste Kenntniß davon. Ich hörte selbst, daß ein Commando von 50 Voltigeurs, die bisher in einer kleinen abgelegenen Bergfestung garnisonirt hatten, unter lautem Ruf: „à bas les Russes“ anmarschirt kam. Ein Generalstabsofficier ritt ihnen entgegen und schrie zornig: „Dummköpfe, wollt ihr wohl schweigen? Die Russen sind jetzt unsere Freunde, die Oestreicher aber unsere Feinde.“ Der alte Sergeant, der dieses Commando zeitweilig führte, erwiederte lachend: „Ah, bah, mein Oberst, werden Sie nur nicht um einer solchen Kleinigkeit willen zornig; was wissen wir davon, ob die Russen jetzt unsere Freunde und die Oestreicher unsere Feinde geworden sind, und was kümmert uns Soldaten die Politik!“

„Also, Kameraden, ruft jetzt „à bas les Autrichiens!“ da der Oberst es so haben will.“ Lachend und jubelnd schrieen nun die Voltigeurs: „vivent les Russes“ und „à bas les Autrichiens“ in lautem Gelärme bunt durcheinander.

Schon in der Krim war es mir aufgefallen, wie stark die demokratische Gesinnung in einem großen Theil der französischen Soldaten, Unterofficiere, ja selbst Officiere verbreitet sei, und ein Bonaparte blos einen Krieg eingeht, wie ein Fuchs von der Hochschule ein Duell, damit die Leute daheim etwas mehr Respect vor ihm bekommen. Dergestalt sprechen hier zu Lande die Bataver.

*** Unser Handel und unsere Industrie werden auf die Verhältnisse Japans mit Recht immer aufmerksamer. Die Eisen-, Kupfer- und Kohlenminen sollen unerschöpflich sein; während geraumer Zeit empfangen die Holländer die Bezahlung für ihre Waaren beinahe ausschließlich in Kupfer. In verschiedenen Theilen Japans befinden sich reiche und wohlbestellte Eisenminen, besonders bei Hakotadi auf der Insel Yezzo, so wie auch in der Nähe von Jeddo, und nach den Proben zu schließen, muß das Erz von vorzüglicher Qualität sein. Kohlen aus den Bergwerken in der Nähe von Nagasacki und von Situgen auf der Insel Kiusia wurden auf den amerikanischen Fregatten „Mississippi“ und „Powhattan“ mit gutem Erfolg benutzt. Die Agricultur hat einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Die japanischen lackirten Waaren sind von der vorzüglichsten Qualität, und genaue Kenntniß der Art und Weise, wie sie ihren vegetabilischen Firniß behandeln, wäre sehr werthvoll für unsere Manufacturen, denn alle Versuche, denselben zu imitiren, haben bis jetzt gefehlt. Tuche und Wollenwaaren haben starke Nachfrage, und Uhren, astronomische, optische und andere wissenschaftliche Instrumente sind bei den wohlhabenden Klassen sehr in Aufnahme. Andere zunächst liegendere Ausfuhrartikel dürften sein: Campher und Campherholz, Fischbein, Perlmuttermuscheln, so wie Bienenwachs, als auch vegetabilisches Wachs zu billigen Preisen und in großen Quantitäten. Der „Wachsbaum“ (Rhus succadenea) wird in großen Anpflanzungen angebaut. Die Beeren dieses etwa 15—20 Fuß hohen Baumes wachsen in Trauben ähnlich der Weinbeere, und die Art und Weise der Wachsgewinnung ist sehr einfach und roh, indem man erst die Beeren zerquetscht, das Wachs aussiedet und in Kuchen von 30 Pfund an der Sonne trocknet. Dieses Wachs kann einen höheren Grad atmosphärischer Wärme ertragen, denn irgend eine andere Art.

*** Wie der Times aus Marseille geschrieben wird, ist der Abzug der Truppen und der Abschied der französischen Soldaten von ihren Angehörigen oft herzzerreißend, und viele Verwünschungen fallen auf das Haupt des ehrgeizigen Herrschers, der diesen Krieg und so viele Thränen schon jetzt verursacht hat.

ich fand, daß dies seitdem noch mehr zugenommen hatte. Vor Sebastopol hörte man die Marseillaise nur ziemlich selten singen, und viele Officiere verboten solchen Gesang; hier bei Grenoble werden in manchen Regimentern die Marseilleise und andere derartige Lieder fast beständig gesungen, und selbst Officiere stimmten mit ein. Ich sprach mit dem mir näher bekannten Commandanten eines Bataillons darüber, wie er es dulden könne, daß seine Soldaten öffentlich und mit wildem Enthusiasmus dieses Lied brüllen dürften. Er antwortete lachend: „Was geht mich's an, was diese Windbeutel singen? Meinetwegen mögen sie den Teufel besingen, wenn sie nur in der Schlacht tüchtig vorwärts stürmen und mir bald die Obersten-Epauletten verdienen helfen.“ Solche frivole und schroff egoistische Gesinnung ist aber in einem nur zu großen Theil der französischen Officiere wie Soldaten allgemein verbreitet.

Auffallend ist es, wie wenig der Name des Kaisers Louis Napoleon von den französischen Truppen jetzt genannt wird. Wenn wir Engländer eine fröhliche Trinkgesellschaft haben, so ist es selbstverständlich, daß der erste Toast auf unsere Königin ausgebracht wird, und auch unter den östreichischen und den preußischen Officieren hörte ich bei derartigen Gelegenheiten stets begeisterte Toaste auf ihre Monarchen. Hier im französischen Heere denkt Niemand daran, Louis Napoleon leben zu lassen, und von persönlicher Anhänglichkeit an ihn traf ich sowohl bei Officieren wie Unterofficieren und Soldaten auch nicht die mindeste Spur. Vor Sebastopol war es hierin noch anders, und die grenzenlose französische Charakterlosigkeit zeigte sich mir bei dieser Gelegenheit wieder in recht grellem Lichte. Geschimpft wurde aber Louis Napoleon auch nicht, da strenge Strafen hierauf stehen, sondern man beobachtete einfach ein düsteres Schweigen über diesen selbstgewählten Herrscher.

Halberstadt, 26. Mai. Die hiesige **freie Gemeinde** tritt mit 2 Ankündigungen abermals an die Oeffentlichkeit und zeigt die Fortdauer ihrer Existenz dadurch an. Nächsten Sonntag, den 29. d. M., Vormittags 10 Uhr, soll ein religiöser Vortrag gehalten werden, vermuthlich wieder von ihrem früheren Sprecher **Wislicenus**. Montag, den 30. d. M., Abends 7 Uhr, soll eine berathende Versammlung stattfinden im Interesse der Angelegenheiten der Gemeinde nach Innen und nach Außen. Man scheint hier im Kleinen dem Vorgange der freien Gemeinde in Magdeburg zu folgen.

Berliner Börse
vom 20. bis 27. Mai.

Obgleich man im Allgemeinen an die Localisirung des Krieges in Italien, ja vielfach sogar glaubt, daß es nach einer ersten großen Seitens der Franzosen gewonnenen Schlacht zu Unterhandlungen kommen dürfte, so schwächen doch andererseits wieder die ernsten Vorbereitungen, welche von Preußen für alle Eventualitäten getroffen werden, den günstigen Eindruck, welchen jene Ansicht hervorzurufen vollständig geeignet wäre, so daß, während österreichische Effecten, deren Course man bereits für niedrig genug hält, eine auffallende Festigkeit zeigen und fast täglich gesucht sind, sich dagegen der preußischen Effecten und der meisten der deutschen Creditpapiere eine namhafte Flauheit bemächtigt und für diese sogar sich wieder eine, gegenüber der Geringfügigkeit des Geschäfts im Allgemeinen, sehr bedeutende Contremine gebildet hat, so daß Effecten auf fixe Lieferung meistens 1 und 2 pCt. billiger zu haben sind, als gegen baar. Namentlich war diese gestern (Donnerstag) sehr thätig, wo das Austragen der Gestellungsordres für einen Theil der hiesigen Landwehr zu den gewöhnlichen Uebungen eine vielen willkommene Gelegenheit zur Verbreitung des so ganz unbegründeten Gerüchts der diesseitigen Mobilmachung bot, an das dann freilich auch heute Niemand mehr glaubte.

Während daher österreichische Effecten, mit Ausnahme des Wiener Wechsel-Courses und der Banknoten, welche heute ¼ pCt. niedriger sind, in den letzten 8 Tagen nach geringen Schwankungen sich 1 à 2 pCt. gebessert haben, ist für preußische Effecten fast durchgängig ein Rückgang zu melden. Nur Staatsschuldscheine hoben sich von 73¼ auf 74½, wogegen 4½ procentige Anleihen zu 89 à 86¾ à 88 und Prämien-Anleihe von 102¼ à 100 verkehrten. Von Eisenbahn-Actien waren besonders Cöln-Mindener offerirt, die um 9 pCt. (auf 96) zurückgingen, nächstdem wichen Freiburger und Cosel-Oderberger um 6, Berbacher, Potsdam-Magdeburger, Oberschlesische Lit. A, Rheinische und Thüringer um 4 à 5, Bergisch-Märkische, Stettiner, Mecklenburger, Nordbahn, Steele-Vohwinkel und Oppeln-Tarnowitz um 3 pCt., die meisten übrigen Bahnen um 2 pCt., doch waren mehrere heute wieder wesentlich fester.

Unter den Crediteffecten waren Braunschweiger, Bremer, Thüringer und Schlesischer Bankverein fester und etwa 1 pCt. besser, dagegen Luxemburg 8, Berliner Handelsgesellschaft, Kassenverein, Disconto-Commandit, Coburger, Danziger, Gothaer 5, Weimar 4, Geraer, Hannover und preußische Bank 3, Leipziger, Meininger und Posener 2 à 2¼ pCt. niedriger, doch schließen Disconto-Commandit, Coburger und hiesige Bank heute wieder 1 pCt., Meininger fast 2 pCt. besser, Genfer, die von 21 auf 19 gewichen waren, blieben heute wieder 21, und Dessauer erholten sich von ihrem Rückgange von 19¾ auf 15, ebenfalls wieder um 1 pCt.

Es läßt sich nicht läugnen, daß viele Effecten doch nach gerade auf einem Coursstand angekommen sind, zu welchem sie sich wohl zu einer vortheilhaften und speculativen Kapital-Anlage empfehlen dürften; leider gestattet der Raum uns keine detaillirtere Besprechung.

Redacteur: H. Keipp in Berlin. — Verlag von F. Schneider in Berlin.
Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch) in Berlin.

Die Unterbringung der Anleihe.

Die Regierung hat in diesen Tagen an die Geldkraft des Landes appellirt und ist beschäftigt, innerhalb des eigenen Staates eine Anleihe von dreißig Millionen, der sich im Falle einer ernsteren kriegerischen Verwicklung noch weitere Schuldcontrahirungen anschließen würden, unterzubringen. Sie wendet sich dabei mit Recht an den Patriotismus der Unterthanen, und wir sind fest überzeugt, daß die Patrioten sie auch nicht im Stich lassen, sondern Hab und Gut redlich mit ihr theilen werden. Dabei darf aber weder die Regierung noch die in der Presse und sonst vertretene öffentliche Meinung übersehen, daß es den Patrioten schwer wird, den vertrauensvollen Anmuthungen der Regierung zu entsprechen und daß in den Herzen vieler Getreuen, die heut einen Theil ihres Vermögens gegen Schuldverschreibungen der Regierung zur Verfügung stellen, ein starkes Gefühl der Benachtheiligungen lebt, welche ihnen und ihrer ökonomischen Bedeutung durch die sogenannte liberale Politik seit Menschenaltern zugefügt worden sind.

Daß es zunächst den patriotischen Unterthanen schwer wird, dem Staate Geld vorzustrecken, ist leicht einzusehen. — Zunächst, wer sind denn die Träger des Preußischen Patriotismus? Darauf wird Jeder, dem Patriotismus nicht gleichbedeutend ist mit einer rasch aufflackernden Begeisterung nebst obligaten klangreichen Phrasen, sondern der unter Patriotismus ein bestimmtes, auf Familienüberlieferung, enge Verknüpfung der persönlichen Interessen mit denen des Staates, auf Grundbesitz u. dgl. beruhendes Verhalten versteht, antworten, daß die wirklichen Patrioten Preußens die großen und kleinen Grundbesitzer des flachen Landes sind, ferner die städtischen Besitzer, Fabrikanten, Gewerbtreibende, Kaufleute, endlich diejenigen Klasse der Vertreter der Intelligenz, welche durch die uns eigenthümliche Einrichtung der Schule und der Kirche in Preußen feste Wurzel geschlagen hat und außer ihm nicht fortkommen würde. Alle diese Klassen aber, der Fabrikant und der Kaufmann, die in ihrer Thätigkeit durch die Rohstoffe des Landes, seine Handelslage, seine Sitten außerordentlich vielfach bedingt sind und darum eine viel

nähere Beziehung zu einem bestimmten Vaterlande haben, als es gewisse einseitige Verächter aller Industrie zugeben wollen, — der Fabrikant und der Kaufmann wie der Grundbesitzer und der städtische Hausherr stehen mit wenigen Ausnahmen unter dem willkürlichen und harten Patronat des großen speculirenden und die Creditbedürfnisse nach Gefallen ausbeutenden Capitals. Güter und Häuser sind mit Hypotheken belastet und die Fabriken hangen nur zu oft in ihrer Thätigkeit von den Vorschüssen der Banquiers ab, die Klasse der patriotischen Intelligenz endlich tagelöhnert meistens in armseligster Weise.

Und an diese Stände wendet sich heut vorzugsweise der Staat? Gewiß, er darf es und sie haben ihre Noth niemals zum Vorwande des Ausbleibens und Versagens genommen, und sie haben mit vielen kleinen Summen immer noch die große Summe zusammengebracht, welche das Vaterland braucht.

Aber die Regierung sollte, wenn die Tage der Ruhe wiederkehren, dieser Opferfreudigkeit der wirklich arbeitenden und von dem speculirenden Capitale oft sclavisch abhängigen Klassen sich mit dankbarem Herzen erinnern und dann dazu thun, daß diese patriotischen Kerntheile der Bevölkerung, die seit Menschenaltern den Druck einer sogenannten liberalen Politik fühlen, zu einer größeren Freiheit und Selbstständigkeit gelangen. Bis jetzt haben freilich die Minister wenig Neigung dazu verrathen, diesen Klassen gerecht zu werden, die doch vom Staate nichts verlangen, als daß er aufhöre, mit seinen Verordnungen und Rescripten für sie da einzutreten, wo nur wirkliches Selfgovernment helfen kann. Erkenne der Staat dazu nur laut und ausdrücklich an, daß jeder große Arbeiter, d. i. jeder Arbeitsgeber in Folge dieser seiner nationalökonomischen Stellung auch einen Anspruch auf eine politische Stellung, auf eine obrigkeitliche Würde in dem Kreise seiner socialen Thätigkeit hat, und der entscheidende Schritt zur Reform unserer unhaltbaren socialen Zustände und zur Beseitigung einer immer gefährlicher sich gestaltenden Plutokratie ist gethan. Denn einmal politisch anerkannt, werden die oben bezeichneten Kerntheile der Nation sich schnell genug zu vereinigen und gegen ihren geborenen Feind eine siegreiche Phalanx zu bilden wissen.

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Erste Abtheilung:

Die Epigonen.

Zehntes Capitel.
Aus der Franzosenzeit.

Nachdem wir aus vorstehendem Brief die Odyssee des edlen Ritters Hans Dinnies von Leist kennen gelernt, verlassen wir denselben in der gastlichen Hütte des Preußischen Schiffers Jan Blaufink und kehren in die Mark Brandenburg zurück, um uns nach den Personen umzusehen, die wir in der Bernekoper Pfarre verlassen.

Wir haben indessen den edlen Pletz von Bessin, den tapfern märkischen Junker, nicht in dem stattlichen Herrenhause am Bessiner See, sondern in der Hauptstadt, in Berlin, zu suchen.

Das Palais der berühmten Herzogin Dorothea von Curland und Semgallen unter den Linden stand verlassen, denn die Herzogin war, um dem Kriegsgewitter auszuweichen, mit ihren Prinzessinnen nach Rußland gezogen und hatte nur den Finanzrath v. Göckingk, den Dichter, als ihren Generalbevollmächtigten und einen Kammerdiener zurückgelassen. Der Dichter bewohnte einige bescheidene Räume im Hofe, die ganze Reihe der prächtigen Zimmer aber hatte der französische Commandant von Berlin, General Hullin, in Beschlag genommen für sich und seine Officiere.

Verdrießlich ging der französische Vicekönig von Berlin auf und ab in dem prachtvollen Salon, in dem noch wenige Wochen zuvor die Musen und Grazien gewohnt bei der schönen Herzogin; auf dem herrlichen Flügel, auf dem Prinz Louis Ferdinand, der Preußische Kriegsheld ohne Gleichen, zuweilen sein meisterhaftes Spiel gezeigt, lag der Degen und der Hut des Eroberers, und mit raschem Schritt maß Hullin den Raum nach allen Seiten. Der französische General war sichtlich in großer Aufregung, und ein kleines Bild war's, ein kleiner Kupferstich, der ihn in solche Aufregung versetzt hatte.

„Nein," sagte der aufgeregte Mann vor sich hin, „nein, sie würden es nicht gewagt haben! Das Bild hat da gelegen von Anfang an, ich habe es nicht bemerkt, ich glaube, sein Bild verfolgt mich überall hin! Pah!" fuhr er stehen bleibend fort, „was ereifere ich mich über das Bild? Trage ich's doch selbst in mir mit mir herum, und den ewig nagenden Kummer,

die peinigende Reue dazu! Ich bin ein ehrlicher Mann mein Lebtag gewesen, ich habe als Soldat immer meine Schuldigkeit gethan — niemals, niemals werde ich's dem Kaiser vergessen, daß er mich gezwungen hat, meine Ehre selbst zu beflecken, mein Gewissen zu belasten. Was hatte er für ein Recht dazu? Doch was frägt dieser große Kaiser nach Recht? und ich, ich habe eben so viel schuld, ich hätte protestiren sollen gegen ein solches Kriegsgericht, ich hätte mich nicht überreden und täuschen lassen sollen von dem schändlichen Savary, ich kannte sie ja, diese tückische, zischende Schlange!"

Mit einem raschen Schritt trat General Hullin zu dem Flügel, er nahm einen kleinen verstaubten Kupferstich auf, der dort wahrscheinlich unbeachtet unter den Musikalien gelegen. Das Bild zeigte einen schönen jungen Mann, der mit ernstem, stolzem Gesicht vor einer Reihe von sitzenden Officieren stand. Die Unterschrift unter dem Bilde lautete: Heinrich von Bourbon, Herzog von Enghien, vor seinen Mördern.

„Er ist gut getroffen," sprach der General leise, indem er das Bild genau betrachtete, „ja, das sind die stolzen Züge, oh! das ist Savary, auch er ist zu erkennen, das soll wahrscheinlich Bazancourt sein, das vielleicht ich selbst, doch von uns hat man keine Bilder gehabt, man hat auf Gutdünken Officiere hingemalt, was hilft es uns? was hilft das uns? Nach Jahrhunderten noch wird man sagen: Hullin? richtig, auch Einer von denen, die im Vincenner Schloß zu Gericht saßen, auch Einer von den Mördern des Herzogs von Enghien! Wehe mir! wer hieß mich, der ich ein Franzose bin, einen Bourbon tödten, auf das Geheiß dieses Bonaparte, der kein Franzose ist!"

Der General öffnete eine Brieftasche und legte das kleine Bild hinein. Dann fuhr er mit der Hand über die stark ausgearbeiteten Züge seines Gesichts, das martialisch aber nicht ohne Wohlwollen war. Langsam trat er an das Fenster und blickte durch die Scheiben. Seine Gedanken nahmen einen andern Lauf.

„Ah! welche stolze Gestalt?" rief er plötzlich, „richtig, es ist Madame Herz, es konnte keine Andere sein, ein schönes Weib! sie wird meinen Vice-Wirth Herrn Göckingk besuchen. Der elende Kammerdiener, den die Herzogin als domestique de place hier gelassen, sagte neulich, Madame Herz werde zu mir kommen, wenn ich ihr nur einen Wink gäbe. Ich bin überzeugt, daß die Canaille gelogen hat, mir ekelt vor diesem liebedienernden Gesindel hier in Berlin! Der Bursch hatte bemerkt, daß die schöne Herz Eindruck auf mich gemacht, sogleich war er bereit zur Kuppelei; ich freue mich, daß ich mich mit dem Elenden nicht weiter eingelassen habe, denn ich verstehe mich etwas auf Frauen," der General lächelte mit französischer Geckenhaftigkeit, „ich weiß, daß es verlorene Mühe wäre, von dieser schönen Frau etwas zu hoffen."

Der General trat vom Fenster zurück und setzte sich an einen Schreibtisch, er begann mit soldatischer Schnelligkeit Berichte zu lesen

und Befehle zu unterzeichnen; darüber mochte eine halbe Stunde etwa verflossen sein, als sich die Thür des Adjutanten-Bureau's öffnete, und ein Officier eintrat, welcher meldete, daß Madame Herz den General zu sprechen wünsche. Hastig erhob sich der General, seine Ueberraschung war sichtlich sehr groß, er wollte reden, doch besann er sich rasch und winkte dem Officier. Einen Augenblick später trat die bekannte Hofräthin Herz in den Salon. Der General ging ihr lächelnd entgegen und musterte einen Augenblick scharf die imponirende Gestalt, die edeln reinen Gesichtszüge —

„Sie haben befohlen, General!" begann die schöne Frau leicht grüßend.

„Ich befohlen?" rief Hullin erstaunt und verlegen zugleich.

„Der Kammerdiener war in ihrem Namen bei mir, General, und hat mir befohlen, vor ihnen zu erscheinen!" entgegnete die Dame einfach.

„Ist der Mensch von Sinnen?" fragte der Commandant von Berlin, doch war jetzt seine Verlegenheit größer als sein Erstaunen, denn er gedachte des Anerbietens, das ihm jener Elende gemacht.

Die Herz schwieg, offenbar erwartete sie, daß der Kammerdiener nun gerufen werde und daß eine Aufklärung stattfinden würde, da das aber zu ihrer Befremdung nicht geschah, so begann sie gewandt: „Es ist also ein Irrthum, wissen sie, daß mich das sehr beruhigt, General? denn obwohl ich mir nicht bewußt war, daß ich mir durch irgend eine Handlung ihre Unzufriedenheit zugezogen, so beunruhigte mich diese Aufforderung doch sehr. Ich fürchtete nämlich die Vergünstigung zu verlieren, durch welche ich bis jetzt von Einquartierung frei geblieben. Ich weiß nicht, durch welches Freundes Fürsprache bewogen, sie mir diese Vergünstigung haben zu Theil werden lassen, bekenne indessen, daß mich die Entziehung derselben unbedingt zur Auswanderung nöthigen würde, denn da ich meine blinde Mutter bei mir habe und meine Pensionen nicht gezahlt werden, bin ich eigentlich ohne Subsistenzmittel!"

Die Dame sagte das Alles mit einer Offenheit, zugleich aber auch mit einer Würde, die den General wirklich mit Schaam erfüllte über die Rolle, die ihn die Liebedienerei eines Elenden dieser Frau gegenüber spielen ließ. Er beeilte sich, Madame Herz zu versichern, daß sie nichts zu fürchten habe und daß er entschlossen sei, die Lage der Einwohner überhaupt so erträglich zu machen, als ihm irgend möglich sei.

„Freilich," fuhr der Commandant fort, „ist der Krieg hart, und bei dem besten Willen sieht man sich oft in die traurige Nothwendigkeit versetzt, hart sein zu müssen, doch wenn die Zeit auch schwer ist, Madame, es ist doch besser, daß sie nun hier bleiben können, denn wenn sie die Erziehung der kleinen Prinzeß Charlotte übernommen hätten, wie ihnen vorgeschlagen wurde, so müßten sie jetzt wahrscheinlich mit dem flüchtigen Hofe nach Rußland wandern."

Jetzt war Madame Herz im höchsten Grade überrascht, denn allerdings war ihr kurz vor dem Kriege durch Delbrück,*) den Erzieher des Kronprinzen,**) der Antrag gemacht worden, die Erziehung der Prinzeß Charlotte***) zu übernehmen; sie hatte es abgelehnt, und eben darum mit Niemandem von dieser Angelegenheit gesprochen. Sie merkte, daß General Hullin ihr eine Probe von der Allwissenheit der französischen Polizei habe geben wollen, und entgegnete in der ihr eignen ernst freundlichen Weise. „Sie haben von dem ehrenvollen Antrag erfahren, General, der mir vor dem Kriege gemacht wurde; wenn aber ihre Polizei Alles weiß, so weiß sie auch, daß ich eine treue Unterthanin bin und daß ich mit Freuden die Königliche Familie begleiten würde, wenn ich ihr dadurch irgendwie nützlich werden könnte."

„Ich achte solche Gesinnungen!" versicherte der General und entließ mit sehr artigen Worten die muthige Frau, als General Pelet gemeldet wurde.

Es flog ein leises Lächeln um die Lippen des eintretenden Generals, als er den schon alternden Commandanten in einem tête-à-tête mit einer so auffallend schönen Frau fand; der Herz entging das nicht, sie sah ihn mit einem ernsten, klaren Blicke an, neigte leise ihr Haupt und verließ den Salon durch das Bureau der Adjutanten, durch welches sie eingetreten.

„Eine schöne Frau!" sagte General Pelet, der sich tief vor ihr verneigt hatte, und trat zu Hullin.

„Schön und tugendhaft!" versicherte dieser.

„Ich zweifle nicht daran!" erklärte Pelet im Tone vollster Ueberzeugung.

„Womit kann ich ihnen dienen, lieber General?" fragte Hullin, der seine Gedanken mit Gewalt von der Herz abwenden mußte; es fiel ihm ein, daß General Pelet gar nicht zu seinen besonderen Freunden gehörte, und er wußte auch weshalb, — Pelet hatte die Hinrichtung des Herzogs von Enghien aufs Schärfste verurtheilt. Sein Kommen mußte also einen besondern Grund haben.

„Sie würden mich sehr verbinden, General," nahm Pelet nach einigem Besinnen das Wort, „wenn sie mir sagen wollten, was einem Herrn von Pletz zur Last gelegt wird, den man in voriger Woche auf seinem Schloß aufgehoben und hierher nach Berlin gebracht hat? Ich will ihnen gleich sagen, daß ich ein großes Interesse an diesem Edelmanne nehme, weil einer meiner Vorfahren, der als Hugenott auswandern mußte, ein Asyl auf den Gütern dieser Familie gefunden hat. Ich erfuhr das, als ich vor einigen Wochen zufällig dorthin ins Quartier kam."

*) Starb als Superintendent in Zeitz.

**) Se. Maj. der König Friedrich Wilhelm IV.

***) Ihre Maj. die Kaiserin-Mutter von Rußland.

Hullin beeilte sich, den Wünschen des hochgeachteten Kameraden zu entsprechen; er blätterte in einem Actenstück, aber er suchte lange, bis er einen Zettel fand, den er aufmerksam durchlas, ehe er sich wieder zu Pelet wendete.

„Der Herr von Pletz ist ein bekannter und höchst eifriger Patriot!“ sagte er dann ruhig.

„Das versteht sich von selbst, denn er ist ein ehrenhafter Cavalier!“ bemerkte Pelet dazu.

„Steht an der Spitze einer geheimen Verbindung!“ fuhr Hullin fort.

„Welche den Zweck hat, flüchtige und verwundete preußische Officiere zu verstecken und zu pflegen!“ endete Pelet den Satz.

„Und sie auf geheimen Wegen zur preußischen Armee zu befördern!“ betonte Hullin stärker.

General Pelet machte eine verächtliche Handbewegung.

„Trotz alledem,“ fuhr der Commandant fort, „würde ich diesen Herrn nicht haben aufheben lassen, wenn er nicht die Flucht eines Generals von Carnitz begünstigt hätte, der, wie man mir berichtet hat, ein höchst gefährlicher Mensch ist.“

General Pelet brach in ein lautes Lachen aus und that sich gar keinen Zwang an, trotz der unzufriedenen Blicke, mit denen ihn General Hullin musterte.

„Entschuldigen sie, General,“ nahm endlich Pelet das Wort, „entschuldigen sie mein Lachen, aber ohne die Angelegenheit zu kennen, wußte ich im Voraus, daß der General von Carnitz der Hauptpunkt sein werde. Erlauben sie, lieber Kamerad, daß ich ihnen sage, von wem die so gefährlich lautende Denunciation gegen den General von Carnitz ist, sie ist von dem jetzigen Escadronchef Rewbel, der bis vor Kurzem mein Ordonnanzofficier war. Das ist eine Erbärmlichkeit von diesem jungen Manne, der sonst Verdienste hat; glauben sie mir, General, der alte Herr von Carnitz ist uns durchaus nicht gefährlich, eine von diesen alten preußischen Perrücken, trinkt sehr viel und hat noch mehr Podagra, völlig unschädlicher alter Knabe, der unsere Officiere sehr gut aufgenommen hat, der sofort mehr Wein herbeizuschaffen bemüht war, als ihm unsere durstigen Landsleute seinen Keller leer getrunken hatten. Der gute Mann ist stets besorgt, sich und Andere vor den Qualen des Durstes zu schützen, die er für die härtesten und schwersten hält.“

„Nicht ganz mit Unrecht,“ bemerkte Hullin, „was aber konnte diesen Rewbel bewegen, eine so gefährliche Denunciation wider diesen durstigen General einzugeben?“

„Ich will es ihnen sagen,“ entgegnete Pelet ernst, „der General von Carnitz hat Rewbel's Vater, mit Recht oder Unrecht, als Spion füsiliren lassen!“

„Teufel!“ fuhr Hullin auf.

„Sie wissen, General,“ setzte Pelet bedeutsam hinzu, „daß man keinen

einzelnen Menschen für den Spruch der Kriegsgerichte, für die Strenge der Kriegsgesetze verantwortlich machen darf, deßhalb nenne ich's unverantwortlich, daß der Escadron-Chef Rewbel sich dafür an dem General von Carnitz rächen will, jämmerlich ist's, daß er's durch eine Denunciation thut, und miserabel, daß er auch gegen den Herrn von Pletz denuncirt, weil dessen schönes Weib des rachsüchtigen Herrn Liebesbewerbung nicht günstig genug aufgenommen. Wäre der Rewbel nicht sonst ein tüchtiger Officier und die Rache an Preußen nicht zur Narrheit bei ihm geworden, so würde ich ihm eine Suppe einbrocken, an der er sich tüchtig den Mund verbrennen sollte; ich bitte sie, lieber General, lassen sie den Herrn von Pletz frei, wir können den Leuten kein Verbrechen daraus machen, daß sie Patrioten sind und großen Schaden kann uns der einzelne kleine Edelmann doch wahrhaftig nicht thun."

Jedem Andern würde Hullin wahrscheinlich eine abschlägliche Antwort gegeben haben, er fand das Benehmen des Edelmanns gar nicht so tadelfrei, wie sein Kamerad, auch war er anderer Ansicht über die Fähigkeit zu schaden, aber Pelet übte einen eigenthümlichen Einfluß auf Hullin, obwohl er ein viel jüngerer General war. Pelet war nämlich, wie wir wissen, ein geborener Edelmann aus altem Geschlecht, Hullin ein militärischer roturier, und trotz allen Pochens auf das eigene Verdienst fühlten sich diese militärischen roturiers stets hochgeehrt durch den Umgang mit Kameraden von altem Adel, vornehmer Erziehung und feinen Sitten, suchten deren Manier zu copiren, so gut sie vermochten und wichen fast überall deren Einfluß. Sie folgten darin nur dem Beispiel ihres Imperators Napoleon, der auch eifrigst trachtete, sich mit Personen von altem Hofadel zu umgeben. Dazu kam bei Hullin in diesem Augenblick auch noch die unverhüllte Hindeutung Pelet's auf das Kriegsgericht über den Herzog von Enghien; es that seinem wunden Herzen wohl, daß nach Pelet's Ansicht kein Einzelner für den Spruch des Kriegsgerichts und die Strenge der Kriegsgesetze verantwortlich gemacht werden dürfe, kurz, mehr geschmeichelt als überzeugt gab er auf Pelet's Bitte sofort Befehl, den Herrn von Pletz frei zu geben und ihn unbehindert auf sein Landgut abreisen zu lassen.

General Pelet dankte dem Commandanten in jener vornehm flüchtigen Manier, die für Alle, welche nicht tiefer zu sehen gewohnt sind, eben so viel Imponirendes als Bezauberndes hat, und beeilte sich dann, den märkischen Edelmann, den er befreit hatte, selbst zu begrüßen.

Herr von Pletz war über seine Verhaftnng acht Tage zuvor lange nicht so erstaunt gewesen, wie über diese plötzliche Befreiung, diese Entlassung ohne alle Bedingungen, bei der ihm sogar freigestellt wurde, sofort nach Bessin zurückzukehren. Der wackere Junker begab sich aus seinem Gefängniß zuerst nach dem Hotel de Brandenbourg am Gensd'armenmarkte, wo er seit Jahren abzusteigen pflegte, wenn ihn seine Geschäfte in die Hauptstadt führten. Das erste Gesicht, welches ihm hier

begegnete, war ein bekanntes, es war das lange hagere Gesicht des alten Hippolyt, welcher der Aelteste war unter den armen Teufels von Bessin. Diesen treuen Burschen hatte Frau Hedwig ihrem Gemahl nachgesendet, auf daß sie sichre Nachricht von ihrem lieben Herrn habe. Hippolyt konnte seinem gnädigen Herrn nun auch zu dessen Beruhigung mittheilen, daß die gnädige Frau und die Junker gesund seien, und daß es auf dem Hofe überhaupt so gut gehe, als es gehen könne bei der schweren Zeit. Alle möglichen Mittheilungen, die bis in's kleinste Detail gingen, machte Hippolyt seinem Herrn, während er ihn ankleidete, denn die umsichtige Frau Hedwig hatte dem armen Teufel auch einen Koffer mit Wäsche für ihren lieben Eheherrn mitgegeben. Zuletzt endlich bemerkte der Getreue, daß er auch am Tage zuvor den Herrn Baron Pelet de la Truiterie, der ebenfalls im Hotel de Brandenbourg wohne, gesprochen, demselben Alles ausführlich erzählt und von ihm die Zusicherung erlangt habe, daß er seinen gnädigen Herrn schon frei machen wolle.

Jetzt war dem tapfern märkischen Junker das Räthsel seiner Freilassung gelöst und er konnte in seiner ernsten und zurückhaltenden Art dem General herzlich danken, als dieser bald darauf in's Zimmer trat, um ihn zu begrüßen.

Der edle Pletz von Bessin hatte anfänglich die Absicht gehabt, sofort abzureisen, denn es drängte ihn, sein Weib und seine Kinder, seine Leute und seine Habe in dieser schweren Zeit nicht länger allein zu lassen als unumgänglich nothwendig, aber davon wollte der General gar nichts hören und verlangte statt alles Dankes, daß Herr von Pletz mit ihm zu Mittag essen und mit ihm den Rest des Tages zubringen solle. Der Abreise am andern Tage dagegen wollte sich der General um so weniger widersetzen, als er selbst am andern Morgen abzureisen gedachte, um seine Brigade, welche nach Preußen vorrückte, einzuholen. Ziemlich widerwillig gab Herr von Pletz nach, denn obwohl er den feindlichen Officier persönlich achtete und sich ihm durch die Familienerinnerung noch mehr als durch den Dienst, den ihm derselbe geleistet, verbunden fühlte, so war es doch für den treuen Patrioten ein herber Schmerz, durch die Straßen von Berlin an der Seite eines französischen Generals gehen zu müssen, und an dessen Seite zu sitzen als Gast. Doch er gab nach und begleitete den General.

Wenn der wackere Landedelmann vielleicht geglaubt hatte, seine Erscheinung an der Seite eines französischen Generals werde Aufsehen erregen, so täuschte er sich gewaltig, er hatte volle Gelegenheit sich zu überzeugen, daß der Patriotismus der Bewohner von Berlin durchaus keine Abschließung von den Feinden des Vaterlands fordere. Es wimmelte in den Straßen von Menschen, französische Officiere sah man fast nur mit übermäßig geputzten Damen am Arm, Herr von Pletz hörte entsetzlich viel schlechtes Französisch sprechen; die speculirenden Berliner suchten wenigstens in sprachlicher Beziehung von der feindlichen Ein-

quartierung zu profitiren. Franzosen, leichtfertiges Frauenzimmer und verächtliches Gesindel vor dem Unterdrücker und Feinde liebedienernd, füllte die Straßen schnatternd, lärmend, lachend, nur zuweilen sah man einen ernsten Mann mit bekümmerter Miene sich durch die bunten Haufen drängen und mit sorgenvollem Blick mehr in sich als um sich schauen. Das laute, anscheinend lustige Treiben auf der Straße machte einen tiefen Eindruck auf den Herrn von Pletz; zwar wußte er wohl, daß es auch in Berlin noch genug treue Preußen und gute Patrioten gab, auch war es ihm nicht neu, daß die Masse des elenden, charakterlosen, unpatriotischen Gesindels sich immer am meisten vorzudrängen pflegt; dennoch hatte er sich Berlin nicht so heillos, so frivol und frech gedacht. Er hatte geglaubt, die Hauptstadt des großen Friedrich werde wenigstens äußerlich Trauer und Leid tragen um den Untergang der Monarchie, Berlin werde still und ernst sein in den Tagen, da der König flüchtete mit der Königin, seiner Gemahlin, und den Königlichen Kindern bis an die äußerste Ostgrenze seines Reiches, da ein heldenhaft Häuflein getreuer Krieger in blutigem Ringen gegen den übermächtigen Feind zu erweisen sich mühete, daß Preußens Heldenthum nicht versunken sei in der Nacht von Jena und Auerstädt, sondern weiter strahle als ein Stern ewiger Ehren, trotz der dichtumhüllenden Wolke des Unglücks; das hatte er geglaubt, und nun fand er anscheinend fröhliches Gewimmel auf Straßen und Plätzen, ein Volk unwürdig im Unglück, wie es unwürdig im Glück gewesen. Helle Schaam brannte auf der Wange des märkischen Edelmannes, als er an der Seite des französischen Generals in das große Gastzimmer des Wirthshauses au parlement d'Angleterre trat.

Diese Räume waren dem Märker nicht fremd, er hatte so manches Mal hier gesessen mit Officieren vom Königlichen Regiment Gensd'armes, mit ehemaligen Kameraden, die nun entweder todt oder wund lagen, flüchtig oder gefangen waren.

Das Zimmer war mit Menschen gefüllt, der General fand für sich und seinen schweigsamen Gast kaum einen Platz an der langen Tafel, an der schier alle Waffen der französischen und rheinbündlerischen Truppen vertreten waren. Auch Civilisten sah man genug und zahlreiche Exemplare jener ekeln Menschenklasse, die sich in eine Phantasie-Uniform gesteckt hatte und nun goldbetreßt Bedientendienste bei dem Feinde leistete: Berliner Nationalgardisten, junge Ladenschwengel und sonstiges mißfarbiges Zeug, das die Gelegenheit benutzte, ohne Gefahr Soldat zu spielen, die Patrioten zu brutalisiren und vor dem Feinde zu kriechen mit so hündischer Schweifwedelei, daß selbst den der Ekel überkam vor so schmachvoller Niedertracht.

Um einen runden Tisch zunächst des Fensters saßen französische Officiere und Employés der Armeeverwaltung und schwangen den Würfelbecher zum Verderben einiger sogenannter Officier dieser Bürgergarde:

mißrathenen Sprossen der französischen Colonie, die mehr Gold an den Hosennähten der französirten Uniform als in der Tasche hatten, sich's aber doch zur Ehre schätzten, es an die nimmersatten Heuschrecken der großen Nation zu verlieren.

An einem andern Tisch, der unten quer gegen die große Tafel gestellt war, saßen mehrere Einwohner Berlin's, meist Beamte und Kaufleute; sie freuten sich schmachvoll, daß sie hier in Gegenwart der Franzosen prahlerisch ihre undeutsche und unpreußische Gesinnung aussprechen konnten, das Unglück des Vaterlands der Armee schuld geben und den eigenen König höhnen durften.

Anfänglich hatte Herr von Pletz nicht Acht auf die Gespräche, die an dieser Quertafel geführt wurden, die gastliche Gesprächigkeit des Generals Pelet nahm ihn in Anspruch, als aber der General, die Schweigsamkeit seines Gastes würdigend, mit seinem andern Nachbar, einem französischen Ordonnateur-General, von Paris zu plaudern begann, da wurde des Landjunkers Aufmerksamkeit fast gewaltsam durch die Gespräche seiner Landsleute gefesselt.

Der loyale Erbherr von Bessin schauderte; er mußte hören, wie der König, die Königin selbst, die unglückliche Armee auf das schmachvollste verhöhnt und verlästert wurden, nicht von den Feinden, sondern von Preußen, von Berlinern, von Menschen, die oft ihre ganze Existenz der Großmuth des königlichen Hauses schuldeten. Hier behauptete ein gewisser P., Hoflieferant und Seidenhändler, ganz laut: der König sei ein Schwachkopf, er habe sich von der Königin und den Officieren vom Regiment Gensd'armes zu dem verrückten Krieg gegen den großen Napoleon zwingen lassen, dessen unglücklicher Ausgang selbst dem blödesten Auge von vornherein erkennbar gewesen. Hier erzählte ein Anderer, Maurermeister und städtischer Beamter, der König sei in Königsberg und spiele den ganzen Tag mit hölzernen Soldaten. Dort rühmte ein Officier der National- oder Bürgergarde, daß sein Corps doch auch unter Kaiser Napoleon gegen den König von Preußen diene, denn wenn es nicht bestände, so müßte Napoleon in Berlin eine größere Garnison halten, deren Kräfte er jetzt besser gegen die Preußen und Russen verwenden könne. Andere erzählten allerlei spöttische und schlechte Geschichten von der Unfähigkeit und Elendigkeit preußischer Generale und Officiere, leider mochte vieles davon wahr sein, empörend aber war es, daß Preußen und Berliner in diesem Tone davon zu reden wagten.

Vor allen Andern zeichnete sich in Schmähungen gegen Preußen und Vergötterungen Napoleons und der Franzosen ein gewisser B. aus, der, wie Herr von Pletz aus den Gesprächen entnahm, Disponent in der Rauck'schen Huthandlung war.

„Nun B., wie geht es mit dem Handel?“ fragte Einer.

„Sehr gut,“ erwiederte B., „die Festungen gehen reißend ab und unsere Leute verdienen eppes!“

Die Gesellschaft brach in ein wieherndes Gelächter aus.

Herr von Pletz hatte solche Niederträchtigkeit nicht für möglich gehalten.

Gleich darauf las Einer aus einem Zeitungsblatt vor, daß Berlin eine Million Kriegssteuer zu bezahlen habe. Am Schluß der Bekanntmachung erklärte das comité administratif sehr verständlich: der Säumige zahlt für den ersten Tag der Zögerung einen Thaler, für den zweiten zwei, für den dritten vier, für den vierten acht Thaler u. s. w. Strafe. Der Artikel der Zeitung setzte nun auseinander, daß ein Miether der letzten Klasse, der von seiner 60 Thlr. betragenden Miethe 5 Procent mit 3 Thlr. zu zahlen habe, wenn er acht Tage säume, folgende Strafgelder zu zahlen habe:

am 1. Tage	1	Thlr.
am 2. Tage	2	Thlr.
am 3. Tage	4	Thlr.
am 4. Tage	8	Thlr.
am 5. Tage	16	Thlr.
am 6. Tage	32	Thlr.
am 7. Tage	64	Thlr.
am 8. Tage	128	Thlr.
also Summa:	258	Thlr.

Nach acht Tagen sollte zwar die Strafzahlung aufhören, dann aber auch sofort der Zwang zur Zahlung eintreten. Die Leute hörten diese Auseinandersetzung mit an, sagten aber kein Wort, es war ja eine französische Verfügung, und wer hätte es gewagt sie zu tadeln! Sie, die über jeden Pfennig laut schalten, den die rechtmäßige Regierung verlangte, sie ließen sich ohne Widerrede von den Feinden auspressen.

Die Spieler am Fenster, die indessen den Weinbecher ebenso eifrig geschwungen, wie den Würfelbecher, waren sehr heiter geworden; sie fingen ein Lied nach dem andern an, und die Deutschen stimmten, so gut sie vermochten, in den französischen Singsang ein, mochte derselbe nun freche Zoten oder nichtswürdigen Spott auf das Preußische und deutsche Vaterland enthalten.

Unterdessen waren zwei Herren eingetreten, die ganz unten an der Tafel Platz nahmen und sich etwas zu essen bestellten. Beide waren in Civilkleidung, doch war es nicht schwer, Preußische Officiere in ihnen zu erkennen; sie sahen blaß und krank aus und blickten düster drein. Es waren kriegsgefangene Officiere, die von Hullin Erlaubniß erhalten hatten, in Berlin zu bleiben. Herr von Pletz schaute mit inniger Theilnahme auf sie, aber Andere sahen auf die Beiden mit anderen Gefühlen.

„Ich kenne sie beide," flüsterte ein Mensch dem Disponenten B. zu, „der Eine ist von den verfluchten Gensd'armen, der Andere stand bei den Leibcarabiniers!"

Diese Bemerkung genügte dem schändlichen Witzbold, und sofort be-

gann er mit überlauter Stimme: „Ich will ihnen eine ausgezeichnete Geschichte erzählen, meine Herren, die erst vor drei Tagen im Bureau Sr. Excellenz des Herrn Generals Hullin passirt ist. Da kommt einer von den kriegsgefangenen preußischen Cavallerie-Officieren, um sich die Erlaubniß zu erbitten, in Berlin bleiben zu dürfen. Der Adjutant-Unterofficier, der die Wünsche des Helden von Jena zu Protokoll nehmen soll, redet denselben natürlich französisch an, aber siehe da, unser Held ist trotz der ausgezeichneten Erziehung, welche diese jungen Herren auf unsere Kosten im Cadettenhause empfangen haben, der französischen Sprache nicht recht mächtig. Auf die Frage: wie heißen sie? folgt die Antwort noch ziemlich rasch; aber auf das: woher gebürtig? und: wie alt? kommt die Auskunft sehr langsam und nur stockend zum Vorschein. Bei welchem Regiment und in welchem Range standen sie? Der feurige Franzmann verliert fast die Geduld, doch zwingt er sich noch ein Mal, als aber auf die Frage: womit werden sie sich bei ihrem Aufenthalt hier beschäftigen? oder warum wollen sie sich hier aufhalten? gar keine Antwort erfolgt, sagt der Adjutant-Unterofficier trocken: vermuthlich um ihre Erziehung zu vollenden? und der Held von Jena antwortet: ja!"

Die ganze Gesellschaft brach in ein convulsivisches Lachen über den elenden Scherz aus.

„Es giebt jetzt eine Menge Officiere hier, die bei den Franzosen in die Schule gehen wollen, um ihre Erziehung zu vollenden?" rief Einer und blickte die beiden Officiere an, die sich wehrlos diesem Hohn Preis gegeben sahen, und sich vergeblich müheten, zu scheinen, als ob sie die Kränkung überhörten.

Der edle Pletz erstickte fast vor Wuth und Indignation.

„Wir wollen das Preußische Reiterlied singen!" rief jetzt ein Galanteriewaarenhändler; „B. singt vor, wir machen den Chor!"

Sofort begann der witzige Disponent der Huthandlung:

Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd,
Schnell hinter die Fronte gezogen,
Im Feld da sind wir durchaus nichts werth,
Da sind uns nur Prügel gewogen;
Da tritt kein Andrer für uns ein,
Die Prügel behalten wir ganz allein!

Aus der Welt die Bravheit verschwunden ist,
Nichts zeigt sich als muthlose Knechte,
Die Feigheit herrschet, die Hinterlist,
Wir sind von demselben Geschlechte.
Wer unter's Depot jetzt kommen kann,
Der Officier allein ist ein freier Mann.

Mich faßt eine Angst, ich laufe weg —
Für sein Leben jetzt muß man sorgen,

Es giebt wohl heute schon, seid nicht keck,
Blessuren. Sie schlagen sich morgen.
Drum lasset uns fliehen und zwar noch heut,
Wir sind Officiere — zur Friedenszeit.

Es war uns nicht ernst, das jetzige Loos
Mit großem Geschrei zu erstreben;
Wir konnten daheim, dem Glück im Schooß,
Uns über das Volk erheben.
Was nützet dem Ruhm, der nicht mehr lebt?
Ein Narr, wer ruhmvoll sein Grab sich gräbt.

Vertrauet auf euer geschwindes Roß,
Die Feinde sind furchtbare Gäste,
Und spähet auf eurem verschuldeten Schloß
Nach dem Jubel beim Friedensfeste.
Entsaget der Löhnung — dem Judengold,
Es sichert dem Kaufmann — Minnesold.

Warum weinet die Dirne und zergrämet sich schier?
Wir werden so übel nicht fahren!
Bald sind wir wieder im alten Quartier,
Wir wollen den Leib schon bewahren.
Wo Franken sich zeigen, sind wir schon fort,
Wir halten nicht Stich an keinem Ort.

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt!
Beim Reißaus den Koller gelüftet!
Die Franken brausen, Napoleon schäumt,
Der Wahn des Sieges verdüftet;
Und setzet ihr nicht die Sporen ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!*)

Jubelnd brüllten die Menschen den Chor, unglaublich, aber leider wahr. Es läßt sich freilich Vieles nicht läugnen, was man der Armee zum Vorwurf machte damals, aber einen so schändlichen Hohn und Spott verdiente die Preußische Armee selbst damals nicht, und am allerwenigsten waren die Leute, welche vor den Franzosen krochen, berechtigt, solche Censur zu üben. Herr von Pletz war mehrere Male in Versuchung gewesen aufzustehen und dem frechen Sänger einen Teller an den Kopf zu werfen; er hielt aber an sich, denn er mußte sich sagen, daß er damit gar nichts erreichen und nur sich selbst von Neuem zum Gegen-

*) Diese ebenso plumpe als niederträchtige Parodie des Schiller'schen Reiterliedes ist wirklich 1806 gemacht und der preußischen Cavallerie zum Hohn gesungen worden. Der Verfasser verwahrt sich überhaupt hiermit gegen den Vorwurf der Uebertreibung. Die hier mitgetheilten Züge sind nicht erfunden, er hat sie aus einer Reihe von historisch verbürgten Mittheilungen ausgewählt, und er hat noch nicht die stärksten genommen. Es ist wohl an der Zeit, jetzt an die Franzosenzeit zu erinnern.

stande unlieber französischer Aufmerksamkeit machen werde. Aber er vermochte es nicht, länger zu verweilen, er stand auf, und General Pelet, der seines Gastes Aufregung und Unruhe bemerkt hatte, erhob sich ebenfalls, um mit ihm zu gehen. Der Edelmann fühlte die Nothwendigkeit, dem General sein Benehmen zu erklären; er sagte ihm also kurz, daß die Gesellschaft ein Spottlied auf die preußische Armee, auf die preußische Cavallerie gesungen habe. Der General verstand ihn und drückte ihm die Hand. Bevor sie aber gingen, flüsterte der General einem französischen Officier, der allein an einem Tische saß, einige Worte in's Ohr, die dieser sofort mit einer zustimmenden Verbeugung beantwortete.

„Ich empfehle den Menschen, der da den Vorsänger machte, ihrer besonderen Aufmerksamkeit, Capitain!" hatte der General gesagt, und in der nächsten Nacht wurde der enthusiastische Lobredner der Franzosen, Disponent B., verhaftet und eingesperrt, weil er geäußert: der französische Kaiser bedürfe der Berliner Nationalgarde, weil er alle seine Truppen im Felde brauche. Herr B. mußte vierzehn Tage sitzen, alle Patrioten gönnten ihm das von Herzen, aber so ging's in der Franzosenzeit!

Als Pelet und Pletz nach dem Hotel de Brandebourg zurückkehrten, strömte Berlin, geschniegelt und gebügelt, geputzt und aufgedonnert zu Ehren der französischen Gäste, in die Theater, Schauspiele und zu andern Vergnügungsorten. Zu Hause hungerten die Kinder, viele der Theaterbesucher aber dachten zwischen Applaus und da Capo mit Angst an den folgenden Tag, und woher die Mittel zu nehmen, um die französische Einquartierung zu füttern, die dort so galant mit der Frau Gemahlin oder den auf Borg eitel geputzten Töchtern scherzte.

Grimmig verschlossen sich die Patrioten in ihre Wohnungen, das Preußische Herz wollte ihnen brechen über des Siegers ungescheute Verachtung, über der eigenen Landsleute bodenlose Niederträchtigkeit — doch je finsterer Preußens Nächte, desto heller seine Morgen!

Ein preußischer Bischof.

Am neunten Juli 1845 leistete Melchior von Diepenbrock im Thronsaale zu Berlin in die Hände des Königs den Eid der Treue als Fürstbischof von Breslau. Noch niemals hatte im preußischen Staate diese Feierlichkeit in solch einer Weise stattgefunden, noch niemals hatte Preußen das Glück eines katholischen Bischofs gehabt, der so weit wie Diepenbrock den Gegensatz überwunden gehabt hätte, der zwischen den scharf protestantischen Ueberlieferungen unseres Staates und seiner streng monarchischen Ordnung auf der einen Seite und zwischen den katholischen

Ansprüchen auf kirchliche Selbstständigkeit bestehen. Es war ein feierlicher und gesegneter Augenblick, als der hohe, edle Mann mit dem kühnen, festen und ehrerbietigen Anstand, dem Ritter St. Georg vergleichbar,*) als Melchior vor die Stufen des Thrones trat, vor dem der König, umgeben von seinen Ministern, stand. Der König wußte bereits, wie hoch Diepenbrock ihn schätzte und liebte, und auch Er Seinerseits blickte mit froher Erwartung auf den herrlichen Mann. Diepenbrock erhob sein Haupt und sprach mit tönender Stimme:

„Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

„Ich nahe mich dem Throne Ew. Majestät nicht ohne Zagen, aber auch nicht ohne ermuthigende Zuversicht. Mit Zagen erfüllt mich der Blick in meine Vergangenheit und meine Zukunft. Aus der vieljährigen Gewohnheit einer stillen bescheidenen Stellung und Wirksamkeit plötzlich herausgerissen und auf eine Höhe hingestellt, die mich den Blicken Aller aussetzt, wäre eine Anwandlung von Schüchternheit wohl verzeihlich, gewiß verzeihlich aber ist das Bangen vor einer so schwierigen Aufgabe, einer so großen Verantwortlichkeit, wie die ist, welche ich nun vor Gott und der Kirche, vor Ew. Majestät und dem Vaterlande übernehme.

*) Einen ähnlichen imposanten Eindruck machte es, als der neue Fürstbischof im Breslauer Dome den Eid der Treue gegen die Kirche leistete. Förster sagt darüber S. 137 seiner Biographie Folgendes:

„Als er (Diepenbrock) nach Verlesung der Bestätigungs- und Beglaubigungsbreven durch den apostolischen Notar mit lauter, fester Stimme den Eid der Treue gegen die Kirche geleistet, an die ihn nun die engsten Bande knüpften, und ihm darauf in kanonischer Weise der Hochaltar und der bischöfliche Thron überwiesen worden, da trat der Oberhirt im vollen bischöflichen Ornate an den Rand der Marmorstufen, die das erhöhete Presbyterium von dem Schiffe der Kirche trennten, und hielt mit volltönender, kräftiger Stimme jene kurze aber inhaltsreiche Anrede, die nachmals durch den Druck in den weitesten Kreisen bekannt wurde. Was aber nicht so bekannt wurde, und wovon Niemand, der sie nicht gehört hat, eine klare Vorstellung haben kann, das war der mächtige Eindruck, den sie auf ein Volk machte, das seit hundert Jahren in diesen Hallen nicht mehr unmittelbar das Wort des Lebens aus dem Munde seines Bischofs vernommen. Und als der Redner bei den Worten: „So setze ich denn nun meinen Hirtenstab auf den ewigen Urfelsen, der da ist Christus, und schlage flehend mit Moses an diesen Felsen, auf daß ein Quell des lebendigen Wassers, ein Strom der Gnade und Erbarmung sich aus ihm ergieße, erquickend und befruchtend über die meiner Obhut anvertrauten Triften" — als er bei diesen Worten seinen Hirtenstab hob und mit Macht auf das Marmorgestein setzte, daß der Schall durch die weiten Hallen ertönte, da herrschte eine Todtenstille in dem überfüllten Tempel —; es war, als ob Niemand zu athmen wagte. Und als er fortfuhr: „Ich stütze meinen Stab auf den von Christus gelegten Grundfelsen der Kirche, der nicht weicht und nicht wankt, wie sehr auch Stürme und Wetter toben; und ich gelobe zu Gott: ich will ein treuer und gewissenhafter katholischer Bischof dieser Kirche sein" — da fehlte wenig, daß, wie zu Chrysostomus Zeiten, die fromme Begeisterung in lauten Jubel ausgebrochen wäre. Ich selbst, der während dieser feierlichen Ansprache neben dem Redner stand, erinnere mich noch jetzt lebendig der Macht des Eindruckes, den jene Worte in der Art, wie sie gesprochen wurden, auf mich machten."

Hierin und in dem Bewußtsein meiner geringen Kraft liegt der Grund meines Zagens.

„Ich fühle mich aber auch von Muth und Zuversicht durchdrungen bei dem Aufblicke zu Gott, dessen allmächtige Hand, wie überhaupt durch mein ganzes Leben, so besonders in dieser letzten Wendung meines Schicksals mich sichtlich geleitet und auf diese bedeutungsvolle Stelle hingeführt hat. Sie wird, diese Hand aus den Wolken, nun, da mein Pfad so steil ansteigt, nicht wie die todte Hand des Zeigers am Wege, mich allein fürder ziehen lassen, sondern als die allmächtige Hand der allgegenwärtigen Weisheit und Liebe mich sicher hinanführen auf die steile Höhe und sicher vorbeiführen an allen Klippen und Abgründen, die rechts und links drohen mögen.

„Mich ermuthigt ferner der zuversichtliche Blick zu Ew. Königlichen Majestät, Allerhöchstwelche schon in der milden Langmuth und Güte, womit Sie die Gründe meines Widerstrebens gegen diese Stellung zu achten geruht, mir einen so sprechenden denkwürdigen Beweis hoher Huld und edlen Vertrauens gegeben; es ermuthigt mich das unbegrenzte Vertrauen auf die Weisheit und Gerechtigkeit meines Königlichen Herrn und Landesvaters, Allerhöchstwelcher der Sache, die ich zu vertreten habe, der Kirche, der ich diene, den getreuen Unterthanen, deren geistliche Pflege mir obliegt, Seinen landesväterlichen, gerechten und mächtigen Schutz nimmermehr versagen wird. Und diese Sache ist des königlichen Schutzes nicht unwerth. Die katholische Kirche hat in treuer Ueberlieferung der überkommenen Glaubenshinterlage auch die urchristliche apostolische Lehre der Unterthanenpflicht und Treue gewissenhaft bewahrt, und ist, dieselbe zur gelegenen und ungelegenen Zeit einzuschärfen, namentlich in unseren bewegten Tagen nicht müde geworden; und ich kann mit vollstem Rechte die feierliche Versicherung aussprechen: daß, wer ein wahrer Katholik, auch nothwendig ein treuer Unterthan und guter Bürger ist, und daß Ew. Majestät Ihr geheiligtes Haupt in dem Schooße eines jeden Katholiken sicher zum Schlummer niederlegen können, weil in dem Gewissen eines Jeden der treueste Hüter für Allerhöchstdero Wohlfahrt wacht.

„Mit Freuden schwöre ich daher, wie vor einunddreißig Jahren als Officier den preußischen Fahneneid, so nun als Bischof in das Vaterland zurückkehrend den Unterthaneneid, mit dem vorausgeschickten Herzenswunsche: Gott segne und erhalte Ew. Königliche Majestät und das ganze Königliche Haus.“ —

Diese Worte gaben eine sichere Bürgschaft. Was waren gegen sie die gewundenen Versicherungen eines Droste; wie war es möglich, einem Manne, der so gesprochen, nicht volles Vertrauen zu schenken; welch einen Vortheil erfochten die Interessen der katholischen Kirche in Preußen durch diese schlichte, nicht mißzuverstehende, nicht doppelt zu deutende Rede!

Und Diepenbrocks gesammte Wirksamkeit in seinem bischöflichen Amte blieb im Einklang mit diesem feierlichen Gelöbnisse.

Mit einer wirklichen Kindesdemuth bestieg Diepenbrock seinen Thronstuhl; „es war ihm," sagte er, nachdem er schon im dritten Jahre in Breslau wirkte, „als ob er wie ein gepreßter Matrose auf dem schlesischen Kirchenschiffe stände" (S. 189), und immer wieder von Neuem überkam ihn die Sehnsucht nach der einfachen stillen Mönchszelle. Aber er war für den Kampf bestimmt, und der Kampf rief in ihm mehr und mehr das Bewußtsein seiner großen Kräfte hervor.

In die Zeit seines Amtes fielen mehrere böse Ereignisse; der Deutschkatholicismus begann von seiner Diözese aus seine traurige Agitation; Oberschlesien verfiel bald darauf in Hungersnoth und Typhus; endlich kam das Jahr 1848, das auch nach Breslau die Revolution trug und dort mit der Steuerverweigerung endete. In allen diesen Krisen zeigte Diepenbrock, daß er nicht mehr gelobt, als er zu halten im Stande war.

Sein Hirtenbrief vom 28. März 1848 ist ein lauter und unbeugsamer Widerspruch gegen alles aufrührerische Wesen. Er warnt darin das katholische Volk vor ungerechter Selbsthülfe und dem um sich greifenden Faustrechte und weist darauf hin, daß auf jeder Gewaltthat Gottes Fluch haftet von Geschlecht zu Geschlecht und die Strafe nimmer ausbleibt. Das kurze aber eindringliche Hirtenwort schließt mit der Aufforderung an die Geistlichen: daß sie dem Volke das Verbot jeder Auflehnung wider Ordnung und Gesetz ernstlich „als ausdrückliche Mahnung, als flehendliche Bitte, als heilige Beschwörung auch in seinem, des bekümmerten Bischofs, Namen, neuerdings an's Herz legen, beifügend, daß Er von seinen lieben katholischen Schlesiern erwarte, sie werden ein ruhiges, besonnenes, männliches und ehrenhaftes Betragen, durch Achtung des Gesetzes und der bestehenden Obrigkeit, durch Liebe und Anhänglichkeit an den Kaiser und den König, durch Gehorsam gegen die Kirche in dieser Zeit der Prüfung sich bewahren und so der Verheißung des Herrn (Matthäus 5) würdig machen." In dem Fastenmandat, welches er am Schlusse des Kirchenjahres, am 9. November, erließ, verglich er die Prüfung, welche die Predigt des Aufruhrs und der Nichtachtung der Obrigkeit über das Volk gebracht, mit der eben geendeten Heimsuchung, welche die Typhusepidemie über Oberschlesien hereingeführt. „So war die Trübsal jener Heimsuchung wohl schwer, aber sie war keine Versuchung, und der zeitige Tod endete im seligen Leben." „Ach!" — fährt er dann fort — „diesen Trost hat die Prüfung nicht, die jetzt über uns Alle gekommen ist! Auch ihre Begleiter sind Jammer, Elend und Noth, ihr Ende aber für Viele ist der Tod: der Tod der Sünde, des Abfalls von Gott und seinem heiligen Gesetze, die Verleugnung unsers Herrn und Seligmachers Jesu Christi: und das ist der Tod der Seele im ewigen Verderben!" Und nun folgt der Hinweis

auf die falschen Propheten dieser Zeit und die Warnung vor einer Freiheit, die nichts anderes ist, als die Entbundenheit von Gottes heiligen Geboten; und die Aufforderung zur Wachsamkeit und zum Gebet in diesen Tagen der Prüfung, so eindringlich, als sie nur gegeben werden können.

Noch war dieses Hirtenschreiben nicht verkündet, da erfolgte der bekannte Steuerverweigerungsbeschluß einer Fraction der Berliner National-Versammlung, welcher auch in Schlesien seinen Wiederhall fand, zumal Breslau fast der Anarchie verfallen in den Händen der Feinde der Ordnung war. Inmitten dieses Sturmes war es wieder Melchior, der am 18. November seine Stimme erhob und vor Gottes Angesicht und vor aller Welt erklärte: „daß, da Seine Majestät der König nicht aufgehört habe, unser rechtmäßiger König, d. h. unsere von Gott gesetzte Obrigkeit zu sein, die Pflicht des Gehorsams gegen ihn und insbesondere die Pflicht der Fortentrichtung der gesetzlichen Steuern an die bestellten Königlichen Behörden für jeden katholischen Christen eine unzweifelhafte heilige Gewissenspflicht sei, nach dem ausdrücklichen Ausspruche des Herrn, da er auf die gleiche Anfrage: Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu geben? entscheidend antwortete: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist! und nach der Ermahnung des Apostels: Gebet also Jedem das Schuldige, Steuer wem Steuer, Zoll wem Zoll, Ehrfurcht wem Ehrfurcht gebührt." — — — „Daher," so fährt er fort, „ermahne ich alle meine Diöcesanen im Namen des dreieinigen Gottes, sich in der Erfüllung dieser Pflicht nicht beirren zu lassen; ich ermahne sie, dem Könige zu vertrauen, daß er die seinem Volke gemachte Zusage gewissenhaft erfüllen werde; und in der Treue gegen ihn unwandelbar zu verharren, denn seine Königliche Gewalt ist von Gott geordnet, und wer sich ihr widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes, und die sich widersetzen, ziehen sich selbst die Verdammniß zu. Das ist," — so schließt er — „das ist nicht meine, sondern des Weltapostels göttliche Lehre. Ich aber würde Verrath an meiner Pflicht üben und meinen heiligen Eid brechen, wenn ich sie nicht bei diesem Anlasse allen meiner Hirtensorge Empfohlenen, laut und nachdrücklich, wie ich es hiermit thue, einschärfen wollte." So sprach Melchior im vollen Bewußtsein der Gefahr, welcher er sich in diesen Tagen leidenschaftlicher Erregtheit aussetzte.

Dieses Wort hat damals wunderbar gewirkt, nicht nur in der Diöcese, sondern weit über ihre Grenzen hinaus, und nicht nur unter Katholiken, auch unter anderen Glaubensgenossen, ja es ist von mehreren protestantischen Kanzeln verkündet worden.

Aehnlich war auch des Fürstbischofs Haltung in der Paulskirche in Frankfurt, wohin er als Abgeordneter zur deutschen Nationalversammlung gewählt war. „Es ist eine verlorene Zeit, die man hier zubringt," sagte er und verließ schon nach wenigen Monaten die große Verwirrung.

In Breslau fand er Besseres zu thun, hier stand ihm ein großes Feld offen, auf dem Gesetzlosigkeit und Unglauben aller Art zu bekämpfen war. Die Mittel, die er dazu anwendete, entsprachen der Großartigkeit seines ganzen Wesens. Ihm war es Herzenssache, gegen den Feind der Wahrheit alle nur irgendwie erreichbaren Elemente zu vereinigen, und darum war er, wenig damit dem Concordats-Katholicismus entsprechend, ein Feind der confessionellen Reibungen. Er selbst sagt darüber:

„Wenn man doch bedenken wollte, daß es sich in den gegenwärtigen Tagen auf dem religiösen Gebiete viel weniger um Katholicismus und Protestantismus, als um Christenthum und Heidenthum, und zwar um das schlimmste, das moderne Heidenthum, handelt; so wie es sich in manchen Ländern, oder doch sicher bei sehr vielen Unzufriedenen, weniger um Monarchie und Republik, als um Regieren und Nichtregieren handelt. Die Prophezeiung eines großen Staatsmannes (Burke) scheint sich erfüllen zu wollen: „„Es wird eine Zeit kommen, wo die Fürsten aus Politik Tyrannen werden, weil die Unterthanen aus Princip Rebellen geworden sind."" Was wir in diesen Tagen erfahren haben, sind nur die Vorboten viel größerer Umwälzungen, welche Europa bevorstehen. Wer ist in solchen Zeiten sicherer als ein Priester, der fern von politischen und religiösen Zwisten sich in die feste Burg der Kirche zurückzieht, an deren Mauer die Schwerter so vieler Despoten zersprungen sind. Viele tausend Stürme und Unwetter sind über diese Burg dahin gefahren, sie haben die Wiege der Kirche umbraust, sie haben ihre Jugend nicht zu erschüttern vermocht, sie werden auch die zweitausendjährige Veste nicht niederwerfen. Und mag der Krieg Aller gegen Alle entbrennen und wie eine neue Sündfluth die Länder überschwemmen, die Arche des Herrn wird über den Wogen schwimmen, bis die Taube des Friedens verkündet, daß die Wasser gewichen sind und ein neuer Frühling die Erde bedeckt." —

In derselben Weise äußerte er sich, als der evangelische General-Superintendent der Provinz Schlesien, Dr. Hahn, der freilich einen vorausschauenderen Blick für die zum Siege eilende ausschließliche Richtung innerhalb der katholischen Kirche hatte, als Diepenbrock, in einem Erlaß scharf über die katholischen Lehren geurtheilt hatte. Diepenbrock erließ damals einen Hirtenbrief, in dem folgende Stelle hervorzuheben ist.

„Sollte es geschehen, daß durch jenes Sendschreiben der unveranlaßte Kampf gegen uns wirklich angefacht würde; sollte es geschehen, daß von den Kanzeln die alten Beschuldigungen, Verdächtigungen und Entstellungen unserer Lehren und kirchlichen Institutionen, wie wir es schon so oft erlebt, wieder laut würden; sollte es namentlich versucht werden, die heilsamen Früchte der Missionen für unser gläubiges Volk in den Disteln und Dornen gehässiger confessioneller Reibungen und Parteileidenschaften zu ersticken: so bitte, so beschwöre ich Euch, und befehle Euch kraft meines oberhirtlichen Amtes: Lasset Euch dadurch nicht

entmuthigen, nicht aus der Fassung bringen, nicht erbittern, nicht zur Vergeltung Gleiches mit Gleichem hinreißen. Führet die Waffen des Lichtes, vertheidiget die katholische Wahrheit mit allen Gründen, die ihr so reichlich zu Gebote stehen; aber treibet Eure Heerden nicht auf die dürren Stoppelfeder einer gehässigen unfruchtbaren Polemik, sondern weidet sie auf den grünen Auen des göttlichen Wortes und der katholischen Kirchenlehre, die in den Schriften der heiligen Väter und Lehrer der Kirche so reichlich vor Euch ausgebreitet liegen. Nehmt Euch darin das Beispiel der Missionsprediger zum Muster. Seid Ihr aber genöthigt, die von auswärtigen Angriffen beunruhigten Gemüther der Eurigen durch Widerlegung falscher Darstellungen und scheinbarer Einwürfe zu befestigen, so thut es mit aller Würde, die der Wahrheit ziemt; entweihet nicht die heilige Stätte durch unedle Streiterkünste; lasset nicht aus Eurem Munde, statt des Honigs der Erbauung, die Galle der Zanksucht fließen; und bedenket, daß Gottes Reich nicht durch menschliche Leidenschaft, durch Schimpfen und Schelten gefördert, sondern nur gestört werden kann. Bewahret in Eurem Herzen das tröstliche Wort des Herrn: Selig die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen."

Dem Könige machte der Cardinal in einem Privatschreiben Mittheilung von diesen Vorgängen und schloß seinen Brief mit den Worten: „Es ist wohl recht betrübend, daß man nach Allem, was wir erlebt haben, und im Ausblick auf das, was wir noch erleben werden, die allgemeine Solidarität der gemeinsamen christlichen Interessen, gegenüber dem Umsturz, dem Atheismus und Antichristenthum nicht einsieht, nicht Pauli Wort beherziget: Wenn nur auf alle Weise Christus gepredigt wird."

Es tritt eine apostolische Weihe und Weitherzigkeit aus diesen Worten hervor, die stark absticht von der scharfbestimmten Haltung, welche in neuerer und neuester Zeit von deutschen katholischen Bischöfen beobachtet ist und welche u. A. dahin geführt hat, daß am Rhein den katholischen Geistlichen geboten ist, so viel wie möglich den Umgang mit den evangelischen Predigern zu meiden. Die hohe Idealität des Standpunktes, der in Aeußerungen, wie die mitgetheilten, angegeben ist, mußte dem Fürstbischof schnell das ganze Herz des ähnlich denkenden und fühlenden Königs Friedrich Wilhelm IV. zuwenden, und es zeugen, obgleich nach Diepenbrocks Tode der ganze Briefwechsel des Königs mit ihm nach Berlin zurückgesandt werden mußte, die wenigen noch in Abschriften erhaltenen Reste dieser Briefe davon recht deutlich. So schreibt, als D. in Sorge vor der ihm zugedachten Erhebung zum Cardinal den König um Vermittelung ersucht hatte, damit der Purpur ihm fern bleibe, der König an diesen:

„Ich muß gestehen, daß ich vor Freude über die Coincidenz der päpstlichen Ansichten mit den meinigen alle Ihre Tribulationen vergessen

habe, zumal ich bald darauf durch Sie erfuhr, daß Sie sich im Gehorsam dem Willen des heiligen Stuhles gebeugt. Da nunmehr Alles in Ordnung ist, so müssen Sie, Eminentissime princeps! es schon leiden, daß ich Ew. Eminenz aus dem Grunde meines Herzens meinen freudigen Glückwunsch ausspreche. Er ist wahrhaft aufrichtig und vom ächtesten Gepräge. Ich wünsche auch der deutschen Kirche Glück zu Ihrer Erhebung und dem Breslauer Stuhl, auf dem seit dem Grafen von Sinzendorf kein Cardinal gesessen ist. Aber auch mir wünsche ich Glück, theuerster Fürst! daß einer meiner treuesten und liebsten Freunde mit der höchsten Kirchenwürde Roms bekleidet ist und dadurch an Ansehen und Gewicht gewinnen muß. In einer Zeit, wo so Viele, vom Parteiwahnsinn verderbt, das Demoliren meines Hauses als Königstreue ausschreien, kann ich's nur mit herzstärkender Rührung sehen, wie ein Fürst der Kirche, zu der ich nicht gehöre, an der Spitze alles Edlen, Treuen, Gewissen steht, welches allein aus dem lautern Born des wahren Christenthums fließt. Daher der Werth, den jedes liebe Wort, welches von Ihnen ausgeht, für mich hat; daher die lebhafte Dankbarkeit, mit der ich solche Worte empfange und beantworte."

Welch seltener Fall, daß ein evangelischer Fürst in dieser Zeit der Gegensätze so einem katholischen Kirchenfürsten schreiben durfte.

Und doch konnte der edle König nicht anders über den seltenen Mann urtheilen, der mit einer Freiheit des Geistes, welche sich wenig um die Einzelheit der Satzung und um gewisse aigrirte Anathemas kümmerte, ohne weiteres das, was dem katholischen Bischof wünschenswerth und nothwendig erschien, auch als dem König von Preußen wünschenswerth und nothwendig hinstellte. Er ließ den Gedanken eines Gegensatzes zwischen Kirche und Staat gar nicht aufkommen, da es sowohl seine Art nicht war, sich in Allgemeinheiten zu verlieren, als auch weil es ihm unmöglich erschien, daß geistige Interessen mit diesem hochherzigen König in Conflict gerathen könnten. Darum macht er den König in aller Offenheit mit seinen Plänen und seinen Reformen bekannt und beräth gleichsam mit ihm, wie mit einem ihm amtlich Verbundenen, über die kirchlichen Dinge. So schreibt er dem König, als die Franciscaner von der strengen Regel Petri von Alkantara sich um Niederlassung in seiner Diöcese bewarben, Folgendes:

„Ich habe diese Mönche bei mir behalten, weil der Geist der Demuth, der Entsagung und der Liebe, der aus ihrer ganzen Erscheinung spricht, das beste Pflaster auf die Krebswunde unserer Zeit ist, auf das Zehrfieber der Genuß-, Hab- und Herrschsucht. Sie sind Mäßigkeitsprediger für die Oberschlesier, ehe sie noch ihre Sprache reden, denn die arme Kutte des heiligen Franziskus redet alle Sprachen."

D. war sich, wie seines lautern Strebens, so überall auch der Billigung und Gewährung seiner Veränderungen und Verbesserungen gewiß, und es war ein neuer Beweis des großen Königlichen Vertrauens

zu ihm, daß ihm im October 1849 die oberste Leitung der katholischen Militärseelsorge übertragen wurde.

Er war keiner jener Kirchenfürsten, welche ihrem Beruf dann am meisten zu entsprechen glauben, wenn sie die Polizeimacht des Staates gegen sich in die Schranken rufen und mit Weigerungen und durch Widersprechen sich endlich ein kleines stattliches Gefängniß, eine gerichtliche Versiegelung und den übrigen Zubehör eines billigen und bequemen Martyrthums erringen. Er fühlte sich — ein wirklicher Fürst — für die großen Ordnungen der Welt Gott und dem Volke gegenüber schwer verantwortlich, und all sein Thun und Denken entsprach diesem ernsten Bewußtsein seiner obrigkeitlichen, seiner fürstlichen Pflicht.

Diese fürstliche Haltung entsprang aus der Großheit und Weite seines Geistes, der mit einer wahrhaft erquicklichen Frische und Natürlichkeit die glücklichste und getreueste Auffassung der Dinge der Außenwelt umfaßte. Niemand war mehr ohne vorgefaßte Meinungen, sein Urtheil war klar und richtete sich niemals auf den einzelnen Punkt, sondern auf das Ganze, der Laune oder gar der Abneigung und dem Haß ließ er dabei niemals einen Einfluß, und eben so scharf, treu und leidenschaftlos sein Urtheil über Andere, eben so war es auch über ihn selbst. Ehrgeiz konnte bei ihm nicht aufkommen; keine Stufe seiner geistlichen Laufbahn stieg er freiwillig empor; eine Klosterzelle war sein liebster Wunsch, statt dessen er freilich auch oft den Wunsch nach einem stillen Grabe äußerte.

Solch einen Charakter zu bewahren ist nur dem wirklichen Christen möglich; aber der Grund und der Stoff zu diesem Charakter findet sich bei D. in seiner edlen, frischen, nordsächsischen, ländlichen Natur. Der wilde und heftige Knabe, den die dunkle Sehnsucht in den Wald zieht und der von den höchsten Wipfeln der Eichen immer noch nicht weit genug über den Horizont hinweg zu schauen vermag; das zarte Gemüth, das sich an die fromme Mutter schmiegt; die unwiderstehliche Anmuth, welche selbst die Erzieher zu beschwichtigen weiß; der frohe Eifer im Wohlthun; die Keuschheit des Jünglings auch in den wilden Stürmen der Jugend; das feine Gefühl für das, was anderen weh thut und vor Allem „keine nassen Augen und stummen Lippen" selbst bei den Bedienten, die gescholten sind, ertragen kann; — dies und ähnliches sind Züge, die den Grund und Stoff umschreiben, aus welchem der christliche Charakter des Bischofs gebildet ward. Das Natürliche, das Volksthümliche, das Poetische tritt dabei stets als Grundton seines Wesens hervor. Berg und Baum und Schlucht liebt er noch als Bischof mit dem Herzen des Jünglings und eilt dahin, so oft es ihm möglich; der Sinn für den Scherz bleibt ihm bis zuletzt erhalten, wenn er ihn auch später seltener verrieth*); alles, was aus dem Volke kommt und dem Volk frommt und

*) In der vorliegenden Biographie ist ein hübsches Brieschen des Cardinals an

gefällt, zieht auch ihn auf das Tiefste an. Auch dem Wallfahren, das er von seiner volksthümlichen Seite auffaßt, weiß er darum in schöner Form das Wort zu reden. Er äußerte sich darüber folgendermaßen:

„Da ziehen sie Jahr aus Jahr ein in ihre Bäder, zu ihren Industrieausstellungen, zu ihren Versammlungen, wenn nicht gar in die Spielhöhlen. Schaarenweise ziehen sie hin, Hohe und Niedrige, Männer und Frauen, wer die Mittel aufbringt, per Dampf zu Land und zu Wasser, als hätten sie ein Privilegium für ihre Weltfahrten, die nichts anders sind als Wallfahrten, nur keine betenden, und dabei gebehrden sie sich, als sei der Arme zur Frohne verurtheilt bei Tag und Nacht, ein Sclav am Mühlrade des Eigennutzes und der Habsucht, selbst ohne Sonntagsrast und Ruhe. Monate, Jahre lang ziehen sie durch die Welt und vergeuden oft, was sie leicht oder gar nicht verdient haben, im emsigen vielgeschäftigen Müßiggange. Und der Land- und Gewerbsmann, der im Schweiße seines Angesichts sein Brot ißt, soll nicht zwei oder drei Tage übrig haben, an denen er betend und singend durch Wald und Flur zieht in die heilige Einsamkeit und nach dem störenden Werktagsleben einmal ganz sich selbst gehört und seinem Gott. Liegt der Wandertrieb nicht tief und unaustilgbar in der Menschennatur? Treibt es ihn nicht unaufhaltsam weiter, wie schön das Thal wäre, in dem er seinen Heerd sich aufgebaut, und wie lieblich der Wald, in dessen Schatten er ausruht? Liegt nicht in dieser unbefriedigten Sehnsucht ein Beweis mehr dafür, daß weit hinaus über die Berge und Thäler dieser Erde, daß über dem Grabe erst der Tabor sich erhebt, wo im Verklärungsglanze unsere Heimath winkt und wir mit der Ruhe der Seligen sagen können: Hier ist gut sein, hier wollen wir unsere Hütten bauen? Jeder folgt dem Geiste, der ihn treibt. Den Einen treibt's in politische Volksversammlungen, in Zweckessen und Gelage; den Andern in die Gotteshäuser auf den Bergen und in den Thalschluchten. Aus ihren Früchten werdet ihr sie erkennen!"

Seine Liebe zum Volke machte ihn indeß gegen die Gefahren, die aus diesem Volke, wenn man es irre leitet, hervorgehen können, nicht blind. Seinem Auge war es nicht verborgen, daß das deutsche Volksthum tief zerrüttet sei, daß mit dem Zerfall der alten Ordnungen und Einrichtungen auch die alte Zucht und der alte Frieden verschwunden sei, und die Zukunft erschien ihm drohend. So sagte er noch kurz vor seinem Ende (1853):

„Es werden schwere Zeiten kommen" — sprach er — „Zeiten einer

---

den König abgedruckt. Den Cardinal hatte auf einem seiner Spaziergänge ein Stier angerannt. Der König schrieb ihm damals: „Ei, ei, Herr Cardinal! Sie haben doch nicht etwa ihren Purpur irgendwo durchblicken lassen; das Geschlecht ihres Gegners verträgt ihn nicht." „Nein, Ew. Majestät," — war die Antwort — „der Purpur war ganz und gar aus dem Spiele, aber jenes Geschlecht verträgt auch die schwarzen Röcke nicht."

ganz anderen Umwälzung als die im Jahre 1848. Die Revolution in Europa ist bekämpft, aber nicht überwunden, und ihre Lehren vergessen oder unbegriffen. Auf neue Gesetze und Constitutionen wollen die Einen, auf Bajonette und Kanonen die Andern, Manche auch auf Beides das Heil der Völker bauen, und vergessen darüber das Eine, was Noth thut."

Sein Tod war auch ein Verlust für die Monarchie; eine Säule nicht blos der Kirche war damit gebrochen, und ein Pfeiler versunken, der des Großen, Guten und Schönen viel getragen hatte.

Zur Kriegs-Literatur.

1. Streubel: die militärische Schwäche Frankreichs Deutschland gegenüber. Stuttgart, 1859. Cotta.
2. Baube: Oestreich und seine Militärmacht in Italien. Hamburg, 1859. Hoffmann u. Campe.
3. Berghaus: Beschreibung des Kriegsschauplatzes in historischer, topographischer und strategischer Hinsicht. Berlin, 1859. Riegel.
4. Po und Rhein. Berlin, 1859. Franz Duncker.

Gewisse Thiergattungen hassen einander instinktmäßig, greifen einander an ohne Weiteres, und bekämpfen sich bis zur Erschöpfung oder Vernichtung. Dafür giebt es unter den Völkern glücklicher Weise keine Analogie, am nächsten aber steht jener Erscheinung in der Thierwelt der Racehaß verschiedener Völkerstämme gegen einander, wenn derselbe freilich auch mannigfach und oft bis zur Unkenntlichkeit modificirt ist, obgleich wir immer noch den Gegensatz zwischen Romanen und Germanen einer-, sowie zwischen Germanen und Slaven andererseits für bedeutungs- und verhängnißvoller halten, als er im Allgemeinen jetzt gehalten wird. Noch viel fanatischer in der äußeren Erscheinung, obgleich gerade in der Quelle grundverschieden, ist der Haß wegen der Religion, der Haß gegen die Juden, der Jahrtausende alt ist, der Haß der Heiden gegen die Christen, der Haß der Muselmänner gegen Andersgläubige. Bei vielen dieser Gegnerschaften um der Religion willen tritt der Racehaß verschärfend und verbitternd hinzu. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß der Welteroberer der neuen Zeit mit seiner Familie einem Volke entstammt, vor dem alle übrigen Völker seit undenklichen Zeiten eine aus Haß und Abscheu gemischte Abneigung hegten; die antiken Römer sowohl, wie die mittelalterlichen Ritter, die modernen Spanier und Franzosen, alle hegen eine tiefe Abneigung gegen die Corsen. Doch das beiläufig — im Allgemeinen kann man annehmen, daß die Völker, ganz wie die Individuen, nicht plötzlich aus dem Zustande völliger Gleichgültigkeit oder gar des Wohlwollens zu Kampf, Krieg und Feindseligkeit übergehen — es gehört dazu immer noch ein gewisses Echauffement. Die homerischen Helden erreichten solches durch prahlerische Reden, die nicht viel Verbindliches

für ihre Gegner zu enthalten pflegten, und im Grunde ist es noch heute so. Die Ausforderungen im Mittelalter, welche sehr unverblümt mit „falscher Ritter“ oder „meineidiger Fürst“ anfangen, sind im Grunde noch eben so homerisch wie die modernen Kriegserklärungen und Manifeste von der Seine, mögen dieselben nun: Frieden den Hütten, Krieg den Palästen! oder die civilisatorische Aufgabe der Westmächte, oder das sogenannte Recht der Nationalitäten proclamiren. Darin hat sich seit zweitausend Jahren nichts geändert, und schwerlich wird sich in diesem Punkt jemals etwas wesentlich ändern.

Dagegen macht sich jetzt im kriegerischen Verkehr der Völker etwas geltend, was früher nur zwischen Individuen stattfand. Seit Hektor und Ajax nach ihrem Kampfe Schwert und Schärpe tauschten, sich gegenseitig also als Helden ehrend, haben noch manche tüchtige Kämpfer, Nibelungen und Heunen, sich anerkannt; bei den Völkern aber fand das selten nach dem Kampfe, vor dem Kampfe aber fast niemals statt. Das eben aber hat sich geändert, die Rodomontaden vor dem Kampfe gehören jetzt schon zum schlechten Ton, man überläßt sie dem großen Haufen oder Denen, die auf die große Masse der Ungebildeten speculiren; die bessern Geister fühlen, daß es mehr Ehre bringt, mit einem achtungswerthen Gegner zu kämpfen, als mit einem, dem man selbst alle möglichen Schändlichkeiten öffentlich Schuld giebt; auch die Politik spielt eine Rolle, denn der Gegner, den man heute bekämpft, steht nach kurzer Zeit vielleicht als Bundesgenosse auf unserer Seite, und darum ist es klug, seine Fahnen nicht mit Schmutz zu bewerfen. Umgekehrt, der Gegner von heute war vor wenig Jahren noch ein Bundesgenosse, den man mit Glückwünschen ehrte, mit dem man Orden tauschte und andere Zeichen der Achtung, — das Alles schließt selbst die stärkste Gegnerschaft nicht aus, aber es fordert dringend dazu auf, sich nicht selbst im Gegner zu verunglimpfen.

Sieht man nun die Literatur an, welche der zwischen den Franzosen und Oestreich ausgebrochene Krieg hervorgerufen, so findet man, daß sie zum Theil aus dem Wunsch hervorgegangen, die Völker in das gehörige Echauffement zu versetzen, zum Theil aber doch auch eine starke Tendenz haben, dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und wie sollte es eigentlich auch anders sein?

Ist es nicht wenige Jahre erst her, seit Franz Joseph's Minister dem Herrscher im Pallast der Tuillerien gratuliren ließ zur gewonnenen Almaschlacht? Tragen nicht die rührigsten Federn des bonapartischen Frankreichs den Franz-Joseph-Orden? Sprach nicht Louis Napoleon vor wenigen Monaten noch mit Emphase von dem „jungen ritterlichen Kaiser“ Oestreichs? Erklärlich ist's dabei, daß die französischen Schriften mehr auf das Echauffement gerichtet sind, sie richten sich eben mehr an die Leidenschaft der großen Masse in Frankreich und in Italien, um deren Bundesgenossenschaft man sich eifrig bewirbt, während die deutschen Schriftstücke, namentlich soweit sie wirklich officiell sind, entschieden würdiger, ernster und in Beziehung auf den Feind achtungsvoller gehalten sind. Daß es auch auf deutscher Seite nicht an Echauffements-Literatur fehlt, braucht wohl kaum bemerkt zu werden, und nicht alle Erzeugnisse derselben sind so würdig gehalten, wie die erste der oben genannten Schriften, die zuerst in der deutschen Vierteljahrsschrift erschienen ist.

Der Verfasser, ein deutscher Artillerie-Officier, liefert den Beweis für die große Ueberlegenheit Deutschlands über Frankreich in militärischer Beziehung,

natürlich ist dabei die Einigkeit Deutschlands vorausgesetzt, was hoffentlich keine Voraussetzung allein bleibt.

Der Verfasser giebt zunächst die Stärke und die Qualität der französischen Armee an, dann folgt die Stärke und Qualität der deutschen Armeen; wir haben dabei weder bei den Zahlenangaben, noch bei den Urtheilen des Verfassers Ausstellungen zu machen. Bei der sich dann anschließenden Kritik der Kriegsschauplätze im Westen und Osten, sowie der verschiedenen Vertheidigungsgebiete der Ardennen, der Vogesen, des Jura, der Alpen u. s. w., haben wir nicht vermocht, dem Verfasser genau zu folgen, weil es uns an der dazu nöthigen genaueren Terrainkenntniß fehlt, doch glauben wir, daß namentlich Officiere diese Auseinandersetzungen mit Vortheil studiren werden.

Es versteht sich von selbst, daß wir nicht in allen Einzelnheiten mit dem Verfasser übereinstimmen, z. B. nicht in seiner absoluten Verurtheilung von Gardetruppen, im Allgemeinen aber haben wir uns meist in Uebereinstimmung mit ihm befunden, trotz der entschiedenen Vorliebe desselben für östreichische Einrichtungen im Gegensatz zu den preußischen. Frappirt hat uns das Urtheil des Verfassers über die französische Artillerie, und um so mehr, als es durch die östreichischen Berichte über das Gefecht von Montebello bereits eine Art von Bestätigung erhalten hat. Er sagt:

„Ueber die französische Artillerie coursiren sehr viele schiefe Urtheile. Man hält sie fast durchweg für tüchtiger, als sie in Wirklichkeit ist. Unter Napoleon I. war sie (nicht absolut, aber verhältnißmäßig) besser wie jetzt. Damals führte die Feldartillerie gemischte Batterien, d. h. solche, die neben einer Anzahl Kanonen einige Haubitzen enthielten. Letztere warfen schlecht, weil man zu jener Zeit den großen Nutzen kleiner Wurfladungen noch nicht kannte. Seitdem haben alle übrigen Artillerien, zumal die deutschen, das Verticalfeuer durch Anwendung schwacher Ladungen zu einer außerordentlichen Vollkommenheit gebracht. Die Franzosen behielten ihr altes System bis in die Neuzeit bei. Im Jahre 1852 glaubte der Kaiser von Frankreich auch die Artillerie reorganisiren zu müssen. Er befahl nach einigen oberflächlichen Versuchen denen schon eine Art Octroyirung seiner Ideen vorausgegangen war, die Beseitigung der alten 8- und 12pfündigen Kanonen, sowie der 15- und 16-Cent. Haubitzen, an deren Stelle nun ein einziges Geschütz, ein verkürzter Zwölfpfünder, treten sollte. Es wurden alsbald in größter Eile viele Hundert solcher Geschütze hergestellt, obwohl zwei Dritttheile aller französischen Artillerieofficiere sich gegen das ganze Project ausgesprochen hatten.

„Der Kaiser war im Irrthum. Sein Artilleriesystem taugte nichts. Die französische Artillerie hat, so lange sie besteht, nie einen größeren Rückschritt gemacht. Der Hauptfehler lag darin, daß man dieselbe somit des Verticalfeuers gänzlich beraubte. Gerade das Wurffeuer ist es aber, das wegen der total veränderten Kriegführung, namentlich wegen der häufigen Gefechte in durchschnittenem Terrain, jetzt eine ungeheure Wichtigkeit erlangt hat.

„Vor Kurzem soll man in Frankreich abermals begonnen haben, mit Geschützen zu experimentiren. Das ist nicht unwahrscheinlich, da Frankreich immer experimentirt. Es heißt, man wolle dort die Feldartillerie mit gezogenen Geschützen bewaffnen; ja, Zeitungen melden sogar von der Anschaffung einer großen Anzahl derartiger Geschütze. Wenn sich dies Alles bestätigen sollte, hätten die Feinde Frankreichs alle Ursache, sich herzlich darüber zu freuen; denn

die französische Artillerie wäre dann unter die Botmäßigkeit der Mode gekommen und es könnte nicht ausbleiben, daß ihr schließlich das Prädikat würde, die schlechteste in Europa zu sein.

„Schon die plötzliche Verdrängung eines kaum sechs Jahre bestehenden Artilleriesystems durch ein anderes, wenigstens eben so kostspieliges und gleichfalls noch nicht im Felde erprobtes System muß unwillkürlich gegen die Gründe einnehmen, die hierbei maßgebend gewesen sind. Aber das Princip der gezogenen Geschütze ist noch lange nicht gehörig discutirt, obwohl schon seit den Dreißiger Jahren verschiedene Versuche, besonders in Schweden und in Sardinien, deshalb stattgefunden haben. Alle gezogene Kanonen geben einen etwas genaueren und kräftigern (Kugel-) Schuß. Dagegen kann daraus mit Kartätschen gar nicht geschossen werden (ein ungeheurer Uebelstand!), während das Feuer mit Granatkartätschen wegen des mangelnden, zum Zünden des Brandes gleichwohl sehr nothwendigen Spielraums jedenfalls viel unzuverlässiger wird. Gezogene Geschütze sind in der Construction bedeutend künstlicher wie glatte (dasselbe gilt auch von der Munition) und erlauben kein so schnelles Feuer. Sie werden leichter unbrauchbar. Nur in einem Punkte, im Kugelschuß, übertrifft das gezogene Geschütz das gewöhnliche; doch ist der Kugelschuß im Vergleich mit anderen Geschossen jetzt sichtlich einigermaßen entwerthet. In allen übrigen Beziehungen steht es hinter den älteren Geschützen.“

Wir wollen hier gleich daneben setzen, was der Verfasser über die deutsche Artillerie sagt, nachdem er erklärt:

„Die deutsche Infanterie wird im Ganzen kaum hinter der französischen stehen. Was letztere etwa im Tirailliren voraushaben dürfte, ersetzt jene ohne Zweifel durch ihre größere Sicherheit im Schießen. In diesem Punkte besitzt die Infanterie aller deutschen Heere eine unbestreitbare Ueberlegenheit, insbesondere was die Jäger und Schützen betrifft. (Solche Kerntruppen giebt es in Deutschland etwa 80,000 Mann!)

„Die deutsche Cavallerie ist der französischen in jeder Beziehung überlegen. Diese kann nicht einmal mit inländischen Pferden durchaus beritten gemacht werden, so daß für sie Pferde im Auslande aufgekauft werden müssen. (Aehnlich verhält es sich auch mit der französischen Artillerie.) Selbst Napoleon I. nahm die geringe Brauchbarkeit der französischen Cavallerie im Vergleich zur deutschen möglichst in seinen Kalkül mit auf, indem er die Schlachtfelder vielfach darnach wählte. Die Beispiele sind sehr selten, wo deutsche Reiterei von gleich starker französischer geworfen ward.

„Dasselbe läßt sich von der Artillerie sagen. Trotz der unvermeidlichen Differenzen in den Details und in der Formation der verschiedenen deutschen Artillerien stimmen die Grundzüge auf eine merkwürdige Weise überein. Bei der Feldartillerie variiren die Kanonencaliber zwischen 6 und 12 Pfund, die Haubitzcaliber großentheils zwischen 7 und 7½ Pfund (Stein). Man hat überall die Feldartillerie gegen früher beweglicher gemacht, die Treffwahrscheinlichkeit, soviel immer möglich, zu erhöhen und namentlich das Wurffeuer aus Haubitzen zu vervollkommnen gesucht. Das wichtigste Geschoß der Artillerie in der Neuzeit, die Granatkartätschen, ist von allen Artillerien adoptirt worden. (Die französische Artillerie weiß in dieser Stunde noch nicht, ob sie dieses Geschoß, von dessen außerordentlicher Brauchbarkeit im Felde schon unzählige Beweise vorliegen, für bedeutend oder für überflüssig erklären soll.) Die

Franzosen sind in der Verbesserung der Handfeuerwaffen allen übrigen Nationen vorausgegangen; die wichtigsten Fortschrittte im Artilleriewesen rühren seit langer Zeit zumeist von den Forschungen und Versuchen der Deutschen her. Der eigentliche Schöpfer der neuern Artilleriewissenschaft ist ein Deutscher (Scharnhorst) gewesen. Auch die deutsche Artillerie war schon zu Napoleons I. Zeit der französischen einigermaßen überlegen. Der Kampf von Batterie gegen Batterie fiel sehr häufig zum Vortheil der Deutschen aus.“

Der deutschen Schrift schließt sich eine französische würdig an: Oestreich und seine Militärmacht in Italien von J. J. Baude, aus dem Französischen von Föhring. Der Verfasser ist, wie gesagt, Franzose und durchaus kein Freund Oestreichs, deshalb ist es doppelt erfreulich, eine gerechte Würdigung wenigstens des militärischen Oestreichs bei ihm zu finden. An harten, oft auch an ganz ungerechten politischen Urtheilen des Verfassers über Oestreich fehlt es durchaus nicht, gegen den Soldaten aber ist er immer gerecht. Wenn aber der Verfasser das Schiller'sche: „Wer hofft auf Dank vom Hause Oestreich“, durch die Beispiele Montecuculi's, des Prinzen Ludwig von Baden und des Prinzen Eugen von Savoyen illustriren will, so muß er nicht den Polenkönig Johann Sobiesky als Retter Wiens dazu setzen. Die historische Kritik hat längst erwiesen, daß nicht Johann Sobiesky und seine Ulanen, sondern daß deutsche Truppen Wien entsetzt und die Türken geschlagen haben, ohne die Deutschen würde sich der Polenheld, dem wir übrigens seinen Ruhm sonst durchaus nich streitig machen wollen, in einer sehr traurigen Lage befunden haben. Daßt späterhin die Polen für sich und ihren König den Löwenantheil des Ruhmes dahin nahmen und die Deutschen gutmüthig dazu ja sagten, das ist eine Erscheinung, die bekanntlich in der deutschen Geschichte keineswegs vereinzelt dasteht.

Ueber das östreichische Raketen-Regiment sagt der Franzose Folgendes:

„Besonders stolz ist die östreichische Artillerie auf ein Raketen-Regiment, worauf sie ganz besondere Hoffnungen baut. Diese Raketen sollen auch in der That die besten Wurfgeschosse sein, die je von europäischen Armeen angewendet wurden, obgleich es hierfür noch an hinreichenden Beweisen fehlt. Die Stärke des Regiments beläuft sich auf Kriegsfuß auf 4000 Mann und 2500 Pferde. Es ist bekannt, daß diese nach dem General Congreve benannten Raketen hauptsächlich den Nutzen gewähren, daß sie den größten Theil des die Artillerie beschwerenden Materials entbehrlich machen, denn sie schleudern die Geschosse in ähnlicher Weise wie die bunten Kugeln beim Kunstfeuerwerk, und bedürfen wie diese nur eines kleinen Bockes, welcher leicht zu transportiren und zu bewegen ist. Die Raketen haben außerdem eine bedeutende Tragweite, gewöhnlich von 4 — 5 Kilomètres. Nach der Meinung ihrer Erfinder soll das Geräusch und die Flamme, welche sie begleiten, unvermeidliche Unordnung in der Cavallerie anrichten, während die Explosion der Hohlkugeln eben so sicher und mühelos die von Erde aufgeworfenen Brustwehren der festen Batterien zerstört. Man kann bis jetzt noch nicht sagen, wie viel von diesen Verheißungen eintreffen wird, denn sie sind noch nicht ordentlich im Kriege benutzt; ihre Tragweite und die Einfachheit ihrer Handhabung sind freilich außer Zweifel, aber ungeachtet der verschiedensten Versuche mehrerer Nationen läßt ihre Sicherheit im Treffen viel zu wünschen übrig, und zeugt

von großer Unregelmäßigkeit, deren Ursachen leider noch nicht ergründet worden sind."

Von den beiden strategischen Linien, auf welche sich die östreichische Vertheidigung Ober-Italiens stützt, lesen wir:

"Die Linien des Mincio und der Etsch betrachtet es als die Endpunkte des Marsches jeder feindlichen Armee. An den Ufern dieser beiden Flüsse hat es alle seine Vertheidigungsmittel aufgehäuft; auf diesem so wohl studirten, so wohl aptirten Terrain ewartet es ruhig seinen Gegner, um den Kampf zu kämpfen, dessen Ausgang über den Besitz Italiens entscheidet. Die Länge des Mincio beträgt nur ohngefähr 10 Meilen vom Gardasee bis zu den Sümpfen, welche Mantua umgeben und das Terrain für die Truppen begränzen. Es ist die kürzeste Querlinie Ober-Italiens und daher sehr leicht zu bewachen. Der Fluß hat bei niedrigem Wasserstande an mehreren Stellen eine Furth, schwillt aber auch während der Regenzeit und beim Schmelzen des Schnee's ganz außerordentlich an. Peschiera und Mantua, zwei feste Plätze, beschützen die beiden Endpunkte dieser Linie. Die Etsch, deren Bett viel länger und deren Wassermenge viel beträchtlicher ist, kann nur innerhalb einer fünfzehn Meilen breiten Entfernung passirt werden, d. h. nur zwischen Verona und Legnano. Oberhalb dieser Breite ist sie von wegelosen Bergen eingeengt, unterhalb derselben bildet sie Moräste, die mit denjenigen der Po-Mündungen in Verbindung stehen. Die Etsch hat keine Furth; sie trägt oberhalb und unterhalb Verona's Schiffe; ihre Breite ist hier zwischen achtzig und hundert Metres. Sie setzt einer Armee größere Schwierigkeiten entgegen als jeder andere Fluß, und ist immer für die beste Vertheidigungslinie Italiens gehalten. Das Terrain ist nach Verona hin durch Weinberge und Gärten gedeckt; gegen Mantua und Legnano sind viele Reisfelder und überall Riesel-Canäle. Der Weg von Verona nach Legnano liegt zwischen einem solchen Canal und der Etsch, wodurch die freie Communication zwischen beiden Städten gesichert worden ist. Es leuchtet ein, wie sicher die Stellung einer Armee zwischen diesen zwei Flüssen und den vier Festungen ist; gegen eine Umgehung ist sie im Norden durch die Berge, im Süden durch die bis nach dem Meere hin sich erstreckenden Moräste geschützt. In kurzer Zeit kann sie die etwa bedrohten Plätze erreichen; braucht eine Schlacht nur anzunehmen, wenn die Bedingungan ihr günstig sind, und kann sich schlimmsten Falls jederzeit unter den Schutz der festen Plätze zurückziehen. Hier haben die Erfolge Karl Albert's 1848 aufgehört; nach der Einnahme von Peschiera überschritt er einen Augenblick den Mincio, um sich auf den Höhen von Rivoli aufzustellen; aber, seiner isolirten Stellung sich wohl bewußt, zog er sich rasch hinter den Fluß zurück; freilich nicht rasch genug, um nicht noch eine tüchtige Schlappe zu bekommen." —

Verona erscheint dem Verfasser als der Mittelpunkt, als der Hauptstützpunkt der östreichischen Herrschaft. Interessant ist in seiner Mittheilung darüber auch die Notiz über die Stimmung der Veroneser:

"Mantua ist für zu ungesund und zu entfernt von den Schluchten Tyrols, durch welche die Italien vertheidigende Armee ihre Verstärkungen und Zufuhren erwartet, erachtet worden: deshalb ist das an dem Austritt der Etsch aus diesen Schluchten und ihrem Eintritt in die Ebene gelegene Verona zum Hauptquartier der Armee und zu ihrem Centraldepot auserwählt worden. Hier sind beträchtliche Arbeiten unternommen, deren Kosten trotz der Verwendung des

Militairs 1848 schon achtzehn Millionen betrugen und die sich gegenwärtig wenigstens auf fünfundzwanzig Millionen belaufen müssen. Diese großen im Lande verwendeten Summen so wie die Ausgaben der starken Garnison und des zahlreichen Generalstabes sind nicht ohne Einfluß auf die Stimmung der Einwohner geblieben: man ist hier freundlicher als in irgend einer andern Stadt gegen Oestreich gesinnt, und verkehrt gern mit dem Militair. Ueberall, auf den Mauern wie in den Läden sieht man deutsche Anschlagzettel ebenso häufig wie italienische, und die fremde Sprache vermischt sich leicht mit der eignen. Daher ist ein Aufstand hier kaum denkbar, und es war eine übergroße Vorsicht, daß man auch hier feste Casernen gegen die Bevölkerung errichtete. Verona ist übrigens eine bedeutende Stadt; sie zählt gegen 55,000 Einwohner und zeigt außer schönen Ueberresten der Macht ihrer früheren Herren noch prachtvolle römische Alterthümer, welche bezeugen, daß sie in ihrer furchtbaren Lage zu allen Zeiten als ein militairischer Posten betrachtet worden ist. Eine von den älteren italienischen Ingenieuren herrührende Umfassungsmauer ist die Grundlage der neueren Werke, die den Zuschnitt des Platzes namentlich auf dem rechten Ufer der Etsch gänzlich verändert haben. Auf dieser Seite und längs der alten Mauer sind acht nach dem Carnot'schen System angelegte Bastionen errichtet, deren Contrescarpen zur Erleichterung des Ausfalls nicht verkleidet sind.

„Das der Stadt sehr nahegelegene Fort Sanct-Proculo deckt den Eingang zur Stadt vom Flusse her; das etwas entferntere Fort Heß deckt den Ausgang. Zahlreiche militairische Anstalten befinden sich hier; da aber der Platz für Ansammlung sehr bedeutender Truppenmassen nicht ausreichte, ist noch ein verschanztes Lager hinzugefügt. Eine ausgedehnte, im Laufe der Jahrhunderte von der Etsch verlassene Niederung ist von starken, etwa 600 Mètres von einander entfernten Redouten umgeben, welche die Namen der berühmtesten Generale des letzten Feldzuges führen. Fast alle diese Redouten sind trapezförmig, mit der großen Basis nach innen gerichtet, und jede hat eine gewölbte bombenfeste Caserne. Die Länge des Lagers beträgt drei, seine Breite zwei Kilomètres; die Stadt selbst dient ihm als Stützpunkt und Rückzugsort.“

Aecht französisch schließt Mr. Baude seine kleine Schrift mit einer kleinen Anekdote. Kaiser Franz I. soll nämlich den Fürsten von Ligne, der zu ihm gekommen, um ihm die Thronbesteigung des Königs der Belgier zu notificiren, gesagt haben, daß Oestreich recht froh sei, nicht mehr über ein so unruhiges Volk, wie die Belgier wären, zu herrschen, und daß Belgien in finanzieller Hinsicht dem Kaiserstaat mehr gekostet habe, als es einbrachte. Es ist nun möglich, daß Kaiser Franz I. sich so oder ähnlich geäußert hat, obwohl es uns doch nicht recht wahrscheinlich vorkommen will, dagegen hat unser Verfasser vollkommen unrecht, wenn er sagt: „die östreichischen Besitzungen im Süden der Alpen und im Osten des Isonzo sind ein zweites Belgien.“ Die Verhältnisse der beiden Länder zu Oestreich haben gar keine Analogie. Im Ganzen ist der Franzose der Ansicht, daß die Oestreicher Italien nur aufgeben werden, wenn sie einige tüchtige Niederlagen erlitten, wie denn seiner Ansicht nach auch Kaiser Franz I. nur darum „so schön“ zu dem Fürsten von Ligne sprach, weil er eigentlich, ohne es zu bemerken, nur den Erinnerungen an die Schlachten von Fleurus und Jemappes gehorchte. Kluger Weise rechnet indessen Herr Baude nicht darauf, daß Kaiser Joseph so über Italien urtheilen werde, wie

sein Großvater über Belgien, dennoch giebt er die Hoffnung nicht auf, daß einmal einer seiner Nachfolger „weiser und weitsichtiger" sein werde. Wie gesagt, so schätzbar die kleine Schrift in militairischer Beziehung ist, so unbedeutend und französisch ist sie überall, wo sich der Herr Verfasser auf das Gebiet der allgemeinen Politik versteigt.

Die dritte der oben genannten kleinen Schriften: „Beschreibung des Kriegsschauplatzes ꝛc., enthält eine Reihe von Briefen über den Kriegsschauplatz, die eine Menge von höchst interessanten Details beibringen. Interessant aber ist es gewiß, daß die Briefe nicht in Italien, sondern in Pommern geschrieben sind. Professor Berghaus ist übrigens nur der Herausgeber, und ihm verdankt das Publikum auch wohl die beigefügte kleine Uebersichtskarte von Ober-Italien. Abgesehen nun von dem Lehrreichen des Inhalts sind diese Briefe höchst drastisch geschrieben; ersichtlich ist der Verfasser ein wackerer Deutscher und Preußischer Patriot, der ein paar Narben am Leibe und das eiserne Kreuz im Knopfloch trägt, es ist in seiner Sprache so etwas von dem markigen Tone der Sprache von 1813. Wir theilen hier das Urtheil des Franzosen oben bestätigend und ergänzend mit, was der wackere deutsche Patriot seinerseits über das östreichische Festungssystem sagt:

„Auf östreichischer Seite kann Pavia, obwohl es noch immer mit Mauern und festen Thürmen umgeben ist, doch nicht mehr als Festung gelten, die den Forderungen der heutigen Kriegskunst zu entsprechen im Stande wäre, obwohl seine Wehr einen ersten Anlauf wohl abhalten kann. Lautrec ließ 1527 die Einwohner von Pavia die Freude entgelten, die sie an der Niederlage der Franzosen und der Gefangennehmung Königs Franz 1525 gehabt, von wo ab die Stadt sich nicht wieder erholt hat. Die Feldherren Carls V. sperrten ihren erlauchten Gefangenen bis zum Eintreffen des kaiserlichen Befehls, ihn nach Spanien zu bringen, in der kleinen Festung Pizzighetone ein, die an der Adda, nicht gar weit von deren Einfluß in den Po, liegt, und noch heute in wehrhaftem Zustande ist.

Mailand, die Hauptstadt der Lombardei, hat eine starke Citadelle; eben so Bergamo und Brescia. Und irr' ich nicht, so sind auch Crema und Orzinovi, zwei kleine Städtchen, die zwischen den oben genannten Citadellen und Pizzighetone, an der Adda und dem Oglio, liegen, in einem Wehrstande, der den Marsch eines vorrückenden Feindes, wenigstens auf kurze Zeit, aufhalten und stören kann. Laveno, am Lago maggiore, soll befestigt sein.

„Die Hauptvertheidigungslinie liegt am Mincio und an der Etsch. Da bilden die ungeheuren Werke von Mantua und Verona, sammt dem kleinern Werke von Peschiera, am Ausfluß der Adda aus dem Gardasee, ein Dreieck von Wehren, an deren Wällen und Mauern jeder Angreifer, auch der muthigste und tapferste, sich den Kopf zerschellen wird. Mantua, das in alten wie neueren Kriegen stets eine so große Rolle gespielt hat, durch seine Lage zwischen Mincio-Seen, Sümpfen und Niederungen, die vollständig unter Wasser gesetzt werden können, schon uneinnehmbar, ist von der östreichischen Regierung in der langen Friedenszeit zu dem festesten Platz des Lombardisch-Venetianischen Königreichs umgeschaffen werden; und eben so ist Verona, mit zahlreichen detachirten Forts umgeben, die unter Leitung des Grafen Bolza erbaut wurden, ein Waffenplatz, unter dessen Wällen sich jedes aus dem Felde geschlagene Heer wieder sammeln kann. Verona ist mit Mantua und Peschiera

durch Schienen verbunden: die Strecke nach Mantua legt das Feuerroß in 80, die nach Peschiera in 50 Minuten zurück; so besagt das Eisenbahn-, Post- und Dampfschiff-Coursbuch: amtliche Ausgabe Nr. 1 von 1859, S. 37 u. 38. Dieses Festungsdreieck ist daher als Ein Körper anzusehen, so lang' es gelingt, die Schienen gegen den Feind zu decken. Mit Legnago, an der Etsch, unterhalb Verona, erweitert sich dieser Festungskörper zu einem Viereck.

„Venedig ist auf der Land- und Seeseite durch vier starke Forts geschützt, dort durch das Fort Malghera, welches, von den venetianischen Republikanern hartnäckig vertheidigt, am 26. Mai 1849 von den Oestreichern erstürmt wurde; hier von den Forts am Lido und am Malamocco und dem diesem letztern gegenüber liegenden Fort Alberoni."

Humoristisch geradezu hat es uns berührt, daß der deutsche Mann, der den Pallast der Tuillerien gewissenhaft stets durch das „Schloß der Ziegeleien" übersetzt, seinen letzten Brief enthusiastisch schließt: Germany for ever! Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Po und Rhein. Der anonyme Verfasser geht der seit Anfang dieses Jahres oft wiederholten Behauptung, der Po müsse am Rhein vertheidigt werden, mächtig und scharf zu Leibe. Der Herr Verfasser sind dem politischen Bekenntniß nach ein ganz gewaltiger Demokrat; wir wollen hier nicht gegen die politische Seite der Schrift polemisiren, Behauptungen wie: „Die nationale Bewegung in Italien ist seit 1820 aus jeder Niederlage verjüngt und gewaltiger hervorgegangen," lassen eben keine Discussion zu, weil zu der Gegenbehauptung, die aber ganz ebenso berechtigt ist: „Die revolutionäre Bewegung in Italien ist gar keine nationale mehr!" keine Brücke führt. Mag Oestreich in Italien politisch gesündigt haben in noch größerem Maaße, als es ihm der Anonymus schuldgiebt, wir wollen's jetzt dahingestellt sein lassen und nur die militärische Seite seiner Schrift betrachten, die uns eine kundige Hand verräth. Zuerst wird gebilligt, daß der Po jetzt vertheidigt werde, weil im Kriege — kurz und gut, alle Vortheile gelten und der Verfasser Italien für den Sack hält, auf den Louis Napoleon schlägt, während Deutschland den Esel vorstellen soll, den er meint. Der Rhein wird jetzt also wirklich am Po vertheidigt. Ganz verschieden davon aber ist, nach der Ansicht des Verfassers und auch nach der unsrigen, die Ansicht, der Po, d. h. die Lombardei und Venedig, sei ein unentbehrliches strategisches Complement, ein integrirender Theil von Deutschland. General von Radowitz hat diese Ansicht in der Paulskirche verfochten, indem er ausführte, daß, wenn Oestreichs Grenze hinter der Etsch läge, so würde sich Deutschland von Anfang an in der Lage befinden, wie jetzt erst nach einem verlorenen Feldzuge. Der Verfasser macht sich über die militärische Einsicht der Paulskirchenmänner lustig, nach deren Maaß Radowitz wohl seine Behauptung eingerichtet, und bemerkt schlagend, daß eine noch intacte Armee an der Etschgrenze doch nicht mit einer geschlagenen und durch einen unglücklichen Feldzug desorganisirten verglichen werden könne. Auch General von Willisen in seinem Italiänischen Feldzuge des Jahres 1848 und der baierische General von Hailbronner in der „A. A. Ztg." haben für diese Ansicht geschrieben. Unser Anonymus ist anderer Ansicht und behauptet, daß Deutschland durch die Päſſe, welche von Tarvis bis zum Stilfser Joch über das Gebirge nach Italien führen, strategisch so günstig stehe, daß es ihm ganz gleichgültig sein könne, wer im Besitz der Ebene bis zum Po. Es giebt keine

Stellung darin, die nicht von Tyroler und Graubündtner Pässen aus in die Flanke oder im Rücken genommen werden könne. Es wird das durch zahlreiche Beispiele belegt und daraus die Conclusion gemacht: „..... so sehen wir, daß der Einfluß einer französischen Umgehung durch die Alpen einerseits, und der einer deutschen andererseits, bis an den Tessin reicht. Wenn aber die Deutschen am Tessin, wenn sie nur bei Piacenza und Cremona stehen, so verlegen sie den Franzosen den Landweg nach der italiänischen Halbinsel. Mit anderen Worten: wenn Frankreich Piemont dominirt, so dominirt Deutschland das ganze übrige Italien."

Ueber die deutsche Operationslinie gegen Italien sagt der Anonymus:

„So lange die Schweiz neutral bleibt, ist also Tyrol, und sobald die Neutralität der Schweiz aufhört, ist Graubündten und Tyrol (das Innthal und Rheinthal) der geradeste Weg für ein deutsches Heer, das gegen Italien operirt. Auf dieser Linie drangen die Hohenstaufen nach Italien; auf keiner andern kann ein, militärisch wie **ein** Staat agirendes, Deutschland mit raschen Schlägen entscheidend in Italien wirken. Für diese Linie aber ist nicht Inneröstreich, sondern Oberschwaben und Baiern, vom Bodensee bis Salzburg, die Operationsbasis. Im ganzen Mittelalter hat dies gegolten. Erst als Oestreich sich an der Mitteldonau consolidirte, als Wien Centralpunkt der Monarchie wurde, als das deutsche Reich zerfiel und in Italien nicht mehr deutsche, sondern nur noch östreichische Kriege geführt wurden, erst da wurde die alte, kurze, gerade Linie von Inspruck auf Verona und von Lindau auf Mailand verlassen, erst da trat die lange, krumme, schlechte Linie von Wien über Klagenfurt und Treviso auf Vicenza an ihre Stelle, eine Linie, auf die sich früher eine deutsche Armee nur im äußersten Nothfall des bedrohten Rückzuges, nie aber für den Angriff verlassen hätte." — Dann heißt es weiter:

„So lange das deutsche Reich als eine wirkliche Militärmacht bestand, so lange es demgemäß seine Angriffe gegen Italien auf Oberschwaben und Baiern basirte, so lange mochte es die Unterwerfung Oberitaliens aus politischen Gründen anstreben, nie aber aus rein militärischen. In den langen Kämpfen um Italien ist die Lombardei bald deutsch, bald unabhängig, bald spanisch, bald östreichisch gewesen; die Lombardei aber, was nicht zu vergessen ist, war von Venedig getrennt, und Venedig war unabhängig. Und obwohl die Lombardei Mantua besaß, so schloß sie doch gerade die Minciolinie und das Gebiet zwischen Mincio und Isonzo aus, ohne dessen Besitz, wie uns jetzt versichert wird, Deutschland nicht ruhig schlafen kann. Deutschland (durch Vermittelung Oestreichs) ist erst seit 1814 in den vollen Besitz der Minciolinie gekommen. Und wenn auch Deutschland, als politischer Körper, im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert eben nicht die brillanteste Rolle gespielt hat, so war doch der mangelnde Besitz der Minciolinie jedenfalls nicht schuld daran."

Indessen giebt der Verfasser auch wieder zu, daß für Oestreich in seiner jetzigen Gestalt die Mincio-Linie eine Lebensfrage sei. Oestreich, sagt er, **als selbstständiger Staat, der als europäische Großmacht auch unabhängig von Deutschland agiren will, muß entweder den Mincio und untern Po beherrschen, oder auf die Vertheidigung Tyrols verzichten.** Tyrol wäre sonst nach beiden Seiten umgangen und nur durch den toblacher Paß mit dem Rest der Monarchie verbunden.

Dieses Zugeständniß des Verfassers ist für uns aber die Hauptsache, denn

da wir vorläufig Oesterreich noch als „selbstständigen Staat“ und als „europäische Großmacht“ betrachten und behalten wollen, da wir, vorbehalten manchen Wunsch, es für unpatriotisch halten, jetzt, wo Oestreich von einem gefährlichen Gegner angegriffen ist, ihm irgendwie Zumuthungen zu machen, die uns unter ähnlichen Umständen sehr unbequem sein würden, so gesellen wir uns mit unsern Sympathien zu den tapfern Kriegern Oestreichs, die den Rhein am Po vertheidigen, wenn wir freilich in der Theorie dem Verfasser wohl zugeben müssen, daß ein starkes concentrirtes einiges Deutschland (mit einem Convent in Frankfurt vielleicht?) auch ohne die Mincio-Linie würde ruhig schlafen können, wenn es nämlich nicht andere Dinge in seiner Ruhe störten.

Schließlich geben wir hier noch, was der militärisch gewiß kundige Verfasser über die Mincio-Linie sagt, über die wir oben schon zwei Urtheile beigebracht haben.

„Die zweite Position, die für das Venetianische dasselbe und noch viel mehr gegen Angriffe aus Westen leistet, was Alessandria für Piemont, ist die des Mincio und der Etsch. Aus dem Gardasee heraustretend, fließt der Mincio vier Meilen weit, bis Mantua, in südlicher Richtung, erleidet bei Mantua eine seeartig von Sümpfen umgebene Ausbuchtung, und fließt dann in südöstlicher Richtung dem Po zu. Die Flußstrecke unterhalb der Mantuaner Sümpfe bis zur Mündung ist zu kurz, um einer Armee zum Uebergang zu dienen, indem der aus Mantua debouchirende Feind sie in den Rücken nehmen und zu einer Schlacht unter den ungünstigsten Umständen zwingen könnte. Eine Umgehung von Süden her müßte weiter ausholen und bei Revere oder Ferrara über den Po gehen. Von Norden ist die Stellung am Mincio durch den Gardasee auf weithin vor Umgehung geschützt, so daß die wirklich zu vertheidigende Linie des Mincio von Peschiera bis Mantua, nur vier Meilen lang ist und an jedem Flügel sich an eine Festung anlehnt, die ein Debouché auf das rechte Ufer sichert. Der Mincio selbst ist kein beträchtliches Hinderniß, und die Ufer überhöhen sich je nach der Localität wechselseitig; hierdurch war die Linie vor 1848 einigermaßen in Verruf gekommen, und wenn sie nicht durch einen besondern Umstand bedeutend verstärkt würde, so hätte sie schwerlich je große Berühmtheit erlangt. Dieser besondere Umstand ist aber der, daß vier Meilen weiter rückwärts der zweite Fluß Oberitaliens, die Etsch, in einem mit dem Mincio und untern Po ziemlich parallelen Bogen läuft und so eine zweite, stärkere Stellung bildet, die durch die beiden Etschfestungen Verona und Legnago verstärkt wird. Die beiden Flußlinien aber, mit ihren vier Festungen, bilden zusammen, für eine deutsche oder öſtreichische, von Italien oder Frankreich angegriffene Armee, eine so starke Defensivposition, daß keine zweite in Europa ihr an die Seite gesetzt werden kann, und daß eine Armee, die nach Abgabe der Garnison noch im Felde auftreten kann, ruhig dem Angriff einer doppelt so starken Macht in dieser Stellung entgegensehen kann. Was die Position leistet, hat Radetzky 1848 bewiesen.“

Uebrigens giebt der Verfasser doch auch noch zu, daß selbst für sein demokratisch concentrirtes Deutschland die Mincio-Linie ein großer militärischer Vortheil wäre. „Worin dieser Vortheil besteht, liegt auf der Hand. Nur darin, daß er uns von vornherein auf der lombardischen Ebene eine starke Position sichert, die wir nicht erst zu erobern brauchen; und daß er unsere Vertheidigungsstellung arrondirt, unsere Offensive aber bedeutend unter-

stützt." An einer noch andern Stelle heißt es: ohne die Mincio-Linie könne die Vertheidigung der deutschen Südgrenze überhaupt nur offensiv geführt werden, kurz, die Anführungen des Verfassers müßten allein schon auf den Gedanken führen, daß es doch besser ist, wenn die Mincio-Linie vorläufig in deutschen Händen bleibt.

Oestreichische Kritik der norddeutschen Bundeskontingente.

Eine nothwendige Reise führte einen Mitarbeiter der Wiener „Militär-Zeitung" in den letzten Wochen durch verschiedene norddeutsche Staaten und verschaffte ihm die Gelegenheit, sich von dem Stande der jetzigen Kriegsrüstungen derselben gegen Deutschlands alten Erbfeind Frankreich, durch persönlichen Augenschein näher zu unterrichten. Er berichtet darüber:

„Was nun den Zustand aller derjenigen norddeutschen Bundestruppen, welche ich jetzt näher besichtigte, anbetrifft, so ist solcher in rein militärischer Hinsicht ein ungemein tüchtiger, und man darf mit Recht von ihnen die Erwartung hegen, daß sie in dem hoffentlich bald zu beginnenden Kampf gegen Frankreich die wichtigsten Dienste leisten und den Vergleich mit dem besten Heere irgend eines anderen Staates vollkommen ehrenvoll bestehen werden.

Das Kontingent des Königreiches Sachsen war das erste, welches ich auf meiner letzten militärischen Reise genauer kennen lernte. Ende April begannen schon hier die Kriegsrüstungen mit dem lebhaftesten Eifer, und Dank sei es den rastlosen Bemühungen aller Officiere höheren und niederen Grades, der Unterofficiere und dem guten Willen der schon bei den Fahnen befindlichen oder jetzt neu einberufenen Soldaten, — dieselben sind jetzt schon fast gänzlich vollendet. Mit 12—15 vollzähligen Infanterie-Bataillonen zu 1000 Mann, 3—4 Schützen-Bataillone zu gleicher Stärke, 12 Schwadronen leichter Cavallerie, 5 fahrenden und 1 reitenden Batterie und einem sehr gut ausgerüsteten Pontons-Train, vermag die königlich sächsische Armee innerhalb fünf Tagen vollständig marschfertig zu sein. Das Ansehen der Infanterie könnte äußerlich vielleicht etwas stattlicher sein, und dem Auge, was doch auch sein Recht dabei haben will, dürfte bei der Adjustirung (grün und hellblau in sehr disharmonischer Farbenzusammenstellung) vielleicht mehr Rechnung getragen werden, sonst ist solche vollkommen kriegstüchtig ausgerüstet und armirt. Besonders die neuen leichten Gewehre, welche die Infanterie jetzt erhalten hat, schießen sicher, schnell und selten versagend, und erfüllen somit alle Anforderungen, welche man an eine neue verbesserte Schußwaffe jetzt mit Recht stellen darf. Die Exercitien der Infanterie geschehen vielleicht nicht ganz so stramm und geschlossen wie in Preußen, sind im Uebrigen jedoch schnell, und in der wichtigsten Hauptsache ihrem Zweck vollkommen entsprechend. Der sächsische Infanterist, wenn auch mitunter etwas klein und schwächlich aussehend, zeichnet sich dabei durch Zähigkeit und Ausdauer im Exerciren und große Genügsamkeit vortheilhaft aus, besitzt hinlängliche geistige Intelligenz, um das Exercir-Reglement bald zu erfassen und ist dabei sehr gehorsam, und bei guter Behandlung und Schonung seines Ehrgefühles, welches er mit Recht beansprucht, seinen Officieren treu ergeben. Die Jäger sind sehr einfach uniformirt, sehen dabei gar nicht übel aus, und haben viele zwar ungemein kleine, dabei jedoch gewandte und kräftige Soldaten in ihren Reihen. Geschossen wird bei ihnen gut, wenn auch gerade nicht ausgezeichnet. Sehr gut und zweckmäßig organisirt ist die fahrende Artillerie, die nur leichte Zwölfpfünder mit neuen Laffetten, ganz aus geschmiedetem Eisen bestehend, führt. Diese Laffetten, die jetzt erst aus dem sehr gut ausgestatteten Dresdner Zeughause hervorgegangen sind, zeichnen sich durch große Leichtigkeit und hübsches Aussehen ungemein vor den früheren plumpen

hölzernen Laffetten aus, und ich glaube auch, daß sie sich in dem hoffentlich bald beginnenden Feldzuge gut bewähren werden. Die Bespannung der gesammten Artillerie, die in den letzten Wochen über 1000 neue Pferde erhalten hat, ist wenn auch nicht gerade schön, so doch vollkommen kriegstüchtig. Bei dem jetzt eifrig betriebenen Pferdeankauf wurden im Allgemeinen recht gute Thiere gekauft, und wenn auch Manche davon hie und da einzelne Schönheitsfehler besitzen möchten, aber auch Fehler hätten, die ihren Handelswerth verringerten, so habe ich doch kein einziges Thier bemerkt, was ich nicht für den Zweck, zu dem es gekauft wurde, vollkommen entsprechend erachtete. Höhere Anforderungen darf man aber an Soldatenpferde, die für den Feldzug und nicht blos für die Parade bestimmt sind, billiger Weise nicht machen. Die Mehrzahl der angekauften Pferde, und zwar meiner Ansicht nach weit die besten, waren in Sachsen, wo jetzt die Pferdezucht sehr gedeihliche Fortschritte macht, gezogen, — Andere — und gerade hierunter waren mehrere fehlerhafte Thiere, wurden von fremden Händlern aus Schleswig-Holstein und den übrigen norddeutschen Küstenstaaten herbeigeführt. Die Mannschaft der Artillerie besteht vernünftiger Weise so viel wie möglich aus früheren Arbeitern der Maschinenfabriken, Eisengießereien, Hochöfen, Steinbrüchen und ähnlicher Etablissements, an denen das so sehr industrielle Sachsen ungemein reich ist. Es sind meist große, starke und an Arbeit gewöhnte Männer, die ihre Geschütze rasch und gewandt bedienen.

Von der Reiterei wird vorläufig das Garde-Reiterregiment nicht auf Kriegsbereitschaft gesetzt und bleibt als Besatzung im Königreich Sachsen zurück, während das 1., 2. und 3. leichte Reiter-Regiment mit je 4 Schwadronen ausrücken und die 5. Depot-Schwadron zurücklassen sollen. Wahrscheinlich wird das Garde-Reiterregiment eine Anzahl schon zugerittener Pferde an die zum Ausmarsch bestimmte Reiterei abgeben und dafür Remontepferde, welche noch nicht alt und kräftig genug für die Strapazen des Felddienstes erscheinen, von diesen wieder zurückempfangen. Die neuen Remonten, welche die Reiterei erhalten hat, sind junge hübsche Pferde, die gewiß allmälig für jeden Dienst sich sehr brauchbar erzeigen werden. Die Mannschaft besteht größtentheils aus großen, starken Leuten. Man nimmt zur Reiterei vorzugsweise gerne Wenden aus der Lausitz, da diese als gute Pferdewärter und muthige Reiter bekannt sind.

Gut ausgerüstet und in jeder Hinsicht vollkommen feldtüchtig sind die sächsischen Pontonniers. Größtentheils bestehen diese Pontonniere aus den zahlreichen Elbeschiffern, welche in Sachsen wohnen.

Einen sehr befriedigenden Eindruck gewährte mir das Kontingent des Herzogthums Braunschweig, welches zum X. Bundes-Armeekorps gehört. Auch in Braunschweig wird, wie wohl überall in ganz Deutschland, jetzt mit dem lebhaftesten Eifer und daher auch mit glücklichem Erfolg gerüstet. Es giebt so leicht keinen kleineren deutschen Heerestheil, in dem die kriegerischen Traditionen des Hasses und der Kampfeslust gegen Frankreich noch jetzt so mächtig sind, als gerade im Braunschweigischen. Zwei Herzoge des Landes empfingen 1806 bei Jena und 1815 bei Quatrebras die tödtlichen Wunden von französischen Kugeln, und in Spanien, Italien, Belgien und Frankreich kämpften von 1809 — 1815 braunschweigische Kriegsschaaren ununterbrochen gegen die Napoleonischen Regimenter. Weltbekannt ist auch noch der kühne Zug des ritterlichen Herzogs Wilhelm mit seinen schwarzen Husaren und Jägern, von Böhmens Grenze mitten durch zehnfache feindliche Uebermacht bis zur Nordsee, wo englische Schiffe ihn und seine Getreuen rettend aufnahmen und nach England führten. Solche Thaten ihrer Vorfahren sind auch jetzt noch in den braunschweigischen Schwadronen und Bataillonen in voller Erinnerung, und sowohl Offiziere wie Soldaten brennen vor Begierde, auch der Jetztwelt durch ihren Muth zu beweisen, daß noch ein gleiches kriegerisches Blut in ihren Adern rollt. Wenn heute der Befehl zum sofortigen Ausmarsch nach Braunschweig gelangte, er würde mit lautem begeisterten Jubel begrüßt werden, dessen kann man gewiß sein.

Die Ausrüstung der Infanterie, die in ihren schwarzen mit Schnüren besetzten Waffenröcken und den kleinen Käppis mit herniederhängendem Roßschweif ein ganz eigenthümliches, zwar von den übrigen Bundes-Truppen abweichendes, sonst aber ganz wohlgefälliges Aussehen hat, ist sehr gut. Besonders die Gewehre des Leib-Botaillons, die ich näher besah, haben mir in hohem Grade gefallen. Die Mannschaft ist groß und gut gewachsen, und man findet viele auffallend hübsche Gesichter in den Gliedern der braunschweigischen Soldaten. Im Leib-Bataillon dienen viele Jäger aus den Harzwaldungen, deren sicher treffende Kugeln schon die verhaßten Feinde treffen werden, sobald ihnen nur erst die gewünschte Gelegenheit dazu geworden ist.

Sehr hübsche und gewandte Pferde bemerkte ich im Husarenregiment, was mit 3 Feldschwadronen in den Kampf ziehen wird. Auch die 2 Batterien Artillerie haben durchweg gute und starke Pferde erhalten, die größtentheils im eignen Lande angekauft wurden. So ist jetzt das herzoglich braunschweigische Kontingent vollständig bereit, mit 3 Infanterie-Bataillone, 2 Batterien Artillerie und 3 Schwadronen Husaren in das Feld gegen den alten Erbfeind seines erlauchten Fürstenhauses ziehen zu können.

Ungemein eifrig wird jetzt im ganzen Königreich Hannover gerüstet, dessen Regierung wie Bevölkerung sich überhaupt durch ihren patriotischen Sinn einen guten Namen im gesammten Deutschland erworben haben. Ginge es nach dem Willen der Hannoveraner, so wehten die Fahnen aller deutschen Heerestheile nicht allein schon am, sondern über dem Rhein. Die Infanterie hat neuerdings viele neue jugendlich-frische Stabsofficiere erhalten, und eine Reihe sonst hochverdienter aber schon etwas zu bejahrter Männer ist deshalb pensionirt worden. Auch das sonstige Kriegsmaterial wurde, wo sich hin und wieder noch einige Lücken zeigten, wieder vermehrt und verbessert, so daß jetzt die gesammte hannöversche Infanterie hinsichtlich ihrer vollkommen tüchtigen Ausrüstung für den Krieg selbst den Vergleich mit der preußischen nicht zu scheuen braucht. So wie es wirklich zur Mobilmachung der Truppen kommen sollte, und in ganz Hannover wartet man mit der brennenden Ungeduld auf diesen so sehr erwünschten Befehl, wird man mit 12—16 Bataillonen Linien-Infanterie sogleich an den Rhein abmarschiren können. Die Leute, die in ihrer ganzen Uniformirung und sonstigen Ausrüstung der preußischen Infanterie ungemein ähnlich sehen, zeichnen sich häufig durch großen und starken Wuchs sehr aus. Besonders aus Ost-Friesland, dann den Bremen'schen und Lüneburgischen Landestheilen findet man viele Soldaten von einem so kräftigen Wuchs, wie ihn die französischen Infanterie-Regimenter nur äußerst selten in ihren Reihen aufzuweisen haben. Was übrigens hannöversche Infanterie zu leisten vermag, hat sie in Spanien, wo die englisch-deutsche Legion so rühmlichst kämpfte, und dann bei Waterloo hinlänglich bewiesen.

Die vier leichten oder Schützenbataillone enthalten viele gewandte und gut geübte Jäger, die häufig aus den Bergforsten des Harzes gebürtig sind. Die Bewaffnung ist vortrefflich und die sicher schießenden Büchsen werden die Feinde schon zu treffen wissen. Wie immer, so fand ich auch jetzt wieder die hannöversche Kavallerie, aus 2 Kürassier-, 2 Dragoner- und 2 Husarenregimentern bestehend, vortrefflich remontirt. Es ist wahrlich eine Freude, diese stolzen Schwadronen daherrasen zu sehen, und immer und immer erwacht bei ihrem Anblick der Wunsch, daß sie nicht wie jetzt nur auf dem Exerzierplatz, sondern auch bald auf der wirklichen Wahlstätte ihre früher schon so oft bewährte Kampfestüchtigkeit abermals zeigen mögen. Die Leute, fast lauter Bauernsöhne, die freiwillig eintreten, sehen recht kräftig und wohlgenährt aus und zeigen in ihrem ganzen Auftreten viel Selbstgefühl, wozu sie durch ihre ganze Tüchtigkeit auch vollkommen berechtigt sind. An sehr guten Pferden zur vollständigen Remontirung der Kavallerie und Artillerie fehlt es in Hannover bei der ausgedehnter Pferdezucht des Landes noch immer nicht, obgleich in den letzten Monaten viele Rosse nach Süddeutschland und leider auch über Hamburg nach Frankreich gegangen sind.

Die Artillerie ist wie immer ausgezeichnet bespannt, und auch die neuen Remonten, welche sie jetzt in Menge erhalten hat, lassen in keiner Hinsicht auch nur das Mindeste zu wünschen übrig.

So wird Hannover mit circa 15—16000 Mann so gut ausgerüsteter Truppen, wie nur irgend ein anderer Staat sie besitzt, gegen Frankreich zu marschiren vermögen. Gebe Gott nur, daß dies recht bald geschehen möge.

Einen Anblick, an dem jedes soldatische Herz sich mit Recht erfreuen muß, gewährt auch das Kontingent des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, welches mit 4 Infanterie-Bataillonen, 1 Jäger-Bataillon, 1 Dragonerregiment zu 4 Schwadronen und 2 fahrenden Batterien in den Krieg ziehen wird. Die Ausrüstung der Truppen, die ganz nach schon bewährtem preußischen Muster geschehen ist, darf nicht allein als vollkommen kriegstüchtig, sondern selbst als sehr glänzend bezeichnet werden. Besonders die Pferde der Artillerie und Kavallerie sind von einer Schönheit und Güte, wie ich solche in dieser Weise fast nirgends anders gefunden habe. Welch treffliche Pferdezucht Mecklenburg-Schwerin auch jetzt noch besitzt, konnte man in den letzten Tagen, als die Remontemärkte für die Truppen gehalten wurden, wieder recht deutlich bemerken. Obgleich bei der Auswahl sehr strenge verfahren wurde und man manche Thiere ausschoß, die in den meisten andern Kontingenten unbedenklich angenommen wären, geschah der Ankauf von 600 neuen Pferden doch in der allerkürzesten Frist. Die Preise von 170—180 Thaler waren ausreichend, der Patriotismus der Landbewohner, in denen die lebhafteste Abneigung gegen alles Französische herrscht, that auch viel, und so reiten viele mecklenburgische Dragoner jetzt so edle Rosse, wie solche nur selten in den Besitz französischer Stabsofficiere gelangen möchten.

Daß aber keine einzige französische Batterie solche sechsspännige Züge hat, wie diese jetzt die mecklenburgischen Kanonen ziehen, kann mit Sicherheit behauptet werden.

Auch das Aussehen der Infanteristen ist groß und stattlich, da die Bevölkerung in Mecklenburg sich durch hohen Wuchs sehr auszeichnet. Ein Infanteriebataillon, was größere oder stärkere Leute wie das mecklenburgische Grenadierbataillon enthält, möchte in ganz Deutschland nicht aufgefunden werden.

Daß in Mecklenburg, dem Vaterlande des alten Blüchers, dessen ruhmreiches Andenken von der ganzen Bevölkerung noch jetzt mit vollem Recht sehr hoch gefeiert wird, die lebhafteste Erbitterung gegen Frankreich und der eifrigste Wunsch, bald gegen dessen übermüthige Heerschaaren in den Kampf ziehen zu zu dürfen, herrscht, bedarf kaum noch einer weiteren Erwähnung.

Ein sehr stattliches, von einem preußischen Stabsofficier vollkommen kriegstüchtig ausgebildetes Infanteriebataillon stellt auch das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz.

Vorstehende kurze aber unparteiische Vorstellung der militairischen Verhältnisse derjenigen norddeutschen Bundeskontingente, die ich kürzlich sah, ergibt zur Genüge, wie sehr zufrieden man sich mit dem Zustande derselben erklären darf. Sie bilden einen wichtigen Theil der gesammten deutschen Wehrkraft, und geht es nur erst gegen den Feind, so werden sie ihren Ehrenplatz in den vordersten Reihen der Kämpfer trefflich ausfüllen; dessen darf man überzeugt sein.

Vermischtes.

Einer Statistik dramatischer Künstlerinnen, die in England durch Heirath in die hohe Gesellschaft eingetreten sind, entnehmen wir Folgendes: Der erste Standesherr, der seine Gattin auf dem Theater wählte, war der berühmte und reiche Archäolog Martin Folkes, der 1718 Lucretia Bradshaw, die geistreichste Schauspielerin, die je auf der englischen Scene erschien, und der allein die Comödien Fourguhar's ihren außerordentlichen Erfolg verdankten, heirathete. Ein gleichzeitiger Schriftsteller versichert, daß die exemplarische Aufführung der Miß Bradshaw's es vorzüglich gewesen, welche die Wahl dieses Gelehrten für sie entschied. Im Jahre 1735 wurde die Sängerin Miß Anastasia Robinson Gattin des berühmten Lord Peterborough, des Helden im spanischen Kriege, mit dem Pope und Swift im freundschaftlichen Verhältnisse standen. Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts heirathete der Herzog von Bolton die als Sängerin und tragische Künstlerin berühmte Miß Lavinia Beswick, dann kommt die Heirath der Miß Linley mit Sheridan; gegen Ende des 18. Jahrhunderts nahm Lord Stanley, zubenannt der prachtliebendste Graf Englands, Miß Elisabeth Farren zur Gattin, die zum zweiten Gemahl den Lord Derby hatte und Mutter der Gräfin von Wilton war. Im Jahre 1807 heirathete die schöne Miß Searle den Bruder des Baronet Sir Gilbert Heathcote, und in demselben Jahre verband sich Graf Craven mit Miß Louise Brunton, die Mutter des gegenwärtigen Grafen Craven wurde, dessen Nichte Mistreß Yates unstreitig die ausgezeichnetste Schauspielerin ist, welche jetzt das englische Theater besitzt. Um diese Zeit heirathete Miß Harriot Mellon, Schauspielerin am Covent-Garden-Theater, den berühmten und reichen Banquier Coutts, 35 Jahre später verband sie sich in zweiter Ehe dem Herzoge von Albans. Im Jahre 1816 wurde die Heirath des Lord Thurlow mit Miß Mary Bolton gefeiert. Während der letzten Jahre, wo die alten Vorurtheile gegen dramatische Künstler schwanden, wenigstens viel an ihrer ursprünglichen Kraft verloren, mehrte sich die Zahl der Heirathen zwischen Schauspielerinnen und Standespersonen bedeutend; wir beschränken uns nur zu erwähnen, wie die des Sir William-Wrixon Beecher Baronet mit Miß O'Neill, des Grafen Harrington mit Miß Foote, des Grafen Essex mit Miß Stephens, des Sir Williams Boothby mit Miß Nisbet u. s. w. Heirathen zwischen Schauspielern und Damen vom hohen Range kamen dagegen viel seltener vor. In England gab es nur einen einzigen Fall, nämlich die Heirath der Gräfin Henriette von Waldegrave mit dem tragischen Künstler James Beard im Jahre 1739.

Berliner Revue.

Kleine Zeitung.

№ 10. Sonnabend, 4. Juni. 1859.

Berlin, 4. Juni.

Merkwürdig! als im Jahre 1848 Auerswald ans Staatsruder trat, griffen unsere Demokraten ihn mit aller ihrer Macht an und ruhten nicht eher, als bis sie ihn beseitigt hatten; als ferner damals das Paulskirchenparlament Miene machte, Deutschland nach seiner Art zu retten, donnerten dieselben Demokraten gegen die deutschen Philister der Frankfurter Nationalversammlung und suchten die öffentliche Meinung aller Orten gegen sie zu alarmiren. Heut dagegen schwärmt die demokratische Presse für das Ministerium Auerswald, obgleich heut dasselbe doch nicht in schwankendem Zustande vor einer anzuerkennenden Revolution steht, also der Bewegungspartei zunächst viel weniger Chancen bietet, als vor eilf Jahren; heut fordert ferner die Demokratie ein deutsches Parlament, und während 1848 einer ihrer ersten Führer sagte, die Frankfurter Versammlung sei für die Freiheit, zunächst Preußens, störend, gedenken die Herren heut die Freiheit des ganzen Deutschlands, auch Preußens, durch die Debatten und Abstimmungen solch einer wortreichen Versammlung zu befestigen und zu heben. Die Demokratie scheint demnach seit 1848 an Bescheidenheit oder doch wenigstens an Behutsamkeit in der Förderung ihrer Pläne bedeutend zugenommen zu haben. Ihre Zuneigung zu dem zeitigen Ministerium und ihre Befürwortung eines deutschen Parlaments sind in der That recht diplomatisch gewählte Ausgangspunkte für ihre weiteren Evolutionen; in beiden Punkten stimmen sie mit der von ihnen viel geliebten und viel gelobten Gothaer Partei zusammen, und sie können heut hoffen, mit Hülfe derselben einen erklecklichen Schritt vorwärts zu kommen. Die Trennung der beiden Wanderer Piepmeier und Wühlhuber wird ja erst in Frage kommen, wenn die Parlamentsmajorität anfängt, die Fürsten zu mediatisiren, und wenn es dann ferner gilt, den Widerstand, den diese, in manchem Falle auch ihr Volksstamm, gewiß leisten werden, zu brechen.

Dann werden die Demokraten ihren gothaischen Bundesgenossen unhöflich genug die Gesellschaft aufkündigen, aber wer wird dann noch mit den Gothaern sein?

Berlin, 4. Juni.

Keiner der Minister wird Berlin verlassen, selbst Hr. v. Bethmann-Hollweg nicht, der übrigens in Berlin ein artiges Landhaus besitzt.

— Ein großer Theil der Diplomatie hat seinen Sommeraufenthalt wie gewöhnlich in Potsdam genommen; der französische Gesandte bleibt hier, um dem Mittelpunkt der Entscheidungen möglichst nahe zu sein. Graf Pourtalès wird auf seinen Posten nach Paris erst dann wieder zurückkehren, wenn im Schooß des Bundestags irgend eine Art Verständigung erzielt worden ist.

— Man verbreitet hier die Nachricht, der frühere Chef des Ministeriums für landwirthschaftliche Angelegenheiten, Freiherr von Manteuffel, werde in Königl. Sächsische Staatsdienste treten. Es ist kein wahres Wort daran.

— Wie wir vernehmen, hat Herr von Wrangel, trotz seiner 75 Jahre, das ihm als General-Feldmarschall zustehende Commando für den Fall einer Mobilmachung beansprucht und höchsten Orts zugesagt erhalten.

— Für den Kriegsfall ist der commandirende General in Pommern, General v. Wussow, zum Chef des Generalstabes bestimmt.

— Obwohl die Sendung des Generals von Willisen beendigt ist, so sind, wie officiöse Stimmen versichern, die von demselben eingeleiteten Unterhandlungen doch nicht abgebrochen. Dieselben werden auf dem gewöhnlichen diplomatischen Wege fortgesetzt, und man hält hier an der Hoffnung fest, zu einer Verständigung mit Oestreich zu gelangen.

Dagegen schreibt man der „A. A. Z." aus Wien: Was den militärischen Theil der Mission Willisens betrifft, so kann als sicher gemeldet werden, daß auch in dieser Hinsicht eine bis in die Details gehende Vereinbarung zu Stande gekommen ist. Dieselbe bezieht sich sowohl auf die

Präcisirung des Zeitpunktes, wann Preußens active Mitwirkung zu beginnen hat, als auch auf die Abfassung des strategischen Plans für Deutschland und Oestreich. Namentlich auf den letzteren Punkt bezogen sich die in den Tagen zwischen dem Generallieutenant von Willisen und dem Feldzeugmeister Freiherrn v. Heß stattgehabten Conferenzen.

— Die Elberf. Ztg. enthält einen ziemlich officiös lautenden Artikel, der darauf hindeutet, daß Preußen fürs erste eine bewaffnete Vermittlung versuchen, bei welcher England hülfreiche Hand leisten und Rußland nicht entgegentreten werde. Von einem solchen auf Frankreich geübten Druck dürfe man sich den besten Erfolg versprechen.

— Die bisherigen Maßregeln zur Herstellung der Kriegsbereitschaft erstreckten sich ausschließlich auf die Reserve und die Landwehr ersten Aufgebots. Rücksichtlich der Landwehr zweiten Aufgebots ist bisher, die Artillerie ausgenommen, nichts geschehen, als die Einleitung des Reclamations-Verfahrens. Durch einen aus dem Kriegsministerium in den letzten Tagen ergangenen Erlaß ist, wie die „B. u. H.-Z." meldet, die schleunige „Classification" der Landwehr zweiten Aufgebots angeordnet worden, und haben die Behörden, welche mit dem Reclamationsverfahren beauftragt sind, die Weisung erhalten, die betreffenden Listen zu schließen und schon innerhalb der nächsten Tage einzureichen.

— Aus Essen wird dem „Arbeitgeber" geschrieben: Sie haben gemeldet, daß die großartige Gußstahlanstalt von Krupp dahier die von Frankreich bestellten 300 Gußstahlkanonen nicht abgeliefert habe. So viel ich höre, sind doch 100 Stück abgeliefert, die andern beim Beginn der politischen Verwickelung zurückgehalten worden. Dafür sollen, wie ich ferner vernehme, von der östreichischen Regierung 200 und von der preußischen 600 neue Geschütze bestellt sein, womit gegen 2000 Arbeiter Tag und Nacht beschäftigt sind. Die Fabrication wird äußerst geheim gehalten und Niemand hat in die Anstalt Zutritt. Nach dem, was davon verlautet, wird ein Theil dieser neuen Kanonen nach Art der Armstrongschen aus Gußstahl geschmiedet, und dieselben sollen an Dauerhaftigkeit Alles übertreffen, was englische oder französische Werkstätten noch geleistet haben. Bekanntlich ist die Art der Gußstahlbereitung Krupp's Geheimniß.

— Ein französischer Berichterstatter vom Kriegsschauplatze schreibt in einem Marseiller Blatte: „Die Franzosen sollten sich auf tausend unvorhergesehene Verzögerungen gefaßt machen und auf 60 Schlachten rechnen — ich sage 60, aber ich sollte wahrscheinlich mehr sagen —, ehe der Tag des Triumphes anbricht, der Oestreichs Macht in der lombardischen Ebene vernichtet sieht." Der Berichterstatter fügt hinzu, das sei nicht blos seine Ansicht, sondern die der sachkundigsten Beurtheiler.

— In diplomatischen Kreisen war, wie die „Spen. Z." schreibt, gestern die Nachricht verbreitet, daß Kossuth von dem Kaiser Napoleon eine Einladung erhalten habe, nach Genua zu kommen.

— Auswärtigen Blättern wird geschrieben, der 7. Juni sei für eine große Manifestation der preußischen Politik ausersehen. Vergeblich denken wir darüber nach, was diese Notiz bedeuten soll.

Kleine Chronik.

*** Herr v. Veltheim auf Schönfließ, Stolpe 2c. einer der geachtetsten Grundherren auf dem Barnim, ein Veteran aus dem großen Befreiungskriege, liegt im Sterben; die tiefe und ungeheuchelte Trauer, die sich bei allen seinen Gutsinsassen kundgiebt, legt ein ehrenvolles Zeugniß für ihn ab. Sie versichern, ihr greiser Herr hätte noch lange leben können, aber der Undank eines Dieners, der ihn bestohlen, habe ihm das Herz gebrochen. Die Güter kommen an Bruderskinder. (Die heutigen Zeitungen bringen die Todesnachricht.)

*** In den dichten Lorbeerkränzen, mit denen Humboldts Grab in Tegel bedeckt ist, nistet, wie man uns mittheilt, seit Montag ein Schwalben-Pärchen.

*** Von dem Regierungsrath Stiehler in Quedlinburg ist eine kleine interessante Schrift (Leipzig bei G. Graeber) erschienen: Die Politik und das Verhalten Frankreichs und Rußlands gegen Deutschland.

*** Das schon im vorigen Jahrhundert von den Berlinern gern besuchte, romantisch zwischen Wald und Wasser, eine halbe Stunde von der Chaussee nach Bernau belegene Etablissement Damms Mühle ist seit einiger Zeit in Privatbesitz übergegangen und dem Publikum nicht mehr zugänglich.

*** Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß wir in nächster Nähe, auf dem Barnim, einen See haben, welcher Muränen führt. Es ist das der Wandelitz-See unfern der Chaussee nach Bernau.

*** Hinterpommern wird wahrscheinlich schon in diesem Jahre ein starkes Contingent Berliner Seebadgäste erhalten.

*** In einem Briefe, der in den letzten Tagen in Berlin bei den betreffenden Personen die Runde gemacht hat, zeigt, wie die Gerichtszeitung meldet, der Staatsrath Carteret seinen hiesigen Geschäftsfreunden an, daß leider so bald noch nicht an eine Ausführung seiner Droschkenidee in Berlin zu denken sei. Die Geldleute, welche mit ihm zusammen die Mittel zur Ausführung des Unternehmens hätten hergeben wollen, seien plötzlich nicht nur des Kriegs zwischen Frankreich und Oesterreich halber, sondern auch namentlich wegen der Haltung Deutschlands nicht gesonnen, ihr Geld nach Preußen zu schicken, und hätten daher sämmtlich ihren Zu-

— Die beiden vorgestern nachträglich confiscirten Nummern der Neuen Preußischen Zeitung enthielten Rückblicke auf den Landtag. Wie es heißt, erfolgte die Beschlagnahme auf Veranlassung eines einstigen Mitbegründers der Kreuzzeitung.

— Der Oberbürgermeister Piper in Frankfurt a. O. hat durch seine feste Haltung im Herrenhause unter den Stadtverordneten seiner Heimath sich Feinde erworben. In welcher Art dieselben gegen ihn operiren, geht daraus hervor, daß in der letzten geheimen Sitzung der Frankfurter Stadtverordneten der Antrag gestellt wurde, Piper möge aus dem Verwaltungsrathe der Dessauer Continental-Gasanstalt austreten.

— Von der trefflichen Biographie des verewigten Generals von Höpfner von Professor Hirsch, welche die Neue Preuß. Zeitung vor einigen Wochen brachte, ist ein Separatabdruck erschienen.

— Dem Vernehmen nach scheidet der Geh. Rath Dr. Gäbler von der Direction der Admiralität aus und tritt an seine Stelle der jetzige Königl. Commissarius in Oldenburg, Geh. Regierungsrath Wulfsheim.

— Es ist beifällig bemerkt worden, daß die Jesuiten dieses Jahr ihre Missionspredigten einstellten; der Hader auf der Kanzel hätte zu sehr unangenehmen Auftritten führen können.

— Nach ostpreußischem Provinzialrecht sollen diejenigen Personen, gegen welche der Verdacht (?) einer Bernstein-Contravention obwaltet, wenn sie sich am Strande der See betreffen lassen, mit ein bis zweitägigem Gefängniß bei Wasser nnd Brot bestraft werden. Das Ober-Tribunal hat neuerdings angenommen, daß diese Vorschrift durch das neue Strafgesetzbuch nicht aufgehoben, vielmehr als fortbestehend zu betrachten sei.

— Der „A. A. Z.“ wird von hier geschrieben: Wie sich nicht anders erwarten ließ, werden von Nordamerika aus bereits ernste Schritte gethan, um Humboldt's gelehrten Nachlaß für die neue Welt zu gewinnen. Der nordamerikanische Gesandte am hiesigen Hofe, Hr. Wright, hat sich mit Hrn. Seyffert, dem die kostbare Bescheerung zufiel, in Verbindung gesetzt, und würden 50,000 Thlr. nicht zu viel sein. Die glückliche Besitzerin würde die Congreß-Library in Washington; erwägt man, daß der Congreß jährlich nahezu zwei Millionen Dollars für Drucksachen verausgabt, so kann der Geldpunkt, der in Europa, zumal unter dem gegenwärtigen Druck, entscheidend sein müßte, kaum in Betracht kommen.

— Erfreulich ist es, zu hören, daß die brasilianische Einwanderungsblase dem Platzen nun wirklich nahe ist. Der Jammer der unglücklichen Einwanderer schreit lauter und lauter zum Himmel: was haben Deutsche in einem für ihre Leibesbeschaffenheit gefährlichen Tropenlande zu suchen, wo das Proletariat massenhaft zunimmt und das Papiergeld in demselben rapiden Verhältniß sinkt! Wo in gar kurzer Frist z. B. Hunderte pommerscher Auswanderer, zum Theil auf schreckliche Weise, in's Grab sanken! Die russische Regierung ist so ehrlich und menschenfreundlich, die deutschen Auswanderungslustigen warnen zu lassen, daß sie nicht den fabelhaften Aussprengungen Glauben schenken, als lägen in Rußland goldene Berge; warum folgt Brasilien nicht dem Beispiel und erklärt offen heraus,

---

rücktritt von dem Unternehmen wenigstens für den Augenblick erklärt. Da die bereits vorgenommenen Käufe von Droschken nur unter der Bedingung abgeschlossen sind, daß das Unternehmen ins Leben getreten sein müsse, wenn sie Gültigkeit haben sollen, so werden hiernach die Droschkenbesitzer, welche sich auf die Carteret'sche Droschkenid:e verlassen haben, noch lange ihre Droschken selbst abnutzen können.

*** Die Uniform bleibt in Preußen immer oben. So eben erschien in der Jonas'schen Verlagsbuchhandlung: „Uniforms-Reglement für die Beamten der Verwaltung der indirekten Steuern. gr. 4. mit 17 Zeichnungen in Kreidedruck. Preis geh. 1 Thlr.

*** Man hört jetzt so oft das Lied Heinrich Heine's von der Loreley singen. Vielleicht ist es nicht allgemein bekannt, daß man bis zu Anfang dieses Jahrhunderts weder am Rhein, noch sonst wo, etwas von der Loreley wußte. Clemens Brentano ist nämlich der geniale Erfinder der ganzen Loreleysage.

*** Man erzählt von einem beurlaubten Preuß. Lieutenant (v. M.), der als Volontair bei Casteggio-Montebello am 20. vorigen Monats tapfer gegen die Franzosen mitgefochten. Er nahm ein Gewehr und trat bei Heß-Infanterie in Reihe und Glied, ganz zuletzt wurde er leicht am linken Arm blessirt. Die „Heßer“ waren von dem Kameraden ganz entzückt.

*** Was den Einzug des französischen Kaisers in Mailand betrifft, so zählt man in Paris so sicher für eine nicht zu entfernte Frist darauf, daß starke Bestellungen von dreifarbigen Fahnen und Tapeten, um die Stadt zu schmücken, bei den Pariser Fabrikanten, die thätig an ihrer Ausführung arbeiten, gemacht worden sind.

*** Paris wird unruhig. Es scheint dort, trotz der Unterdrückung aller unparteiischen Nachrichten, Einiges über die wahre Sachlage zu transpiriren. Nicht umsonst suchen pariser Blätter zu beschwichtigen, indem sie sagen, der Krieg könne nicht lange dauern, denn die Superiorität der französischen Truppen sei bereits erwiesen, und die fremden Mächte würden, müde der grausamen Kriegführung der Oestreicher, gegen die letzteren demnächst bewaffnet interveniren und ihrem Widerstand ein Ende machen.

wie es ehrlichen Leuten in der ganzen Welt geziemt, daß es den Einwanderern und deren Fluch, den Agenten, gegenüber keinerlei Verantwortlichkeit übernimmt! Wie die Sachen jetzt stehen, gewinnt mehr und mehr die Meinung an Boden: die sehr bedeutenden Paßgebühren und Kopfgelder seien der wahre Grund eines sträflichen Stillschweigens. Einem hiesigen Schriftsteller, der seine Feder dem Schwindel lieh, sind von Seiten seiner Vorgesetzten die Augen endlich geöffnet worden, nachdem er lange genug aus leicht errathbaren Gründen nicht hatte sehen wollen. Einige scandalöse Bankerotte und bekannte Industrieritter werden demnächst ans Licht der Oeffentlichkeit gezogen werden. (Augsb. Allgem. Z.)

— Aus Frankfurt wird geschrieben: Die Nachricht, daß zwischen Preußen und Oestreich eine Art Einverständniß erzielt sei, wird sich am ehesten durch die Haltung der süddeutschen Regierungen bei Veranlassung der Behandlung des Hannoverschen Antrags in's rechte Licht stellen. Da das Wiener Cabinet, nach der Versicherung hiesiger Diplomaten, ohne Rückhalt seinen Entschluß ausgesprochen hat, mit den süddeutschen Regierungen Separatverträge wegen Garantie seiner italienischen Besitzungen und Theilnahme am Kriege gegen Frankreich abzuschließen, wenn Preußen die Uebernahme dieser Garantie verweigert, also die Auflösung des Bundes factisch herbeizuführen, da ferner die Annahme des hannoverschen Antrages gegen den Protest Preußens, welches in militärischen Angelegenheiten zum Schutze des Bundes die Initiative beansprucht, gleichfalls auf eine Spaltung des Bundes hinausläuft: so kann selbst dem ungeübten Auge der Zusammenhang zwischen den Zwecken des Wiener Cabinets und den Bestrebungen der süddeutschen Coalition nicht entgehen. Es ist nicht anzunehmen, daß das preußische Cabinet unter den obwaltenden Umständen sich entschließt, den Garantievertrag vom 15. Mai 1851 zu erneuern, jene bekannte Consequenz des Olmützer Vertrages, um Oestreich von dem Eintritt in den Bund mit seinem Gesammtstaate, wie es Kaiser Nicolaus wünschte, zurückzuhalten. Geschieht es, obwohl dazu bei der gewaltigen Macht Oestreichs in Italien meines Erachtens gar keine Nothwendigkeit vorliegt, vielmehr nach der Versicherung unterrichteter Personen die Situation Napoleons in Italien eine sehr bedenkliche ist: so wird dem deutschen Bunde diese Garantieübernahme ungeheure Summen kosten, denn jede Krisis im Orient hat eine italienische Krisis im Gefolge, und die Frage der italienischen Angelegenheiten wird dann auf deutschem Gebiete blutig entschieden werden. Was die Vorbereitungen der Unterhandlungen über den hannoverschen Antrag betrifft, so hat Hr. v. d. Pfordten im militärischen Ausschuß bereits Bericht erstattet und den Vorschlag gemacht, entweder einen besonderen Ausschuß für die Prüfung des Antrags zu ernennen, oder den politischen und militärischen Ausschuß für diesen Zweck zu vereinigen und event. auch eine Begutachtung der militärischen Seite des Antrags von der technischen Militär-Commission, welche aus den militärischen Bevollmächtigten der Regierungen besteht, zu veranlassen.

— Man schreibt der „Voss. Z.“ aus Wien: Der Zufall spielt mir eine verläßliche Mittheilung in die Hände, welche auf den Stand der

---

*** Aus dem östreichischen Lager in Italien wird geschrieben: Die ungarischen Husaren sind eine Prachttruppe und überhaupt die östreichische Kavallerie dürfte der französischen bei Weitem überlegen sein und hat dies auch bereits bewiesen. Diese Leute hier ziehen es vor, im Handgemenge von ihrem Säbelgefäß den besten Gebrauch zu machen und damit auf die Schädel der Gegner zu operiren, und in der That erinnert diese Waffe lebhaft an die Wallensteinschen Reiter. Auch der Kolben spielt bei der Infanterie seine bedeutende Rolle.

*** Der Nord erzählte kürzlich, die Oestreicher hätten beim Einmarsch in Vercelli den dortigen Bürgermeister geprügelt, weil er ihnen keine Frauen liefern wollte, und dieser Akt eines scheußlichen Vandalismus fiel natürlich schwer auf die Schultern der armen, sich keiner Schuld bewußten Oestreicher. Soeben aber erzählt man in der östr. General-Intendanz: Der Militairarzt habe in Vercelli für sein Spital Belladonna verlangt, die sardinische Behörde aber habe den Arzt verstanden belle donne (schöne Frauen), deren Anblick allerdings auch ein schmerzstillendes Mittel sein mag, die aber der betreffende Arzt doch nicht verordnet hatte. Und deshalb schlug der Nord entsetzt seine Hände über den Kopf zusammen. So erzählt Hans Wachenhusen in der Voss. Ztg.

*** In Paris wird eine Carte de l'Europe pacifiée vorbereitet, die noch viel tollere Grenzveränderungen, als die Karte „Europas von 1860“ enthalten soll.

*** Man schreibt aus Paris: „Wer hier noch eine Feder führt, gehört zur Polizei. Die wenigen Scribenten, die davon eine Ausnahme machen, werden zu Concessionen an die Polizei gezwungen, welche sie vor ihrem Gewissen nicht verantworten können. Die Journalisten sind in ihrem Bereich, was die Sergeants de Ville in den Gassen sind. Hr. de Laguéronnière mit einem Uebersetzerstab von Denunzianten commandirt die ersteren, Hr. Boitel die anderen.“ Auch nicht übel!

*** Der jetzige revolutionäre Monitore toscano zeigt an, daß in Florenz eine Subscription eröffnet würde, um Beiträge für das Humboldt-Monument in Berlin zu sammeln.

*** Wären die Zeiten nicht zu ernst, sagt die turiner Armonia vom 24. d., so müßte man hell auflachen über die Albernheiten, welche die franzö-

Frage von der Gleichstellung der Confessionen ein scharfes Schlaglicht wirft. Der diplomatische Vertreter eines kleineren deutschen Staates am Wiener Hofe war schon vor längerer Zeit veranlaßt worden, soweit ihm durch seine Beziehungen die Möglichkeit geboten sei, die Wichtigkeit der Gleichstellung der Confessionen von Zeit zu Zeit in Anregung zu bringen. Er wurde bei jeder Gelegenheit, wo er davon zu sprechen anfing, vertröstet, man sehe die Nothwendigkeit bereits ein, schon seien dringliche Eingaben betreffenden Orts gemacht, schon hätten bezügliche Berathungen stattgefunden. Als Graf Buol aus dem Ministerrath ausschied, glaubte der betreffende Diplomat einen geeigneten Augenblick gekommen, im Interesse der wiederholt angeregten Sache Umfrage zu halten und wo möglich den angeblich bereits geschehenen einleitenden Schritten auf die Spur zu kommen. Nirgends eine Eingabe, nirgends eine Berathung, welche auf diesen Gegenstand Bezug gehabt hätte.

— Die republikanische Partei in Paris macht eine wirksame Propaganda für die Popularität Garibaldi's, dem sie die Absicht zumuthet, in einem günstigen Augenblick die Fahne der italienischen Republik zu entfalten. Die strengen Polizeimaßregeln in Turin und Genua und die Absendung französischer Polizeiagenten nach Italien ließen schon vermuthen, es sei dort etwas vorgefallen. In der That erfährt man jetzt aus einer sehr guten Turiner Quelle die Entdeckung eines republikanischen Complots. Alle von dort kommenden Privatbriefe sprechen vom Prinzen Napoleon als künftigem König von Etrurien. Auch erwähnen sie einer geheimen Deputation maltesischer Verschwörer, welche mit Cavour verkehren.

Wien, 25. Mai. Selbst im glücklichen Fall wird Oestreich aus den gegenwärtigen Calamitäten mit sehr wenig Geld, aber mit einer Sündfluth von Papieren hervorgehen. Die Hülfsquellen des Landes sind groß und vielseitig, aber unentwickelt; die Steuerlast ist im Verhältniß sehr hoch gespannt; es fehlt an Capitalien, die Bevölkerung versteht nicht zu capitalisiren, die Regierung nicht zu sparen; wir haben 3000 Millionen Staatsschulden und eine insolvente Nationalbank. Dafür haben wir die Aussicht, daß die Hebung der Schätze, die noch in Oestreich schlummern, großartige Geldopfer und Capitalsanlagen in Anspruch nehmen wird. Seit Maria Theresia hat Oestreich auf die Blüthe des Bauern-, des Bürgerstandes, des Adels großes Gewicht gelegt. Diese Blüthe ist jetzt bedroht. Werden nicht große und durchgreifende Maßregeln mit Intelligenz und Entschlossenheit durchgeführt, so ist die Gefahr der Verarmung des Landes vorhanden. Die Verarmung träfe jetzt alle Stände gleichmäßig, den Bauernstand, den Bürgerstand, den Adel. (Ist anderswo auch nicht besser.)

Das neutrale Savoyen.

Soeben hat eine höchst interessante Schrift von Dr. A. v. Gonzenbach, Nationalrath in Bern, die Presse verlassen: „Die Einverleibung eines Theiles Savoyens in die schweizerische Neutralität.“ Dieselbe ist eine Arbeit, welche der Verfasser, früherer eid-

---

sischen Journale über Piemont bringen. Da läßt z. B. Herr A. Achard (Journal des Debats) nicht allein um Alessandria herum, sondern sogar auf dem Berge bei Giovi Mandeln und Oliven wachsen, und bedauert, daß diese schönen Bäume umgehauen werden. „Sur le flanc de la montagne un peloton de gendarmes à cheval,“ schreibt derselbe geistreiche Achard, „grimpe la côte lentement .... la haute stature des cavaliers se profile sur le vert pâle des oliviers“ u. s. w.

*** Den Glanzpunkt der diesjährigen Londoner musikalischen Saison wird das Händelfest im Krystallpalast bilden. Jedenfalls wird es an Massenhaftigkeit alles in dieser Art bisher Dagewesene übertreffen. Das Orchester ist für 4000 Instrumentalisten und Sänger eingerichtet worden, und bis gestern waren für 20,000 Pfd. Sterling Eintrittskarten verkauft, ohne daß damit alle Sitze vergriffen wären. Die Fronte werden 242 Violinen, 120 Violoncellos und 100 Blasinstrumente bilden, dahinter neun große Pauken, gewaltige Trombons, die Sänger und die Riesenorgel. Wenn nicht die Musik, wird jedenfalls der Lärm einen sehr großartigen Eindruck hervorbringen müssen. Am 20. kommt der Messias, am 22. das Tedeum mit Einzelnstücken aus Saul, Samson, Judas Maccabäus u. s. w., und am 24. das Oratorium Israel in Egypten zur Ausführung. (Man rechnet, daß die Einnahme 150,000 — 200,000 Thaler betragen werde, dem entsprechen freilich auch die Ausgaben.

*** Von Friedrich Wilhelm Jos. v. Schellings sämmtlichen Werken (erste Abtheilung) ist soeben der vierte Band (sämmtliche Werke 1800 — 1802) gr. 8. geheftet. Preis 2 thlr. 28 sgr. erschienen. Inhalt: Allgemeine Deduktion des dynamischen Prozesses. — Ueber den wahren Begriff der Naturphilosophie. — Darstellung meines Systems der Philosophie. — Bruno, ein Gespräch. — Fernere Darstellungen aus dem System der Philosophie. — Die vier edlen Metalle. — Miscellen.

*** In Commission der liter.-artist. Anstalt (Cotta) in München ist erschienen: „Gesammelte Schriften von Joseph von Görres,“ Band 1—5. Die gesammelten Schriften von Joseph v. Görres, gedruckte und ungedruckte, erscheinen theils vollständig, theils in Auszügen, in verschiedenen Abtheilungen, je nach den Gebieten, auf denen ihr Inhalt sich bewegt. Zuerst erscheinen die politischen Schriften. Sie werden 16 Bände umfassen, von denen der 1. bis 5. bis jetzt erschienen sind. Die

genössischer Staatsschreiber, schon vor längerer Zeit verfaßt und die wegen der Bedeutung, welche die Frage der Neutralität Savoyens in der neuesten Zeit erhalten hat, um so mehr der Oeffentlichkeit übergeben zu werden verdient, als sie sich vollständig der von der Bundesversammlung genehmigten Anschauungsweise des Bundesrathes anschließt, welche auch die Billigung sämmtlicher europäischen Mächte erhalten hat. An der Hand der Urkunden und Protokolle der Tagsatzung und der Vororte wird klar nachgewiesen, daß zwar der Gedanke der Neutralisirung Savoyens zuerst in der Schweiz, nämlich in Genf, aufgetaucht und anfänglich in den höchsten schweizerischen Behörden Anklang gefunden, dann jedoch bald nachher große Besorgniß erregt, daß aber von Anfang an die Schweiz die Wahrung dieser savoyischen Neutralität nicht als eine Pflicht, sondern als eine Befugniß angesehen und diese Anschauungsweise consequent festgehalten hat, selbst Sardinien gegenüber, welches sie in den ersten Zeiten als eine Pflicht der Schweiz angesehen wissen wollte, — worin die sardinische Regierung freilich in neuester Zeit vollkommen anderer Meinung geworden ist, indem sie der Schweiz sogar das Recht bestreiten wollte, das neutralisirte Gebiet in beschränktem Maße zu besetzen, bis sie endlich, durch die Vorstellungen Frankreichs bewogen, nachgab.

v. Gonzenbach beurtheilt die savoyische Neutralität vollkommen richtig folgendermaßen:

„Unserer Ueberzeugung gemäß gereicht die Neutralisirung eines Theiles von Savoyen, bei der Ungewißheit der Folgen, die sich daran knüpfen werden, weder Sardinien, noch der Schweiz, noch den Mächten, welche dieselbe ausgesprochen, noch Genf selbst, welches dieselbe angestrebt hat, zum Vortheil. Sardinien nicht, weil es keinerlei Gewähr dafür hat, inwieweit die Schweiz jenes Gebiet mit ihren Streitkräften schützen oder aber dem Feind preisgeben werde; der Schweiz nicht, weil sie entweder ihre Truppen außer Lands zu führen und eine schwierige militärische und politische Stellung zu übernehmen gezwungen ist, oder aber ihr eigenes Gebiet einer fremden Invasion bloßstellt; den Mächten nicht, weil die Friedensgarantie, welche man in der Neutralisirung Savoyens aufstellen wollte, bei der verschiedenen Auffassung der Folgen, die sich daran knüpfen sollen, eher zum Vorwand eines feindlichen Einfalls in Savoyen werden kann; und Genf nicht, weil bei der Nichtbesetzung des neutralisirten Savoyens durch Schweizertruppen seine Stellung gefährlicher ist, als bisher, da dannzumal Savoyen jedem Angriff offen steht, die Besetzung aber leicht Verwickelung mit derjenigen Macht veranlassen könnte, die einen Einfall in Savoyen beabsichtigt, wodurch die Stellung Genfs abermals bedroht würde.“

Am Schlusse giebt v. Gonzenbach Vorschläge zur möglichsten Ausweichung der Nachtheile, welche aus der Neutralisirung von Savoyen für die Schweiz entstehen können, und nimmt dabei den vom Landammann Cosmus Heer von Glarus Namens der zu diesem Zwecke niedergesetzten Tagsatzungscommission unterm 8. April 1831 abgefaßten Bericht zur Richtschnur.

Erstlich muß dabei beharrt werden, daß die Schweiz keine Pflicht, sondern nur ein Recht der Besetzung des neutralen Gebietes hat. Allein die Aufrechthaltung der eigenen nationalen Selbst-

---

obigen 5 Bände der politischen Schriften enthalten umfassende Auszüge aus dem „Rheinischen Merkur" und aus dem „rothen Blatt", sowie eine ganze Reihe anderer Aufsätze zur Beleuchtung und Schilderung der politischen Zustände Deutschlands in den ersten 30 Jahren dieses Jahrhunderts. Da vom „Rheinischen Merkur" nur noch wenige Exemplare existiren, so ist dem Leser hier das Mittel geboten, sich an der Hand eines der berühmtesten Publicisten in jene Zeit zu versetzen, ihre Besorgnisse und ihre Hoffnungen noch einmal mit zu durchleben. Der Inhalt dieser 5 Bände ist folgender: I. Band. 1. Der allgemeine Friede, ein Ideal 1797. — 2. Resultate meiner Sendung nach Paris. — 3. Reflexionen. — 4. Rheinischer Merkur (Auszüge). II. Band. Rheinischer Merkur (Fortsetzung. III. Band. Rheinischer Merkur (Schluß). — 5. In Sachen des Koblenzer Hülfsvereins 1817 u. 1818. — 6. Ueber das Verhältniß der Rheinlande zu Preußen. (Bisher ungedruckt). IV. Band. 7. Adresse der Stadt Koblenz vom 18. October 1817. — 8. Kotzebue und was ihn gemordet. — 9. Teutschland und die Revolution. — 10. Europa und die Revolution. — 11. In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit. V. Band. 12. Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congresse von Verona. — 13. Aphorismen 1822—23. (Bisher ungedruckt.) — 14. Aufsätze. Glossen. (1824 u. 1825.)

Der Preis der erschienenen Jahrgänge beträgt jetzt fl. 13. 12 kr. oder Rthlr. 7. 28 Ngr.

*** Aus Koblenz wird der Köln. Ztg. geschrieben: Ein hiesiger Kaffeewirth, der im vorigen Jahre an der Bank in Ems 1200 Thlr. gewonnen hatte, hat sich seit einigen Tagen unsichtbar gemacht und sein Etablissement im Stich gelassen. Von dem Gewinnste hatte er redlich im vorigen Jahre seine Schulden soweit bezahlt, aber den übrigen Theil der gewonnenen Summe, etwa die Hälfte, in kurzer Zeit wieder an den grünen Tisch gebracht; natürlich reichte das nicht aus; er nahm seine Einnahme aus seinem Geschäfte noch dazu und war nun genöthigt, das Weite zu suchen. Die Bank in Ems ist ein Krebsschaden für unsere Stadt. Kaum ist die Cur dort eröffnet und haben sich der Curgäste erst wenige eingefunden, aber an den Sonntagen hat jedesmal eine Anzahl guter Coblenzer die schöne Gelegenheit benutzt, von Lahnstein mit der Eisenbahn nach Ems zu fahren, und ist von da sehr erleichtert zurückgekehrt.

ständigkeit und Neutralität gebietet, bei dem Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen den „benachbarten Mächten“, worunter einzig Frankreich und Oestreich zu verstehen sind, wenn dieselben das schweizerische Gebiet bedrohen können, die Ausübung dieses Rechts.

Dann soll dasselbe nicht in größerem Umfang ausgeübt werden, als der militärische Zweck es erfordert. Es sind daher höchstens das Chablais und die Avrelinie, also der größere Theil des Faucigny zu besetzen und von der Provinz Carouge (oder Genevois) die durch die Berge Wuache, Mont Sion und Saleve, (oder, wenn man die Thalsohle als militärische Grenzlinie annehmen will, der Bach Les Ußeß) zu besetzen. Die Besetzung des übrigen neutralisirten Savoyens liegt weder im Interesse der Schweiz noch Sardiniens.

Diese Hauptpunkte sind durch Verhandlungen mit Sardinien vertragsmäßig festzusetzen und überdies noch andere, untergeordnete Punkte, betreffend den Durchzug der aus Savoyen sich zurückziehenden sardinischen Truppen, die Verpflegung der die savoyischen Gebiete besetzenden Truppen u. s. w. reguliren. Entschieden widersetzt sich von Gonzenbach, gestützt auf einen Bericht des Kriegsrathes vom Jahr 1831, der Ansicht, daß die sich in Folge der Besetzung Savoyens durch Schweizertruppen durch das Wallis zurückziehenden Truppen entwaffnet werden, indem dies, da dieselben das Recht des Durchzuges haben, nicht verlangt werden könne, und dadurch der militärischen Ehre der sardinischen Armee zu nahe getreten würde.

Der Schrift ist eine erläuternde Karte beigegeben, welche die weitere Neutralitätslinie sowie die vorgeschlagenen inneren militärischen Neutralitätslinien angiebt.

Wir können dem Verfasser für die zeitgemäße, klare und erschöpfende Darstellung der seit Jahren hängenden Frage nur dankbar sein.

Vermischtes.

Stralsund, 31. Mai. (Ostſ.-Ztg.) Die Feier des heutigen Jahrestages, an welchem vor einem halben Jahrhundert Ferdinand von Schill in unserer Stadt sein trauriges Ende fand, hat eine sehr allgemeine und zahlreiche Theilnahme gefunden. Schon am gestrigen Abend wurde in dem hiesigen literarischen Verein von dem Stadtsyndikus Dr. Brandenburg ein Vortrag gehalten, der die wesentlichsten Momente des Schill'schen Zuges zusammenfaßte und der um so interessanter war, da der Vortragende als damaliges jüngstes Mitglied des Rathes in vielfache Berührung mit Schill und den Seinigen gekommen war und über manche Vorgänge als Augenzeuge berichten konnte. Heute Vormittag fand ein festlicher Zug nach dem Grabe Schill's statt, an welchem die Mitglieder sämmtlicher Behörden, das Offiziercorps, die Schützengilde und eine große Anzahl der Einwohner unserer Stadt so wie der Umgegend sich betheiligten. Ein ehemaliger Schill'scher Krieger, der Ober-Landes-Gerichts-Bote Hoffmann aus Dessau, begleitet von einigen alten Kameraden, trug den Lorbeerkranz, mit welchem Schill's Grab geschmückt werden sollte. Der Zug bewegte sich zunächst nach der Fährstraße, in welcher Schill erschossen wurde, und von dort nach dem Grabe auf dem Knieper Kirchhof. Hier hielt der Prediger Sarnow eine ergreifende Grabrede und gab dem Grabe die kirchliche Weihe, welche ihm seit 50 Jahren versagt war. Alsdann nahm der Steuerrath Major Schlieben, der als reitender Jäger bei dem Schill'schen Corps gestanden hatte, als Führer seiner ehemaligen Kameraden das Wort und bat um fernere Achtung vor der Grabstätte, welche jetzt endlich geweiht sei und welche er nun mit dem verdienten Lorbeer schmücken wolle. Auch ein alter hochgestellter Kamerad in Berlin, durch Krankheit verhindert, selbst zu erscheinen, hatte einen Kranz zur Zierde des Grabes übersandt. Nachdem noch ein kerniges Gedicht von Ernst Moritz Arndt vorgetragen war, welches der Verfasser mit dem Wunsch eingesandt hatte, daß es am Grabe gesprochen werden möge, endete die Feier auf dem Kirchhofe mit einem allgemeinen Gesange. Eine Anzahl der Theilnehmer des Zuges vereinigte sich schließlich noch zu einem gemeinschaftlichen Mittagsmahle, zu welchem die Schill'schen Veteranen gleichfalls eingeladen waren.

Berliner Börse
vom 27. Mai bis 3. Juni.

Wir haben bereits berichtet, daß sich an der Börse eine ziemlich starke Contremine gebildet hat; die dem geringen Verkehr gegenüber verhältnißmäßig bedeutenden Blancoverkäufe hatten zur Ultimo-Liquidation ein erhebliches Deckungsbedürfniß erzeugt, das eine nicht ganz geringe Steigerung der Course zur Folge hatte. Es hat diese Steigerung aber noch im neuen Monate fortgedauert und damit den Beweis geliefert, daß die in der letzten Nummer bereits von uns ausgesprochene Ansicht, daß die Course nach gerade auf einem speculationswerthen Stand angelangt sind, von Vielen getheilt wird, ja, wir glauben behaupten zu dürfen, daß die Course zum Theil einen noch weiteren Aufschwung erfahren haben würden, wenn es eben nicht an Material zur Befriedigung der Kauflust gefehlt hätte, da ein höheres Gebot, ohne daß demselben eine entsprechende Forderung gegenübersteht, immer nur eine zwecklose Preiserhöhung zur Folge hat. Mit dem Beginne des Krieges scheint derselbe seine Schrecken verloren zu haben, und die Ansicht, daß nach einigen Schlachten, namentlich, wenn es den Alliirten gelingen sollte, bis zum Mincio vorzudringen, Unterhandlungen resp. Frieden erfolgen würde, ist eine so allgemeine geworden, daß die Course in Paris und Wien, ohne Rücksicht auf das wechselnde Kriegsglück, gleichmäßig steigen und selbst aus Paris Aufträge auf österreichische Effekten eingehen. Es fehlt aber an der Börse vollständig an Material, um die Kauflust zu befriedigen, die eben so sehr durch Speculation und Kapital-Anlagen, als durch

Deckungen der Contremine erzeugt wird. So lange die Angst- und Nothverkäufe dauerten, hatten sich die Käufer mit ihrem Kapital zurückgezogen, jetzt, wo jene Verkäufe aufgehört und die Course auf einen in der That niedrigeren Stand gebracht haben, ziehen sich nun wieder ihrerseits die Effekten-Besitzer vor der erwachten Kauflust zurück.

Selbst das unerwartete Auflegen der preußischen Anleihe von 30 Millionen konnte diesen Zustand nur schnell vorübergehend unterbrechen, da man eines Theils darin nur eine Vorsorge für alle Fälle erblickt, andrerseits aber jetzt selbst eine Mobilmachung nur als eine Beschleunigung zur Wiederherstellung des Friedens betrachtet werden würde. Die Anleihe hatte sich demnach auch allgemeiner Billigung zu erfreuen, zumal ein preußisches fünfprocentiges Effect zu noch nicht 95 (der Cours stellt sich durch Zinsvergütigung auf etwa 94¾) überall als eine vortheilhafte Kapital-Anlage betrachtet wird und die Anleihe auf diese Weise gleichzeitig Patriotismus und Speculation befriedigt — „die Ehre mit's Geschäft vereint." Es herrscht daher allgemein die Ueberzeugung, daß ein sehr starkes Drängen zu den Zeichnungen, selbst vom Auslande her, stattfinden und diese gewiß mehr als die doppelte Summe des Anleihe-Betrages erreichen werden. Wenn dem gegenüber ein hiesiges Blatt, daß seit seinem Entstehen sich stets dadurch ausgezeichnet hat, daß es nur seine Sonderinteressen in den Vordergrund geschoben und, während es nur in den seltensten Fällen die Ansichten der Börse wahrheitsgetreu aussprach, sich doch nicht entblödete sich stets zum Organ derselben aufzuwerfen, wenn die „Berliner Börsenzeitung" nun gar aus Aerger, daß der Finanz-Minister ihr die Bekanntmachung über die Anleihe nicht zugeschickt hat, ihre Insolenz in dieser Beziehung so weit treibt, von „einer wunderbaren Uebereinstimmung" des Urtheils der Börsenkreise zu sprechen, daß die Anleihe kein Glück machen werde, und daß „sehr allgemein die Befürchtung ausgesprochen wurde, daß man bei der öffentlichen Subscription wohl nur eine schwache Betheiligung erzielen werde," so erwähnen wir dieser großen Taktlosigkeit nur, um zur richtigen Würdigung derselben die Thatsache gegenüber zustellen, daß viele Abonnenten der Börsenzeitung, namentlich der größte Theil der hiesigen Wechsler sich bereits heute deren fernere Zusendung verbeten haben.

Von den in den letzten 8 Tagen gestiegenen Effecten erfuhren österreichische Fonds- und Credit-Actien eine Courserhöhung von 3 à 4 pCt., während Banknoten und Wiener Wechsel von ihrer Steigerung von 2 pCt. wieder 1 resp. ⅝ pCt. nachließen. Ebenso gingen „Franzosen," die um 5 Thlr. gestiegen waren, wieder um 2 Thlr. zurück, da die Zinsen, so wie die Superdividende von über 1 pCt. nicht baar, sondern in neuen Prioritätsobligationen zu 212½ gezahlt werden, die nicht einmal zu 200 zu begeben sind. Von Eisenbahnactien erfuhren die stärkste Steigerung, und zwar um 7½ pCt., alte Anhalter, demnächst junge und Rheinische 6½, Köln-Minden, Potsdam-Magdeburger, Stettiner, Oberschlesische Lit. A. und Steele-Vohwinkel um 5 à 6, Oberschlesische Lit. B., Stargard-Posen, Thüringer und Bexbacher 4 à 5, Freiburger, Coseler, Oppeln-Tarnowitz, Mecklenburger und Nordbahn 3 à 3½, Rhein-Nahebahn, die von 22 auf 26 gestiegen waren, gingen wieder auf 24¾ zurück. Aachen-Mastrichter, Bergisch-Märkische und Wittenberger stiegen um 2 à 3 und Hamburger und Amsterdam-Rotterdamer um 1, resp. 1½ pCt. Von Creditactien erfuhren Danziger und Coburger die stärkste Steigerung und zwar um 8¾ und 9 pCt., dann Meininger und preuß. Bank um 7, Berliner Handelsgesellschaft, Bremer, Disconto-Commandit-Antheile, Geraer, Norddeutsche und Weimar um 4 à 5, Braunschweiger, Cassenverein, Darmstädter, Posener und schlesischer Bankverein 2 à 3 pCt., Leipziger und Luxemburger, die um 4 pCt. gestiegen waren, gingen um 1½, resp. 3 pCt. zurück, Dessauer und Genfer hatten ihren Cours nur vorübergehend um 1½ à 2 pCt. erhöht, Gothaer, Hamburger Vereinsbank, Hannover und Königsberg waren unverändert, dagegen Magdeburger 1 à 2 pCt., Thüringer sogar 5 pCt. niedriger, da in Folge des Eingehens der Leipziger Agentur die Noten in Sachsen verboten, ferner in Folge der bereits früher erwähnten Untersuchung die beiden vollziehenden Directoren suspendirt wurden und endlich der Verwaltungsrath unterm 31. v. M. bekannt machte, daß, da ein Gewinn zur Zeit nicht vorliegt, auch der Zinscoupon nicht eingelöset werden könne! — Von preußischen Fonds wurden Anleihen zu 88, 90, 88¾, Prämien-Anl. 100¾ à 102 und Staatsschuldscheine zu 74½, 77½, 76¾ angesetzt, auch russische Fonds waren zum Theil etwa 2 pCt. besser.

Der Mai-Monat war der erste Monat in diesem Jahre, der, namentlich nach dem enormen Rückgange in den letzten Tagen des April, wieder mit einer theilweisen Steigerung der Course abschließt. Es stiegen seit dem 30. April: Franzosen 88 à 95½, östreichische Creditactien 43 à 47, Metalliques 32 à 42½, National-Anleihe 38 à 45, 1854r Loose 60, 68½, Creditloose 38, 42, Banknoten 60, 69, preußische Anleihe 89, 89¾, Prämien-Anleihe 98, 101½, Staatsschuldscheine 75½ à 77½. Dagegen gingen sämmtliche Eisenbahn- und Creditactien weiter und zum Theil noch sehr erheblich zurück, z. B. Cöln-Minden um 8, pomm. ritterschaftl. und Thüringer Bank um 17, Luxemburger um 16, Coburger um 14 pCt., nur norddeutsche Bank hat sich von 60 à 70, also um 10 pCt. gehoben; doch muß bemerkt werden, daß mit Ausnahme der eben erwähnten Thüringer Bankactien das Weichen bereits seit einigen Tagen aufgehört und einem wahrscheinlich weiteren Steigen der Course Platz gemacht hat.

Briefkasten.

v. H. Antwort erfolgt Montag. — G. Z. Dankend erhalten. Ich erwarte das Bewußte mit Spannung.

Redacteur: H. Keipp in Berlin. — Verlag von F. Schneider in Berlin.
Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch) in Berlin.

Der Prozeß der Kirchenpatrone.

Am neunten Juni dieses Jahres ereignete sich im Berliner Gerichtsgebäude am Molkenmarkt ein merkwürdiges Schauspiel. Dort an einem Orte, in welchem sonst Untersuchungen gegen Mörder, Diebe und Betrüger an der Tagesordnung sind und in dem sich höchstens einmal ein unglücklicher Schriftsteller über einen dem Staatsanwalt bedenklich erscheinenden Artikel zu verantworten hat, dort, wo in den Hintergebäuden zahlreiche Gefangene des Tages des Gerichts und der Verurtheilung warten, erschienen am neunten dieses Monats fünf Edelleute des Herzogthums Magdeburg, an ihrer Spitze der Träger eines hohen erblichen Hofamtes, zugleich der Abkömmling eines uralten Dynastengeschlechtes, das seinen Titel: „Edler Herr" noch aus den Tagen herdatirt, als das Christenthum zuerst an die Elbe vordrang, neben diesem Herrn vier andere Edelleute von bekanntem und gutem Namen, als treue Unterthanen des Königs vielfach erprobt, zum Theil ihm auch als oberstem Kriegsherrn verpflichtet, außerdem in obrigkeitlicher Stellung schon nach Maßgabe ihres Besitzes und der darauf lastenden Pflichten ihm dienend. Und diese Männer, die durch eine enge Thür in die abgeschlossene schmale Angeklagtenbank, „auf welcher kurz vorher noch Diebe und Räuber gesessen hatten",*) eintraten, diese Männer wurden beschuldigt, 1) den Regenten beleidigt, 2) den öffentlichen Frieden gefährdet, 3) die Anordnungen der Obrigkeit dem Hasse und der Verachtung ausgesetzt, 4) den Minister von Bethmann-Hollweg in Bezug auf seinen Beruf beleidigt zu haben, der Angeklagte Herr v. Schierstedt außerdem noch, der „Rädelsführer" dieser Edelleute gewesen zu sein.

Und was hatten diese Männer gethan?

Als Kirchenpatrone, d. h. als die zu Schutz und Schirm ihrer kirchlichen Gemeinde Berufenen, als die zur Bestätigung der Geistlichen Verpflichteten, also mit der Aufsicht über die Reinheit der Lehre und demnächst auch über die Kirchlichkeit und Christlichkeit der Gemeinde Mitbeauftragten, als eine wahre und wirkliche und volle Obrigkeit, von alten Zeiten gesetzt und legitim in ihrer Art wie das Königthum es in derselben, wenn auch ausgedehnteren Art ist, unterworfen wie das Königthum und wie alle Macht im Vaterlande großen traditionellen Gesetzen Preußens, die in unsrer Geschichte mit leuchtenden Buchstaben geschrieben sind, — als wirkliche Herren und Abgeordnete der höchsten Gewalt im Königreich und in der evangelischen Kirche des Landes hatten diese

*) Gerichtszeitung Nr. 68. 1859.

fünf Edelleute gegen Aeußerungen Widerspruch erhoben, welche der zeitige Minister des Cultus und Unterrichts vor dem Landtag gethan hatte und deren Sinn kurz dieser war: „Dissidentenkinder dürften nicht mehr zum Unterricht in der Religion innerhalb der öffentlichen Schulen angehalten werden, sondern sollten in diesem Punkte der Lehre auf den Unterricht, den ihre dissidentischen Eltern ihnen besorgen würden, angewiesen sein." Ob diese Aufstellung haltbar ist, wird die Zeit erweisen; daß sie sehr bedenklich ist, dafür zeugt neben dem Urtheil vieler angesehener Theologen und Schulmänner vor Allem eine Veröffentlichung des Oberkirchenraths, welcher dafür hält, es könne bei solcher Sachlage unter Umständen eine völlige Trennung der Dissidentenkinder von der öffentlichen, christlichen Schule des Landes nothwendig werden, der also ev. eine noch strengere Maßregel gegen Dissidentenkinder, als den bisherigen Zwang derselben znm Religionsunterricht, nämlich ihre volle Abweisung von der Wohlthat der öffentlichen Schule, in Aussicht stellt. Die öffentliche Schule mit der Zwangspflicht für jedes Kind ist aber eine Grundsäule der preußischen Verfassung, und nicht minder ist der christliche Charakter unserer öffentlichen Einrichtungen eine solche Grundsäule. Es ist Pflicht jedes Patrioten, wo er diese unsere wichtigsten Verfassungsstücke gefährdet glaubt, laut seine Stimme zu erheben; und wenn der Vaterlandsfreund sich in einer öffentlichen Stellung befindet, durch ein bestimmtes staatliches und kirchliches Amt sich gebunden fühlt, da verdoppelt sich diese Pflicht. In letzterem Falle waren die Kirchenpatrone, und wenn nach dem Urtheile des Gerichts ihr Eifer in der Geltendmachung ihrer Pflicht nicht durchweg Maaß hielt, so hat doch das Gericht andererseits ihre patriotischen Beweggründe durchaus nicht in Zweifel gezogen, sondern sie vielmehr von der Anklage, den Prinz-Regenten beleidigt, den öffentlichen Frieden gefährdet, die Anordnungen der Obrigkeit dem Haß und der Verachtung ausgesetzt zu haben, freigesprochen, hat also die in dieser Anklage sich ausdrückenden Anschauungen des Oberstaatsanwalts weit von sich gewiesen. Gegen diese Anschauungen ist allerdings Vieles einzuwenden, und die Presse — falls sie wirklich befähigt ist, von den ihr durch das Gesetz eingeräumten Rechten Gebrauch zu machen — wird es sich nicht entgehen lassen können, die Rede, in welcher der Oberstaatsanwalt am 9. d. M. seine Auffassung von dem Umfang der herrschenden Preßfreiheit, von dem Amte der Kirchenpatrone, von der Stellung des Adels in Preußen, von der Bedeutung einer Appellation auf obrigkeitlichen Schutz gegen einen Minister darlegte, einer genauen Prüfung zu unterwerfen, da bis auf Weiteres in ihr auch der Ausdruck der Anschauungen des zeitigen Ministeriums gefunden werden muß.

Oestreich.

I.

Oestreich's Neugestaltung 1848—1858, von Carl Freiherrn von Czörnig. Stuttgart 1858. — Zeitgenössische Geschichten von Dr. A. Schmidt. II. Oestreich von 1830 bis 1848. Berlin 1859.

Seltsame Andeutungen werden von Wien aus gegeben; der greise Fürst Metternich, dessen Rath der Kaiser in jüngster schwerer Zeit einholte, soll darauf aufmerksam gemacht haben, die Zeit verlange constitutionelle Reformen, auch dem Bundestage und seiner Gesandtenversammlung sei eine Ergänzung durch Volksvertretung nothwendig. Zudem beginnen in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" Andeutungen von bevorstehenden Veränderungen im Kaiserstaate laut zu werden, man deutet auf Ungarn, und indem die officiellen Federn die Hoffnung aussprechen, es werde auch in dem gegenwärtigen Kampfe die alte Aufopferung und begeisterte Hingabe an die Sache des Kaiserthums bewähren, welche es in den früheren Kriegen stets ausgezeichnet hat, versprechen sie dieser Nation für die Zukunft eine freiere und ihrer Eigenthümlichkeit mehr entsprechende Verwaltung. Privatmittheilungen kommen hinzu und bestätigen, daß in neuester Zeit die aristokratisch-ständische Richtung dem Kaiser näher getreten sei und damit die Aussicht auf eine Lockerung der bisher bestandenen Centralisation wachse.

In der That muß es sich in Oestreich immer klarer herausstellen, daß mit dem seit 1848 versuchten System nicht lange mehr zu regieren ist, daß dies System in Kurzem mit seinem vollständigsten Bankrutt endigen muß. In dem ersten der oben angeführten Bücher finden wir eine ziemlich übersichtliche Darstellung dieser „Neugestaltung" seit 1848, — wir haben davon bereits in einem früheren Hefte ein Bild gegeben, — und wir überzeugen uns davon, daß sämmtliche seit der Revolution getroffenen Veränderungen auf nichts Weiteres hinauslaufen, als auf eine massenhafte Vermehrung der Bureaukratie, auf ihre jährliche Ausbreitung und auf eine Vernichtung der letzten Reste der Selbstständigkeit im Volke. Ein solches System mußte seine verderblichen Wirkungen in Oestreich ganz besonders schnell zeigen, weil dieser tief zerrüttete Staat einer organischen Neugestaltung wirklich dringend bedarf, ein übel gewähltes Heilmittel also die beunruhigendsten Symptome hervorrufen muß; zudem aber erlauben die Finanzen Oestreichs es nicht, ein System, das sie jährlich schwerer belastet und zugleich die Freiheit der ökonomischen Bewegung und damit den Ertrag der Volkswirthschaft, dadurch aber auch die Staatseinnahme bedroht, lange zu ertragen. Endlich ist nicht

zu übersehen, daß bereits durch das Concordat — und wir halten diesen Umstand für die einzig lobenswerthe Seite dieses Vertrages — insofern die Durchlöcherung der „Neugestaltung" begonnen hatte, als dasselbe für die Kirche und ihre Personen und Sachen eine Freiheit und Selbstständigkeit in Anspruch nahm, welche mitten im Staate einen Staat errichtete.

Ist es nach allem diesem mehr als wahrscheinlich, daß Oestreich an dem Punkte angelangt ist, seine gesammte innere Politik zu ändern, so drängt sich uns die Frage auf, ob und welche Grundsätze es an die Stelle des bisherigen Systems stellen und wie weit diese seine Schwenkung auf die Verhältnisse Deutschlands zurückwirken wird.

Wir freuen uns, in dem uns vorliegenden Buche „Zeitgenössische Geschichten", von Dr. Adolf Schmidt, einem Berliner, der gegenwärtig Professor an der Universität Zürich ist, ein nicht unbeträchtliches Material zur Beantwortung dieser Fragen zu finden. —

Nach mehrfachen Andeutungen hält es der östreichische Kaiser für nöthig, zunächst der ungarischen Nation eine größere Selbstständigkeit zu verleihen. Er hofft dadurch, diese „physisch und geistig begabteste, streitbarste, geschichtlich merkwürdigste und zukunftsvollste unter allen Steppenvölkern, die in der historischen Zeit von Asien nach Europa kamen" (Czörnig), zum Kriege und zu Opfern williger zu machen, zugleich aber gegen die Lockungen Rußlands und die panslavistischen Pläne in Südosteuropa ein Gegengewicht zu setzen, welches auch ein weiteres Kokettiren zwischen ungarischer Unzufriedenheit und russischer Secundogeniturschwärmerei unmöglich macht.

Es erinnert dieses Bestreben an Vorgänge unter Metternich, welche durch ähnliche Wirkungen und Gegenwirkungen, wie die heut in Wien bestehenden, hervorgerufen wurden. Schmidt schreibt darüber (S. 529 ff.): „In Ungarn sah man sich schon 1835 veranlaßt, um den Adel zu beschwichtigen, dem Reichstag die Zugeständnisse zu machen: daß der Kaiser als König von Ungarn sich Ferdinand V. nennen, und daß in amtlichen Aktenstücken nur die magyarische Sprache gebraucht werde; der sanctionirte Reichstagsbeschluß in letzterer Beziehung sprach es ausdrücklich aus, daß die deutsche Sprache in Ungarn stets eine rein ausländische bleiben müsse und demnach in Staatsverhandlungen nie in Anwendung kommen könne. Dieser erste große Riß ermangelte denn auch nicht, sofort die empfindlichsten Vorwürfe gegen die Regierung und gegen Metternich hervorzurufen. Dadurch, hieß es, sei das „System der conservativen Politik" gefährdet, aufgegeben, verrathen; der „hauptsächlichste Grundsatz der innern Politik Oestreichs", der der „Erhaltung des Bestehenden", sei „gänzlich desavouirt"; die mehr als hundertjährigen Bemühungen der früheren Regierungen nun „mit einem einzigen Federzug vernichtet". Ja, man drohete: aus dieser „Nachgiebigkeit" könnten „gefährliche innere Unruhen" und selbst eine „völlige Tren-

nung Ungarns von Oestreich" hervorgehen. Denn Ungarn habe damit „nicht allein seine Sprache", sondern auch „die gewünschte Anwartschaft auf seine Selbstständigkeit errungen"; die Herstellung der letzteren würden „nur blutige Kämpfe verhindern können", und „nur die Gewalt der Uebermacht" würde „im Stande" sein, „wie einst in Polen, so auch in Ungarn die Elemente der Freiheit zu unterdrücken". Denn dieses werde bei dem einen errungenen Vortheil „nicht stehen bleiben"; seine „Forderungen" würden „sich häufen"; und dann werde der innern Politik Oestreichs nur die Alternative bleiben: „entweder zu bewilligen und somit die Klinge aus der Hand zu geben, wie es schon das Heft verloren, oder aber zu verweigern und eine Glut zum flammenden Ausbruch zu bringen, die zudem keiner besonderen Anfachung bedürfe". Bei so trüben Prophezeihungen, daß schließlich „ein Freiheitskampf in Ungarn" die Folge sein werde, tröstete man sich dann aber doch mit der Hoffnung, daß allerdings ein „sicheres Gelingen eines solchen Kampfes für Ungarn ebensowenig abzusehen sei, als Polen dies Ziel erreicht habe".

„Auch Graf Mailath warnte vor den „separatistischen" Gelüsten in Ungarn, und erging sich in trüben Weissagungen, wie früher dem Kaiser Franz — so jetzt dem Fürsten Metternich gegenüber.

„Wirkten diese Warnungen und Vorwürfe, diese Drohungen und Prophezeihungen? Es war doch, als ob man sie beherzigt hätte. Gewiß und bekannt ist, daß seitdem, wie Ungarn wirklich in seinen Forderungen immer weiter ging, die Regierung einen hartnäckigen Widerstand versuchte, aber doch immer wieder zu Reformen und zu Concessionen sich hindrängen ließ. Gewiß ist auch, daß das Beispiel Ungarns auf die übrigen ständischen Länder zurückwirkte, und daß die Erscheinungen des Druckes und der Nachgiebigkeit sich auch anderwärts und namentlich in Böhmen wiederholten."

Aber dennoch war es eine wohl überlegte That Metternich's, als der die Rechte Ungarns, wenn auch nur theilweise, neu anerkannte.

Um dies richtig würdigen zu können, muß man auf Metternich's Politik näher eingehen. Er war der entschiedenste Vorkämpfer des Bestehenden; „weil es besteht, darum muß es erhalten werden", „weil es besteht, darum muß es bestehen"; und er machte aus dieser seiner Gesinnung niemals ein Hehl. Das Testament des Kaiser Franz ist aus der Seele Metternich's geschrieben. „Der sterbende Kaiser ermahnte seinen Nachfolger, zu regieren, wie er selbst regierte, und in keiner Weise auf Veränderungen sich einzulassen. Dabei empfahl er ihm den Fürsten Metternich als seinen besten Freund und treuesten Diener; ihm möge er ganz vertrauen, und ohne ihn nichts unternehmen" (Schmidt, S. 465). — Die Liebe Metternich's zum Bestehenden kann dabei durch kein Princip zu Bedenklichkeiten veranlaßt werden.

„Das Ziel in unsern Zeiten — sagte Metternich in einem

Schreiben an Berstett (1820) — ist nichts mehr und nichts weniger, als die Aufrechthaltung dessen was vorhanden ist... Darunter verstehen wir nicht nur die alte Ordnung der Dinge, so weit sie in einigen Ländern seit jeher geschont blieb, sondern auch alle neuen gesetzlich geschaffenen Institutionen... Die Rückkehr vom Neuen zu dem, was nicht mehr vorhanden, ist mit eben so vieler Gefahr verbunden als der Uebergang vom Alten zum Neuen. Beides kann gleichmäßig den Ausbruch von Unruhen herbeiführen, welche um jeden Preis zu vermeiden wesentlich ist. Auf keine Weise von der bestehenden Ordnung abzuweichen, welches Ursprunges sie auch sei: dies ist die erste Pflicht einer Regierung... Der Vortheil, auf eine bekannte und anerkannte Grundlage gebaut zu haben, ist augenscheinlich." Dann bestritt er den Einwurf, als ob die modernen „Constitutionen" nicht eine solche „Grundlage" und folglich nicht „einen Stützpunkt darböten", als „durchaus ungegründet"; obwohl er die süddeutschen der „Uebereilung" beschuldigte. „Jede auf gesetzlichem Wege eingeführte Ordnung der Dinge trage das Princip eines bessern Systems in sich; sie müßte denn das Werk der Willkür oder einer unsinnigen Verblendung sein, wie die Constitution der Cortes von 1812."

Ihm hatte schon in seiner ersten diplomatischen Laufbahn Napoleon I. so viel bedeutet, wie der legitimste Fürst, als Staatsmann sah er kein Hinderniß, ihm die Tochter der apostolischen Majestät zur Gemahlin zu geben, er erkannte rasch und unbedenklich Louis Philipp an und hatte die griechische Revolution nur darum verurtheilt, weil sie Rußlands Plänen im Orient secundirte. Daß er ein Feind der Revolution war, hatte seinen Grund nur darin, daß er sich, ehe die Bluttage der Galizischen Bauernrevolution kamen, keinen Fall zu denken vermochte, in welchem die Revolution Oesterreich nützen konnte. Als indeß die Julirevolution mit der Errichtung des Thrones Louis Philipp schloß, begann er auch sogleich, die revolutionären Erscheinungen in zwei Kategorien zu sondern.

Die eine derselben wurde nach wie vor verurtheilt, die andere aber von der Instanz entbunden oder losgesprochen. In jene wurden die Fälle verwiesen, wo die Anmaßung der Neuerer sich unterfange, ein neues Recht, eine neue Sitte, eine neue Freiheit zu begründen; denn in solchem Falle dürfe keine Versöhnung, keine Capitulation mit den Leuten der Umwälzung eingegangen werden. Dagegen wurde die zweite Kategorie für diejenigen Fälle gebildet, wo die Urheber der politischen Umwälzung, freiwillig oder aufgefordert, sich den Gesetzen der Ordnung wieder zu unterwerfen bereit seien; als allgemeines Staatsgesetz sei aber anzuerkennen, was durch längere Erfahrung die Probe seiner Zweckmäßigkeit bestanden, was aus der Geschichte des ganzen Volkes, nicht aus der Vernunft Einzelner sich herausgebildet habe. In diesen Fällen nun sei eine „Versöhnung" mit den Urhebern der Umwälzung „nicht

gerabezu unmöglich". Auch der Grundsatz, daß vor allem die „Legitimität des Thrones" aufrecht erhalten und gegen jeden Angriff sicher gestellt werden müsse, wurde dadurch elastischer gestaltet, daß man ihn also auslegte: theoretisch müsse er immer festgehalten werden, in der Praxis aber „bis an die Grenzen der Möglichkeit."

Die Julirevolution stellte Oestreich und seinen spiritus familiaris Metternich überhaupt auf eine harte Probe. Schmidt sagt darüber:

„Der in Deutschland sich regende Freiheitsdrang nahm seit der Julirevolution in den Augen des bestürzten Wiener Cabinettes Dimensionen an, die nicht nur bei weitem die Wirklichkeit übertrafen, sondern immer weiter und weiter, wie durch magische Kunst, zu einer wahrhaft grenzenlosen gespenstisch drohenden Riesengestalt sich ausdehnten. Man sah in Gedanken ringsumher nichts als schwankende und zusammenstürzende Throne, siegreiche Volksherrschaften und Republiken. Eine unerklärliche Zaghaftigkeit, ein räthselhafter Mangel an Selbstvertrauen griff mehr und mehr Platz. Ja, nimmt man an, daß die ängstlichen Manifestationen der östreichischen Politik wirklich aus dem Geschrecktsein und und nicht aus dem Schreckenwollen hervorgingen: so wird man fast mit Unvermeidlichkeit auf das auffallendste aller Resultate geführt. Dann nämlich war Metternich selbst innerlich kein Monarchist, kein Anhänger, kein Träger, kein Vertheidiger der Monarchie; denn dann glaubte er selbst nicht an die Mission, an die Nothwendigkeit, an die Lebensfähigkeit und Dauer des monarchischen Princips — ohne welchen Glauben die monarchische Gesinnung ein Unding und höchstens eine künstliche Selbsttäuschung ist.

„Trug doch Metternich in allen seinen Elaboraten unverkennbar vielmehr den entgegengesetzten Glauben, ja fast die vollendete Ueberzeugung zur Schau: daß in Europa das Ende der Monarchie unaufhaltsam herannahe. Lautete doch seine Devise: „Die Zeit rückt unter Stürmen vorwärts; ihren Ungestüm aufhalten zu wollen, würde vergebliches Bemühen sein." Unaufhörlich sprach er von dem „Tage der Gefahr"; die „Rettung" galt ihm, selbst wo er „hoffen" zu können „glaubte", doch nur als eine „Möglichkeit"; mehr als einmal sprach er die Behauptung aus, daß es bei diesem oder jenem Anlaß, in diesem oder jenem Zeitpunkte, wie vor dem Carlsbader Congresse, „nur einer unbedeutenden politischen Verwicklung bedurft hätte, um die gesellschaftliche Ordnung völlig umzustürzen."*) Auch nach der Julirevolution bezeichnete er die Zeit als eine solche, die „zur gänzlichen Niederlage der königlichen Gewalt führen" könne.**) Ein paar Jahre später, überall nur Eine gegen die monarchischen Institutionen anringende Partei erblickend, rief er den Fürsten zu: „Wird den hier und da schon errungenen Erfolgen dieser

*) Metternich's Schreiben an Berstett, 1820.

**) Instruction an den östreichischen Gesandten in Dresden, September 1830.

Partei nicht ein hemmender und rettender Damm entgegengesetzt, so könnte in Kurzem selbst das Schattenbild einer monarchischen Gewalt in den Händen mancher Regierungen zerfließen." *) Am Bundestage aber ließ er mit dürren Worten die Ueberzeugung verkünden: „in Deutschland gehe die Revolution mit starken Schritten ihrer Reife entgegen". **)

„Alle diese Aeußerungen, die ersten besten, die uns aufstoßen, und die leicht durch Parallelstellen zu einer starken Blumenlese erweitert werden könnten, offenbarten doch in der That wunderbar wenig Vertrauen in die Kraft und Zähigkeit des monarchischen Princips und setzten die Anhänglichkeit der Völker für ihre Fürsten irrigerweise als völlig verschwunden voraus. Mochten sie nun auf wirklicher Ueberzeugung, d. h. auf dem Unglauben an die Zukunft der Monarchie beruhen, oder nur als stachelnde Drohmittel dienen sollen: sie liefen so wie so auf das gleiche Ziel hinaus; weit und breit weckten sie, als ob ganz Deutschland schon in Flammen stehe, den angstvollen Lärmruf: „Zu Hülfe! Rettung! die Monarchie ist in Gefahr!" Vergeblich mahnten besonnene Stimmen, es sei ein blinder Feuerlärm. Von allen Seiten rasselten unter östreichischem Commando die Feuerspritzen herbei und stellten sich die Löschmannschaften auf; die Bundesversammlung wurde mit allen Sicherheitsmaßregeln und polizeilichen Anordnungen betraut. Seit dem 30. September 1830 erging in ununterbrochener Kette ein vorsorgliches Reglement nach dem andern. Und nun begann ein seltsames Schauspiel! Es thut uns leid, sagen zu müssen, was zu verschweigen Lüge wäre: Aus Leibeskräften wurde gespritzt, wo nichts zu löschen war; und wo es lichterloh brannte, zog man bedächtig die Spritzen zurück.

„Als 1831 die Revolution in Luxemburg ausbrach, zugleich mit der Tendenz der Losreißung von Deutschland, da war es Zeit, dreinzufahren und zu löschen; da wäre allerdings die Pflicht des deutschen Bundes und Oesterreichs gewesen, den letzten Mann daran zu setzen, um das Feuer zu bändigen. Allein bei diesem Anlaß wich man vielmehr zurück, um sich nicht zu versengen, weil dahinter Orkane im Anzuge waren; und es trat die grelle widerspruchsvolle Anomalie ein, daß die Revolution nicht nur als örtliche Siegerin, sondern als Siegerin über Deutschland unter Oestreichs Auspicien im November die Sanction erhielt. Das war die Zeit, in der die Völker bedeutet wurden: „Adressen über öffentliche Angelegenheiten" könnten „als unstatthaft" nicht geduldet werden; die Zeit, da an alle Regierungen die Mahnung erging, die überwachte Presse müde oder todt zu machen."

Es war eine furchtbar traurige Politik, in der Metternich sich seit jener Zeit noch mehr befestigte, eine Politik voll von Widersprüchen, nachgiebig und halb freisinnig im Innern, schonend gegen Nationalitäten und herge-

*) Rede auf den Wiener Conferenzen 1834.

**) Präsidialvortrag in der Sitzung vom 28. Juni 1832.

brachte ständische Rechte, polizeilich nach außen, ohne Motive, ohne Zukunftsgedanken, und doch war es — Niemand kann davon tiefer überzeugt sein als wir — die Politik eines der größten, weisesten und charaktervollsten Staatsmänner. Man darf sagen, daß der Charakter der Metternich'schen Politik mit dem Charakter des Fürsten in stärkstem Gegensatz stand: Metternich — ritterlich, edel, feinfühlend und hochdenkend, aristokratisch und dem Legitimismus innig ergeben, Feind der Bureaukratie und Freund großer freier Formen, in denen Selbstständigkeit und Manneswürde sich bewegen kann; die Metternich'sche Staatsweisheit — ärmlich, ohne Ideen, abwartend, mißtrauisch, bureaukratisch. Woher dieser seltsame Widerspruch? Es giebt nur eine Antwort darauf: Metternich fand im östreichischen Staate einen Stoff vor, der nicht anders behandelt werden, keine andere Politik ertragen konnte, der keine Reformen von innen aus duldete, der nicht anders zu halten war, als auf eine gewisse unbestimmte Zeit, wie ein altes Gebäude, durch Nothklammern und äußere Stützen. In dieser Thätigkeit entwickelte Metternich allerdings eine außerordentliche Virtuosität, und er entsprach damit ganz den Intentionen seiner kaiserlichen Herren, deren Zustimmung und Befolgung seiner Politik uns ein weiteres Zeugniß dafür giebt, daß Oestreich nicht anders regiert werden kann.

In der That genügt ein Blick auf die Zustände des Kaiserstaats, um die Metternich'sche Politik, deren Grundzüge selbst noch in den ziemlich unüberlegten Neugestaltungen der Centralisation nach 1848 wiederzuerkennen sind, zu rechtfertigen.

Das große in drei Quartanten erschienene Werk Czörnig's: „Ethnographie der östreichischen Monarchie," deren ersten Band das im Eingang citirte Buch bildet, giebt uns auf einer seiner lehrreichen Charten eine Ueberschau über die Nationalitäten und Sprachen des Kaiserreichs; wir finden dort das leibhaftige Chaos, „alle Hauptvölker Europa's sind Grundtheile des Kaiserstaats, und eine solche Musterkarte ungleicher Bildungsstufen, Redeweisen, Sitten, Gebräuche und Gemüthsarten hat seit dem Orbis Romanus keine irdische Gewalt zu lenken die Aufgabe gehabt" (Augsb. Allg. Ztg. Nr. 158. 1859). Zehn Hauptstämme und zehn Hauptsprachen sind durch ein unentwirrbares Labyrinth überall hin verstreuter Sprachinseln durchbrochen, und nationale Abneigung, localer Haß, religiöse Zwietracht, Stolz und Neid halten an jeder dieser hunderttausend Grenzen innerhalb des Reichs unaufhörlich mit blanker Waffe Wacht. Ein einheitliches, ein monarchisches Gebilde aus ihnen zu formen ist unmöglich, und Oestreich, der gepriesene Staat des Conservatismus, sieht sich bei seiner Ohnmacht, eine wirkliche Monarchie zu gründen, in der Lage, mit dem Despotismus vorlieb zu nehmen; es wird deshalb auch in Deutschland nur zu leicht die geordnete Entwickelung der Monarchie hindern, und es hat dies gethan, indem es berechtigte Entwickelungsphasen der monarchischen Staaten in Deutschland z. B.

die auf die ständische Verfassung gerichteten, seiner Zeit zurückhielt und erstickte, überhaupt zeigte, daß die Duldung, die er bei sich einzelnen ständischen Elementen zu Theil werden ließ, nicht im Geringsten aus der Ueberzeugung von der Wichtigkeit solcher Verfassung für die Monarchie hervorging, und es könnte dies in Zukunft auch ferner thun, indem es gewisse Veränderungen in der Monarchie, welche sich äußerlich als Forderungen der Zeit und moderne Erfindungen empfehlen, in Wirklichkeit aber die Monarchie zerstören, fördert. Die Empfehlung Metternich's, von der wir im Eingang sprachen, deutet darauf hin. Darüber Weiteres in unserem zweiten und Schlußartikel über Oestreich.

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Erste Abtheilung:
Die Epigonen.

Eilftes Capitel.
Noch ein Tag in Berlin.

Der edle Pletz von Bessin war durch Alles, was er seit seiner Entlassung aus dem Gefängniß gesehen und gehört, so indignirt, daß seine tiefe leidenschaftliche Natur über jene männliche Selbstbeherrschung, die der Edelmann nach langen schweren Kämpfen mit sich selbst errungen, auf einige Stunden wenigstens triumphirte und aller Anstrengungen, die er machte, sich im Geleise zu erhalten, spottete. Der starke, feste Mann, der so selbstbewußt seit frühen Jahren schon seinen Weg zu gehen gewohnt war, lag, nachdem er einen hastigen und beinahe unfreundlichen Abschied von dem General Pelet genommen, auf seinem Bett im Hotel de Brandebourg und weinte laut und bitterlich zum wahren Entsetzen des armen Teufels von Bessin, des alten Hippolyt, der keine Ahnung davon gehabt hatte, daß sein Gutsherr überhaupt weinen könne, geschweige denn denselben jemals hatte weinen sehen. Es war eigentlich des Edelmannes Absicht gewesen, noch am selben Abend mit der Post abzureisen, er fühlte sich aber so elend, daß er sich dazu nicht entschließen konnte. Der bittere Gram nagte an seiner Seele, er machte ihn schwach wie ein Kind. Er war so außer sich, daß er nicht ein Mal seines geliebten Weibes daheim dachte, das in banger Sorge um sein Geschick schwebte.

Herr von Pletz brachte eine gramvolle Nacht zu, am andern Morgen aber hatte er sich wieder gefunden: die dunkeln Augen schossen wie-

der ihre spitzen, bohrenden Blicke unter den buschigen Wimpern hervor, es lag wieder der alte churmärkische Trotz auf dem breiten Antlitz mit den hervorstehenden Backenknochen und jener eigenthümliche Anflug von ironischer Gleichgültigkeit um die dünnen Lippen, welche die starken weißen Zähne sehen ließen. Die kurze, kernige, breitbrüstige Gestalt hob sich, er war wieder der ächte märkische Junker, der sich bewußt war, daß er in seinen eigenen Stiefeln stand. Auch Hippolyt erkannte nun seinen gnädigen Herrn wieder, als er ihm den Pelz über den kurzen erbsfarbenen Rock zog und ihm Pelzmütze und Reitpeitsche reichte.

Verzagen war niemals die Art der Pletze von Bessin, man konnte sie umrennen, aber sie blieben sicher nicht liegen, sondern standen wieder auf; im Ganzen und Großen konnte der tapfere Mann nichts helfen, das hatte er wohl begriffen, aber darum legte er nicht feig die Hände in den Schooß, sondern ging muthig daran, im Einzelnen und Kleinen zu helfen, so weit seine Kräfte reichten. Das aber eben ist die ächte, und recht die märkische Mannesart. Mit festem klirrenden Tritt schritt er über das Pflaster dahin, und wer da Zeit hatte, ihn anzusehen und ihm nachzusehen und sich sonst auf Menschen verstand, der sagte sich wohl selbst: der da ist ein ganzer Mann!

Herr von Pletz trat in der Markgrafenstraße in ein Haus; der Flur, den er durchschreiten mußte, um zur Treppe zu gelangen, führte an einer halboffenen Thür vorüber; unwillkürlich blieb der Edelmann stehen, denn er vernahm die schmerzliche Klage einer Frauenstimme. Es giebt Augenblicke, wo auch das Lauschen keine Schande ist, Herr von Pletz lauschte und vernahm Folgendes: „Was soll aus uns werden, Mann? kein Gehalt, keine Aussicht, alle Vorräthe aufgezehrt und dazu die schwere Einquartierung, oh! mein Gott, erbarme dich unser!"

„Beruhige dich, liebes Weib, mit Thränen und Klagen ist nichts gethan!" tröstete die Stimme des Mannes.

„Wie kann ich ruhig sein, mich beruhigen?" fuhr die jammernde Frau fort, „die ganze Sorge liegt auf mir. Vergebens war ich gestern bei unsern Freunden, mir ein Darlehen zu erbitten, ich wollte dir nichts davon sagen, alle Wege waren umsonst, sie hatten nichts, oder wollten nichts geben. Nun geht's auf Mittag, noch ist kein Feuer auf dem Heerd, die Officiere werden erscheinen, werden ihr Mittagbrod verlangen, für uns ist auch nicht gesorgt. Gott weiß, wie herzlich gern ich dir die Frage erspart, aber ich muß ja, Mann, was sollen wir nun machen?"

Die arme Frau weinte, nochmals versuchte der Mann zu trösten: „Laß den Muth nicht sinken, meine Liebe," sagte er, „es geht uns übel, aber vergiß nicht, daß es Lagen giebt, mit der sich die unsrige nicht vergleichen läßt. Denke an die abgebrannten, geplünderten und verjagten Landsleute, die bettelnd das Land durchstreifen, wir haben noch Dach und Fach."

„Auf meinem Heerd ist kein Feuer, und die Einquartierung verlangt

zu essen!“ entgegnete die Frau mit jenem natürlichen Trotz der Frauennatur, die beim Nächsten beharrend, nicht weiter sehen mag.

Herr von Pletz hörte jetzt eine Thüre schließen und bald darauf eine sanfte Mädchenstimme, die nach einem schweren Seufzer sagte: „Auch das war umsonst.“

„Was ist, was hast du, liebe Agnes?“ fragte die Hausfrau.

„Ich sah sie in solcher Verlegenheit, liebe Mutter,“ entgegnete die Tochter, „darum trug ich meine Sonntagskleider zum Trödler, er wollte sie nicht; ich war bei mehreren, Keiner wollte sie, Einer sagte, er könne jetzt viel bessere Sachen um ein Spottgeld kaufen.“

Mutter und Tochter weinten, der Vater ging unruhig auf und ab. Abermals wurde eine Zwischenthür geöffnet und geschlossen. „Vater,“ rief eine jugendliche Stimme hastig, „ich wollte meine goldene Uhr versetzen, um der Mutter Wirthschaftsgeld zu verschaffen. Weißt du, was sie mir darauf geboten haben? Drei Thaler und zwar auf acht Tage und gegen einen Thaler Zinsen.“

„Sie hat vierzig Thaler gekostet!“ sagte der Vater.

„Wenn ich sie verkaufen will, so kann ich sieben Thaler bekommen,“ fuhr der junge Mensch fort, „muß dabei aber einen Tresorschein nehmen, an dem ich natürlich verliere.“

„Nimmermehr,“ rief der Vater, „behalte deine Uhr, guter Junge, sie hat ja viel mehr Werth, wir müssen sehen —“

Weiter hörte der Edelmann die Rede nicht, denn es kam eine Magd, er zog sich an die Treppe zurück, die Magd aber, ohne ihn zu bemerken, öffnete die Thür und sprach, an der Schwelle stehen bleibend: „die Herren Officiere lassen sich eine Bouteille Wein und kalten Braten zum Frühstück ausbitten, Frau Finanzräthin, zugleich lassen sie sagen, daß sie Mittag noch einen Gast mitbringen würden.“

Die Magd schloß die Thür und ging, gleich darauf stürzte der junge Mensch aus dem Zimmer, offenbar, um in dieser Bedrängniß die Uhr für ein Spottgeld hinzugeben.

Herr von Pletz eilte ihm nach, erreichte ihn noch, bevor er das Haus verlassen, und hielt ihn zurück, indem er ihm seine Hand fest auf die Schulter legte. Unwillig und überrascht stand der junge Mensch, der Edelmann aber sprach ernst: „Sie wollen ihre Uhr versetzen, deshalb brauchen sie nicht aus dem Hause zu gehen, folgen sie mir, eine Treppe hoch wohnt der Justizcommissarius und Hoffiscal Müller, wie sie wissen, ich werde dafür sorgen, daß er ihnen 25 Thlr. auf ihre Uhr leiht! Kommen sie!“

Zweifelnd und staunend folgte der Ueberraschte, ein hübscher junger Mensch von etwa achtzehn Jahren, dem Edelmann, der ruhig und mit festem Schritt die knarrende Treppe bestieg.

Der alte Schreiber im Vorzimmer des Justizcommissarius kannte

Herrn von Pletz schon seit Jahren, er erhob sich rasch und eilte, ihm die Thür zu dem Cabinet seines Principals zu öffnen.

„Willkommen," rief der Justizcommissar, beim Eintritt des Besuchs aufspringend, „sie wissen, daß sie mir immer willkommen sind, gnädiger Herr, aber ich will nicht August Müller heißen, wenn sie mir nicht heute zehnfach willkommen sind. Sie wissen, daß ich noch 1000 Thaler Courantgeld von ihnen in den Händen habe, hoffentlich nehmen sie mir endlich die Last ab; sie wissen nicht, was ich ausgestanden habe!"

Der Justizcommissarius präsentirte dem Edelmann einen Stuhl, dann erst bemerkte er den jungen Menschen; sein dickes, rothes Gesicht verfärbte sich, er nahm die silberne Brille ab, betrachtete denselben mit seinen etwas blöden Augen sehr ängstlich und sprach stockend: „Ist das nicht Monsieur Haacke von unten?"

„So ist's," entgegnete Herr von Pletz, indem er sich niederließ, „ich bitte sie, diesem jungen Mann sofort 25 Thaler auf meine Rechnung auszuzahlen, er wird ihnen dafür eine goldene Uhr als Pfand lassen."

Der Justiz-Commissarius setzte seine Brille wieder auf und warf einen seltsamen Blick auf seinen Geschäftsfreund. Offenbar kam ihm der Zahlungsbefehl sonderbar vor, die Pfandnahme aber noch sonderbarer, indessen entgegnete er kein Wort, zahlte die geforderte Summe und nahm die Uhr in Empfang.

Der junge Mensch wollte reden, Herr von Pletz ließ ihn dazu nicht kommen. „Sie wissen," sagte er, „wie nöthig ihre Frau Mutter das Geld braucht; es versteht sich, daß unser Geschäft ganz unter uns bleibt, ihre Uhr können sie zu jeder Zeit hier einlösen, gehen sie, Adieu!"

Erfreut, verlegen und hastig entfernte sich der junge Mensch.

Als die beiden Herren allein waren, stand Herr von Pletz auf, drehte seinen Stuhl herum, so daß die Lehne gegen den Schreibtisch des Justizcommissars gerichtet war, setzte sich rittlings darauf, stützte sein Kinn auf die Hände, die er kreuzweise über die Lehne gelegt, und begann zu fragen: „Was sind das für Leute unten?

„Finanzrath Haacke," entgegnete der Hoffiscal, „tüchtiger Arbeiter, kein Vermögen, Alles angewendet, die Kinder zu erziehen, sonst in Ordnung, jetzt in großer Noth, Frau noch hübsch, Tochter noch hübscher, liebes Kind, jetzt große Verlegenheit für die Eltern wegen der französischen Officiers, deren Begehrlichkeit sie mit Mühe entzogen wird."

„Gut," entgegnete der Edelmann, „sorgen sie dafür, daß die Jungfer nicht etwa aus Noth die Beute der Fremden wird; sie können die Uhr benutzen, um der Familie alle Woche ein kleines Darlehen zu machen, ein kleines, verstehen sie mich, etwa fünf Thaler. Es ist wenig, aber etwas hilft es doch, und ich habe noch andere Pläne!"

Der Justiz-Commissarius blickte mit einer Art von zärtlichem Blick

über seine Brillengläser hinweg den Edelmann an. „So wahr ich Müller heiße“ — begann er.

„Ich bitte sie,“ unterbrach ihn der Edelmann rasch, „ich weiß, daß sie Müller heißen, ich weiß, daß sie ein braver Mann und guter Patriot sind; sie haben mir eben mitgetheilt, daß ich über meine tausend Thaler Courant verfügen kann; zwar könnte ich die Summe jetzt auf meinem Gute selbst brauchen, indessen wird es auch ohne dieselben gehen, und hier ist entsetzliche Noth; kennen sie treue Leute, namentlich Officiere, denen mit kleinen Darlehen für diese Zeit gedient wäre?“

Der Justizcommissarius wischte sich mit seinem blauen leinenen Taschentuch die Brillengläser ab, seine Augen waren ihm feucht geworden, er wollte sich aber nichts merken lassen und verzog in breitem Lachen sein dickes rothes Gesicht: „Kenne solche,“ begann er endlich, „ganz wie sie der gnädige Herr befehlen, da ist erstens der Capitain von M., braver Officier, blessirt, gefangen, um seine ganze Equipage gekommen, auf sein Ehrenwort hier, um seine junge Frau nicht allein zu lassen, kenne ihn schon lange, kenne ihn aber ganz genau erst seit gestern. Denken sie sich, ist in Noth, geht zu einem Juden, der einst viel Geld von ihm verdient hat, als der Capitain noch ein lustiger Lieutenant war, bittet um ein Darlehen, wird von dem Juden mit Hohn und Spott abgewiesen, kehrt in Verzweiflung heim, seine Gattin weint mit ihm. Da erscheint ein Lieutenant, der in seiner Compagnie gestanden, will Abschied von ihm nehmen, ihm danken für die früher bewiesene Freundschaft, denn er ist entschlossen Dienste zu nehmen, und zwar bei der Preußischen Legion, die der Fürst von Isenburg für französischen Dienst errichtet. Capitain von M. ist außer sich darüber, er beschwört den jungen Kameraden, diese Schande nicht über sich zu bringen. „Was soll ich thun?“ entgegnete der Lieutenant, „Vermögen habe ich nicht, meine Equipage ist hin, ich habe Schärpe und Ringkragen verkauft und davon bis jetzt gelebt, keine Aussicht mehr, ich muß mich erschießen oder in's Regiment Isenburg treten, dem Könige und dem Vaterlande bin ich in jedem Fall verloren.“ Der Capitain aber läßt nicht nach, er nimmt dem jungen Kameraden das Ehrenwort ab, sich weder zu erschießen, noch bei Isenburg Dienste zu nehmen, dann nimmt er ihn in sein Quartier auf, an seinen Tisch, und so sorgt er, der selbst in großer Noth ist, wie ein Vater für ihn. Der Lieutenant hat es mir heute Morgen selbst erzählt, ich war schon bemüht, dem braven Capitain von M. ein Darlehen von 100 Thlrn. zu suchen.“

„Sie haben es schon gefunden, Herr Hoffiscal!“ entgegnete Herr von Pletz, „ich gebe es. Weiter!“

„Da ist ferner,“ fuhr der Justizcommissarius fort, „ein Rendant, früher Feldwebel beim Regiment Larisch, den baten zwei gefangene Officiere von der Compagnie, bei welcher er ehedem gestanden, ihnen bis zur Auswechselung fünfzig Thaler zu verschaffen.

Der Mann bemühte sich, aber vergeblich; er konnte den Jammer und das Elend nicht länger ertragen, er vergaß sich soweit, 50 Thlr. aus seinen Kassengeldern zu nehmen, die gab er den Officieren, denen er sagte, daß er sie von einem Juden erhalten. Der arme Mann war gestern bei mir, er ist um seine Stelle, wenn er den Defect nicht deckt."

„Der Mann hat Unrecht gethan," meinte Herr von Pletz, „zu anderer Zeit würde ich ihm nicht helfen, jetzt aber — zahlen sie dem Manne 50 Thlr. Weiter!"

Der wackere Hoffiscal referirte unermüdlich weiter, und zu seiner tiefsten Bekümmerniß hatte Herr von Pletz über seine tausend Thaler verfügt lange bevor er mit seiner langen Liste von Bedürftigen zu Ende war. Er las dem Edelmann nun die Reihe der gemachten Verfügungen vor und begann, da es nichts mehr nützen konnte, Hilfsbedürftige aufzuzählen, in den derbsten Ausdrücken auf Einige zu schelten, welche die Mittel hatten zu helfen und es nicht thaten.

„Sie wissen, gnädiger Herr," sagte er unter anderm, „daß ich seit fünf Jahren die Geschäfte des Generals von R. führe; der Mann ist steinreich, der Staat hat ihn mit Ehren und Belohnungen überschüttet; denken sie sich, dieser schaamlose Geizhals läßt sich jetzt vor allen preußischen Officieren verleugnen, die ihm die Aufwartung machen wollen, aus Furcht, daß sie ihm ihre traurige Lage schildern und Hülfe von ihm verlangen könnten. Ist das nicht abscheulich?"

„Erbärmlich ist's," rief Herr von Pletz, und sann eine Weile, dann fuhr er fort: „doch lassen sie mich machen, die Generalin von R. ist eine Cousine meiner Frau, ich werde zu ihr gehen, sie führt da das Regiment im Hause, wir wollen den geizigen General zu dem Ruhm eines großmüthigen Patrioten wider seinen Willen verhelfen. Suchen sie hundert unvermögende Officiere zusammen, rasch, schreiben sie die Namen auf und schicken sie mir die Liste nebst Wohnungsangabe noch vor Mittag nach dem Hotel de Brandebourg. Ja, es wird gehen, ich will mit der Generalin reden, sie muß ihrem geizigen Mann befehlen, daß er hundert Officieren monatlich 10 Thaler auf ihr Tractement vorschießt, damit ist denn hundert Officieren aus der dringendsten Verlegenheit wenigstens geholfen, und der reiche General kann ganz wohl monatlich 1000 Thaler geben!"

„Und sollte es auch ein Jahr dauern," rief der Justiz-Commissarius jubelnd, „was sind für den reichen Mann 12,000 Thaler? so wahr ich August Müller heiße, er kann es, so wahr ich Müller heiße!"

„Müller kann Jeder heißen," meinte der Edelmann verdrießlich, indem er aufstand, „aber," setzte er freundlicher hinzu, „nicht Jeder der Müller heißt ist ein so braver Mensch wie sie, Herr Hoffiscal! Leben sie wohl und auf ein künftiges fröhliches Wiedersehen!"

Herr von Pletz ging, der Justiz-Commissarius und sein Schreiber begleiteten ihn bis an die Treppe. „So wahr ich Müller heiße!" rief der

Erstere, als er in das Vorzimmer zurücktrat, „das ist noch ein rechter Edelmann, bei dem wird's mir auch nicht sauer, gnädiger Herr zu sagen; außer ihm nenne ich keinen mehr gnädiger Herr, bei Gott! wären diese Herren von Adel alle wie unser Herr von Pletz, es stände anders um Preußen!“

Der Hoffiscal ging in sein Zimmer, aber lange erst nachdem sich die Thüre hinter ihm geschlossen, sagte der alte Schreiber, seine schwarzen leinenen Schreibärmel zärtlich streichelnd: „Ich bin ganz der Ansicht des Herrn Principals! merkwürdig, diese Uebereinstimmung, höchst merkwürdig!“

Herr von Pletz ging indessen seiner Wege; er war wieder vollkommen kalt und ruhig, das Bewußtsein, nach Kräften zur Linderung der allgemeinen Noth beigetragen zu haben, gab ihm eine gewisse Befriedigung. Er hatte einige Geschäftsgänge zu machen und einige Kleinigkeiten einzukaufen. Er war in dem Commissions-Comptoir des Herrn Götschke, Friedrichsstraße Nr. 29, ging dann zu dem berühmten Arzt Dr. Johann Christian Weitsch, der in der Jerusalemerstraße Nr. 16 wohnte und sich immer freute, den wackern Edelmann zu sehen, dem er einst in schwerer Krankheit das Leben gerettet hatte. Bei dem vielgesuchten Arzt, der ein kluger, und gewandter Weltmann, Vieles sah und erfuhr, unterrichtete sich Herr von Pletz genauer und sicherer über die Situation, als er es sonst irgendwo vermocht hätte. Von dem Arzt begab er sich zu einem andern genauern Bekannten, zu dem ehrenfesten Patrioten, dem Buchhändler Schramm, dem Besitzer der Vossischen Buchhandlung in der Breitenstraße Nr. 9. Er fand Herrn Schramm nicht anwesend und blätterte in den verschiedenen Büchern und Schriften, welche neu angekommen waren, oder angezeigt wurden; diese Beschäftigung war durchaus keine erfreuliche.

Hier fand er die Anzeige einer papiernen „Medaille, als Denkmal auf Napoleon I., Kaiser der Franzosen, König von Italien, den Größten der Helden, den Friedensstifter des Continents. Preis 1 Thlr. 8 gGr. Verlag von Heinrich Gräff in Leipzig.“ Das ekelhafte Denkmal nationaler Entwürdigung schloß mit den Worten: „Der Maßstab unserer Kräfte beschränkt unsern Dank in diesen kleinen Raum, und doch fordern diese Thaten den Raum der sieben Wunder der Welt.“

„Findet dieser Artikel hier Absatz?“ fragte Herr von Pletz den Gehülfen.

„Herr Schramm befaßt sich mit solchen Artikeln gar nicht,“ entgegnete der Gefragte, „doch soll in andern Buchhandlungen viel davon verkauft werden.“

Die andere Literatur war eben so wenig nach dem Geschmack des preußischen Patrioten: Züge aus dem Leben Napoleon's, Beschreibungen seiner Schlachten, Verherrlichungen seiner Siege, Schmähschriften gegen Preußen, gegen Oesterreich, einige schlechte, sentimentale Romane,

meist auch Bearbeitungen nach französischen Mustern, das war die neueste Litteratur jener Zeit!

Der Landjunker mochte nicht länger warten, er wendete sich zu dem Gehülfen und sprach ernst: „Sagen sie Herrn Schramm, der Pletz von Bessin sei da gewesen, um dem Verleger von Lessings Schriften die Hand zu drücken! Adien!"

An der Wirthstafel in seinem Hotel fand der Edelmann keinen Bekannten, was ihm eigentlich recht lieb war, er verzehrte schweigend seine Mahlzeit, er wäre gern mit seinen Gedanken allein gewesen, denn er konnte es doch nicht hindern, daß die anwesenden Gäste sprachen, und was er vernahm, war wenig geeignet für ihn. Ausfälle auf den Adel und die Officiere waren auch hier das beliebte Thema des Gesprächs.

Einer erzählte: ein Officier vom Regiment Gensd'armes in Civil habe von einem Juden ein Pferd kaufen wollen, es sei ihm aber zu theuer gewesen, er habe sich deßhalb zurückgezogen und einen Zweifel an der Dauerbarkeit des Pferdes geäußert. Darauf habe der Jude, der in ihm den Officier vom Regiment Gensd'armes erkannt, sofort gerufen: das Pferd habe Dauer, denn ein Officier vom Regiment Gensd'armes habe es bei Jena geritten und sei damit der Erste in Berlin gewesen, ohne auf dem Ritt vom Schlachtfelde bis nach Berlin auch nur ein einziges Mal anzuhalten. Ein Anderer versicherte: der französische Commandant General Hullin habe einen preußischen Officier, der sich geweigert, einem Bürgerlichen Satisfaction zu geben, ganz spitzig gefragt: also darum haben sie sich bei Jena auch mit uns nicht schlagen wollen, weil wir Franzosen nicht von Adel sind, ah! jetzt begreife ich! Ein Dritter wollte wissen, daß die preußischen Cavallerie-Officiere bei Jena nur darum davon gelaufen wären, weil sie die französischen Sappeurs wegen ihrer langen Bärte für Juden gehalten hätten, für Juden, bei denen sie alle stark verschuldet.

Solches und ähnliches Spottzeug wurde lachend erzählt und lachend angehört; für den Jammer und das Elend schien man kein Auge, kein Herz zu haben, kleinlicher Groll, Haß, Neid und Hohn beherrschten alles.

Der Hoffiscal Herr August Müller war eingetreten, er brachte dem Edelmann selbst die verlangte Liste der hundert Officiere, er nahm auf die Einladung des Herrn von Pletz einen Stuhl neben demselben und trank ein Glas Wein. Flüsternd theilte ihm dieser seinen Zorn über die Gespräche, welche die Gesellschaft führte, mit; der Hoffiscal schüttelte seinen mächtigen Kopf, horchte, wischte sich die Brillengläser ein paar Mal ab und sagte dann ehrlich: „Kenne das, ist abscheulich, ganz abscheulich, aber, gnädiger Herr, sie wissen das nicht so genau, die jungen Herren haben's auch oft gar zu bunt und arg getrieben. Das entschuldigt das

Benehmen der Menschen nicht, es bleibt abscheulich, ich wollte nur sagen, woher es kommt!"

Der Justiz-Commissarius setzte seine Brille wieder auf und sah dem Edelmann herzlich in's Gesicht, der war auch weit entfernt, sich durch die Bemerkung gekränkt zu fühlen, sondern entgegnete leise: „Ich weiß sehr gut, was namentlich auch hier in Berlin gesündigt und gefehlt worden ist von meinen Standesgenossen; ich würde der Letzte sein, das Unrecht zu vertheidigen, aber es ist empörend, daß man dem ganzen Stande zur Last legt, an dem ganzen Stande rächt, was doch nur einzelnen zur Last fällt, daß man die Männer nicht schont, die Wunden am Leibe tragen, die in der Gefangenschaft und im Elend schmachten, kurz, es empört mich, daß diese Menschen keine Achtung vor dem Unglück haben."

Der Justiz-Commissarius wollte eben etwas entgegnen, als am untern Ende des Tisches ein junger Mann aufstand und mit lauter Stimme rief: „Die Anmaßungen des Adels nehmen noch immer kein Ende, die Herren scheinen noch nichts gelernt zu haben, trotz der blutigen Lection, die sie bei Jena empfangen haben; hier, hören sie, was ein Edelmann jetzt noch nach der Schlacht bei Jena drucken zu lassen wagt!"

Der junge Mann hielt ein kleines Blättchen in Quartformat, auf sehr grobes gelbgraues Papier gedrückt, empor — eine Nummer der „Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen", Haude und Spenerscher Verlag — er las, von allen Seiten dazu aufgefordert, eine öffentliche Berichtigung, in der es hieß: „Mein Oheim, der Herr Hauptmann von Retzow auf Neuenbellin, hat die Tochter seines dasigen Pachters Voigt adoptirt. Dieses hat bei einigen den Wahn erzeugt, als wäre durch die Adoption sie zugleich in den Adelstand erhoben worden. Ich zeige demnach hierdurch an, daß sie bürgerlichen Standes geblieben und nur den Namen Retzow, sonst Voigt genannt, zu führen befugt ist, und daher weder des von Retzow'schen Familienwappens sich bedienen darf, noch auch sonst der Vorrechte des Adelstandes sich bedienen kann.

von Kleist."

Die Anwesenden brachen in ein lautes Hohngelächter aus, Herr von Pletz und der Justiz-Commissarius sahen sich betroffen an, denn sie begriffen beide nicht, was die Leute an der einfachen Berichtigung, welche offenbar bestehende Rechte gegen wahrscheinlich beabsichtigte oder doch gefürchtete Usurpation sichern sollte, so Entsetzliches, so Verhöhnenswerthes fanden. Es war ihnen noch nicht klar geworden, daß Napoleon der Träger jener Tricolore der Revolution war, von der Mirabeau's Wort schon prophezeit, daß sie ihren Weg durch ganz Europa wandeln werde. Instinktmäßig grüßten alle Revolutionärs, alle von revolutionären Ideen Beseelten die Fahne der Revolution, die Napoleon trug, und darum konnten die Leute nicht begreifen, daß es ein ehrlicher Edelmann noch wagte, da vom Adel und von Vorrechten des Adelstandes

und Familienwappen zu reden, wo die Fahne jener Revolution siegreich wehete, die den Adel abgeschafft hatte. Ohne sich recht klar darüber zu sein, faßte man, von ganz richtigem Instinct geleitet, die Siege Napoleons als Siege der Revolution auf. Darum spottete und höhnte Alles, was von der revolutionären Idee angesteckt war, daß nach Jena, nach dem Siege der Revolution überhaupt noch von Ständen und Adel die Rede sein könne.

„Wissen sie, meine Herren," spottete der Vorleser weiter, „was diese hochadlig von Kleistsche Cabinets-Ordre besagt? Sie sagt, wenn man genau hinsieht, etwa Folgendes: Da einmal in uralten Zeiten die Fürsten Lust hatten, Leute in ihr Interesse zu ziehen, so ernannten sie dieselben zu Edelleuten, das traf hauptsächlich ihre Günstlinge, unter denen sich zuweilen auch ganz wackere Männer befanden, denn die Redlichkeit und Tapferkeit war bei unsern Vorfahren eben so gemein, wie jetzt bei uns der Egoismus gemein ist. Diesen Edelleuten gaben dann die Fürsten mehrerlei Vorrechte, auf die wir denn noch heute Anspruch machen. Zwar haben später viele unserer Herren Ahnen den Kaufleuten in Hohlwegen aufgepaßt, selbige todtgeschlagen und ihnen ihre Baarschaft und ihre Waaren abgenommen; zwar sind vor Kurzem noch viele unserer Herren Standesgenossen, zu einer Zeit, als es ihnen Pflicht war, als Männer fürs Vaterland zu streiten, hasenartig davon gelaufen, während der bürgerliche Husarenofficier Hellwig ein Ehrenmann war, während die bürgerlichen Artillerieofficiere ihre Schuldigkeit thaten; zwar haben einige unserer Herren Standesgenossen die festen Städte des Königs hingegeben wie Kieselsteine, zwar haben Viele vom Adel sich zu Kornjuden und Gütermäklern herabgewürdigt. Das Alles ist wohl wahr, aber wir setzen doch einmal ein „von" vor unsern Namen und wollen, wenn wir auch größtentheils verdienstlos sind, doch die Vortheile genießen, welche unsere Väter erwarben. Wir wollen den Gewinn davon ziehen, ohne die Leistungen zu übernehmen; wir wollen auch nicht gestatten, daß ein Anderer mit uns schmause, dem die drei luminösen Buchstaben „von" mangeln; er soll sie nicht davor setzen, damit wir allein fort genießen können. Zwar kann kein Weib den Adel verdienen, aber wir erlauben doch nicht, daß eine Pachterstochter adlig sei und der Schneider sich vor ihr eben so tief bücke, wie vor dem gnädigen Fräulein. Wenn wir auch sonst nichts sind, so sind wir doch neidisch auf unerworbene Rechte. Das, meine Herren, das ist's, was die offene hochadelig von Kleistsche Epistel besagt!"

Damit schloß der Redner; die Gesellschaft jauchzte Beifall und erklärte, es sei nicht möglich, einen bessern Commentar zu jener Berichtigung zu geben.

Herr von Pletz lächelte und flüsterte dem Hoffiscal zu: „Wahrlich, wäre die Zeit nicht so tief traurig, man müßte lachen über eine so entsetzlich stupide Auffassung des Adels!"

„Lachen sie nicht, gnädiger Herr," entgegnete der Justiz-Commissarius, indem er die Brille aufsetzte und dem Vorleser der Berichtigung einen zornigen Blick zuschleuderte, bevor er sich zu dem Edelmann wendete, „lachen sie nicht, je stupider solche Auffassungen sind, desto mehr finden sie Eingang und desto fester setzen sie sich in der Denkweise gewöhnlicher Menschen. Und verzeihen sie mir, gnädiger Herr, es giebt leider auch Edelleute genug, die keine bessern Begriffe von der Entstehung und Bedeutung ihres Standes haben, als jener armselige Schwätzer da, der übrigens der Letzte sein sollte, also vom Adel zu reden, da es ein Edelmann war, der Kammerherr von Königsmarck auf Berlitt, der ihn als einen armen Jungen aufnahm, ihn erziehen ließ und ihm einen Handel etablirte, durch den er wohlhabend geworden ist!"

„Ich weiß es wohl," bemerkte der Pletz von Bessin, „daß es die Edelleute allein vermögen, den Adel herunter zu bringen, daß ihm Haß und Mißgunst weder von oben noch von unten etwas anhaben können, so lange sie ihre Rechte in der Ausübung ihrer Pflichten begründen. Die Edelleute haben schwer gefehlt, und die Söhne und Enkel tragen an der Schuld der Väter; es ist eine schwere Zeit über uns gekommen, möge sie dem ganzen Stande und damit dem Vaterlande zum Heil dienen!"

„Dazu sage ich von ganzem Herzen Amen! gnädiger Herr," versetzte der Hoffiscal und nahm die Brille ab, „wahrlich, ich freue mich von ganzem Herzen, daß ich in der neuesten Zeit so manchen Edelmann ungefähr ebenso sprechen und urtheilen höre, wie sie soeben sich äußerten; Erkenntniß des Uebels ist der Anfang der Besserung!"

„Aber auch nur der Anfang!" entgegnete der Pletz mit trübem Lächeln.

„Aller Anfang ist schwer, gnädiger Herr!" tröstete der gute Mann, seine Brille wieder aufsetzend, nachdem er die Gläser sorgfältig abgewischt, „es ist der erste Schritt, der die meiste Mühe kostet!"

„Das bestreite ich," meinte der Edelmann kopfschüttelnd, „der Anfang ist leicht, beim Anfang ist der Eifer, bald aber stockts und endlich hört es ganz auf!"

„Das ist lateinisch, nicht deutsch gedacht, gnädiger Herr!" scherzte der Justiz-Commissarius, „principium fervet!"

„Neue Besen kehren gut! übersetzte uns der Conrector auf der Ritterakademie zu Brandenburg," beharrte Herr von Pletz, „sie sehen, daß mir das deutsche Sprüchwort eben so günstig ist, als das lateinische: principium fervet: medium tepet, ultima frigent!"

„Ich habe sie gefangen, gnädiger Herr, so wahr ich Müller heiße," fuhr der Hoffiscal mit Eifer fort, „mag ihr Herr Conrector, vor dem ich übrigens alle mögliche Achtung habe, das principium richtig übersetzt haben, für die Fortsetzung des lateinischen Spruchs hat er kein deutsches Sprüchwort gefunden; lassen sie denn immerhin die neuen Besen

scharf kehren und ermatten sie nimmer im schweren Werk, Gott giebt dann schließlich auch das Gelingen!"

Der Edelmann sah den ehrlichen Hoffiscal mit einem eigenthümlichen Blicke an, als wollte er sagen: „sehe ich denn aus wie Einer, der da ermattet am schweren Werk?" aber er sprach das nicht aus, sondern drückte dem Ehrenmanne die Hand.

Die beiden Preußischen Patrioten trennten sich jetzt, denn Herr von Pletz wollte ja vor seiner Abreise noch die Generalin von R. besuchen, um hundert Preußischen Officieren eine Hülfe zu schaffen. Der Hoffiscal und Justiz-Commissarius August Müller schied mit bewegtem Herzen von dem Pletz, aber als er ihn nicht mehr sah, fiel es ihm ein, wie komisch doch eigentlich seine Zuversicht sei. Er kannte den harten Geiz des alten Generals so genau und glaubte nun ganz fest daran, daß es dem einfachen Landjunker so ohne Weiteres gelingen werde, denselben zu einem so bedeutenden Geldopfer zu bewegen. Zweifelnd schüttelte er den Kopf so stark, daß Einige, die ihm begegneten, ihn ganz verwundert ansahen.

„Und er setzt es doch durch," sagte er nach einer Weile halb laut, „er hat so eine eigene Art, ja, ja, die Leute schämen sich vor ihm, sie schämen sich, nicht anständig zu sein. Ich sage, er setzt es durch!" Damit trat er in sein Haus und nahm die Brille ab, um die Nässe der Schneeflocken abzuwischen, die daran geschmolzen waren, trotz seiner Kurzsichtigkeit aber bemerkte er im Hintergrunde des Hausflurs einen französischen Militair, der ein Frauenzimmer in seinen Armen hielt. Das gutmüthige dicke Gesicht nahm sofort einen höchst drohenden Ausdruck an, es wurde ganz dunkelroth, und hastig vorschreitend gegen das liebende Paar sagte er mit starker Stimme drohend: „on ne baise pas les filles dans mon pays!"

Der Franzose sah den Erzürnten einen Augenblick verwundert an, dann brach er in ein schallendes Gelächter aus und schlang seinen Arm nur fester um die Taille des Mädchens.

Der Hoffiscal begriff, daß er sich übereilt hatte, er stellte die so kühn begonnene französische Conversation ein und sagte sich umdrehend zu dem Mädchen: „Ich werde ihrer Herrschaft ihre Aufführung melden, darauf kann sie sich verlassen!"

Er hatte aber bei diesem Paar entschieden Unglück, denn das Frauenzimmer lachte ebenfalls und rief ganz laut: „Was geht sie denn meine Aufführung an, he? und meine Herrschaft, daß sich Gott erbarm! eine schöne Herrschaft, die selbst nichts zu beißen und zu brechen hat und den Mägdelohn schuldig bleibt. Habe ich doch der Frau Finanzräthin vorgestern erst meine paar Thaler borgen müssen, weil sie gar zu kläglich that; die sollte mir kommen, der wollte ich dienen!"

Das freche Frauenzimmer fuhr noch eine ganze Weile im nämlichen Tone fort; der arme Hoffiscal, der nun bemerkte, in welches Wespen-

nest er gestochen, beeilte sich seine Wohnung zu gewinnen, höchst bedrückt, daß er durch seinen schlecht angebrachten Eifer für gute Haussitte die gute Finanzräthin einer Verlegenheit und einer Beschämung ausgesetzt hatte, denn die arme Frau mußte Alles gehört haben, da die keifende schrille Stimme des Mädchens durch's ganze Haus tönte.

Kaum eine Stunde danach erhielt er indessen einen Trost, nämlich ein Billet des Generals von R., in welchem ihm dieser auftrug, den auf der beiliegenden Liste verzeichneten hundert Preußischen Officieren jedem monatlich zehn Thaler auf sein Tractament vorzuschießen, dabei jedoch nicht seinen Namen zu nennen, weil er nicht liebe, Aufsehen zu erregen durch das, was er für seine nothleidenden Kameraden thue.

„Er hat's erreicht, er hat's erreicht, so wahr ich Müller heiße, er hat's erreicht, und ich habe es vorhergesagt!“ jubelte der Hoffiscal und tanzte auf einem Beine trotz seiner Schwerfälligkeit herum, daß die Dielen krachten und der Finanzrath unten gewiß dachte, der Hausherr sei plötzlich toll geworden.

Nach einer ziemlichen Weile erst war er im Stande, seinem alten Schreiber aufzutragen, die Officiere sofort zu benachrichtigen, denn das schien ihm durchaus nöthig; es war ihm als könne der geizige General seinen Antrag zurücknehmen. Er setzte sich selbst, um seinem Schreiber zu helfen. Es wurde dunkel, und gerade als Licht gebracht wurde, ertönte unten ein Posthorn, das war die ordinaire Post und der Postillon blies den Dessauer Marsch. Hastig sprang der Hoffiscal auf, öffnete das Fenster und rief in das Schneegestöber hinaus: „Gott segne sie, gnädiger Herr, Gott segne sie tausend Mal!“

Der schneidende Nachtwind verwehte die Worte, aber den Segenswunsch eines treuen Mannes verweht kein Wind.

In der Postkutsche fuhr der edle Pletz mit dem armen Teufel, dem Hippolyt, dem Bessiner See zu. Das war noch ein Tag in Berlin. —

Berliner Literaturbriefe.

XI.

v. Winterfeld: Geschichte des Johanniter-Ordens. — G. zu Putlitz: Das Testament des großen Kurfürsten. — C. Hensel: Literaturgeschichtliches Lesebuch.

Die literarische Laufbahn ist noch nicht lang, auf die Herr von Winterfeld, vormals Lieutenant bei den Königin-Kürassieren, zurückweisen kann; es war im Jahre 1856, als sein werthvolles Buch: „Der schwedische Anakreon“ hierselbst erschien. Dieses Buch enthält eine Auswahl aus C. M. Bellman's Poesien, und wenn man auch über den Titel: schwedischer Anakreon

streiten und ihn nicht recht passend finden kann, so wird man doch anerkennen müssen, daß Herr von Winterfeld in diesen Uebersetzungen aus dem Schwedischen große Gewandtheit und eine seltene Herrschaft über die Sprache gezeigt hat. Schwerlich werden Bellman's Dichtungen viel Freunde in Deutschland finden, dieselben werden wahrscheinlich immer nur als literarische Curiosa gelten, das aber nimmt der Uebersetzung ihre Verdienstlichkeit nicht. Uebrigens hatte Herr von Winterfeld seinen Uebersetzungen auch Sammlungen über Bellman's Leben und Charakteristik beigefügt, die auf ernste literarische Studien hindeuteten. Trotz alledem aber würde der schwedische Anakreon dem tapferen preußischen Reiter schwerlich einen besonderen Platz in der deutschen Literatur verschafft haben, wenn er sich einen solchen nicht auf gut soldatisch, so zu sagen tambour battant, durch eigene Dichtungen in vier kleinen Büchern erobert hätte. Rasch nach einander erschienen nämlich in den Jahren 1857 und 1858 Garnison-Geschichten, ein Bilderbuch; Soldaten-Leid — Soldaten-Lust, Federzeichnungen; ein Spazierritt nach Jütland, Campagnebilder und Manöver-Geschichten, Gedichte, welche in glücklichster Weise das Soldatenleben, und zwar das preußische Soldatenleben, nach allen Seiten hin mit einem so köstlich frischen Humor darstellten, daß man dem Dichter, wider Willen zuweilen, manche doch nicht ganz unbedenkliche Schilderungen nachsah. Diese mit einer naiven Anspruchslosigkeit in der Form auftretenden und trotz aller Spitzen von einem Hauch der treuesten und festesten preußischen Vaterlandsliebe durchweheten Dichtungen des Herrn von Winterfeld haben unzählige frohe Stunden bereitet, was gewiß große Anerkennung verdient, aber sie stehen auch in ihrer Eigenthümlichkeit ganz einzig da in der Literatur, wir haben Aehnliches vorher nicht gehabt, und wahrscheinlich werden wir nichts Aehnliches wieder bekommen. Herr von Winterfeld selbst dürfte schwerlich noch ein Mal auf diesem Felde glücklich sein, er hat in die vier kleinen Bücher geheimset, was zu ernten war auf solchem Acker, seine etwaigen Nachfolger dürften nur die Disteln am Rain und die dornigen Hecken finden, an denen er noch knapp vorbei gekommen. Von diesem glücklichen Dichter mit dem naiven Soldatenhumor liegt nun plötzlich ein stattlich schwerer Band vor uns, reich mit Kupfern, Bildern, Karten ausgestattet und in den Ecken aller Blattseiten mit dem mystischen achtspitzigen Johanniter-Kreuz geziert. Dieses große Werk betitelt sich: Geschichte des Ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem. Mit besonderer Berücksichtigung der Ballei Brandenburg oder des Herrenmeisterthums Sonnenburg von A. v. Winterfeld, Ehrenritter des Johanniter-Ordens. Berlin, 1859. Martin Berendt.

Mit dieser großen und fleißigen Arbeit ist Herr von Winterfeld, der sich zuerst als Uebersetzer, dann als humoristischer Dichter zeigte, in die ernste Reihe der Geschichtsschreiber eingetreten, und das Glück, das ihm als Uebersetzer und Dichter hold war, ist ihm auch auf dem neuen Felde treu geblieben. Aus dem Vorwort erfahren wir, daß der Durchlauchtigste Hochwürdigste Herrenmeister Prinz Carl von Preußen Königl. Hoheit Höchstselbst den Verfasser mit dieser wichtigen Arbeit beauftragte, weil die Seltenheit und Verschiedenheit der größeren Werke über den Orden, die überdem nicht bis in die neue Zeit reichen, das Bedürfniß eines solchen fühlbar machten, namentlich seitdem Se. Maj. der König Friedrich Wilhelm IV. die Ballei Brandenburg am 15. October 1852 wieder hergestellt und der ursprünglichsten Bestimmung

des Ordens auf's Neue gewidmet hatte. Wie billig ist deshalb das Buch auch Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Carl gewidmet. Eine Nachweisung der benutzten Quellen giebt eine umfassende Literatur der Johanniter-Ordens-Geschichte und zeugt von der großen Gewissenhaftigkeit, mit welcher Herr von Winterfeld verfahren; man wird in derselben schwerlich ein Werk vermissen, was irgendwie für die Ordensgeschichte von Bedeutung wäre. Die Winterfeld'sche Darstellung, schmucklos und würdig, giebt zunächst die Geschichte der Johanniter in Palästina, 1048 bis 1292, die Gründung durch Gerard und Raymond de Puy, die Grundlage der Statuten und der Verfassung des Ordens und dessen Schicksale bis zum Verlust des gelobten Landes. Ein besonderer Abschnitt ist den Schwestern des Ordens vom Spital gewidmet. Dann folgt die Uebersiedelung nach Cypern und endlich die Geschichte des Ordens auf Rhodus, 1309 bis 1522. Nach dem Verlust von Rhodus waren die Rhodiser-Ritter heimathlos, bis sie, durch die Verpflanzung nach Malta, Malteser-Ritter wurden und blieben, bis ihnen Bonaparte diese Schenkung Carl's V. entriß, 1798. So weit ist die Geschichte des Ordens ziemlich bekannt, und Herr von Winterfeld hat nur das Verdienst, fleißig und gewissenhaft nach den vorhandenen Quellen gearbeitet zu haben. Besondern Werth aber legen wir auf den achten Abschnitt, der die neueren Schicksale der Johanniter von 1798 bis 1855 behandelt, der dem Verfasser mannigfache Schwierigkeiten geboten haben muß, trotz der Hülfe, die er in Alfred von Reumont's „Beiträgen" gefunden. Das Nämliche gilt von dem neunten Abschnitt: die Lage des Ordens in der Gegenwart. Von allgemeinerem Interesse ist der zehnte Abschnitt, der das innere Leben des Ordens, die Organisation, das Ceremoniell und und das Privatleben der Großmeister schildert. Danach geht der Verfasser nach Deutschland über und giebt zunächst das Groß-Priorat oder das deutsche Johannitermeisterthum, endlich, im zwölften Abschnitt, die Geschichte der Ballei Brandenburg oder des Herrenmeisterthums Sonnenburg, die für die Geschichte Brandenburgs im Allgemeinen, dann aber auch für die Geschichte unsers Adels von so großer Wichtigkeit ist. Mit ganz besonderer Ausführlichkeit ist mit Recht die innere Organisation der Ballei behandelt (Patronatsrecht, Herrenmeister, Ordens-Capitel, der Senior, die Ritter, der Ordenshauptmann, die Marschälle, die Ordensgüter, Aemter, Lehne). Die Geschichte der Stiftung des preußischen Johanniter-Ordens bildet den Uebergang zur Wiederaufrichtung der Ballei und zur neuesten Thätigkeit der verschiedenen Provinzialgenossenschaften. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß die Ballei Brandenburg jetzt schon über die Grenzen Preußens hinausreicht, denn es giebt bereits eine Würtembergische Genossenschaft, einen Mecklenburgischen Verein und eine Hessische Genossenschaft von Johanniter-Rittern, welche unter dem Herrenmeisterthum für die Zwecke des Ordens thätig sind. Dürfen wir Zeitungsnachrichten trauen, so gehen auch die Kurländischen, Esthländischen und Liefländischen Johanniter-Ritter damit um, sich zu einer Gesellschaft zu constituiren. Das ist eine dürftige Angabe des reichen Inhalts. Wir haben schon bemerkt, daß auch die äußere Ausstattung des Werkes eine stattliche und würdige ist. Neben dem geschmackvollen Titelblatt ist das gelungene Bild des Herrenmeisters Prinzen Carl in ganzer Figur und in Farbendruck. Eine Menge von Ansichten und Plänen tragen viel zur Anschaulichkeit des Ganzen bei, Vignetten und Portraits sind in den Text eingedruckt. Ein

Rechtsritter der Ballei Brandenburg (auf Stein gezeichnet von Burger und in Farbendruck ausgeführt) zeigt die bekannten Züge des Vice-Ober-Jägermeisters Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, der zur Zeit Kanzler des Ordens ist. Auch die Darstellung des Ehrenritters der Ballei ist Portrait, und zwar das des Verfassers, eine artige und dankenswerthe Zugabe. Möchte das durchaus fleißige und in jeder Beziehung wohlversehene Buch ganz und voll die Anerkennung finden, die es mit Recht beanspruchen darf.

Wir gehen von dem schwer wiegenden historischen Werke zu einem kleinen zierlichen Büchlein über, dessen poetischer Inhalt durch die Zeitereignisse beinahe eine politische Bedeutung erlangt hat. Wir meinen: Das Testament des großen Kurfürsten. Schauspiel in 5 Aufzügen von Gustav zu Putlitz. Berlin 1859. Schlesinger. Es ist ein eigenthümliches Ding um die Beziehungen des Theaters zur Politik, dieselben sind inniger und bedeutender als man denkt, wenn sie auch in neuester Zeit viel von ihrem einstigen Einfluß verloren haben mögen, der riesigen Massenwirkung der Presse gegenüber nämlich. Nur Hunderte, höchstens Tausende sehen ein Stück, Hunderttausende aber, ja Millionen lesen Zeitungen; dafür ist aber die Wirkung der Darstellung, die viva vox gewaltiger und nachhaltiger als die der Lecture. Es ist aber Vielen von uns wohl noch im Gedächtniß, in wie lebendigem Zusammenhang die Stumme von Portici mit der Julirevolution und ihren Nachahmungen stand — solche Stücke sind nicht nur Symptome allein, sie sind auch Hebel und Helfer. Es war nicht reiner Zufall, der den „Propheten" auf die Bühne brachte, als noch alle Welt vor der Proclamation der socialen Republik in Paris zitterte, man hat das nur vergessen, weil die eherne Faust des Staatsstreichs dazwischen fuhr und aus der Sache damals nichts wurde. Es war nicht reiner Zufall, daß zu einer Zeit, wo das Mißtrauen zwischen Preußen und Oesterreich in höchster Blüthe stand, ein Stück erschien (der Fechter von Ravenna), der diesen Gegensatz parteiisch constatirte und deshalb spurlos von der Preußischen Schaubühne verschwinden mußte. Ebenso ist es mehr als Zufall, daß dieses Testament des großen Kurfürsten zu einer Zeit auf die Bühne kam, wo die Nothwendigkeit einer Einigung in Deutschland sich wieder fühlbarer machte, es war mehr als Zufall, daß dieses ächt brandenburgische Stück zuerst in Wien, dann erst in Berlin gegeben werden mußte, — kurz, die politische Bedeutung des vorliegenden Stücks liegt unseres Erachtens nicht allein darin, daß die schönen Worte des Kurfürsten Friedrich von Schwert und Schild Deutschlands überall zünden und zur Befestigung deutschen Sinnes beitragen, sondern auch darin, daß das ganze Stück als ein Symptom des erwachten deutschen Nationalgefühls zu betrachten ist. Mag der Verfasser immerhin, wie man versichert, es schon vor längerer Zeit componirt haben, es kam nicht eher zum Vorschein, als bis es noth that, und dann machte es unter brausendem Jubelruf die Runde durch ganz Deutschland.

Was nun das Stück selbst betrifft, so giebt es in schlichter und derber Darstellung, einfach in Verwicklung und Lösung, ein Bild aus dem brandenburgischen Hof- und Staatsleben. Der Inhalt ist bekannt; die Action dreht sich um das Testament des großen Kurfürsten, in welchem derselbe den Staat, den er geschaffen, durch Theilungen zu Gunsten seiner Söhne zweiter Ehe zertrümmert, das heißt, es handelt sich um die Existenz des Preußischen Staates.

In harmonischer Weise löst der Dichter den Knoten, es bleibt auch nicht

ein Mißton zurück, und wenn auch in der Wirklichkeit nicht Alles so glatt abgegangen, wie im Schauspiel, so muß man doch zugeben, daß nirgend eine Unwahrscheinlichkeit waltet und den schönen Eindruck mindert. Zu besonderm Dank ist das Preußische Volk dem Dichter verbunden für die tief ergreifende Weise, in welcher derselbe das Andenken der Kurfürstin Dorothea von dem gräßlichen Verdacht der Giftmischerei gereinigt hat. Es giebt keine Beweise dafür, daß die Kurfürstin das Verbrechen begangen, deren sie der Volksmund bezüchtigte, schon deshalb hätte man sie freisprechen müssen, noch mehr aber mußte man das, weil es unglaublich war, daß die Kurfürstin, wenn sie die Mörderin des einen Sohnes war, den Andern geschont haben sollte, denn nur der Tod beider konnte ihre Söhne auf den Thron bringen. Der Dichter zeigt uns nun, wie sich das furchtbare Gerücht an die finstere, harte und strenge Persönlichkeit der Kurfürstin heften konnte, wie es in der Persönlichkeit eben seine Nahrung fand, dann tilgt er es hinweg mit einem Zug, der so glücklich ist, daß sich wenige Dichter eines gleichen rühmen können. Der Dichter, Sohn und Enkel der alten Erbmarschälle der Kurmark, hat sein Werk mit einem so deutsch-brandenburgischen Patriotismus durchwürzt, daß dem Leser wie dem Schauer ein kräftig erfrischender Hauch entgegen wehen muß.

Herr von Putlitz ist dem deutschen Publicum nicht fremd, er hat sich seine literarischen Rittersporen auf verschiedenen Gebieten verdient, dennoch sind einige Personalnotizen über ihn vielleicht nicht am unrechten Orte. Gustav Heinrich Gans, Edler Herr zu Puttlitz ist am 20. März 1821 auf dem Schlosse zu Retzin in der Mark geboren; er wurde in Magdeburg erzogen, studirte in Berlin und Heidelberg und trat sehr jung in den Staatsdienst, den er 1848 quittirte. Dem Publicum wurde er durch eine Reihe artiger Lustspiele bekannt, seinen eigentlichen Ruf aber schuf er sich durch jene elegante und zarte Dichtung: Was sich der Wald erzählt (Berlin 1850), die rasch hinter einander eine ganze Reihe von Auflagen und Ausgaben erlebte, und wirklich, trotz des kleinen Genre's, Epoche machte. Eine Menge von Nachahmungen bekundeten den tiefen Eindruck, waren aber dem Genre nicht günstig. Aehnliche Dichtungen des Herrn von Putlitz selbst, als: Vergißmeinnicht (Berlin 1853) und Luana (Berlin 1855) hatten deshalb nicht den gleichen Erfolg, obwohl sie an Grazie und Weichheit der Empfindung der ersten Dichtung nicht nachstehen. Auch auf dem Gebiet der Novelle versuchte sich Herr von Putlitz: „Ungebundenes" betitelt sich dieses Werk, von welchem indessen erst ein Theil erschienen ist. Manche sehr gelungene Situationen darin lassen bedauern, daß die Fortsetzung so lange auf sich warten läßt. Seit 1853 mit der Gräfin Elisabeth Königsmark vermählt, lebt der Dichter theils auf seinem Erbgut Retzin, theils zu Berlin.

Literaturgeschichtliches Lesebuch für Real-, höhere Bürger- und höhere Töchterschulen, so wie zum Privatgebrauch. Mit Ausführungen und Andeutungen zu vielfacher Benutzung des Lesestoffs. Bearbeitet von C. Hensel, Rector an der Königl. Luisenschule und am Königl. Seminar für Erzieherinnen in Posen. Hannover 1859, Meyer.

Wenn wir dieses Buches Erwähnung thun, so geschieht es nicht, weil es ein brauchbares Schulbuch ist, woran wir nicht zweifeln, sondern weil es sich ganz trefflich zum Privatgebrauch, der ja auch auf dem Titel freigegeben ist, benutzen läßt. Es werden nicht nur Damen und Herren zuweilen vorkom-

mende Lücken in der literarischen Kenntniß sich daraus ergänzen können, sondern selbst Leute, die mit der Literatur sich eingehender zu beschäftigen gewohnt sind, werden mit Vergnügen mancherlei Interessantes und Neues daraus nehmen. Es ist das so recht ein Buch für Familien, die auf dem Lande leben, die sich für vaterländische Literatur interessiren und gern lesen, für diese ist in diesem Lesebuch mit dem Bienenfleiß, der die deutschen Sammler auszeichnet, Alles zusammengetragen, was der minder gelehrte Leser an Erklärungen über einzelne schwierigere Stellen in den Dichterwerken bedarf, was er zu wissen wünscht über die Entstehung und die Beziehungen der einzelnen Dichtungen, was ihm interessant an der Persönlichkeit des Dichters, kurz Alles, was ihn in Verlegenheit setzt, wenn er's nicht weiß und das Gespräch zufällig darauf fällt. Das Lesebuch enthält höchst verständig geordnete Auszüge aus den größern, eine geschmackvolle Folge der kleinern Dichtungen unserer klassischen Schriftsteller. Vor den gesammelten Werken eines Dichters werden Viele, namentlich auch Damen, oft unentschlossen stehen, in der Auswahl schwankend, sie werden das Ungehörige auswählen und dann mit ungerechtem Vorurtheil gegen den Verfasser das Werk aus der Hand legen, das Lesebuch aber bewahrt sie und den Dichter vor solchen Fehlgriffen. Wir glauben uns durch die Empfehlung des vorliegenden Buches ganz besonders den Dank der Damen zu verdienen, die ja so oft nach kurzer Pause aus der Schule in das Gesellschaftsleben treten und dann oft nur noch wenig Muße finden, die Lücken der literarischen Bildung auszufüllen, die der Schulunterricht gelassen, ja die selbst der beste Schulunterricht, und gerade der nothwendig lassen muß. Die Namen der Dichter sind allerdings wohl den Meisten bekannt, einige Gedichte werden auch behufs der Declamation oder des Gesanges auswendig gelernt, die stehenden Redensarten über den Unterschied von Göthe und Schiller werden wohl zur Noth abgehaspelt, aber damit ist's denn auch in den meisten Fällen zu Ende. Was darüber hinausgeht, gehört schon zu den Ausnahmen. Es kann kaum anders sein, und doch liegt in der gewählten Lectüre unserer Klassiker gerade für Frauen ein Bildungsmittel von so großer Bedeutung, daß die Männer, denen es in der Folge mit zu Gute kommen würde, es nicht so gleichgültig übersehen sollten. Wie oft mag es vorkommen, was Karl Raumer aus eigener Erfahrung berichtet, daß eine hochgebildete junge Dame in feinsten Glacéhandschuhen auf die Frage: „Sie haben doch, mein Fräulein, Göthe's Iphigenie gelesen?" nach einigem Besinnen ganz unbefangen antwortet: „Ich glaube — ja!" Nun ist es gewiß kein Unglück, daß eine junge Dame Göthe's Iphigenie nicht gelesen hat, es ist aber entschieden traurig, wenn eine junge Dame nicht einmal genau weiß, ob sie diese herrliche Dichtung gelesen hat oder nicht. Jene an's Lächerliche und Alberne streifende Schwärmerei der Frauen für so armselige Dinger wie des Herrn von Redwitz zuckersüße Amaranth zeugt mehr als Alles von der großen Unbekanntschaft der Damen mit den Schätzen deutscher Literatur. Die rechte Kenntniß unserer großen Dichter ist ein Präservativ gegen solche Modethorheiten, ja, gegen Geschmacklosigkeiten mannichfacher Art, auch auf anderm als literarischen Gebiet. Wir haben hier von dem in jeder Beziehung werthvollen Buche durchaus keine eingehende Kritik geben wollen, eine solche würde auch den Raum, der diesen Literaturbriefen in der „Berliner Revue" zugemessen ist, weit überschreiten, wir haben unsere Leser und mehr noch unsere Leserinnen auf dasselbe aufmerksam machen und ihnen andeuten wollen, wie sie es mit Erfolg für sich benutzen können.

Möge uns der geehrte Herr Herausgeber gestatten, ihm hier einige kleine Irrthümer zu bezeichnen, die uns bei der Lectüre seines Buches aufgestoßen, vielleicht findet sich eine Gelegenheit zur Verbesserung derselben. Zu pag. 161 Anmerk. Herr Wolfgang Maximilian von Göthe ist gegenwärtig Königl. Kammerherr und erster Legationssecretair bei der Preuß. Gesandschaft in Dresden. Vielleicht ist es zu bemerken, daß Ottilie von Göthe, geb. v. Pogwisch (ein altes holsteinisches Geschlecht) große Verdienste um Nicolaus Lenau hat, sie machte diesen Dichter in Norddeutschland eigentlich erst bekannt. Zu pag. 183. Die Dame, welche Frau von Gad genannt wird, war Sophie Bernhard, geb. Gad, eine geistreiche Jüdin, die später den Dr. Domeier, Leibarzt des Herzogs von Sussex, heirathete. Da sie sehr eifrig sich um Literaten bemühte und mit einer großen Fülle des Busens gesegnet war, so wurde scherzweise von ihr gesagt: sie lege die Gelehrten an ihre Brüste. Zu pag. 189. Ludwig Tieck hat niemals in der ganz neuen Straße gewohnt, die seinen Namen trägt. Er starb in einem früher der Realschule gehörigen Hause, Friedrichsstraße 208, in welchem sich gegenwärtig das Domcandidatenstift befindet. Dorothea Tieck war nicht Tieck's einzige Tochter, seine zweite Tochter Agnes lebt, mit einem reichen Fabrikherrn, Commerzienrath Alberti verheirathet, noch in Schlesien. Dorothea Tieck starb 1840 in Dresden. Was Tieck's Vorlesen betrifft, so war er darin ohne Gleichen und ist es bis heut geblieben, wenn man beim Zuhören die Augen schloß, so glaubte man, all' die Personen wirklich zu hören, deren Rollen er las, er nannte nie die Namen derselben. Tieck's Schwester, Sophia, war an den Prof. Wilhelm Bernhardi, Director des Friedrich-Werder'schen Gymnasiums, verheirathet, später an einen Baron von Knorring. Man schreibt dieser geistreichen Frau einen bedeutenden Antheil an mehreren Novellen Tieck's zu. Zu pag. 191. Die Phrase: Fanny Elsler tanzt Weltgeschichte, ist von Theodor Mundt.

Demidoff's neuestes Buch.

Die Demidoff sind vermuthlich die reichste Familie auf dem Continente, was sind selbst die hundert Millionen des Herrn Jakowleff gegen den einzigen Felsen von Malachit, der auf einer Besitzung der Demidoff liegt, ein Felsen, von dem der zuverlässige Haxthausen versichert, jedes Pfund dieses Malachitfelsens sei 800 Rubel werth! Sehr alt oder sehr vornehm sind übrigens die Demidoff nicht, ihr Name findet sich nicht im Sammetbuch, auch haben sie keinen russischen Adelstitel aufzuweisen, in dem berühmten Buche des Fürsten Peter Dolgorucky über den russischen Adel werden sie gar nicht genannt. Der erste bekannte D. hieß mit Vornamen Nikita, er war seines Zeichens ein braver Hammerschmied zu Tula. Er legte unter Peter dem Großen eine Eisengießerei an und führte den Titel eines kaiserlichen Commissärs, auch scheint er schon den Anfang der Bergwerkserwerbungen im Ural gemacht zu haben, auf denen der kolossale Reichthum seiner Nachkommen basirt. Sein Sohn, der Staatsrath Hyacinth Nikititsch D. starb 1740: dieser legte die Gold- und

Silberbergwerke im Altai, am Irtitsch, an der Kolyba u. s. w. an und galt für einen ausgezeichneten Metallurgen. Seine Söhne hießen Nikita und Procop, der Aeltere setzte den Bergbau fort, der Jüngere ist der Begründer der jetzt in Petersburg blühenden Handelsschule. Ein Iwan D. wurde 1764 Contre-Admiral. Peter D., geb. 1736, war ein ausgezeichneter Naturkundiger, gründete das Lyceum Demidoff in Jaroslaw und vermachte der Universität Moskau seine reichen naturwissenschaftlichen Sammlungen. Nikolai Nikititsch D., geb. 1774, war in seiner Jugend Militair, machte aber dann große Reisen, deren Ergebnisse dem Bergbau, dem Glücksquell seiner Familie, zu Gute kamen, auch legte er ungeheure Sensenfabriken an. 1812 errichtete er auf eigene Kosten ein Regiment, führte es auch als Oberst selbst gegen die Franzosen, so lange dieselben auf russischem Boden standen; er sammelte eine prächtige Gemälde-sammlung, lebte viel im Auslande und starb 1828 zu Florenz. Seine Gemahlin war die schöne Elisabeth Stroganoff (diese Familie nennt Haxthausen die Fugger von Novgorod). Sein und ihr Sohn, Graf Paul D. (er wird Graf genannt, russisch ist der Titel aber nicht), bekleidete mehrere hohe Stellen in der Verwaltung, gründete den berühmten Preis Demidoff bei der Petersburger Akademie von 5000 Rubeln jährlich für das beste Werk in russischer Sprache, war krank und gebrechlich und immer auf Reisen, so starb er auch auf einer Reise zu Mainz 1840. Endlich Anatole Demidoff, in Rußland der Hofrath Demidoff genannt, in Toskana Fürst von San Donato, ist in Florenz 1810 geboren. Er vermählte sich 1841 mit Mathilde Lätitia Wilhelmine Bonaparte, des ehemaligen Königs Jerome Bonaparte von Westfalen Tochter, doch ließ er sich schon 1845 von ihr scheiden und setzte ihr, wie man sagt auf Befehl des Kaisers Nicolaus, eine Jahresrente von 200,000 Rubeln aus. Es ist dieselbe Prinzeß Mathilde, die so viel dazu beigetragen hat, ihren Vetter Louis Napoleon auf den Kaiserthron zu erheben. Anatole D. ist ein vielfach gebildeter, reicher und eigenthümlicher Geist, der gern und viel reist und die Ergebnisse seiner Reisen praktisch in den verschiedensten Formen anzuwenden weiß. Gemeinnützige Anstalten aller Art erfreuen sich stets seines besonderen Interesses und seiner freigebigen Unterstützung. In der Literatur machte er sich durch sein treffliches Werk über Südrußland (Voyage dans la Russie méridionale et la Crimée) einen Namen. Zwar ließ er das Buch nur in wenigen Prachtexemplaren drucken und als Geschenk an seine Freunde vertheilen, doch wurde es bei Gelegenheit des Feldzuges nach der Krim in drei Auflagen verbreitet.

So eben hat nun Anatole D. ein zweites Reisewerk drucken lassen, das an Werth dem ersten nicht nachsteht. Es enthält Schilderungen von Spanien. Der Fürst von San Donato reiste von Genua aus, wie gewöhnlich begleitet von einigen Gelehrten und Malern, zunächst nach Barcellona, wo Zollhaus, Börse und Kaffeehaus griechische Tempel sind, und hier beginnt dieser russische Krösus zu zeigen nicht nur, daß er Bergmann, Schmied, Nationalökonom und so weiter ist, sondern daß er, von einer Wißbegier ohne Gleichen getrieben, Alles durchforscht, jeden Winkel durchstöbert und Alles erträgt, erduldet, leidet, um nur Alles zu sehen. Dieser Fürst von San Donato ist in der That ein bedeutender Mensch. Er sucht alle Dinge, welche der gewöhnliche Reisende mit Eifer vermeidet; er glaubt nicht, daß es eines großen Herrn unwürdig sei, im Hospital an dem Bette eines Kranken sich aufzuhalten und einen großen

Verbrecher in seiner Reue aufzurichten; er liebt ein schönes Museum, er bewundert eine bewunderungswürdige Kirche; er sieht sich mit großem Vergnügen in schönen, mit Luxus und Kunst ausgestatteten Häusern, aber wenn es sich darum handelt, ein Unglück zu ergründen, eine Sitte zu studiren, eine Verbesserung zu billigen oder zu tadeln, eilt er herbei und nichts kann ihn abhalten. Vergebens würde man ihm sagen: „Kommen Sie, ein Meisterwerk anzusehen, eine „heilige Familie", eine „Flucht nach Egypten" . . . Erst später wird er sich dahin begeben, vor der Hand ist er beschäftigt, sich zu unterrichten, wie man säet, ackert, erntet. Er hat ein ganzes Kapitel, ein langes Kapitel seines Buches der Bereitung von Töpferwaaren gewidmet, ein anderes der Cultur des Hanfes im Königreich Murcia; natürlich vergißt er nicht die Eisenwerke der Herren Heredia in Granada, und bei Gelegenheit von Hochöfen rühmt er sich mit einem ihm wohl anstehenden Anstand, daß er mit festem und sicherem Schritt mitten durch die brausenden Werke geht. „Derselbe Schritt, als wenn er zu Hause wäre." Man liest auch mit großem Interesse das Kapitel über die Tabaksfabrication, die Geschichte des Schmuggels in Spanien, die Beschreibung der Militairbibliothek und so viele genaue, treffende, merkwürdige Details. In demselben Grade, in welchem andere Reisende Mühe und Anstrengung scheuen, scheint D. sie zu lieben und zu suchen; nie giebt er sich der Ruhe hin, und man kann mit gutem Gewissen von diesem Manne sagen, indem man einen berühmten Ausspruch etwas ändert: „Er glaubte nie etwas gelernt zu haben, so lange ihm noch etwas zu lernen übrig blieb. . . . er sagte immer, er habe nichts gesehen, so lange noch etwas für ihn zu sehen blieb."

Bei der Abreise von Barcellona sagt er: „Was mir jetzt sehr leid thut, ist, daß ich die Industrie in Barcelona nicht so studirt habe, wie es hätte geschehen sollen." Er möchte uns gerne sagen, in wie hohem Grade blühend die Stadt ist und durch welche Kraft sie sich aus den politischen Revolutionen zu erheben vermochte. „Ich hatte keine Zeit!" sagt er noch ein Mal. Er steht wirklich in erster Reihe unter den tüchtigen Männern, die vortrefflich und ohne zu erröthen antworten: „Ich weiß es nicht!" — „Ich weiß nur," fährt er fort, „daß Spanien und Catalonien weit weniger zu beklagen sind, als man allgemein glaubt, und daß sie, sobald sie den fremden Einfluß abgeschüttelt haben, einer glänzenden Zukunft entgegen gehen." So sprechend gelangt er nach Valencia, mitten in einen mit dem Meere parallel laufenden Garten. Die schönen Valencianerinnen baden sich gerade im Meere. „Bäume, Häuser, Weingärten und Getreidefelder, Alles mischt sich und wechselt ab in diesem schönen Orte, der so recht zum Vergnügen der Augen erschaffen worden ist! Alles ist Musik, Anmuth, Frische . . ." Ja; aber sein erstes Geschäft, als er sich mitten in diesem schönen Garten befindet, besteht darin, daß er bei einer Tropen-Sonne einer Sitzung des „Wasser-Tribunals" beiwohnt, das sich jeden Tag auf einer Steinbank in der Sonne versammelt. In der That, wie kann er dem lebhaften Vergnügen widerstehen, ein von den Mauren gegründetes Tribunal, einen Gerichtshof von dem höchsten Alter in Thätigkeit zu sehen? „Nachdem wir eine Stunde gewartet, nahm endlich das Tribunal Platz und die Sitzung wird eröffnet. Man mußte nur die Gerichts-Parteien sehen, wie sie paarweise und voll tiefer Achtung zu den baarfüßigen Richtern, welche das Haupt mit einem Schnupftuch bedeckt hatten, herantraten, gerade als ob diese

mit der rothen Robe oder der dreizipfeligen Perücke bekleidet wären.« Der unermüdliche Reisende erklärt zu gleicher Zeit die Gesetze und Gebräuche der sieben großen Kanäle, welche die Huerta bewässern, und es ist wirklich ein bemerkenswerthes Beispiel, daß dieser Mann mitten in einem auf die Aussprüche seiner Richter aufmerksamen Volke bei brennender Sonnenhitze drei ewig lange Stunden aushält, bis er endlich alle Einzelnheiten aufgefaßt hat »dieser ländlichen Gerechtigkeitspflege, die mit Bescheidenheit ausgeübt und mit tiefer Ueberzeugung hingenommen wird.«

Indessen geht die »Nützlichkeit« nicht so weit, daß unserem Reisenden nicht schöne und poetische Mußestunden übrig blieben. Man täusche sich nicht, diese Politiker, diese praktischen Nützlichkeits-Männer, die würdigen Gefährten des berühmten Reisenden, sind ausgezeichnete Kenner in Allem, was auf schöne Künste Bezug hat. Einer von ihnen ist der gewandteste, der geistreichste Schüler Charlet's . . . »Monsieur Charlet!« Er excellirt darin, mit lebendigem, raschem und leichtem Crayon Alles zu skizziren, was er erreichen kann; er überblickt schnell Menschen, Landschaften, Trachten und Gebäude. Ein Anderer ist eine gewandte Feder in Hinsicht auf Darstellung und Schilderung. Er erzählt mit viel Anmuth und gutem Humor, während der Chef und Führer der ganzen Reise ein vollendeter Kenner in der großen Kunst ist, hübsche Bilder herauszufinden, zu erkennen und zu sammeln. Er hat von Bildern, schönen Skulpturen, vortrefflichen Zeichnungen der alten und neuen Kunst eine herrliche Galerie zusammengestellt, die eine der Zierden von Florenz und von ganz Italien ist. Ein gewisser Don Pedro, ein Gemäldehändler, der von dem Museum Demidoff's in San Donato hatte erzählen hören, stürzte sich daher sofort auf ihn und führte ihn mit sanfter Gewalt in ein Pandämonium von Meisterwerken, die alle (von Don Pedro) mit den ruhmreichsten Namen bezeichnet waren: Correggio, Leonardo, Tizian, Raphael . . . . »Ach das Schwärzeste, Dunkelste, Galligste, das man sich nur denken kann, diese Murillos, Teniers, Joannes und Rubens!«

Ein so beschaffener Mann, der nicht will, daß man ihn hört und sieht, und der die öffentliche Aufmerksamkeit mit demselben Eifer flieht, mit dem sie Andere suchen, dieser Bergmann, dieser Schmied, dieser Freund von Pflügen und Ambosen unterhält sich natürlich nicht damit, nach so vielen Andern das zu beschreiben, was so viele Andere vor ihm beschrieben haben. Während die spanischen Touristen sich bei den Stiergefechten amusiren, studirt Demidoff gründlich die Gefängnißfrage und wundert sich, daß »die Regierungen sich so viel mit Schulen und so wenig mit Gefängnissen abgegeben haben!« Er verwahrt sich mit tiefem Unwillen »gegen die festen Schlösser, in welchen, nach den Plänen von Auburn und Philadelphia, die Zelle 3000 Francs kostet!« Zugleich erkennt er gerne an, »daß die Kirchengüter viel genützt haben, und zwar den Wohlthätigkeits-Anstalten, den Schulen und den Besserungs-Häusern genützt haben!« Unter allen Anstalten, die er in allen Ländern der Welt besucht hat, und man weiß, daß er ein großer Reisender ist, fiel ihm das Gefängniß von Valencia, das von dem Obersten Don Manuel Montesinos geleitet wird, am meisten auf. Er nennt es »ein herrliches, ruhmwürdiges Beispiel.« Herrlich in der That, wenn wir der Schilderung des Reisenden glauben.

»In dem Gefängniß von Valencia hat man so leicht Zutritt wie früher

im Kloster. Eine Gitterpforte, aber die Gitter sind von Holz, gestattet den Einblick in Massen von Grün in der Mitte eines verzauberten Klosterhofes. Palmbäume steigen bis über's Dach empor; schön gefärbte Bananen stemmen sich gegen die Bogen der Arkaden; die Aloe, der Nopal und der rothe Lorbeer umsäumen diese reizenden Gärten, in welchen sich die schönsten Vögel der Schöpfung umhertummeln. „In unserem Gefängniß giebt es nicht einmal einen Käfig!“ sagte der alte Wächter zu Herrn Demidoff. „Und so gingen wir in dieser reinen Luft, in diesem hellen Licht, von den süßen Gerüchen der Pflanzenwelt umgeben, indem wir vergeblich das Geräusch, die Strafe und das Geräthe eines Gefängnisses suchten. Haß dem Verbrechen und Mitleid dem Schuldigen! „Odia al delito, y compadece al deliquente.“ Dies war so tief in die Herzen der Wächter wie auf die Mauern des Gefängnisses eingegraben.“

Zugleich tritt der Gouverneur dieses Bagno auf. Dieser brave Mann erklärt unserem Reisenden sein ganzes Pönitentiar-System, und die Angaben dieses Helden der Wohlthätigkeit bereichern das Buch mit einem trefflichen, merkwürdigen Kapitel voll unglaublicher Thatsachen. Wie soll man aber widerstehen, wenn man hört: „Ich habe es gehört, ich habe es gesehen, ich habe es verglichen!“ „Ich sah einen auf 10 Jahre Galeere Verurtheilten, welchen Don Manuel in die Stadt schickte mit dem Auftrag, eine Unze Gold wechseln zu lassen, und dieser Mensch kam in aller Eile zurück, nachdem er seine Aufgabe als guter und treuer Diener ausgeführt hatte.“

Nachdem unser Reisender dieses Mustergefängniß vollständig durchforscht hat, und zwar zur Mittagsstunde, wo jeder gute Spanier ausruht und die Feuerströme vergißt, die auf die entschlummerte Stadt herabfallen, denkt Graf Demidoff, nachdem die Nacht hereingebrochen, daß er wohl das Recht hat, sich unter diese glückliche und ausgeruhte Menge zu mischen. Er sagt wie der berauschte Dichter der Orientales: „Ich liebe den Abend, den schönen Abend!“ „Es giebt nichts Frischeres, nichts Lebendigeres als dieses Erwachen Spaniens, wenn die Sonne untergegangen ist; plötzlich erscheinen Leben und Bewegung wieder in der erwachten Stadt; man hört nur festlichen Lärm und Liebesgesänge; der Nachtwächter singt den Vorübergehenden die Stunde der Nacht; man berauscht sich an klarem Wasser, sättigt sich mit Wassermelonen, und welches Geplauder auf traulichen Balcons!“ Auf diese Weise, und darin liegt gerade die Belohnung des Ernstes, kommt plötzlich, gerade weil es der Reisende sorgfältig vermeidet, die Lokalfarbe wieder, lebhaft, sicher und passend, unwiderstehlich, sobald sie nicht gesucht ist und so leicht und fließend auftaucht.

Die Geschichte Juana's (in dem Frauengefängniß Valencia's) ist charakteristisch für die spanische Nationalität. Juana, die selbst kein Kind besaß, hatte ihre kleine Nichte adoptirt, ein Kind von vier Jahren. Eines Tages, als sie die Nina (kleines Mädchen) erwartete, kam diese in Thränen zurück, weil ihre Mutter sie geschlagen hatte! . . . „Sie hat dich geschlagen! . . .“ Da nimmt Juana ein Messer und, wüthend, ersticht sie ihre Schwägerin! Diese Frauen-Galeere, auch ein Wunder und ein würdiges Seitenstück zum Männer-Bagno, steht unter: 1) dem Direktor, 2) der Frau des Direktors. „Meine Frau und ich,“ sagte der würdige Mann, „reichen für Alles aus, für das Gefängniß, die Verwaltung und das

Rechnungswesen. Ich bin die Wache und meine Frau ist die bewaffnete Macht, und da man bei uns vorüber muß, um in das Gefängniß zu gelangen; so ist unser Zimmer die Wachstube ... und Alles ist in Ordnung."

Während andere Reisende vor den Wirthshausthüren mit Ines und Dolores den Fandango tanzen, sah Demidoff das traurigste und trübseligste Schauspiel, wie es nicht einmal der florentinische Dichter in seiner „Hölle" geträumt hat. Er sah Irrsinnige die Hingerichteten begraben. Welches Drama! Hier die Strafe der Menschen, da die Strafe Gottes; einer den andern tragend, und dieser Leichnam, von Unglücklichen begraben, die nicht einmal den Namen dieses Grabes, dieses Leichentuchs, dieses Sarges wissen!

Wie viel Tempel! Wie viel Kirchen! Klöster und Kapellen! Demidoff sah die „Jungfrau der Verzweifelten" ganz in Diamanten und Perlen begraben, zugedeckt mit Spitzen und sich auf einem Sockel von massivem Silber drehend, um den Gläubigen ihren gestickten Unterrock und ihre golddurchwirkten Kleider zu zeigen. Er sah San Juan, San Geronimo, die Nonne und San Miguel. Er erzählt in der Weise eines Alterthumsforschers, wie in Folge von Uebergangsperioden die schönsten spanischen Kirchen nach einander ein Tempel des Jupiter, irgend eine Märtyrerkirche, eine Moschee Mohameds waren, um als christliche Kathedrale zu endigen. Er bewundert als echter Kenner die schönen Werke Murillo's; erkennt aber ohne Mitleid apokryphe Bilder nicht an; und wenn er unterwegs unter den großen spanischen Künstlern auf einen französischen, florentinischen, selbst luchesischen und arabischen Maler stößt, so weiß er sehr genau jeder Nation den Künstler und das Meisterwerk zuzutheilen, die ihr gehören. Sein Buch ist voll richtigen Urtheils, und man sieht von vorneherein, daß er sich nichts vorgenommen hat, als wahr mit sich selbst und mit den Andern zu sein. Selbst das leichte und bequeme Nil admirari, eine treffliche Zuflucht für den Stolz, die Eitelkeit, die Erschlaffung und für die Verachtung jedes Dinges, kann nicht bis zu der Höhe eines raschen und lebhaften Geistes hinanreichen, der so gerne bereit ist zu bewundern, wenn er sich vor einem bewunderungswerthen Werke befindet. Alicante, Almeria, Carthagena, Granada, Malaga — da sind sie alle, diese durch Demidoff so schön geschilderten pittoresken Städte — sie liegen vor unseren Augen; aber der wahre Zauber beginnt in Granada bei der großen Moschee und auf der Schwelle der Alhambra. Hier wird der Reisende zum Dichter; man glaubt, wenn man ihn liest, ein Echo des Orients zu hören. Er bleibt an der Schwelle der Alhambra stehen, betrachtend, bewundernd, träumend. Immer kommt er wieder zurück, und immer ist sein Entzücken dasselbe, wenn er auf dieses irdische Paradies blickt, diese Stätten, die Chateaubriand so herrlich beschrieben. So hat Demidoff das Ganze und alle Einzelnheiten gesehen, Jagden, Kämpfe, Bordüren, Divans, Phantasiesachen, den Hof der Martyrer, den Hof der Jungfrauen, den Löwenhof, die schönen Wasserkünste dieser Zauberwelt, ähnlich den Wassern von Chantilly bei Paris, welche weder bei Tag noch bei Nacht schweigen. Welche schönen milden Nächte, voll Vergessen und Trost, hat er in der Halle der Abencerragen und in dem Saal der beiden Schwestern zugebracht. „Man stelle sich," sagt er, „einen großen viereckigen Saal vor, der an seiner Kuppel mit vier gewölbten Strebebogen gebunden ist und an seinen Wänden die seltensten und

kostbarsten Ornamente in verschwenderischem Reichthum trägt! So viel ausgesuchte und regelmäßige Arbeit, wo Ordnung und Zufall sich mischen und ergänzen, ohne zu ermüden oder zu verwirren. Von den früheren lebhaften Farben hat die Zeit noch nicht Alles weggetilgt, und wer da sehen will, kann auf ihrer leuchtenden Spur noch das Gold und glühende Roth jener harmonischen Ornamente verfolgen.«

Das »Granada« überschriebene Capitel ist ein im vollen Entzücken geschriebenes Buch. Hier verschwindet der National-Oekonom, der Statistiker und Gelehrte vollständig und macht dem Sehenden Platz, der gewohnt ist, die Schönheit zu betrachten. Es fällt auf uns ein Strahl von dem letzten Abencerragen. Es hat so viel Reiz und Größe, das Gedicht der Vergangenheit!

Aber die Bedeutung der Vergangenheit ist nicht so mächtig, daß sie den Reisenden unempfindlich machte für die Leiden und das Ringen der Gegenwart. Als Demidoff von seiner zehnten Pilgerfahrt zur Alhambra zurückkehrte und von den alten Dichtern träumte, hielt er an einem unscheinbaren Orte, der Campilla genannt, an, wo sich ein Trauer-Monument mit dem Namen einer jungen Frau, Donna Mariana Peneda, erhebt. »Sie gehörte einer guten Familie Granada's an, war jung und schön und hatte an einer Verschwörung Theil genommen ... sie hatte eine Fahne gestickt. Man verhaftete sie, machte ihr den Prozeß und verurtheilte sie. Am Fuß des Schaffots wird ihr Gnade angeboten unter der Bedingung, daß sie ihre Mitverschwornen nennt ... Sie antwortet durch ein Zeichen der Verachtung und übergiebt ihr schönes Haupt dem weinenden Scharfrichter." Drei Jahre später siegte ihre Fahne, und ihr Gedächtniß wurde im höchsten Grade geehrt. Die ganze Stadt, in Trauer errichtete Donna Mariana diesen Obelisken: „Dem Ruhm! der Ehre! dem Muth! der Unsterblichkeit! ..."

Als D. zu Ronda ankommt, wird er von der ganzen Stadt empfangen und sofort als der Gast der Stadt betrachtet. »Es war als ob man von Barataria träumte, und sich die Augen reiben müßte, wie Sancho Pansa.« Bald darauf erzählt er, von diesen großen Ehren befreit, mit seiner gewohnten Anmuth und seinem gesunden Urtheil die Geschichte dieses kleinen Winkels in Spanien, den man die Brücke nennt. »Die Brücke ist das Wunder von Ronda. Sie besteht aus einem einzigen Bogen mit ungeheuer hoch gespanntem Gürtel!« Aber um diese Brücke findet man eine ganze Geschichte. Sie geht bis auf die ersten Adeligen Spaniens, d. h. bis zum Anfang der Welt zurück. Die Phönizier, die Celten, die Griechen, die Römer haben in dieser bescheidenen Stadt gelebt. Als die Mauren, als Sieger Spaniens, Ronda selbst einnahmen, fanden sie daselbst nur einen großen Lorbeerbaum. Ronda wurde ein ganzes Königreich. Es hat seine Genealogie von Souverainen und seine Kalifen. Ronda wurde mit Granada groß und fiel mit ihm nach heldenmüthiger Vertheidigung. In Ronda kam in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts Meister Esprinel, Baccalaureus von Salamanca, zur Welt; er war ein guter Soldat, ein guter Dichter und ein guter Musiker. Die spanische Guitarre verdankt ihm ihre fünfte Saite; er erfand das spanische zehnzeilige Versmaß. Er hatte in einigen Versen die ganze Geschichte seiner Geburtsstadt geschrieben, und wirklich dieser Gesang ist nicht übel:

Ano de Ronda, malo para la redonda.
Ano de Ronda nunca lo veas.

A hombra de Ronda nunca lo creas.
De Ronda ni buen viento, ni buen casamiento,
Ni buena hoz de podar, ni buen buey de arar.
Ronda, la que las bolsas monda.

(Das Klima von Ronda ist schlecht für die Seide.
Setze Dich nie dem Klima von Ronda aus.
Traue nie einem Menschen aus Ronda.
Von Ronda kommt weder guter Wind, noch eine gute Heirath,
Noch ein gutes Messer, um die Reben zu schneiden, noch ein guter Acker-Stier.
Ronda ist nur gut, um die Börsen auszuleeren.)

Wir glauben genug gesagt zu haben, um dem Leser die Liebenswürdigkeit und das Interesse eines solchen Buches klar zu machen. Man würde darin vergeblich den großen Herrn auf der Erholungsreise suchen; dagegen findet man auf jeder Seite den Mann, den wackeren Mann, dem keine der edelsten Regungen des Menschenherzens fremd ist. Er studirt, er vergleicht, er sucht, er findet; er will nicht, wenn er eine so große Arbeit veröffentlicht, seine Mühe und Arbeit daran gesetzt haben, um Dinge zu erzählen, die alle Welt gesehen hat, indem Jeder die Spuren der anderen Reisenden, die vor ihm da waren, verfolgt und dieselben Abenteuer, mit denselben Details geschmückt, erzählt.

Vermischtes.

[Fischerei.] In den nördlichen Küstenstrecken, die an die Nord- und Ostsee und den nördlichen Ocean stoßen, werden die Seefischereien als eine der Haupterwerbsquellen eigentlich nur von drei Völkern, nämlich den Holländern, Schotten und Norwegern, in weiter Ausdehnung betrieben. In allen drei Ländern geschieht dieser Fischfang zum Theil in offenen und in Halbdecks-Fahrzeugen, an den holländischen und westfriesischen Küsten, wie in Norwegen und in Nord-Schottland, in dem letztgenannten Lande sowohl an der Ostseite und an der Pentlandfährde, als in Orkney und Shetland. Im dänischen und im schwedischen Reich ist der Fischfang vergleichsweise unbedeutend, in den preußischen Ostseeländern ebenfalls. An der Nordseeküste zwischen der Ems und der Südwestspitze Jütlands ist derselbe längst in Verfall, und hier sind es fast nur die Fischer von Helgoland und von Blankenes an der Elbe, eine Meile nordwestlich von Altona, welche noch das alte Handwerk in ihren altmodischen Fahrzeugen treiben. Die Bauart der helgolander Fischerslupen ist eine der ältesten in der germanischen Welt und die der Fischerbommen an der Westküste Nordhollands desgleichen. Die großen, breiten, scharf gebauten Jollen mit zwei Masten und sechs Mann Besatzung an den Küsten Nordschottlands und den Norderinseln (Orkney und Shetland) sind für den Ocean gebaut und ohne Deck. Was sie bei hohem Seegang und im Sturm vermögen, habe ich selbst in einer derselben im November in der gefährlichen Pentlandfährde, dieser wilden, furchtbar starkströmigen Wasserstraße, erfahren. Denselben Schnitt der Fischer-Fahrzeuge findet man seitwärts bis zum Humber. Von der Ems bis zur Westerschelde herum, also an allen Küsten des holländischen Reichs, ist starker Fischfang. Der ergiebigste und einträglichste ist der Häring- und Schellfischfang. Man unterscheidet Frischhäring und Salzhäring,

letztere Sorte ist die der offnen See. Seine besten Häringe holt Holland von Shetland. Hauptfischerplätze sind Vlaardingen in Südholland und Scheveningen in Nordholland (Westküste).

Holländische Blätter vom 19. December enthalten eine Uebersicht der Salzhäringzufuhren an den beiden genannten Plätzen in den letzten 10 Jahren. Dieselben betrugen zu Vlaardingen: 1858: 1205 Last; 1857: 1554 Last; 1856: 2566 Last; 1855: 2082 Last; 1854: 2115 Last; 1853: 2283 Last; 1852: 1498 Last; 1851: 2455 Last: 1850: 2513 Last; 1849: 2362 Last. Demnach hat dort der Häringfang bedeutend abgenommen, in Scheveningen aber zu, wie das folgende Verzeichniß zeigt: 1850 brachten 59 Schuten 6,600,000 Stück Häring nach Scheveningen, 1851 63 Schuten 8,100,000 Stück, 1852 72 Schuten 9,396,000 Stück, 1853 77 Schuten 16,590,000 Stück, 1854 90 Schuten 11,729,000 Stück, 1855 101 Schuten 13,396,000 Stück, 1856 108 Schuten 25,031,000 Stück und 1857 116 Schuten 20,073,000 Stück. Die Hauptfischerplätze Frankreichs liegen zwischen Dünkirchen und St. Malo in der Bretagne. In früheren Jahrhunderten waren in Nordfriesland die Fischereien ebenfalls beträchtlich, als das jetzige Festland der Nordfriesen noch nicht durch große Seedeiche von den Außenlanden abgeschieden war und seine Außeninseln einen viel größeren Umfang hatten. Auf diesen Inseln trifft man gegenwärtig in den Sanddünen noch hin und wieder ausgedehnte Trümmermassen von einstigen Fischercolonieen an, welche durch Sturmfluthen untergegangen sind, und wo zahlreiche Fischangeln von derselben Form wie die jetzigen, Münzen aller Art und viele andere Gegenstände im Sande bloß liegen. Seit der Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Ostindien wandten sich die nordfriesischen Insulaner immer mehr der großen Fahrt, das heißt der Seefahrt auf den Oceanen, zu, und in demselben Grade verfielen die Fischereien an den heimathlichen Küsten.

Auch der Fischfang auf Helgoland hatte weiland eine weit größere Ausdehnung als jetzt. Die Helgoländer und die Blankeneser liefern gegenwärtig meistens nur Seeschollen und Schellfische. Ihren Fang bringen sie nach der Elbe, Weser und Eider. Aber ihr Hauptmarkt ist Hamburg, der das Jahr hindurch mit Fischen jeder Gattung reichlich versehen wird. Das Dorf Blankenes, 1½ kleine Meilen von Hamburg, hart am Elbstrande malerisch gelegen, mit 4000 Einwohnern und einer von allen Umwohnern verschiedenen Bevölkerung ungewissen Ursprunges, aber ursprünglich nicht da einheimisch, war vor 50 Jahren nichts weiter als ein Fischerdorf, dessen Fischer mit ihren einmastigen Kaaewern vor reichlich 100 Jahren nicht über die Außenmündung der Elbe hinauskamen, jetzt aber in Folge ihres selbsteignen Unternehmungsgeistes, der leider von Dänemark aus nie genährt und gefördert worden ist, schon alle Meere der Welt in Schunern und Briggs befahren. Je größer seine Seeschiffe werden und je zahlreicher seine Kauffahrteiflotte wird, desto unbedeutender wird seine Fischerflotte. Es scheint entstanden zu sein unter dem bremer und hamburger Erzbischof Adalbert, der von 1043 bis 1072 sein mächtiges Regiment in Nord-Europa führte. Erst vor einigen Jahren wurden die Grundlagen des Schlosses, welches er auf dem über Blankenes, das damals ein Wald war, ragenden Sülberg (Sullenberg bei Adam Bremensis) gründete, hinweggeräumt. Körperphysiognomie, Sprache, Sitten, Häuserbauart und Personennamen der Blankeneser zeigen, daß ihre Vorfahren den Urbewohnern dieses alten Landes Stormarn nicht angehörten, sondern daß sie aus der Fremde, vielleicht aus Westen, als eine Adalbert'sche Colonie, gekommen sind.

Berliner Revue.

Kleine Zeitung.

№ 11. Sonnabend, 11. Juni. 1859.

Berlin, 11. Juni.

Allgemeine Befriedigung bei demjenigen großen Theile des Publikums, der täglich bitterer seine Abhängigkeit von den großen capitalistischen Mittelpunkten des Verkehrs fühlt, wird ein Bescheid des Handelsministers hervorrufen, der den von mehreren Handelsvorständen an ihn ergangenen Antrag auf Suspension der Zinsbeschränkungen und auf zeitweise Aufhebung der Wuchergesetze zurückweist.

Wenn auch der Minister sich damit begnügt, zu constatiren, daß die Lage des Geldmarktes „eine solche ohne dringende Nothwendigkeit nicht zu ergreifende Maßregel nicht gebiete und erklärt, unter Verhältnissen allerdings die Verantwortlichkeit für Aufhebung der Wuchergesetze auf sich nehmen zu wollen, so glauben wir doch nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß der Minister gegenwärtig keinesweges die Anschauungen, aus welcher die erstmalige Suspension jener Beschränkungen im Anfang des vorigen Jahres hervorging, theilt. Die Erfahrungen, welche damals gemacht wurden, waren durchaus nicht der Art, zunächst eine zeitweise Suspension zu empfehlen, denn es hat sich dabei herausgestellt, daß in den meisten Fällen der Gläubiger sich genirte, höhere Zinsen als die sogenannten landesüblichen zu nehmen, und daß die Suspension nicht einmal von notorischen Halsabschneidern entsprechend benutzt worden ist, da diese es vorzogen, den bisherigen verhüllten Weg zu gehen. Es steht also dem freien Procentsatz ein sittliches Urtheil der Gesellschaft entgegen, und es ist wohl nicht schwer nachzuweisen, daß dasselbe in diesem Falle mit einem richtigen nationalökonomischen Instinkt zusammenhängt.

Berlin, 11. Juni.

Während im Königreich überall die militärischen Rüstungen und Uebungen mit regstem Eifer betrieben werden, haben im Cabinet wichtige Berathungen über die große Tagesfrage und Preußens Stellung zu ihr begonnen. Die Bedeutung dieser Berathungen erhellt schon aus dem Umstande, daß außer dem Grafen Bernstorff auch Hr. v. Usedom und Graf Pourtales daran Theil nehmen. Der Vertreter Preußens in Frankfurt mußte selbstverständlich Angesichts der Preußen zufallenden Initiative, die sich in gemeinsamen Maßnahmen kund geben wird, neue Instructionen erhalten. Die Erörterung am Bunde wird, der Natur der Sache nach, eine Zeit lang ruhen, wie denn überhaupt die ostensiblen Schritte Preußens und der deutschen Regierungen von selbst zu Tage treten; die andern aber, sollten sie sich durch den Gang der Dinge als nothwendig erweisen, in deutschen Zeitungen sich der Besprechung entziehen werden. Die Lage ist vorerst durch die bevorstehende „bewaffnete Mediation" bezeichnet. Es wird nach gewissen Angaben nicht als unwahrscheinlich angesehen, daß Oestreich die englische Regierung sondiren lassen werde.

— Heut Nachmittag 3 Uhr war im Palais Sr. K. H. des Prinz-Regenten große Militairtafel, zu der mehr als dreihundert Einladungen ergangen waren. Auch für die Balletvorstellung heut Abend sind die meisten Billets für Militärs aller Garde reservirt.

— In Coblenz erwartet man in etwa 14 Tagen die Ankunft Sr. Kgl. Hoheit des Prinz-Regenten, welcher über die dort und in der Umgegend stehenden Truppen große Revue abhalten würde. Die sämmtlichen Festungswerke von Coblenz und Ehrenbreitenstein sollen nunmehr mittelst Telegraphen mit einander in Verbindung gesetzt werden, und ist zu dem Zwecke gegenwärtig der Director vom Telegraphen-Wesen, Ingenieur-Major Chauvin, dort anwesend, welcher die dazu erforderlichen Einleitungen zu treffen hat.

— Der Staatsminister und Oberpräsident Dr. v. Düesberg ist nach Münster abgereist.

— Mehrere Zeitungen enthalten die Nachricht, der Königl. Kammerherr und Gesandter am badischen Hofe, Hr. Carl Friedrich von Savigny sei katholisch geworden; es beruht dies indeß auf einem Irrthum. Herr von Savigny ist immer katholisch gewesen und auf Wunsch seiner Mutter, einer geborenen Bretano, zu Rom bei den Jesuiten erzogen worden. Bekanntlich ist Herr von Savigny seit 1853 mit der Gräfin Maria von Arnim, ältesten Tochter des Grafen Arnim-Boytzenburg, vermählt. Auch der zweite

Stolberg-Stolberg (a. d. H. Söder) zur Gemahlin hat, gehört der römischen Kirche an, und so viel wir wissen, auch die Schwester, Bettina, an den griechischen Fürsten Skinas vermählt. Nur der älteste schon verstorbene Sohn des berühmten Rechtsgelehrten, der Landgerichts-Assessor Franz von Savigny, war in der Confession seines Vaters erzogen.

— Die „Köln. Z." schreibt, daß ein neues Einquartierungs-Reglement entworfen und den betreffenden Regierungen zu schleuniger Begutachtung eingeschickt worden ist. Dasselbe soll demnächst sofort — vorbehaltlich der späteren Genehmigung durch die Landesvertreter — in Kraft gesetzt werden.

— Den Officieren und Militärbeamten, welche im Fall einer Mobilmachung sich Pferde anzuschaffen haben, ist durch Kabinets-Ordre der in letzterem Falle zugesicherte Beitrag (von 50 Thalern pro Pferd) und der übliche Vorschuß (von 100 Thalern pro Pferd) zugestanden; letzterer wird in Raten vom Gehalt abgezogen.

— In Betreff der seit einigen Tagen umlaufenden Mobilmachungsgerüchte wird von officieller Seite Folgendes veröffentlicht: „Die Erwartung einer schon in den nächsten Tagen bevorstehenden Mobilmachung dürfte sich, nach dem, was wir hören, nicht bestätigen, da die Einberufung der Landwehr und die Stellung der Landwehr-Cavallerie-Pferde, welche in den einzelnen Kreisen bereits für einen solchen Zweck designirt sind, bei der eigenthümlichen Organisation unserer Armee so schnell von statten geht, daß sie mit den Vorbereitungen anderer Armeen für eine Mobilisirung gar nicht verglichen werden kann. Man darf nicht übersehen, daß in Preußen seit der letzten Mobilmachung durch die Verbesserungen in der Vorbereitung derselben das gesammte Kriegsmaterial bis in das kleinste Detail doppelt und mehrfach vorhanden ist, so daß es weder der Ausbildung einer vermehrten Truppenzahl, noch der Anschaffung von Waffen und Munition bedarf; man darf ohne Uebertreibung sagen, daß das preußische Volk bereits unter den Waffen steht, und daß eine Mobilmachungs-Ordre nur der Befehl ist, die Kriegsmaschine in Bewegung zu setzen. Anders ist es mit den Kriegsrüstungen mancher unserer deutschen Bundesgenossen, welche Vorbereitungen ganz anderer Art zu treffen haben."

— Die „Spen. Z." schreibt wörtlich: Heute ist der letzte Tag zur Subscription der neuen Anleihe; es wird zu diesem letzten Termine noch bedeutenden Zeichnungen entgegengesehen.

— Seitens der Marienwerder Regierung ist an sämmtliche Städte des Departements die Verfügung ergangen, wo noch kein Archiv bestehen sollte, ein solches anzulegen und ein Verzeichniß der vorhandenen Urkunden einzureichen. Außerdem nämlich, daß nicht selten alterthümliche Dokumente dem deutschen Museum in Nürnberg als Antiquitäten überlassen werden, gab zu jener Maßregel die Wahrnehmung Veranlassung, daß wichtige Urkunden orginaliter in Acten als Belege eingeheftet und sonst verzettelt werden.

— Die „Gerichtsztg." schreibt in ihrem Bericht über die Verhandlung gegen die Kirchenpatrone: „In den letzten Jahren hat kaum irgend ein anderer der in Berlin verhandelten Criminalprozesse eine so lebhafte Theilnahme des Publikums erregt, wie der genannte; man kann sagen, daß diese Theilnahme derjenigen

Bruder, Leo von S., der eine katholische Gräfin

Kleine Chronik.

*** In der verflossenen Woche zeigte die Hauptstadt einen vorwiegend militärischen Charakter. Täglich durchzogen größere Truppenmassen die Straßen, zu Uebungen ausrückend oder staubbedeckt und in Schweiß gebadet davon zurückkehrend. Besondere Aufmerksamkeit erregten die langen Reihen der Geschütze, vortrefflich bespannt und gefahren. Der bürgerliche Verkehr ist dabei sehr schwach und matt geworden, obgleich die Stadt in dieser Saison viele ihrer wohlhabenderen Bewohner, die sonst um diese Zeit aufs Land oder in die Bäder zu reisen pflegen, in ihren Mauern behalten hat.

*** Die Reiselust, welche in dem letzten Jahrzehnt nach und nach fast alle Stände ergriffen hatte und hier und da schon zu einer wirklichen Reisewuth ausgeartet war, hat in diesem Jahre wiederum merklich nachgelassen. Es ging schon im vorigen Sommer nicht mehr jenes gewaltige Reisetreiben durch Deutschland, wie noch im Jahre 1857, sicher mit in Folge der großen Geldkrisis im Herbst jenes Jahres; heuer ist die Reiselust noch um Vieles gemindert aus leicht erklärlichen Ursachen. Mehrere Klassen von Lieferanten empfinden es als eine große Wohlthat, daß so viele Familien, die sonst zu reisen pflegten, in diesem Sommer hier bleiben. Auch die Sommerwohnungsluft, die sonst so viele Familien trieb, ihr bequemes home zu verlassen und sich auf einem Dorfe in der Nähe der Hauptstadt so unbequem als möglich zu behelfen, erscheint sehr gemindert. Wenigstens sind selbst in den besuchtesten Sommerwohnungsdörfern noch jetzt Wohnungen zu sehr mäßigen Preisen zu bekommen. Sonst hatten die Orte um Berlin durch die sich dort sammelnden Sommergäste ihren eigenen Charakter. Charlottenburg besuchten vorzugsweise Officierfamilien, Schöneberg Kaufleute und Beamte, Tempelhof Künstler und Schauspieler, Stralau Segelbootswüthige und andere Süßwasser-Piraten, Lichtenberg junge Wittwen, Pichelsberg eine mehr gemischte Gesellschaft, Hasenhaide und Kreuzberg der Bürger- und kleine Beamtenstand.

*** Der Sonnabend vor dem Pfingstfest, oder wie man in früheren Zeiten sagte, die Pfingstvigilie, war von Alters her ein froher Festtag in den Brandenburgischen Marken. In Dörfern und

durchaus nicht nachsteht, welche die Anklagen wegen Mordes hervorzurufen pflegen. Von dem Augenblicke ab, wo die in Rede stehende Anklage eingeleitet wurde, erwartete das Publikum mit wachsender Spannung den Termin zur öffentlich mündlichen Verhandlung und disputirte über den muthmaßlichen Ausgang des Prozesses. Die Einleitung der Anklage wurde von einem sehr beträchtlichen Theile des hiesigen Publikums als Beweis einer unparteiischen Justiz laut gefordert und die „Nationalzeitung" schrieb gleich nach dem Erscheinen des Schriftstückes, welches zu der Anklage Anlaß gegeben hat, einen langen Artikel, welcher einer Denunciation so ähnlich ist, wie ein Ei dem anderen. Wenn das nicht ein Preßvergehen ist — das war ihrer langen Rede kurzer Sinn — dann giebt es gar keins, und wenn die Staatsanwaltschaft dagegen nicht einschreitet, dann verbitten wir uns für die Folge jeden Preßprozeß, denn so arg machen wir's nicht und haben es nie so arg gemacht. Dabei machte die „Nationalzeitung" es aber gerade in diesem Artikel ziemlich arg, indem der sonstige Inhalt desselben darin bestand, daß die Kirchenpatrone, die den gerügten Protest unterzeichneten, diesen Schritt bei einem köstlichen Wein- und Austern-Frühstück in einem durch zu starke Libationen bis zur Unzurechnungsfähigkeit verwirrten Geisteszustande gethan hätten. Daß bei dieser Präsumtion doch die Bestrafung der Unterzeichner beantragt oder wenigstens als eine unabweisliche Forderung der Gerechtigkeit bezeichnet wurde, beweist freilich eine dem Verfasser des Artikels nicht zur Ehre gereichende Unbekanntschaft mit dem neuen Strafgesetzbuch, welches — wenigstens nach der jetzt allgemein adoptirten Auslegung des §. 40 — auch die sinnlose Trunkenheit zu den die Strafe ausschließenden Gründen rechnet. Unter diesen Umständen waren, wie das nicht befremden kann, Viele unangenehm überrascht, als die Rathskammer des Stadtgerichts die von der Staatsanwaltschaft beantragte Einleitung der Untersuchung per decretum — wegen des mangelnden Thatbestandes einer strafbaren Handlung — zurückwies; aber dieses unangenehme Gefühl verwandelte sich bald in jubelnde Freude bei der Kunde, daß die Oberstaatsanwaltschaft über den Beschluß der Rathskammer des Stadtgerichts Beschwerde geführt und eine die Erhebung der Anklage anordnende Verfügung des Kammergerichts erstritten hatte. Als der 9. Juni, als der Tag der öffentlich mündlichen Verhandlung dieses Prozesses, bekannt wurde, nahmen sich wenigstens 150,000 Einwohner unserer Stadt vor, derselben beizuwohnen — unglücklicher Weise konnte aber diese weit verbreitete Sehnsucht nach dem Anblick der 5 Kirchenpatrone auf der Bank der Angeklagten wegen des beschränkten Raumes nur bei dem tausendsten Theil der genannten Zahl befriedigt werden. Es hätten wohl noch etwa 100 Personen mehr in dem Gerichtssaale Platz gehabt (es war der größte in unserem Gerichtsgebäude gewählt, derjenige, in welchem die Schwurgerichtssitzungen gehalten werden), aber zur Verhinderung eines übermäßigen Andranges und der dadurch leicht entstehenden Störungen hatte das Gericht die löbliche Anordnung getroffen, daß eine bestimmte Anzahl von Billets an Zuhörer ausgegeben werden sollte, wie dies bei den schwurgerichtlichen Sitzungen der Fall ist. Trotzdem herrschte in dem Gerichtssaale — der Terminstag war

---

Städten schleppten die jungen Burschen Maien zusammen, d. h. Birkenzweige und Birkengebüsche. Alle Wohnungen wurden mit Maien geschmückt, von allen Thürmen weheten die grünen Büsche, alle Zinnen kränzten sich grün. Auf dem Altar wie in den Fenstern der Kirchen standen Maien in Wassergefäßen und die Wände verschwanden unter Kränzen. An allen Gewässern hatten die Mädchen Kalmus geschnitten, sie kehrten die Fußböden ganz rein und bestreuten ihn dann zierlich mit weißen Sand und geschnittenem Kalmus. Dazu rauchten die Backöfen um die Wette, denn überall wurde der dicke Pfingstkuchen gebacken. Festjubel und Pfingstduft in der ganzen guten alten Mark Brandenburg. Mit Sonnenuntergang aber wurde das Fest eingeläutet und hierauf fingen die Kirchenglocken an zu beiern, d. h. man schlug mit dem Klöppel abwechselnd die eine und dann die andere Glocke in rhythmischer Folge und mit allen möglichen Abwechselungen, wie sie die Phantasie der Dorfjugend nur zu erfinden vermochte; ihnen war das „Beiern" überlassen, sie vergnügten sich die ganze Nacht damit. Durch die Stille der Juninacht tönte dann das Gebeiere von allen umliegenden Dörfern herüber und reizte zu immer erneutem Wetteifer! Es ist nicht mehr viel übrig von der alten brandenburgischen Pfingstfeier, das „Beiern" hat die Policei verboten, dem jungen Volk die Lust genommen, weil ja zuweilen Unfug dabei getrieben wurde. Weißen Sand und würzigen Kalmus streut man nicht mehr auf die Fußböden, man ist, in den Städten wenigstens, zu vornehm dazu geworden. Hier und da kauft man noch eine Maie auf dem Markt und den Kuchen liefert der Conditor.

⁂ In Berlin bestehen jetzt zwei freie Gemeinden: eine „christlich freie" und eine „christkatholische (freie)" Gemeinde. In letzterer wird Uhlich zu Pfingsten „die religiöse Erbauung leiten." Erstere zeigt heute an: „Die religiöse Erbauung fällt an den Pfingstfesttagen wegen eingetretener Verhältnisse aus, und werden dann die Erbauungen, welche regelmäßig stattfinden, angezeigt werden. Der Vorstand." Schade, daß man gegenwärtig die Polizei für solche Ausfälle gar nicht mehr in irgend einer Weise mitverantwortlich machen kann.

⁂ Der in der Stadtverordneten-Versammlung beantragte Ankauf des Hauses, worin Humboldt

unglücklicher Weise ein sehr heißer Tag — eine Dampfbadsglut, und die Zuhörer erlitten dadurch ein eben so qualvolles körperliches Martyrium, als die Angeklagten. Was hält aber der Mensch nicht aus, wenn Parteileidenschaft ihn bewegt! Auf dem Molkenmarkt standen bei der Eröffnung der Sitzung noch Hunderte von Hörlustigen, die sich nach und nach mit sichtbarer Betrübniß in den Mienen verliefen."

— Die Voss. Ztg., die jetzt mehrfach halbofficielle Artikel bringt, schreibt heut über die deutschen Mächte zweiten ꝛc. Ranges folgendes: Immer wieder tauchen Gerüchte über beabsichtigte Sonderbündnisse einzelner deutscher Staaten mit Oestreich auf, und bei der noch keinesweges völlig klaren Stellung dieser Staaten erscheint es nothwendig, solchen Versuchen mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Zunächst versteht es sich von selbst, daß jene Bundesstaaten, insofern sie weder europäische Großmächte sind, noch bundesfreies Gebiet besitzen, nur in ihrer Eigenschaft als Mitglieder des deutschen Bundes so weit Verträge abzuschließen im Stande sind, als dieses an sich in der vollen Souverainetät liegende Recht durch die Bestimmungen des Bundesvertrages nicht beschränkt ist. Allerdings erklärt der Art. 11. der Bundesakte: "Die Bundesglieder behalten das Recht der Bündnisse aller Art", dieselbe fügt jedoch die Einschränkung hinzu: "sie verpflichten sich jedoch, in keine Verbindung einzugehen, welche gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten gerichtet wäre." Schlössen daher deutsche Bundesregierungen Sonderbündnisse mit Oestreich ab, entweder um demselben in seinem jetzigen Kampfe gegen Frankreich und Sardinien kriegerische Hülfe zu leisten, oder um eine den Hauptgegner Oestreichs unmittelbar bedrohende militärische Aufstellung einzunehmen, so gehörten diese Bündnisse selbstverständlich zu denen, welche nach Art. 11. der Bundesakte die Sicherheit des deutschen Bundes gefährden, indem sie die Gefahr nahe brächten, ihn in einen von der Gesammtheit nicht gewollten Krieg hineinzuziehen. Deutsche Regierungen, die sich zu solcher Sonderbündelei herbeiließen, würden dadurch ihren Pflichten gegen den Bund untreu und gingen dadurch von selbst des Rechts seines Schutzes verlustig. Ja, der Bund wäre berechtigt und gehalten, jene Regierungen, nöthigenfalls durch Zwang, zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen anzuhalten, d. h. zum Aufgeben jener Sonderverträge und zur Unterlassung aller darauf folgenden, die Sicherheit des Bundes gefährdenden Schritte. Zwar räumt Art. 42. der Schlußakte denjenigen Bundesstaaten das Recht ein, gemeinschaftliche Vertheidigungsmaßregeln unter einander zu verabreden, welche bei einer Bedrohung außerdeutscher Besitzungen eines Bundesgliedes, oder bei einem Angriff auf dessen nicht deutsche Besitzungen auch in dem Falle eine Gefahr für das Bundesgebiet erkennen sollten, daß eine solche Gefahr (nach Art. 47. der Schlußakte) von der unbedingten Stimmenmehrheit des engeren Rathes verneint sein sollte. Daß aber solche Maßregeln der Vertheidigung eben deshalb ein angriffsweises Vorgehen ausschließen, versteht sich von selbst. Eben so wie es sich von selbst versteht, daß jene Maßregeln im Art. 11. der Bundesakte ihre rechtliche Beschränkung finden, d. h. die Sicherheit des Bundes nicht durch einseitiges Hinein-

---

zuletzt gewohnt hat, und des litterarischen ꝛc. Nachlasses ist abgelehnt worden, während der mit der Sache in Verbindung stehende Antrag auf Gründung einer Stiftung zu Ehren Humboldt's zurückgezogen wurde.

⁂ In der vorgestrigen, monatlichen Versammlung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg (im Mäderschen Lokale) kam auch ein interessanter Vortrag des Hrn. Hofrath Schneider über die im J. 1510 zu Berlin erfolgte Verbrennung von 38 Juden vor.

⁂ Nach dem so eben erschienenen „amtlichen Verzeichniß des Personals und der Studirenden auf der königlichen Universität zu Bonn für das Sommer-Halbjahr 1859" beträgt die Gesammtzahl der immatrikulirten Studirenden 730, 40 weniger als im vorigen Semester. (Sonst hat Bonn im Sommer mehr Studenten als im Winter.)

⁂ Sehr beachtenswerth ist folgender Artikel der Gerichtszeitung: Bei der öffentlichen Gerichtsverhandlung, welche am 9. d M. gegen die fünf Kirchen-Patrone vor dem hiesigen Stadtgericht stattgefunden hat, ist ein Umstand zu erwähnen, welcher mehrfach Aufsehen erregt hat. Die Verhandlung fand nämlich im Schwurgerichtssaale statt und die Angeklagten mußten auf der gewöhnlichen, sonst für Gefangene und Verbrecher der schwersten und gemeinsten Art bestimmten Anklagebank Platz nehnehmen. Es machte einen eigenthümlichen Eindruck, als man Personen, welche dem höchsten Adelstand des Landes angehören, durch die bekannte enge Thür zu der abgeschlossenen engen Bank eintreten sah, auf welche kurz vorher noch Diebe und Räuber gesessen hatten. Wir sind gewiß ein Freund der Gleichheit und des Rechts und huldigen dem Grundsatz, daß vor dem Richter alle Stände gleich sind, aber es könnte wohl auch die Ansicht aufgestellt werden, daß gewissen gesellschaftlichen Rücksichten selbst vor Gericht Rechnung zu tragen wäre. Das Gesetz unterscheidet ja auch in der Strafe zwischen politischen und nicht politischen, zwischen ehrlosen und nicht ehrlosen Verbrechen, weshalb soll nicht dieser Unterschied auch bei der Prozedur berücksichtigt werden. Jedenfalls wäre es wohl angemessener, für Verbrecher, welche zur Kategorie der Mörder, Räuber und Diebe gehören, einen besonderen Theil der Anklagebank zu

ziehen desselben in einen nicht gewollten Krieg nicht gefährden dürfen.

— Die „Spen. Z.“, die wie die „Voss. Z.“ hier und da officieller Artikel gewürdigt wird, bemerkt heute: Daß wir der Verletzung der Verträge und der Verdrehung des Rechts, wie sie von Paris ausgeht, nicht in thatloser Neutralität gegenüberstehen können, ohne unsere Zukunft schweren Gefahren auszusetzen, darüber sind wir einstimmig in Nord und Süd. Aber über den geeigneten Zeitpunkt konnten verschiedene Ansichten bestehen, und die Verschiedenheit gewann Bedeutung seit dem Augenblick, da Oestreich als der angreifende Theil erschien, da es einen Schritt that, den Preußen nicht billigen konnte, denn er enthielt den Versuch, oder wenigstens die Andeutung, aggressiv das System östreichischer Herrschaft in Ober-Italien selbst über seine Grenzen hinauszutragen. Es konnten sich auch darüber verschiedene Ansichten bilden, ob es nicht den deutschen Interessen und der deutschen Freiheit zuwider sei, die Wehrkraft unseres Vaterlandes aufzubieten, und wenn es nöthig, in das Feld zu führen, zum directen oder indirecten Beistand Oestreichs, ob wir nicht dadurch das reactionäre System Oestreichs befestigen und für uns selbst verderblich machen würden. Wir hoffen, daß in nächster Zeit über das Eine, wie über das Andre kein Meinungsstreit mehr bestehen, daß in ganz Deutschland nur noch eine gemeinsame Ueberzeugung herrschen, ein und dasselbe Ziel uns vorleuchten wird. (Wir wollen es wünschen!)

— Einer der „N. Z.“ zugekommenen Benachrichtigung zufolge kann der beabsichtigte Vereinstag deutscher Vorschuß-Vereine während der Tage vom 14. bis 16. Juni d. J. in Dresden nicht stattfinden, da die königlich sächsische Regierung das Zusammentreten der Vereine in Dresden nicht gestatten will. Das vorläufige Comité hat sich nunmehr entschlossen, die beabsichtigte Zusammenkunft während der gedachten Tage nach Weimar zu verlegen, wo die Behörden selbst auf die entgegenkommendste Weise das Stadthaus den Vereinen für die Sitzungen zu Gebote gestellt haben. Die Anmeldung der eintreffenden Vereins-Deputirten erfolgt daselbst beim Hofbuchdrucker und Buchhändler Böhlau, woselbst die Ausgabe der Eintrittskarten gegen Einzeichnung der Namen und Zahlung des Beitrags bewirkt, und das Nöthige wegen der Zeit und des Lokals der Sitzungen bekannt gemacht wird, indem die Vorversammlung jedenfalls den 14. Juni, Abends 8 Uhr, stattfindet. Zugleich wird während des 14. Juni in der Restauration des Bahnhofes der thüringischen Eisenbahn jede wünschenswerthe Auskunft wegen Wohnungen und sonst ertheilt werden, und bleibt es im Uebrigen bei dem in der Einladung vom April d. J. bereits über den Zweck ꝛc. der Versammlung Mitgetheilten.

— Der „A. A. Z.“ wird aus Paris wörtlich Folgendes geschrieben: „Am meisten frohlockt Hr. Mirès über die Siegesbulletins. Der Krieg, sagt er, wird hoffentlich dem Prinzen Napoleon so viel eintragen, daß er mich endlich bezahlen kann. Das Haus Mirès hat am 1. Mai 1857 dem Prinzen Napoleon, nachdem er lange darum sollicitirt und viele Dienste schon geleistet hatte, 250,000 Fr. zu 5 pCt. geliehen. Mirès hoffte, der Prinz werde das Darlehen, wie alle reichen Familiensöhne, nach seiner Verheirathung zurückzahlen. Aber die Paar Mil-

---

reserviren und namentlich politische Angeklagte von diesem Theile fern zu halten, wobei es natürlich keinen Unterschied machen kann, ob es sich um einen Angeklagten der aristokratischen oder der demokratischen Partei handelt. Auch Angeklagte der letzteren Partei dürften dieselbe Rücksicht in Anspruch nehmen können. Im Steuerverweigerungs-Proceß, wo ein großer Theil der Abgeordneten des Landes und selbst Mitglieder des Richterstandes angeklagt waren, gebot schon die große Zahl der Angeklagten, dieselben von der gewöhnlichen Armensünderbank fern zu halten. Zu erwägen ist auch, daß trotz der größten Reinlichkeit, welche in unsern Gefängnissen herrscht, schon die körperliche Beschaffenheit mancher Gefangenen der Art ist, daß es nicht angemessen erscheint, in eine zu nahe persönliche Berührung mit denselben zu treten.

⁂ Die Vertheidigungsrede, die der Justizrath Wagener für die Kirchenpatrone gehalten hat, ist stenographirt worden, und es wird ihr Druck vielseitig gewünscht. Die Buchhändler scheinen aber in neuerer Zeit etwas besorgt geworden zu sein, wenigstens konnten wir noch nicht erfahren, in welchem Verlage diese Rede, die auf Richter und Publikum wie auf den Oberstaatsanwalt tiefen Eindruck gemacht haben soll, erschienen ist.

⁂ Justinus Kerner, welcher seit der Veröffentlichung des „Letzten Blüthenstrauß“ (1851) geschwiegen hat, wird sich noch einmal in dem „deutschen Dichterwald“ hören lassen. Die Cotta'sche Verlagshandlung kündigt eine neue Sammlung desselben unter dem Titel „Winterblüthen“ an.

⁂ Von Julian Schmidt erscheint demnächst ein neues literar-historisches Werk, welches „Schiller und sein Jahrhundert“ behandeln wird.

⁂ In Weimar ist am 25. Mai eine neue Oper von Julius Rietz: „Georg Neumark und die Gambe“, aufgeführt worden. Der Komponist war aus Leipzig herübergekommen, um sein Werk selbst zu dirigiren, und wurde dasselbe mit Beifall aufgenommen. Höchst ergreifend soll namentlich der Schluß der Oper gewirkt haben, indem der Komponist den bekannten Choral Georg Neumark's „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ geschickt in denselben einzuweben verstand.

⁂ Ein schönes Zeichen von dem Muthe und der Lebensfrische der bildenden Kunst in Belgien ist es, daß sie es wagt, Bauten des Mittelalters

lionen, womit ihn der Kaiser auf Kosten Frankreichs ausstattete, reichten nicht so weit. Im Gegentheil, der Prinz zahlte auch die Interessen nicht mehr. Am 31. Mai ist er in Florenz, seiner künftigen Residenz, wie man im Palais Royal sagt, eingezogen, und schon anderen Tags war er so weit bei Kasse, daß er dem Herrn **Mirès** 6250 Fr. als Abschlagszahlung auf die rückständigen Interessen schicken konnte. Auch das Kapital, ließ er Hrn. **Mirès** sagen, wird aus Italien bald nachkommen. Wenn es der „Patrie“ beliebt, kann sie die strenge Genauigkeit meiner Mittheilung in den Büchern des Hauses **Mirès** verificiren. — Man theilt mir das Original eines Briefes eines Capitains in einem Linienregiment mit. Der Schreiber spricht mit Entrüstung von den Zuaven, welche vierzig abgeschnittene Köpfe als Trophäen dem Kaiser entgegen trugen. Es ist mir nicht erlaubt, mehr aus dem Brief zu entnehmen, doch verspricht man mir die Einsicht in eine Reihe anderer Briefe aus dem Hauptquartier.

Zum Prozeß gegen die fünf Kirchenpatrone des Herzogthums Magdeburg.

Merkwürdiger Weise bringen fast alle hiesige Zeitungen über die Prozeßverhandlungen der fünf Kirchenpatrone Berichte, die sich einander sehr ähnlich sehen, und auch darin übereinstimmen, daß sie, während sie die an scharfen Angriffen auf die Angeklagten reiche Rede des Oberstaatsanwalts sehr ausführlich wiedergeben, die Vertheidigungsreden ganz kurz auf wenigen Zeilen erledigen. Nur die Spenersche Zeitung macht davon eine Ausnahme, und wir entnehmen ihr in Folgendem eine Analyse der Vertheidigungsreden:

Zuerst nach dem Staatsanwalt erhielt der Justizrath Boots das Wort. Der Vertheidiger führte in einer, durch sein schwaches Organ vollkommen unverständlichen, Rede von großer Länge aus, welche Rechte und Pflichten die Kirchenpatrone hätten und daß die Angeklagten nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet gewesen wären, den übrigens in der Form und den Ausdrücken straflosen Protest zu erlassen. Während dieser Rede herrschte im Auditorium die größte Unaufmerksamkeit, desto stiller aber wurde es, als der Justizrath **Wagener** seine Rede begann. Er unternahm es zuerst, die Angeklagten gegen verschiedene Vorwürfe der Anklage zu rechtfertigen. Die Patrone hätten, so führte er aus, das Recht zum Erlaß des Protestes, denn sie seien Theilnehmer am Kirchenregiment nach der Sächsischen Kirchenordnung. Wolle man ihnen dies Recht aber auch wirklich, wenngleich unbegründet, bestreiten, so habe doch jedenfalls jeder Unterthan und jedes Mitglied der evangelischen Kirche das Recht, Beschwerde zu führen und Protest zu erheben an die Behörden, wie an den Landesherrn. Der Begriff des Patriotismus sei sehr verschieden, der Eine finde es patriotisch, jeder zeitweisen Regierung Ansichten beizupflichten, der Andere halte es für Patriotismus, an der Wahrheit oder an dem, was er für wahr halte, treu zu verbleiben, ohne sich um die wechselnden Ansichten wechselnder Regierungen zu kümmern. Das Ministerium habe formell und sachlich seine Competenz durch die Verfügungen in Betreff der Dissidenten überschritten, indem es sich in Widerspruch gesetzt habe mit den vollkommen verfassungsmäßigen Entscheidungen des Obertribunals und des Oberkirchenraths. Daß die Angeklagten nicht die Absicht gehabt hätten, den Prinz-Regenten zu beleidigen, könne man Männern, welche in den Zeiten der Gefahr treu zum Throne gestanden, wohl glauben, sie hätten ja auch nichts weiter gethan, als was nach dem constitutionellen Staatsrecht erlaubt sei, **a rege male informato ad regem melius in-**

nicht blos zu restauriren und zu vollenden, sondern auch neu und selbstständig zu schmücken. Wir lesen darüber Folgendes: Das Brüsseler Rathhaus ist seit einigen Tagen von allen Gerüsten befreit, und jetzt zeigt sich die ornamentreiche Façade wieder in ihrer vollen Baupracht. Zwischen den architektonischen Ornamenten ist eine Reihe von allegorischen Statuen angebracht, die bürgerlichen Tugenden und Freiheiten versinnbildlichend. Das Standbild des heiligen Michael, Patrons der Stadt, umgeben von den Heiligen Georg, Eloy, Stephan und Christoph, ist über dem Eingange des Haupt-Porticus aufgestellt. Das untere Geschoß des schlanken Thurmes, der auch völlig restaurirt ist, wird ebenfalls mit Statuetten belebt, die schon fertig sind und nur aufgestellt zu werden brauchen.

*** Das Gerücht, das alte und höchst achtbare Bankhaus Paul v. Stetten in Augsburg habe seine Zahlungen eingestellt, ist falsch.

*** Die Vossische Zeitung hat heut nur zwei Inseratenbeilagen, während sie sonst in den Tagen vor dem Feste bis acht oder neun dieser recht artigen gewinnbringenden Papiere dem Publikum zu übergeben pflegt (die Gebühren für die Inserate einer Vossischen Beilage werden auf 100 Thlr. berechnet, so daß also das Blatt bei durchschnittlich vier Beilagen täglich vierhundert Thaler für Anzeigen einnimmt). Man ersieht aus dieser Schmalheit der heutigen Voss. Ztg., daß die Geschäfte in Berlin sehr schlecht gehen, und die Kaufleute überzeugt sind, keine Anpreisung ihrer Waaren beim Publikum könne ihnen bei gegenwärtigen Zeitläuften nützen.

*** Man hört, daß das Bankhaus Rothschild durch den gegenwärtig in Italien geführten Krieg den ersten Verluste hier in Berlin erlitt. Einer der vier Agenten, welche das Haus Rothschild hier hält, blieb nämlich hartnäckig bei der Meinung, es werde nicht zum Kriege kommen, weil man hier entschlossen sei, sofort das ganze Gewicht Preußens zu Gunsten Oestreichs in die Waagschale zu werfen. Rothschilds hielten diesen Agenten für genau unterrichtet und ließen bedeutende Ankäufe in östreichischen Papieren machen, ihr Verlust daran soll sich jetzt auf mehr als zehn Millionen Thaler Preuß. belaufen.

*** Ein Theil der hiesigen Briefträger, 180 an der Zahl, hatte sich mit einer Petition an das Ab-

formandum appellirt. Die Minister zu tadeln aber hätten sie nach der Verfassung und nach constitutionellem Staatsgebrauch das Recht, denn diese seien dem Volke für ihre Maßregeln verantwortlich. Sie hätten auch nicht von dem Landesherrn als Kirchenoberhaupt und nicht von thatsächlichen Pflichtverletzungen gesprochen, sondern nur von Eventualitäten, welche aus den Handlungen der Minister hervorgehen könnten. Uebrigens sei es auch nicht verboten, die Fürsten an ihre Pflichten zu erinnern, wenn es nur in anständiger Weise geschehe, denn es spreche ja selbst das Landrecht im 13. Titel des 2. Theils von den Pflichten der Fürsten. Sie hätten nichts weiter gethan, als den Regenten gebeten, sie in ihrem guten Recht zu schützen. Die Anklage habe ganz zu Unrecht die Maßregeln des Ministeriums in Betreff der Dissidenten mit den Handlungen des Prinz-Regenten identificirt, indem sie von dessen Zustimmung gesprochen, denn sie habe für diese Behauptung auch nicht den geringsten Beweis geliefert. Fraglich sei die Existenz dieser Zustimmung jedenfalls für Denjenigen, der da wisse, daß den Soldaten der Besuch der freien Gemeinden verboten sei, denn jedenfalls spreche dies Verbot nicht dafür, daß der Prinz unbedingt diesen Maßregeln zugestimmt habe. Geschmäht hätte der Protest die Dissidenten noch lange nicht in den schlimmen Ausdrücken, in denen sich das Ministerium selbst in vor ganz kurzer Zeit erlassenen Verfügungen ergangen habe. Entstellungen enthält der Protest nicht. Man verwechsele hier nur Entstellungen mit Unterstellungen. Erstere seien unwahre Thatsachen, letztere nur Folgerungen aus Thatsachen gezogen, die im vorliegenden Fall zwar von denen des Ministeriums verschieden seien, die deshalb aber doch dieselbe Berechtigung wie jedes andere Urtheil hätten, dessen Richtigkeit die Regierung nicht anerkennen wolle. Außerdem führte der Vertheidiger noch aus, daß die Rede des Ministers in der Kammer keine obrigkeitliche Anordnung und daß der Minister von Bethmann-Hollweg in keiner Weise in dem Protest beleidigt sei. Es wurde für sämmtliche Angeklagte das Nichtschuldig beantragt. Wir hoffen, auf die Rede Wageners in unsrer nächsten Nummer noch ausführlicher zurückkommen zu können.

Literatur.

Die „**Biographie Alexander v. Humboldt's**" von Klencke, die bereits bei Lebzeiten des berühmten Verblichenen erschien, sei von Neuem Allen empfohlen, die sich über das Leben und Wirken desselben in vollständiger und anschaulicher Weise unterrichten wollen. Die dritte, umgearbeitete Auflage des Werkes ist als Ergänzung zur „Deutschen Volksbibliothek" bei Otto Spamer in Leipzig edirt. Gemäß dem Ausspruche Humboldt's: „Mein Leben sucht in meinen Schriften!" hat Klencke in seiner Lebensschilderung vorzugsweise auch eine Charakteristik der Werke des großen Forschers und Naturkundigen geliefert, namentlich in Betreff seines „Kosmos".

Unter dem Titel **A. E. I. O. V.**, den mystischen Anfangsbuchstaben des Wahlspruchs Kaiser Friedrichs III., ist soeben hier (bei Rud. Wagner Nr. 19. Unter den Linden) eine kleine Broschüre von dem Major a. D. von Luck erschienen, die wir trotz der mannigfachen schiefen Ansichten des Verfassers doch empfehlen möchten, weil eine tüchtige Gesinnung auch bei mangelhafter Auffassung noch immer ihre Berechtigung hat, wenn die gar zu falsche Ansicht über die Herrlichkeit Louis Napoleons uns nicht bedenklich machte. Ueber das A. E. I. O. V. giebt es eine besondere Schrift welche mehr als vierzig Deutungen enthält. Die bekanntesten sind: Aller Ehren ist Oestreich voll! Alles Erdreich ist Oestreich Unterthan. **Austriae Est Imperare Orbi Universo. Austria Erit in Orbe Ultima.** Uebrigens ist die Broschüre des Herrn von Luck durchaus nicht der Ehren Oestreichs voll, sondern von Anfang bis zu Ende ist sie eine starke Diatribe gegen den Kaiserstaat.

---

geordnetenhaus gewendet, worin vorgestellt war, daß die Briefträger insofern viel ungünstiger daständen, als andere Unterbeamten, da die Behörde sie auf Kündigung anstelle, und wenn, auf geschehene Kündigung, die Entlassung erfolge, ihnen kein Pensionsanspruch zustehe. (Zur Anstellung als Briefträger gehört die Civil-Versorgungsberechtigung.) Das Abgeordnetenhaus hat die Sache nicht berathen, aber jetzt ist von Seiten der Königl. Ober-Postdirection die amtliche Aufforderung ergangen, daß diejenigen Briefträger, welche die Petition unterzeichnet, sich zu nennen hätten. Demnach scheint es, sagt der Publicist, als ob man disciplinarisch gegen sie vorgehen wollte.

*** König Victor Emanuel von Sardinien, der große Unerschrockenheit zeigt und sich mit der Kühnheit und Hitze eines Officiers schlägt, hat in der französischen Armee den Namen des „kleinen Korporals" erhalten.

*** In ganz Süddeutschland war am 7. d. M. die Nachricht von einem großen Siege der Oestreicher über die Franco-Sarden verbreitet; die officielle Neue Münchener Zeitung und der officielle Würtembergische Staatsanzeiger brachten sogar telegraphische Depeschen aus Wien, welche diese Nachricht verbürgten und die durch Stuttgart an jenem Tage durchpassirenden östreichischen Husaren wurden mit dieser Depesche auf das Freudigste überrascht. Wer trägt an dieser argen Mystifikation die Schuld?

*** Die französische Regierung geht seit einiger Zeit mit einem originellen Gedanken um, der seiner Verwirklichung nahe zu sein scheint. Der Papst soll veranlaßt werden, die Jungfrau von Orleans zu kanonisiren, nachdem Voltaire sie auf die cynischste Weise erniedrigt hat. Die Jungfrau von Orleans, welche durch Schiller auch außerhalb Frankreichs, namentlich im katholischen (?) Theil Deutschlands, populär geworden ist, wird heute in Frankreich von allen Parteien sehr gefeiert. Es sind ihr schon an vielen Orten Statuen errichtet. Auch hier steht ihr Steinbild, neben dem der Pariser Schutzpatronin und der gekrönten Frauenhäupter Frankreichs. Die Jungfrau von Orleans ist vom Bauernstand als eine politische Heilige verehrt.

*** In Paris im Palais-Royal wird nächstens eine Parodie der neuesten Meyerbeer'schen Oper unter dem Titel „Die Ziege von Ploermel" gegeben werden.

Berliner Börse
vom 4. bis 10. Juni.

Die ruhigere Auffassung der Situation, welche bereits seit einiger Zeit Platz gegriffen hatte, machte in der ersten Hälfte dieser Woche noch weitere Fortschritte und fand in einem ferneren Steigen der Course ihren Ausdruck. Die Börse, sobald sie nicht durch irgend eine positive Thatsache in ihrer Tendenz bestimmt wird, schwebt stets in Furcht vor irgend einem möglichen günstigen oder ungünstigen Ereignisse, das nach der einen oder der anderen Richtung hin auf den Stand der Course influiren und fördernd oder störend in den Gang der Speculation eingreifen könne. Bei jeder Coursveränderung, bei jedem, oft eben nur durch den Gang der Speculation selbst veranlaßten, Wechsel der Tendenz glaubt sie nun gar zu leicht, besonders in Zeiten von politischer Bedeutung, daß diesem Wechsel der Tendenz irgend ein, vielleicht nur Einzelnen bekanntes, Ereigniß zu Grunde liegen könne und befördert unbewußt diese veränderte Strömung, indem sie ihr ohne Zeitverlust folgen zu müssen glaubt, und indem sie sich dann in Vermuthungen über die Ursache dieser plötzlichen Veränderung der Stimmung ergeht, finden oft die absurdesten Gerüchte Glauben, und das ist es, wenn man sagt, „die Börse macht Politik nach den Coursen.“ So steigerte auch diesmal wieder das meist nur durch kleine Cassaaufträge hervorgerufene Steigen der Course immer mehr und mehr die friedlichere Anschauung der Börse, welche dann wieder zu neuem Steigen aufforderte, und da sich dies größtentheils weniger in großen Ankäufen und starker Speculation, als in einem vollständigen Zurückhalten aller Stücke vom Markte und in einem gänzlichen Mangel an Verkäufern zeigte, so war es am Mittwoch, trotztem bedeutend höhere Course geboten wurden, oft kaum möglich, selbst geringe Kauforders auszuführen. Da gewann dann aber doch bei Einzelnen die Vernunft die Oberhand, man fing an einzusehen, daß, wenn auch Gründe für eine friedlichere Auffassung der Situation vorhanden sein mögen, dies doch noch lange kein Frieden sei und bis dahin noch gar manche Eventualitäten eintreten könnten, daß also zu einem so blinden Steigen der Course eigentlich doch wohl keine Motive vorhanden wären. Es wurden daher eben von Einzelnen die so gesteigerten Course zu Verkäufen benutzt, und nachdem dadurch der im Ganzen nur geringe Bedarf gestillt worden war und somit die Nachfrage plötzlich aufgehört hatte, da bedauerte mit einem Male Jeder, daß er nicht zu diesen Coursen verkauft hatte und es entstand ein plötzliches Drängen zum Verkauf, und dadurch eine so entschiedene Flauheit, daß, da nun auch wieder die Baissepartie neuen Muth schöpfte und tüchtig ausbot, viele Effecten bereits am nächsten Tage das durch das Steigen der Course in letzter Zeit genommene Terrain wieder aufgeben mußten. Mit der Flauheit der Börse war natürlich auch die Auffassung der politischen Situation eine andere geworden. Die Gerüchte einer sehr nahe bevorstehenden Mobilmachung waren zwar in präciserer Form aufgetreten, indeß es war weniger die Möglichkeit oder die Wahrscheinlichkeit einer Mobilmachung, welche die Börse verstimmte und besorgt machte, als vielmehr die Zweifel und die gänzliche Unwissenheit über den möglichen Zweck derselben. Während man in diesen Tagen auf das bestimmteste wissen wollte, daß dieselbe gegen einzelne deutsche Kleinstaaten gerichtet sein würde, um dieselben an Ausführung von Separatverträgen zu hindern, hatte die Wiener Börse sie gestern als zu Gunsten und zur Hilfe Oestreichs mit einem Steigen der Course begrüßt, und die „Preußische Zeitung“ hat gut sagen, daß eine — übrigens „nicht unmittelbar bevorstehende“ — Mobilmachung eventuell nur dazu dienen würde, den von Preußen „bisher eingenommenen Standpunkt mit größerem Nachdruck geltend machen zu können,“ wenn man eben über diesen Standpunkt so völlig im Unklaren ist. War daher unter diesen Umständen heute die Haltung der Börse noch eine sehr unsichere, so war sie doch andererseits etwas fester als gestern, da man mehrfach einer etwaigen Mobilmachung den, wenigstens vorläufigen, Zweck unterlegte, der in nächster Zeit beginnenden diplomatischen Intervention Preußens verstärkten Nachdruck zu geben. Es wurde diese Anschauung namentlich von denen getheilt, welche glauben, daß, wie wir bereits mehrfach erwähnt, mit dem siegreichen Vorrücken der Franzosen auch der Zeitpunkt des Beginnens neuer Unterhandlungen näher gerückt sei.

Oestreichische Effekten waren in Folge der Nachrichten aus Italien schwankend: östr. Creditactien 49½, 46¾, 51½, 48¼, 51, 50, Franzosen 94, 93, 99, 94, 97¾, Metalliques 44¼, 41½, 43, National 47½, 45½, 47, 1854er Loose 69½, 75, Banknoten 68½, 67, 68½, wiener Wechsel 68¾, 67. Von Eisenbahnactien: Köln-Minden 102, 110, 106, 107½, Bexbacher 105½, 115, 112, Oberschlesische Lit. A. 95½, 101½, 97½, 98½, Lit. B. 92, 98, 93¾, Anhalter 88½, 96, 93 und 83, 91½, 87½, Potsdam-Magdeburger 96, 101, 99, Stettiner 83. 92, 90½, Halberstädter 150½, 159, 157, Freiburger 63, 73½, 68¼, Bergisch-Märkische 63, 70½, 69½, Rheinische 57, 60, 58½, Steele-Vohwinkel 38, 45, 44, Mecklenburger 36½, 39, 38, Nordbahn 35½, 38½, 37, Wittenberge 26, 29½, 28, Coseler 26, 31, 28 à 29, Oppeln-Tarnowitz 26½, 30, 28½, Rhein-Nahebahn 24¾, 27½, 25½, Aachen-Mastricht 14, 18, 15. Von Bank- und Creditactien, besonders: preuß. Bank 112, 122, 117, Kassenverein 103, 112, Berliner Handelsgesellschaft 60, 66, Braunschweiger 70, 80, Bremer 85, 90, Darmstädter 46, 49, 48, Disconto-Commandit 67, 76, 71½, Geraer 59. 63, 60, 62, Gothaer 60. 55, 65, Hannover 71, 76, Leipziger 39, 44, Magdeburger 60, 70, pomm. Ritterschaft 63, 70, Posener 60, 64, schles. Bankverein 52½, 56½, 55, Weimar 67, 75, Thüringer 31, 36, 34, Genfer 21, 24¾, Dessauer 16, 18½, 16½. Auch Dessauer Prämien-Anleihe stieg von 71½ bis 76¾ à 76, Dessauer Gas von 65 bis 74¾, Hörder Hütten von 54 bis 61 und Minerva-Actien von 26 à 30 à 28. Preuß. Anleihe war zwischen 88 und 89 behauptet. Prämien-Anleihe zu 102 à 105 steigend, dagegen Staatsschuldscheine in Tausch gegen die neueste Anleihe von 76¾ bis 75 weichend. Für Prioritäten zeigte sich mehrfache Frage, doch waren eben nur die gesuchten Devisen gut zu lassen, die übrigen dagegen noch eben so schwer zu realisiren, wie seither.

Redacteur: H. Keipp in Berlin. — Verlag von F. Schneider in Berlin.
Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch) in Berlin.

Die Mobilmachung.

Sechs preußische Armeecorps haben ihre Reserven und das erste Landwehraufgebot eingezogen, ein Heer von gegen dritthalbhunderttausend Mann steht unter dem Gewehr, Preußen ist in der Verfassung, um es mit jeder der großen Militärmächte Europa's zu jeder Stunde aufnehmen zu können.

Eine preußische Mobilmachung ist eine preußische Nationalbewegung, ist ein loyaler Volksaufstand, sie ist ein Volksereigniß ohne Gleichen; und darum darf sie nur dann vollzogen werden, wenn 1) die Weltlage eine außerordentliche, wenn 2) der politische Plan der Regierung ein genau festgestellter ist und wenn 3) kein anderes Mittel übrig bleibt, diesen Plan zur Ausführung zu bringen, als eben die Mobilmachung.

Sind diese drei Bedingungen heut erfüllt? Das ist die Frage, welche gegenwärtig das ganze Volk, alle Männer von Saarlouis bis Memel, beschäftigt!

Daß die Weltlage eine außerordentliche ist, leugnet Niemand: Zwei Großmächte im Kampfe; eine neue Großmacht, die Revolution, verbündet mit dem sardinischen und französischen Throne, im Anzuge; „die maßgebenden Grundsätze des europäischen Völkerrechts und die Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts, das auf ihnen ruht, durch eine bedenkliche Wendung des Krieges bedroht" (Worte der ministeriellen Zeitung Nr. 278); das sind allerdings Vorgänge, die eine ganz außerordentliche und ganz außerordentlich gefährliche Weltlage hervorbringen müssen.

Als europäische Großmacht hat Preußen solch einer Weltlage gegenüber eine heilige Pflicht zu erfüllen; nicht nur, daß „seit Gründung des gegenwärtig in Europa bestehenden Rechtszustandes die Großmächte jeden internationalen Conflict als einen Gegenstand ihrer gemeinsamen Sorge angesehen haben" (Preuß. Zeitung) und also Preußen ohne Zweifel den Beruf hat, auch dem gegenwärtigen Kriege seine Sorge zuzuwenden; unsere Regierung muß nach gerade auch erkannt haben, daß die Großmächte Europa's im Jahre 1852 sich einer schweren Pflichtversäumniß

in dieser Beziehung schuldig gemacht haben, indem sie den 1815 in Europa gegründeten Rechtszustand auf einer seiner wichtigsten Grundlagen unterhöhlen ließen, und daß es darauf ankommt, dieses Versäumniß wenn auch nicht sogleich wieder gut zu machen, so doch seine Folgen möglichst zu beschränken. Dazu wird es für Preußen nothwendig, den besonderen Anlaß, bei welchem gegenwärtig die Folgen jener Versäumnisse von 1852 hervortreten, genau in's Auge zu fassen, und sich dem augenblicklich schwebenden Conflicte gegenüber ein bestimmtes Urtheil zu bilden. Die preußische Regierung versichert, sich auf solch ein Urtheil zu stützen, ein klares Programm ihrer Politik vor sich zu haben. Die Andeutungen, die uns die Preußische Zeitung über dies Programm giebt, befriedigen uns im Wesentlichen. Die preußische Regierung erkennt an, daß in Italien vielfache Ursachen zur Unruhe und zum Friedensbruch vorhanden waren; sie ist unter Umständen dort dem Zustandekommen „neuer Ordnungen“ nicht entgegen; sie will für Italien einen Frieden, „der nicht den Wechselfällen des Tages entsprungen sein, sondern der die Bedingungen seiner Dauer in sich tragen soll“; sie will endlich für Italien Verhältnisse, welche auch „den sittlichen Grundlagen des Lebens der Völker entsprechen.“ Das ist keine blindlings für Oestreich eintretende Politik. Aber die preußische Regierung will auch, daß neue Ordnungen in Europa „nicht ohne die Zustimmung der Großmächte aufgerichtet werden,“ daß „den Tendenzen der Unterdrückung und Vergewaltigung“ (italiänischer Fürsten und Bevölkerungen) nicht Vorschub geleistet werde, sie will selbst „bei der Ordnung der italiänischen Frage mit dem Gewicht auftreten, welches auszuüben die deutsche Nation in Europa berufen ist“; sie tritt also auch der Willkür Louis Napoleon's und den Einflüssen und der Concurrenz der Revolution in Italien mit Entschiedenheit entgegen. Sie verkündet laut: Es giebt noch ein öffentliches Recht in Europa, und Preußen hofft, daß jenes legitime Tribunal, das aus den Großmächten Europa's zusammengesetzt ist und in dem es Deutschlands Stimme führt, auch für den italiänischen Fall das gute Recht finden und vollstrecken wird. Findet sich aber, daß solch ein Tribunal heut nicht mehr zur Einheit kommen kann, so hat Preußen sein Urtheil über den Conflict bereit und wird seine Ausführung im Verein mit neugewählten Bundesgenossen betreiben. Dies Programm ist klar, und was für Preußen das Beste, es ist zu gleicher Zeit kühn.

Aber blieb kein anderes Mittel, dieses Programm heut vor Europa zu vertreten, übrig, als die Mobilmachung?

Darauf wird erst die Zukunft eine Antwort geben; verhehlen aber dürfen wir nicht, daß im Volke darauf bis jetzt kein einstimmiges Ja! erfolgt ist. Indeß die Wenigsten wissen auch nur, wie nahe oder wie groß die Gefahren sind, die dem Rechtszustande Europa's drohen.

Oestreich.

II.

Oestreich's Neugestaltung, 1848—1858, von Carl Freih. v. Czörnig. Stuttgart. 1858. (Erster Band der Ethnographie der östreichischen Monarchie. 3 Bde.)

Zeitgenössische Geschichten von Dr. A. Schmidt. II. Oestreich von 1830 bis 1848. Berlin 1859.

Die Metternich'sche Politik war erstens keine neue für Oestreich, sondern nur die getreue Fortsetzung und Befolgung sehr alter Ueberlieferungen der Hofburg; sie war zweitens keine Politik, für die der eben dahingegangene Fürst besonders und persönlich verantwortlich zu machen war, sondern eine Politik, die sich vielmehr aus dem Stoffe, an dem sie sich versuchte, wie von selbst ableitete und gestaltete.

Die Politik, welche den weitgestreckten Kaiserstaat bewegt und zusammenhält, ist seit fast sechshundert Jahren von gewissen großen Grundlinien nicht abgewichen. Gegenüber dem, was begeisterte Forscher und dunkle Anklänge im Volksmunde von dem frischen, urdeutschen und überall germanisirenden Charakter der alten Babenberger sagen, hat die Geschichte zu keiner Zeit bemerken können, daß irgend welche nennenswerthe Erweiterung der Grenzen deutscher Sprache, Sitte und Rechtswelt der habsburgischen Politik gelungen wäre. Viel eher könnte ausgeführt werden, daß die Nachkommen der schweizerischen Grafen, wie deutsch auch ihr Ursprung, einige Male selbst ihre Herkunft vergessen, und daß im Laufe der Zeit, vor Allem durch ihre Antheilnahme an spanischen und dann auch italiänischen Händeln, romanistische Züge in ihr deutsches Antlitz gerathen sind, die ihnen durchaus nicht gut stehen. Der habsburgische Kaiserstaat ist vom Mittelalter in die neuere Zeit ohne wesentliche Veränderungen seines Charakters hinübergegangen, und während in den übrigen Staaten Europa's sich überall aus der Vermischung alter Sonderstämme neue Nationalitäten gründeten, während in Frankreich aus Celten und Franken, in England aus noch viel mehr Volksthümern eine neue Einheit zusammenwuchs, während das kleine und unaufhörlich um seine bloße Existenz ringende Preußen mit einer Handvoll deutschen Salzes eine ungeheure Masse slavischen Blutes und slavischer Sitte durchwürzte und von der Elbe bis zu dem fernen Gestade der oberen Ostsee das deutsche Element endgültig bestätigte und jede öffentliche Spur der früheren Zustände, nicht mit Gewalt, sondern mit innerlich wirkenden Mitteln beseitigte, ließ es sich Habsburg in dem Gewimmel und Getümmel einer Völkerfamilie, in der Keiner den Andern verstand, wohl sein. Freilich waren die Augenblicke nicht selten, wo der Kaiser die Unbequemlichkeiten solcher vielköpfigen Gesellschaft fühlte, wo er, während die Verhältnisse vollste und innerlichste Einigkeit

seiner Monarchie forderten, genöthigt war, für jedes einzelne Mal durch Compromisse oder Gewaltmaßregeln eine Zusammenstimmung der ihm unterthanen Stämme zu bewirken. Aber je mehr die Kaiser die Mißlichkeit solcher Gegensätze im Innern ihrer Reiche fühlten, desto unbedenklicher griffen sie zu Einigungsmitteln, die gerade das Gegentheil des Erstrebten bewirken mußten. Man sandte die Häupter des ungarischen, des böhmischen Adels auf's Blutgerüst, um damit dem Widerstande dieser Völker das Haupt abzuschlagen, aber die Ungarn vergaßen bis in die neueste Zeit nicht, in den oft dürftigen Resten, die eine im k. k. Kammerherren- und Militärdienste eingewohnte Familie ihnen bietet, das Blut ihrer alten Könige zu ehren, und die Namen der Schlachtbank von Eperies und das Gedächtniß des Richttages von Prag sind aus dem Herzen der Ungarn und Böhmen keineswegs verschwunden. Neben den Gewaltmitteln zur Niederdrückung der Sonderthümlichkeiten bediente sich das östreichische Kaiserthum zur Herstellung besserer Einheit mit eben so wenig Glück der katholischen Kirche. Man meinte, seien nur erst alle Unterthanen dem alten Glauben wieder gewonnen, so werde das innere Band der Monarchie gefunden und ein Schwerpunkt gesichert sein. Die „Gegenreformation", aus politischer Erwägung beschlossen und mit einer Zähigkeit und Vollendung durchgeführt, von der die östreichischen Geschichtsschreiber sich wohl hüten werden zu schreiben,*) hat statt der Einheit die maßloseste Zerklüftung herbeigeführt; der dreißigjährige Krieg, der ihr mit Nothwendigkeit folgte, machte diese Zerklüftung erstarren und machte sie unbeweglich und unheilbar; und die schlesischen mit dem siebenjährigen Kriege ließen erkennen, wie tief gehend diese Zerklüftung sei, und wie leicht einer festen Hand eines oder das andere Stück der zerklüfteten Masse folge. Seit 1763 aber hat kein neueres Ereigniß, kein Umschwung und keine Wiedergeburt der leitenden Gedanken in Wien stattgefunden, und wie die klugen unverdrossenen Männer auch hießen, die nach einander das Ruder des alten; stets vorsichtig vor den Brandungen der Weltgeschichte dahin gesteuerten Staatsschiffes lenkten, so blieben sich darin doch alle gleich, daß sie die Monarchie wie eine unveränderliche, künstlich zu erhaltende Größe betrachteten, deren verschiedene Kräfte bald mehr bald weniger zurückzudrücken, sonst aber in ihren einzelnen Kreisen in natürlicher Wildheit zu belassen seien.

Es zeigten sich übrigens in diesen Kreisen, vor Allem in den ungarischen und böhmischen, Punkte genug, an welche eine wirklich deutsche Staatsweisheit hätte anknüpfen können, um die vorhandenen großen, oft nur zu feurigen Kräfte für deutsches Recht und deutsche Gesittung zu gewinnen; Keime deutscher Ackerverfassung, deutschen Selfgovernments, deutscher Grundherrschaft, deutschen Ständewesens und seiner Vertretung

*) In Oberöstreich gab es 1650 nur noch einen katholischen Edelmann, einen Freiherrn von Herberstorff.

waren überall aus altem Samen aufgegangen; es galt nur, sie zu pflegen, großzuziehen und mit dem deutschen Mutterlande in Beziehung zu setzen. Die habsburgische Politik that nichts dergleichen und überließ es jenen Elementen, sich mit slavischen Eigenthümlichkeiten zu versetzen und endlich still und stumm zu verquicken. Als dann aber die Zeiten der Bewegung kamen, als die Geister im übrigen Deutschland an den Punkt gekommen waren, aus ständischen Resten, uralten Erinnerungen an die Vollfreien und mit Hülfe seltsamer staatsphilosophischer Systeme der neueren Zeit eine neue Volksbetheiligung am Staate zu gestalten, da ging auch in Oestreich durch die kümmerlichen und mißachteten Ruinen deutschen Verfassungswesens und deutscher Anlagen auf slavischem Boden ein eigenes Regen und Rauschen, indeß war es damals schon für Fürst Metternich unmöglich, diese Bewegung zu benutzen. Denn benutzen hätte er sie nur gekonnt, wenn er es vermocht hätte, ihre verschiedenen Richtungen zu vereinigen, dem ungarischen mit dem böhmischen, östreichischen rc. Ständethum eine gleichlaufende Bahn zu geben und dabei ein Zusammenwirken derselben auf den einen Gesammtstaatszweck herbeizuführen. Das war ihm aber unmöglich, denn dazu hätte das östreichische Ständewesen das kräftigste unter den vorhandenen sein und den Mittelpunkt der übrigen abgeben müssen; dasselbe war jedoch durch die bisherige habsburgische Politik ganz trocken gelegt und zu einem Schatten zusammengeschrumpft. So erhielten die slavischen Stände-Elemente Anstoß und Nahrung statt von den östreichisch-deutschen, von auswärtigen Bewegungen und Gedanken. Damit aber waren sie dem Bestande Oestreichs gefährlich geworden, und die Gegner Metternich's, deren Worte der erste unserer Artikel wiedergab, hatten ganz Recht, als sie ihm vorwarfen, er begünstige revolutionäre Anfänge, indem er dem ungarischen Ständethum freiere Hand lasse. Indeß diese Gegner bedachten nicht, daß Metternich nur that, was er thun mußte, daß seine Politik keine andere sein konnte, als vorläufig und bis auf Weiteres Ruhe und Ordnung zu erhalten und den Rest der Zukunft zu überlassen. Er war wie der Vertheidiger einer Festung davon überzeugt, daß sich das ihm anvertraute Gut nicht ewig halten würde, aber darauf angewiesen, es so lange als möglich vor dem Fall zu bewahren. Schmidt beschreibt diese Zeit, die letzte Stunde vorm Sturm, recht plastisch folgendermaßen:

„Mitten inne zwischen der Blüthen treibenden Reformbewegung des Nordens und der unaufhaltsam keimenden des Südens lag nun die unbehülfliche Gliedermasse Oestreichs, aufgerüttelt durch die galvanischen Strömungen, die von außen und besonders von Norden her hereinfuhren; und in jedem seiner Glieder zuckte es wie eigene bewegungssüchtige Lebenslust. Mit den Gefühlen des Mißbehagens über den Abgabendruck, über die Verzehrungssteuer, über das Stempelgesetz vom Jahre 1840, das den Reichthum bevorzugte, mischten sich die nationalen und liberalen Strebungen, die in eben dem Maße an Tiefe und Breite zunahmen, als

die Reform von obenher scheu und schüchtern vor ihrem Andrange zurückwich. Ueberall begegneten sich die höheren und die mittleren Klassen in der gleichen „Abneigung gegen das Regierungssystem", in dem gleichen „Mißtrauen gegen den Gang der Staatsmaschine", und in dem gleichen „Wunsche, beide umzugestalten".

„So wurden die Bewegungen ringsum immer allgemeiner, die Mahnungen von allen Seiten her immer dringender; und ihnen gegenüber — was that die Regierung? und wie verhielt sich Metternich?

„Hatten doch selbst russische Stimmen, und lange zuvor schon, warnend verkündet: Oestreichs Bedeutung sowohl im Föderativsystem von Europa als in Beziehung zum deutschen Bunde sei im Abnehmen begriffen, in Folge seiner passiven Haltung, seiner negativen Politik, seiner ewigen finanziellen Verlegenheiten, und vor allem in Folge seines „Stabilitätssystems", das „veraltet", das „weder edel noch zeitgemäß" sei.*)

„War dieses Stabilitätssystem inzwischen auch, wie wir sehen, vor Alter und durch Außendruck vielfach geborsten und gesprungen; waren seine Runzeln auch zu Ritzen und Rissen geworden: es stand doch noch aufrecht, es blickte doch noch mit seinem verwitterten Antlitz wie taubstumm in die Welt hinein."

Was Schmidt hier andeutet, die Annäherung des Ständethums an den Liberalismus — d. h. also der Abfall des Ständethums vom deutschen Princip — war ein neues Symptom von der Nähe des Ruins.

Statt nun aber den Versuch zu machen, der heimischen ständischen Bewegung einen reineren Charakter zu geben und sie vom Liberalismus zu trennen, glaubte man in Oestreich ihr dadurch begegnen zu können, daß man die auswärtigen Anstöße beseitigte oder auf ihre Unterdrückung hinarbeitete. Es war ein Unternehmen, das — wie wir aus Andeutungen entnehmen — Metternich selbst als ein hoffnungsloses betrachtete, das er aber betrieb, wie er Alles betrieb und betreiben mußte, als ein Auskunftsmittel, genügend wenigstens für den folgenden Tag und seine Ruhe.

Schmidt's Darstellung, die sich auf die diplomatischen Archive der Schweiz und andere werthvolle handschriftliche Mittheilungen stützt**), ist in Bezug hierauf sehr lehrreich.

Er schreibt u. A.: „Am 19. August erschien in Berlin das Einberufungsdecret für die ständischen Ausschüsse; am 18. October sollten

*) Die vielfach abgedruckte russische Denkschrift von 1834.

**) „Die wesentlichsten Grundlagen meines Buches sind handschriftliche Quellen, namentlich die gesandtschaftlichen Depeschen der schweizerischen Geschäftsträger in Paris und Wien, des Herrn von Tschann und des Herrn von Effinger. Die als „Privatschreiben" von mir bezeichneten Stücke des Ersteren sind vertrauliche Berichte an die vorörtliche Behörde unter einer der Sicherheit halber fingirten Privatadresse. Nächst dem eidgenössischen Archiv in Bern verdanke ich die meiste Aufklärung den Pariser Archiven." (Vorwort.)

sie in Berlin zusammentreten. In der Zwischenzeit, im September, als der König von Preußen in Köln den Grundstein zur Vollendung des Domes legte, ging auch der östreichische Staatskanzler an den Rhein. Zu Koblenz fand zwischen Beiden eine bedeutungsvolle Conferenz statt. In den diplomatischen Kreisen Wiens verlautete darüber: „die Absicht des Fürsten Metternich gehe dahin, einerseits die Uebereinstimmung in Beziehung auf die europäischen Fragen sowie auf die deutschen Bundesangelegenheiten zu bekräftigen; andrerseits und ganz besonders, gestützt auf seine langjährigen Erfahrungen an der Spitze der Geschäfte eines mächtigen Staats in wechselvollen Zeiten, den König auf die nachtheiligen Folgen für die Regierungsgewalt in Preußen und somit für das conservative Princip überhaupt aufmerksam zu machen, die aus zu rasch auf einander folgenden, den politischen Ideen unsers Jahrhunderts gebrachten Concessionen hervorgehen könnten." Was den ersten Punkt betraf, so zweifelte man von vornherein keineswegs an einem befriedigenden Erfolg; dagegen, meinte man, dürfe „in letzterer Hinsicht die Aufgabe des Fürsten keine leichte und der König schwer zu überzeugen sein".

In der That, der König war entschlossen, sich auf seinem Wege auch von dieser Seite her nicht beirren zu lassen. Vielmehr reifte um so rascher in ihm der Entschluß, bei dem Institut der „ständischen Ausschüsse", deren Versammlung er am 10. November schloß, nicht stehen zu bleiben.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der König schon im Laufe des Jahres 1843 „sich persönlich mit der Auffindung von Normen beschäftigte, um dem constitutionellen Leben der preußischen Provinzialversammlungen eine veränderte Form und — ohne Schwächung der monarchischen Gewalt — einen größeren Spielraum zu verleihen".

„Durch die Summe der uns vorliegenden Berichte leuchtet die chronologische Gewißheit hindurch, daß es damals der Wunsch des Königs war, die neue Verfassung mit dem Jahre 1845 in's Leben zu rufen.

„Allein hiergegen erhob sich eine gewaltige Opposition im Aus- und Inlande.

„Alle Salons der Haupt- und Residenzstädte hallten von der großen Neuigkeit, dem kühnen Vorhaben Friedrich Wilhelm's wieder; alle Kabinette wurden in Bewegung gebracht; nächst dem Petersburger zumeist das Wiener. „Schon im August" 1844 hatte die östreichische Regierung vom Inhalt der „königlichen Entwürfe" Kenntniß. Obwohl man zugab, daß die Verfassung „durchaus conservativ gehalten" sei, fanden die Entwürfe doch „bei dem Kabinet keinen besonderen Anklang"; vielmehr riefen sie sofort „wohlmeinende Vorstellungen hervor über die Schwierigkeit, auf der einmal betretenen Bahn sich nicht von den Umständen fortreißen zu lassen," und überdies noch „andere Bedenken." Man sagte sich nämlich: „daß die unwiderrufliche Einführung des constitutionellen Princips in Preußen, sie möge in noch so durchaus conservativem Sinne

geschehen, eine außerordentliche Rückwirkung auf ganz Deutschland ausüben müsse. Ungeahnte Erscheinungen dürften in den öffentlichen Zuständen auftauchen, und das constitutionelle Deutschland darauf hingewiesen werden, sich vorzugsweise an Preußen anzuschließen, das auf diese Weise mit dem überwiegenden Ansehen, das ihm der Zollverein verleihe, noch eine andere Art von Suprematie verbinden würde." Um so mehr setzte man in Verbindung mit dem Petersburger Kabinet alle Hebel ein, um die Verwirklichung dieser Verfassung zu verhindern.

„In der That wurde der König durch die vielseitige nahe und ferne Opposition bestimmt, sich in seinen Absichten — wenigstens vorläufig — zu begrenzen. Und er wandte sich daher wieder der Idee zu: „dem erst in der Ausbildung begriffenen Institut der gemeinschaftlichen Berufung der Ständeausschüsse bestimmtere und festere Umrisse zu geben." Statt des „Vereinigten Landtags" sollten nun wenigstens die „Vereinigten Ausschüsse" noch im Jahre 1845 mit größeren Competenzen und Attributen constituirt werden. Zu Anfang Januar verlautete darüber in Wien Folgendes: „Der eigene Wunsch des Königs, gestützt auf die Nothwendigkeit einer Anleihe, um die verschiedenen Eisenbahnen für den Staat einzulösen und andere auf dessen Kosten zu bauen, werde noch während der nächstens zusammentretenden Provinziallandtage, oder gleich nach ihrem Schluß, eine neue Einberufung der ständischen Ausschüsse nach Berlin veranlassen; denselben werde eine Uebersicht des bisherigen Staatshaushalts vorgelegt, ihre Zustimmung zu der beabsichtigten Anleihe vertrauensvoll verlangt, und auf diese Weise dem vom verstorbenen Könige im Jahre 1815 ertheilten Versprechen, ohne Berathung der Reichsstände in Zukunft kein Anlehn einzugehen, Genüge geleistet werden. *)

Aber auch selbst bei dieser wesentlichen Veränderung der Königlichen Absichten blieb Preußen in Wien, wie anderwärts, ein „Gegenstand der Sorge." Die preußischen Provinziallandtage, laut der Einberufungsordre vom Monat Januar, sollten am 9. Februar zusammentreten. Man erwartete in Wien, daß ihnen gleich bei ihrer Eröffnung die neuen Absichten des Königs würden verkündet werden, und noch am 7. Februar war man daselbst „sehr gespannt auf die bevorstehenden Königlichen Erlasse." Doch „Personen, die mit der Stimmung in Preußen vertraut zu sein behaupteten," theilten diese Spannung nicht und urtheilten vielmehr: „Es hege der König jetzt schon die Ueberzeugung, oder werde sie in Kürze gewinnen, daß derartige unvollständige Maßregeln den vorhandenen Erwartungen durchaus nicht entsprächen und, obwohl für's erste mit Dankesworten begrüßt, im Grunde nur Mißvergnügen pflanzen könnten." Daher „hielten sie nicht für unmöglich," daß jene unvollständigen Maßregeln ganz unterbleiben und „daß gleich von vorn herein den Ständen weit bedeutendere Rechte bewilligt würden — sollte auch, zum

*) Effinger, Dep. vom 11. und 27. Januar 1845.

Theil wegen der Protestation des Prinzen von Preußen, der Zeitpunkt zur Verleihung der vom König unter Beiziehung des Herrn von Bunsen ausgearbeiteten Verfassung noch etwas fern liegen." *)

„Mittlerweile war auch in Preußen, obwohl nur stoßweise und nicht ohne den Wechsel von Rück- und Vorwärts, eine Entfesselung der Presse vor sich gegangen. Alle Schriften über 20 Druckbogen waren von der Censur befreit worden; ein Reskript vom 24. December 1841 hatte geradezu den „Tadel der Regierungsmaßregeln" gestattet, nur solle derselbe ein „wohlmeinender" sein; die Journalistik und die Zeitungspresse, trotz aller Hemmungen im Einzelnen, trotz aller Willkür der Censoren, bewegte sich unverkennbar mit größerer Freiheit. Endlich war auch dieser Willkür eine richterliche Schranke gesetzt worden durch die Bildung des Ober-Censurgerichtes, das mit dem 1. Juli 1843 seine Wirksamkeit begonnen hatte.

Seit dieser Zeit schon traten in Oestreich die Rückwirkungen der preußischen Reformbewegung immer deutlicher zu Tage. Der Gang derselben wurde dort überall von den höheren und mittleren Klassen der Gesellschaft mit großer Theilnahme und Spannung verfolgt. Alle politischen und socialen Fortschritte, welche in Preußen theils vollzogen theils in Angriff genommen oder beansprucht wurden, tauchten nach und nach auch im Kaiserstaat unter wenig veränderten Formen in der Gestalt von Forderungen auf. Freilich die inländische Presse schwieg; aber die Gesellschaft sprach. Die Censurverschärfungen aber dienten nur dazu, in der östreichischen Literatur das demüthigende Gefühl zu verschärfen, daß sie „mit der allgemeinen deutschen nicht auf gleicher Linie stehe".**) Und dies Gefühl trieb wieder die Schriftsteller oder ihre Schriften über die Grenze. Die Manuskripte wanderten nach Hamburg oder Leipzig oder anderen deutschen Druckorten, und kehrten dann als Bücher zurück, um verboten und gelesen zu werden. Des Schmuggels bedurfte es kaum; durch das „erga schedulam" gab die Regierung selbst die beste Anweisung, wie das Publikum zur Lectüre aller verbotenen Bücher gelangen könne.

Auf diese Weise drang auch die anonyme Schrift des Freiherrn von Andrian „Oestreich und dessen Zukunft" ein.***) Von aristokratisch liberalem Gepräge, gehalten und ohne Geifer, zog sie vor allem gegen das Beamtenthum, dann gegen die Finanzwirthschaft und viele andere Schäden zu Felde, und forderte auch für Oestreich einen allgemeinen Reichstag mit kräftiger Volksvertretung und reicher Adels-Pairie. Keine Schrift machte so großes Aufsehen und fand so großen Anklang wie diese. Der Name des Verfassers blieb nicht verborgen; um so mehr

*) Effinger, Dep. vom 7. Februar 1845.

**) Oestreichische Blätter. Jahrg. 1848. Nr. 64.

***) Hamburg 1843

wurde sie gelesen und zum Glaubensbekenntniß der ständischen Opposition auf den Landtagen erhoben, zumal in Böhmen, in Mähren und in den deutschen Provinzen.

Einen viel conservativeren und unbestimmteren Charakter trug das Werk „Oestreich im Jahre 1840". Aber dennoch, und trotz seines loyalen Gewandes, drang der Verfasser, der sich als „östreichischer Staatsmann" bezeichnete, nicht selten noch viel stürmischer vorwärts. „Oestreich, rief er aus, kann und wird sich einem Fortschritt nicht entziehen, dessen gewaltiger Gang schon in der geschichtlichen Entwicklung der einzelnen Völker und Staaten bedingt erscheint. Noch vor wenigen Jahren lagen die verschiedenen Elemente dieses Reiches in einen todähnlichen Schlummer versunken neben einander. Jetzt sind sie erwacht: noch recken sie im stillen ruhigen Kampfe die ungeheuren Glieder; noch ist es Zeit, ihr gänzliches Erwachen in besonnener, ruhiger Weise zu regeln und zu lenken. Jetzt aber auch oder nie ist der Augenblick gekommen, wo Metternichs Princip darzuthun hat, ob es für den Augenblick oder für die Dauer geschaffen wurde." Und daran knüpfte sich der Aufruf, daß Metternich „in der Erschlaffung nicht erlahmen" und „jene Kämpfe einer glücklichen Entwirrung zuführen" möge.*)

Die ständische Opposition trat nun kräftiger und kühner auf: und nicht in Ungarn nur oder in Böhmen, sondern überall.**) Selbst der niederösterreichische Landtag „raffte sich zusammen" zu einem neuen nachhaltigeren Anlauf, um „im Bunde mit den böhmischen und mährischen Ständen den Kampf einzugehen" gegen die „beamtenthümliche" Partei, und um eine „vom Throne selbst ausgehende Reform des Staatslebens durchzusetzen".***)

Aber diese Opposition war keine zum Leben, sondern eine principlose, ohnmächtige und der Revolution entgegenführende.

(Schluß von Oestreich II. in nächster Nummer.)

---

*) Bd. III. Leipzig, 1843. S. 282 f.

**) Einer eigenen Darstellung dieser Bewegungen enthält sich Schmidt leider. Was die Genesis S. 60 ff. und Mailath V. 383 ff. bieten, ist mehr übersichtlich und streifend, als eingehend und durchdringend.

***) Die niederösterr. Landstände. S. 12.

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Erste Abtheilung:
Die Epigonen.

Zwölftes Capitel.
Das geheimnißvolle Paar.

Ein Wagen von einfachster Bauart, der zwar nicht in Federn hing, dessen drei Sitzbretter dafür aber mit ziemlich starken Ketten an die Leiterbäume angeschlossen waren, war von einem Verdeck überragt, dessen Lederbehänge nur zum Theil und zwar nur durch Anwendung von Gewalt zeitweise an den Seiten geschlossen werden konnten, führte den stolzen Titel der Königlichen ordinairen Post. Das Ganze war aber entschieden mehr ordinair als königlich. Waren die Lederbehänge an den Seiten wirklich geschlossen, so hatten die Insassen des Wagens eine unbehinderte Aussicht nach vorn, von wo aus man auch einsteigen mußte. Der Postillon, damals noch scherzweise der Seegebarth'schen Dragoner genannt, fuhr von dem Sattelpferde. Der Geheime Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainenrath, Generalpostamtsdirector und Hofpostmeister Johann Friedrich v. Seegebarth, der unter dem Generalpostmeister Minister Grafen von der Schulenburg-Kehnert lange Chef des Postwesens war, hatte sich nämlich um die Post so verdient gemacht, daß die Berliner sich die Post gar nicht ohne ihn denken konnten, Alles was sich auf die Post bezog, bezog sich auch auf ihn; Herr von Seegebarth war für seine Zeit dasselbe, was Herr von Nagler als Generalpostmeister für eine spätere war.

An dem Postwagen freilich, in welchem Herr v. Pletz durch eine Nacht voll Schneegestöber langsam dahin fuhr, war noch nicht die Probe von den Seegebarth'schen Verbesserungen zu sehen, aber es waren schlimme Zeiten, die bessern Wagen hatten die Franzosen, wo sie derselben irgend bedurften, ohne Weiteres weggenommen, und die Postverwaltung hatte sich genöthigt gesehen, alte und lang ausgediente Gefährte wieder in Dienst zu nehmen, um nur den Verkehr nicht ganz in's Stocken gerathen zu lassen.

Mitten unter Poststücken aller Art, die in der Schoßkelle nicht mehr Platz gefunden hatten, die man deshalb ohne weiteres in den Wagen geworfen, und zwar mit einer Sorglosigkeit, welche einen Postbeamten

der spätern Nagler'schen Schule mit Entsetzen erfüllt haben würde, saß Herr von Pletz auf dem letzten Brett, welches die Annehmlichkeit einer Rückwärtsanlehnung bot. Neben ihm hatte ein dicht in Mäntel gehülltes Frauenzimmer Platz genommen. Auf dem zweiten Sitzbrett, welches die Annehmlichkeit hatte, daß sich die Inhaber ganz nach Belieben vorwärts oder rückwärts setzen konnten, befand sich, Herrn von Pletz gegenüber, ein junger Mann mit semmelblondem Haar, der sich von Zeit zu Zeit bemühte, die Aufmerksamkeit seiner Mitreisenden zu erregen, indem er seine Mütze abnahm und wieder aufsetzte, seinen vielkragigen Kutschermantel auszog, überhängte und dann wieder anzog und zuknöpfte, selbst schwache Versuche machte, eine Unterhaltung anzuknüpfen; leider achtete und antwortete Niemand auf seine kurzen Bemerkungen über den Schnee, über die Dunkelheit und ähnliche interessante Dinge. Am wenigsten berücksichtigte ihn sein Nebenmann, der lediglich bemüht war, die Decken und Mäntel in Ordnung zu halten, welche zum Schutz des Frauenzimmers diente, das neben unserm Edelmann saß. Auf der vordern Bank, deren Besitzer der Ungunst der Witterung am meisten ausgesetzt sind, lehnte neben dem alten Hippolyt, der in seinen weiten weißen großen Filzmantel gehüllt wie ein weißer Bär oder sonst ein Ungethüm aussah, eine auffallend schlanke Figur, sichtlich höchst unvollkommen gegen das Wetter geschützt. Dieser Schutz bestand in einem schmalen blauen Tuch, das um die Ohren gebunden, oben über die Mütze weg, dieser zugleich als Halt dienen mußte.

Es war schon ziemlich dunkel, als die Reisenden im Posthofe zu Berlin ihre Plätze eingenommen hatten, sie sahen sich kaum an, denn das Wetter war ebenso unfreundlich wie die Zeitverhältnisse, und auch die gewöhnlichste Vorsicht lud zum Schweigen ein. So fuhr man ein Stück in's Land hinein, endlich aber kam doch ein Gespräch zu Stande. Hippolyt begann mit seinem schlanken Nebenmann zu plaudern, den er durch einen wärmenden Schluck aus seiner Flasche und durch die Darreichung eines großen warmen Tuches sich dankbar verpflichtet hatte. Hippolyt sagte natürlich nicht, wer er wäre, dazu war der alte Herrendiener zu klug, wußte er doch nicht, ob das seinem gnädigen Herrn genehm, aber er ließ den Schlanken reden und machte seine Sache so geschickt mit kleinen Fragen und Hülfen, daß der arme Schulmeister, den ein französischer Employé gegen seinen Willen aus der Altmark bis nach Berlin als Dolmetscher geschleppt hatte, ganz cordial wurde und seine Lebensgeschichte mit höchster Umständlichkeit zum Besten gab. Kaum hatte der Schulmeister seinen Vortrag begonnen, als er auch sofort einen sehr eifrigen Zuhörer an dem semmelblonden jungen Mann fand, der, die Vortheile seiner Bank benutzend, Herrn von Pletz den Rücken zudrehte und durch diese Frontveränderung sich näher an die Insassen der vordern Bank anschloß, denen er auch alsbald mittheilte, daß er nach Sandau reise zu seinem Vater, weil der Herr des Materialgeschäftes in

Berlin, bei dem er „conditionirt" habe, in dieser Zeit keinen Diener mehr halten könne.

Herr von Pletz hatte von allen diesen kleinen Vorgängen nur oberflächlich Notiz genommen, von Zeit zu Zeit hatte er dem Gespräch der drei Leute ein halbes Ohr geschenkt, es interessirte ihn wenig, und er fand sich mit seinen eigenen Gedanken hinlänglich beschäftigt. Seine Reisegefährten mochten ihn schlafend glauben. Vielleicht schlief er wirklich zuweilen ein Viertelstündchen zwischen seinen Ueberlegungen. Es war ihm gar nicht aufgefallen, daß die verhüllte Dame neben ihm und der sehr aufmerksame, dienstfertige Herr ihr gegenüber, die offenbar zusammen gehörten, nicht mit einander sprachen, hatte er selbst doch auch noch kein Wort gesagt. Jetzt vernahm er nun plötzlich das folgende ganz leise geführte Gespräch:

„Ich danke ihnen, lieber Ernest," sprach die Verhüllte, sich niederneigend zu ihrem Gefährten, der die große wollene Decke, welche um die Füße der Dame geschlagen war, die außerdem in einem Fußsack steckten, wieder zurecht zog, „ich danke ihnen, aber ich bitte, geben sie mir einen Schluck aus der Flasche, welche sich in ihrer linken Manteltasche befindet."

Herr von Pletz vernahm bald darauf jenes eigenthümliche Geräusch, welches entsteht, wenn man den Kork aus einer Flasche zieht, der Duft eines würzhaften Liqueurs wurde bemerklich; die Verhüllte mußte einen tüchtigen Schluck genommen haben, denn tief Athem holend flüsterte sie wieder: „trinken sie auch, lieber Ernest, trinken sie!"

Der Cavalier mußte der Aufforderung seiner Dame Folge geleistet haben, denn dieselbe fuhr bald darauf fort: „nicht wahr, er ist gut?"

„Doppelt gut, da ihre Lippen die Flasche berührt haben, meine theure Marguerite!" lautete die galante Antwort.

Die Beiden neigten ihre Köpfe jetzt ganz nahe gegen einander, so nahe, daß Herr von Pletz, der wider seinen Willen beinahe dem Paare Aufmerksamkeit schenkte, glaubte, die Liebenden, denn dafür hielt er sie, wollten die steigende Finsterniß benutzen, sich zu küssen. Das war indessen nicht der Fall, wenigstens konnte es der Edelmann nicht constatiren, er vernahm nur leises Flüstern.

„Sie sollten sich auf der nächsten Station Nachtruhe gönnen, liebes Herz!" flüsterte der zärtliche Cavalier, „wir haben nichts zu befürchten!"

„Wahrlich! eine Entführung!" sagte Herr von Pletz zu sich selbst.

„Nein," entgegnete die Dame, „nein, wir bekommen keinen Wagen dort, es würde auch unnützes Aufsehen machen, glauben sie mir, wir sind auf der Post am allersichersten, und die kleinen Unbequemlichkeiten sind bald überwunden, sie thun mir leid, aber —"

„Oh, von mir ist gar nicht die Rede, mein Engel," unterbrach der Cavalier artig, „sie wissen, daß ich glücklich bin, wenn ich nur in ihrer Nähe sein kann, selbst im Postwagen."

„Kleiner Schmeichler! geben sie mir die Flasche," entgegnete die Dame, „doch wechseln wir ab, in dem Kober liegt gleich oben auf ein Korbfläschchen mit Malaga!"

Herr von Pletz lächelte für sich über das seltsame Liebespaar, das seine Liebe durch starke Getränke zu befeuern schien. Was der Edelmann vernommen hatte seine Neugierde erregt, er hätte gern die Dame gesehen, die sich in dieser Zeit entführen ließ und doch vorsichtig mit Nelkenliqueur und Malaga abwechselte. Er hätte gern noch mehr gehört, aber nach dem letzten Schluck Malaga trat die frühere Stille wieder ein, und Herr von Pletz hatte vollständig Muße, sich die Verhältnisse des Paares ganz nach Gutdünken zurecht zu legen. Es war ihm nicht entgangen, daß die Verhüllte trotz aller Zärtlichkeit einen gewissen Ton der Autorität ihrem Gefährten gegenüber hatte, er dachte sich also: es ist die Frau eines Kaufmanns, eines Destillateurs vielleicht, der Nelkenliqueur ist wahrscheinlich eigene Fabrik, die mit dem ersten Ladendiener ihres Mannes durchgeht; sie ist vermuthlich nicht ganz jung mehr und beherrscht den Ladenschwengel gänzlich. Wahrscheinlich hat sie auch nicht vergessen, die Kasse ihres Mannes mit zu nehmen, und hofft in der Verwirrung des Krieges nach Holland oder sonst wohin zu entkommen.

Als Herr von Pletz mit diesem Roman fertig war, schlief er wirklich ein, doch konnte seine Ruhe nicht sehr lange gedauert haben, die drei Vorderdeckpassagiere der Seegebarthschen Fregatte wurden sehr laut, eines Theils wohl in Folge der genossenen Spirituosen, anderntheils aber auch aus der bewußten Absicht, sich durch Gespräche munter zu erhalten in der kalten Nacht. Das Paar, welches den Edelmann schlafend glaubte und von dem Dreiblatt vorn im Wagen keine Unterbrechung oder sonstige Störung zu fürchten hatte, hatte unterdessen begonnen, sich freier zu unterhalten.

„Er war von guter Familie —" setzte der Cavalier eine Erzählung fort, von welcher Herr von Pletz den Anfang verschlafen hatte — „dennoch mußte er fort, der Vater des Mädchens wollte ihm seine Einwilligung zur Heirath um keinen Preis geben und vermochte Alles über den Churfürsten. Ich weiß nicht genau, ob 1797 oder 1798 kam er nach Berlin mit den besten Vorsätzen, ein geordnetes und thätiges Leben zu beginnen, er hatte etwa 4000 Thaler baares Geld von seiner Mutter bekommen, und seine Geschwister hatten ihm weitere Zuschüsse zugesagt, sobald er nur irgend ein solides Geschäft unternommen und sich als ein ordentlicher Mensch gezeigt habe. Ich weiß nun nicht, wer ihn auf den Gedanken gebracht hat, ein Gut zu pachten, es war das Einer, der es nicht gut mit ihm meinte, oder gar nichts verstand, denn obwohl Louis am Niederrhein Landwirthschaft so nebenbei betrieben, so hatte er doch keinen Begriff von den landwirthschaftlichen Verhältnissen in der Mark Brandenburg. Er stellte eine Caution von 800 Thalern, das Gut wurde ihm übergeben, Ostern 1798 zog er an. Kaum aber

hatte er sich eingerichtet und ein paar Monate gewirthschaftet, als er einsah, daß er in schlimme Hände gerathen und ganz außerordentlich betrogen sei. Er that auch nach einiger Zeit bei den Gerichten Schritte, um sich zu erleichtern, da er aber in dem Contract sich aller Rechtsausflüchte begeben und das Gut in Bausch und Bogen, ohne alle Gewährleistung übernommen hatte, so wurde er mit seiner Klage lediglich abgewiesen, obgleich er beweisen konnte, daß er bereits 1800 Thaler zugesetzt und über die Hälfte beschädigt worden sei. Er mußte sich nun mit dem Verpächter vergleichen und mit einem Erlaß von 300 Thalern an der Pacht des ersten Jahres zufrieden sein. An irgend eine andere Schadloshaltung oder an einen Nachlaß an der Pacht der übrigen zwei Jahre war durchaus nicht zu denken.

„Ich kenne das!" bemerkte die Dame.

„Im Jahre 1799 setzte er," fuhr der Erzähler fort, „trotz einer Mittelernte und hoher Getreide-Preise, immer noch 800 Thaler zu, und sein baares Geld war gegen Ende des Jahres rein aufgezehrt; um sich vor der drückendsten Noth zu retten und die täglichen Ausgaben zu bestreiten, blieb ihm weiter nichts übrig, als seine Getreidevorräthe zu verkaufen. Er that das in der festen Hoffnung, daß er bald eine Unterstützung von seinen beiden Schwestern erhalten werde, die ihm öfter schon verheißen war. Mit dieser Unterstützung wollte er dann im Frühjahr die fehlenden Saatfrüchte, obwohl mit offenbarem Schaden, wieder ankaufen. Aber selbst für den Fall, daß seine Schwestern nicht Wort hielten, war er überzeugt, daß es ihm als einem thätigen Manne, der 800 Thaler Caution gestellt, leicht sein werde, 500 oder 600 Thaler zu leihen. War doch sein Mobiliar allein mehr als das Doppelte werth. Aber er hatte sich getäuscht, die Schwestern schickten kein Geld, alle seine Briefe und dringenden Mahnungen blieben ohne Antwort, und Niemand wollte ihm Geld leihen, denn er war ein Fremder in diesem Lande und wurde deßhalb schon von allen seinen Nachbarn mit großem Mißtrauen betrachtet, dabei kam ein Unglück zum andern, der strenge Winter von 98 zu 99 raubte ihm 300 Stück Schaafe. Nun klagte er aufs Neue gegen seinen Verpächter vor Gericht, er wußte nicht, was er Anderes thun sollte; er trug auf Entschädigung und Nachlaß an. Die zweite Sentenz enthielt indessen, wie zu erwarten war, lediglich eine Bestätigung der ersten. Der in gerichtlichen Verhandlungen ganz unerfahrene Mann mußte schwer dafür büßen, daß er einen äußerst nachtheiligen Contrakt unterschrieben hatte und sein Verpächter klüger gewesen als er. Vor Eröffnung dieses zweiten Urtheils reiste er nach Frankfurt an der Oder, wo er auf der Messe den Krakauer Kaufmann zu finden hoffte, dem er damals in Braunschweig 100 Pistolen geliehen hatte, die Wiedererstattung dieser Summe hätte ihn jetzt retten können. Aber der Krakauer erschien nicht und während Louis auf ihn wartete, war draußen auf dem Gute das Schlimmste vorgefallen, was ihn hätte treffen kön-

nen. Seine Feinde, seltsam ist es, daß ihm fast alle seine Nachbaren Feind waren, obwohl Louis ein angenehmer Gesellschafter und gutmüthiger Mensch war, hatten ausgesprengt, er wäre mit Weib und Kind geflüchtet. Er traf bei seiner Rückkehr Alles in der größesten Verwirrung an. Dieses Gerücht erst zeigte ihm einen Weg zur Rettung, an den er bis dahin noch gar nicht gedacht hatte. Blieb kein anderes Mittel mehr übrig, so konnte er sich durch die Flucht retten. Wäre Louis allein gewesen, so würde er sich keinen Augenblick besonnen haben, er würde sich ruhig haben in Schuldhaft bringen und aller seiner Habe berauben lassen, der gewissenlose, listige Verpächter hatte in ihm so recht den Mann gefunden, den er brauchte. Der Gedanke an sein geliebtes Weib und an seine kleine Tochter brachte ihn auf andere Gedanken. Seine Frau hatte nämlich den Contract mit unterschreiben müssen."

„Mich wundert," unterbrach die Dame hier, „daß er nicht auch die kleine Tochter mit hat unterzeichnen lassen; er war vorsichtig, sehr vorsichtig!"

„Sie haben ihn gekannt?" fragte der Cavalier erstaunt.

„Fahren sie fort!" entgegnete die Dame befehlend.

„Die arme Frau," fuhr der Erzähler gehorsam fort, „war dadurch eben so gut, wie Louis selbst, mit Vermögen und Person verbindlich gemacht. Sollte er sie noch tiefer in das Elend stürzen? Hatte er sie darum aus der drückenden Abhängigkeit ihrer Heimath befreit, damit sie in einem preußischen Schuldthurme ihr Leben vertraure? Die Unterstützung von Hause kam nicht, der hartherzige Verpächter war nicht zu erweichen!"

„Oh, hartherzig war er gerade nicht," sagte die Dame mit leisem Lachen, „ihr habt nur nicht das rechte Mittel ergriffen, hättet ihr die schöne Rosa zu ihm gesendet, ihr würdet Alles erreicht haben, denn einem schönen Auge, das in Thränen schwamm, wußte er niemals etwas abzuschlagen. Doch fahren sie fort, kleiner Tugendhafter!"

„Louis kam zu mir nach Frankfurt," fuhr der Erzähler augenblicklich fort, „ich kannte seine trostlose Lage, doch sagte er mir nichts von der Flucht, die er vorbereitete. Er brachte ein Paar Stücke feiner Leinwand mit, die er durch meinen Markthelfer auf das Addreßhaus tragen ließ; er wollte einen Nothpfennig haben, sagte er, doch war ich vorsichtig genug, mir von ihm den Empfang des Geldes bescheinigen zu lassen. Nun bat er mich dringend, mit ihm hinaus zu fahren auf das Gut und den Abend bei ihm zuzubringen, auch dort zu übernachten, weil seine gebeugte Frau sich in meiner Gegenwart eher zerstreuen würde. Ich that es ungern, denn obwohl ich nichts von seiner beabsichtigten Flucht wußte, so hatte ich doch eine Ahnung; auf der anderen Seite aber war der Gedanke an die schöne unglückliche Frau mächtig genug, mich zur Begleitung zu vermögen. Ich hatte sie einst so schön und glücklich gekannt, und wußte sie jetzt in so tiefem Elend!"

Der Erzähler hielt einen Augenblick inne, entweder regte sich sein Gefühl mächtig, oder er erwartete von seiner Begleiterin unterbrochen zu werden, da das Letztere aber nicht geschah, so erzählte er bald in demselben Flüstertone weiter, in welchem er begonnen.

„Louis war vorausgegangen; als ich die Thür öffnete, fand ich Rosa in Reisekleidern, heiße Thränen liefen über ihre Wangen, kaum sah sie mich, so eilte sie mir entgegen und sank ohnmächtig in meine Arme. Wir hatten Mühe, die Aermste wieder zu sich zu bringen. Sie machte ihrem Mann keine Vorwürfe, sie wußte, daß sie ihn dadurch vernichten würde, sie weinte nur leise und sah ihm noch zärtlicher als sonst ins Gesicht. Unterdessen erhub sich ihr Kind vom Sopha, wo es in Reisekleidern eingeschlafen war. Das reizende kleine Geschöpf betrachtete sich mit größter Verwunderung, es schien seine Reisekleidung für eine scherzhafte Verkleidung zu halten, es hüpfte endlich auf den Schooß der Mutter, sah mit den großen klaren Kinderaugen in deren bethräntes Antlitz, dann weinte es mit. Es war das eine Scene, die ich niemals vergessen werde. Da schreckte uns ein Geräusch auf, die angstvolle Frau glaubte die Flucht verrathen, Louis eilte hinaus und kam mit der erleichternden Nachricht zurück: der Wagen ist da! Es war der Wagen, den er hinter meinem Rücken in Frankfurt bestellt hatte. Rosa fiel auf's Neue in Ohnmacht, ich war allein bei ihr, Louis und das Dienstmädchen, das sie auf ihrer Flucht begleiten wollte, waren beschäftigt, den Wagen aufzupacken. Ich küßte Mutter und Kind und eilte dann hinaus, um unter der Thür einen stummen Abschied von Louis zu nehmen. Tief in der Nacht kam ich nach Hause zurück; das Unglück meines Freundes und der liebenswürdigen Frau schnitt mir tief in die Seele, dennoch kam mir der Gedanke, daß ich eigentlich gegen das Gesetz gefehlt, daß ich Louis nicht hätte abreisen lassen dürfen. Aber ich sagte mir auch, daß dem hartherzigen Verpächter doch das meliorirte Gut bleibe, die Caution von 800 Thalern und Alles, was Louis sonst zurückgelassen. Schon am zweiten Tage kam der Geheime Finanzrath nach Frankfurt, sehr bald brachte er in Erfahrung, daß Louis noch am Tage vor seiner Flucht bei mir gewesen und zwei Stücke Leinwand bei sich gehabt; wahrscheinlich hielt er mich für einen Helfershelfer, oder doch für einen Menschen, der sich nicht scheut, aus dem Unglück eines Freundes einen Vortheil zu ziehen. Er behandelte mich sehr hochfahrend und wurde erst höflicher, als ich ihm nicht nur den Zettel vom Addreßhause und den Empfangschein des Geflüchteten, sondern auch meine eigene Forderung an denselben vorzeigte. Zuletzt gelang es mir sogar, ihn zu bestimmen, von der weiteren Verfolgung meines unglücklichen Freundes abzustehen und sich mit dessen Caution und den zurückgelassenen Effecten zu begnügen. Ich ließ nämlich dem Herrn Geheimen Finanzrath von Weitem merken, mein Freund, in Verzweiflung gebracht, habe die Absicht, die Geschichte seiner Pachtung drucken zu lassen; das schien Eindruck auf

den Hartherzigen zu machen, vielleicht nicht sowohl der öffentlichen Meinung wegen, wohl aber weil sich dann schwerlich wieder ein Pächter zu seinem Gute gefunden hätte. So lief diese traurige Geschichte eigentlich ganz gut ab, nur dem Nachtwächter ging es schlecht, den hatte mein Freund für hohes Botenlohn gewonnen, das Nachtwächterhorn für diese Nacht an den Nagel zu hängen und einen weiten Weg für ihn zu gehen!"

„Der Nachtwächter interessirt mich weniger," sagte die Dame, „erzählen sie mir nur noch, ob sie ihren interessanten Freund mit seiner schönen Frau und dem Engel von Kinde seit jener Zeit, also seit sechs Jahren, nicht gesehen haben?"

„Gewiß" versetzte der Herr eifrig, „ich habe ihn auf seine Einladung besucht, vor zwei Jahren; er ist in Wohlstand; seine Familie unterstützte ihn zur Uebernahme einer neuen Pachtung, er sah sich besser vor und Alles ging gut. Als ich ihm vor drei Monaten meldete, daß ich mein Geschäft aufgegeben, lud er mich sofort ein, ihn zu besuchen; da er vor etwa acht Tagen seine Einladung wiederholt hat mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß er abseit von der großen Straße liegend fast gar nichts von der Kriegsnoth leide, so können wir sicher sein, dort gute Aufnahme zu finden."

„Auch bei der schönen Frau Rosa?" fragte die Dame.

„Zweifeln sie nicht daran," erwiderte der Herr, „zwischen mir und der schönen Frau haben nie andere Gefühle bestanden als die der reinsten Freundschaft."

„Welch ein Tugendspiegel sie sind!" neckte die Dame, „und nun sagen sie mir noch, wie weit liegt unser Zufluchtsort von der Grenze?"

„Zwei Meilen etwa!" lautete die Antwort.

Die Dame erkundigte sich nun sehr genau und mit sichtbarem Interesse nach den nächsten Orten, nach deren Entfernung von dem Pachtgute sowohl als von einander, und schien eine gewisse Unzufriedenheit nicht ganz zu verbergen, wenn ihr Begleiter nicht ganz genaue Auskunft zu geben vermochte.

Nach und nach verstummte das flüsternd geführte Gespräch, und Herr von Pletz fragte sich mit einiger Verwunderung, was ihm denn eigentlich ein solches Interesse an diesen Mittheilungen eingeflößt habe. Es war ihm dunkel erinnerlich, als habe er dieselbe oder doch eine ganz ähnliche Geschichte schon ein Mal gehört, selbst die Namen Rosa und Louis gehörten, wie er sich halb und halb entsann, auch zu seiner Geschichte. Er strengte sich an, seine Erinnerungen zu sammeln, aber es gelang ihm nicht, den Faden zu finden; in seiner Bekanntschaft waren keine Personen, die jene Namen führten. Die Dame neben ihm begann je länger je mehr seine Neugierde zu reizen; das war keine Kaufmannsfrau, das war keine Frau, welche mit einem Liebhaber durchging! Ihre Sprechweise, ja sogar der Ton ihrer Stimme, obwohl er dieselbe nur flüsternd vernommen, hatte ihm verrathen, daß es eine Dame aus den höhern Ge-

sellschaftskreisen war und ihr Begleiter, der allerdings ziemlich offenkundig den Liebhaber bei ihr spielte, hatte ja von seinem Geschäft und von seinem Markthelfer und von der Aufgabe seines Geschäftes gesprochen. Ganz eigenthümlich aber erschienen dem Edelmann die genauen Fragen der Dame nach der Lage und der Umgebung des Zufluchtsortes, den sie mit ihrem Begleiter suchte. Die Dame mußte gewaltige Gründe haben, sich zu verstecken und doch nicht sicher sein, auch dort gesucht zu werden. Eine vornehme Abenteuerin! dachte er endlich und gab es auf, ein Geheimniß zu ergründen, das doch eigentlich kein Interesse für ihn hatte.

Da schmetterte das Posthorn, der Postillon begrüßte die Station von Weitem, dann begann er ziemlich kläglich den Dessauer-Marsch zu blasen, bis ihn das beginnende Pflaster des Stationsortes nöthigte, den Hörern etwas am musikalischen Genuß abzubrechen und ganz langsam zu fahren. Nach einer kleinen Weile hielt das Gefährt auf dem kleinen Marktplatz des alterthümlichen Städtchens vor dem stattlichen Posthause.

„Guten Morgen, Herr Postmeister!" rief Hippolyt aus dem Wagen kletternd.

„Der arme Teufel von Bessin!" schrie eine Stentorstimme, „kein Unglück! Nein! Mensch!"

„Der gnädige Herr!" entgegnete Hippolyt nach dem Wagen deutend.

„Hurrah!" schrie der Hauptmann und Postmeister Theuerdank mit dröhnender Stimme, so daß es weithin schallte über den stillen Markt der schlafenden Stadt.

„Um Gotteswillen schreien sie doch nicht so entsetzlich, lieber alter Freund!" mahnte Herr von Pletz, indem er mühsam über den Commis und den Schulmeister hinweg stieg und nach und nach den festen Boden erreichte.

Der Postmeister aber, der die von Berlin kommenden Posten stets selbst empfing, der Nachrichten wegen, hatte seine große Stalllaterne hingestellt und den befreundeten Gutsbesitzer mit starkem Arm umfangen. Dem edlen Pletz von Bessin that die treue Anhänglichkeit ungemein wohl, die sich so warm und herzlich in den ungeschlachten Umarmungen des riesenhaften Postmeisters kund gab.

„Geht Alles gut in Bessin!" rief Theuerdank, der wohl wußte, was seinem Gaste das Wichtigste war, „liebe gnädige Frau wohl, die Junker munter und frisch, habe gestern Mittag erst Nachricht von drüben gehabt."

Der Postmeister zog den Edelmann in's Haus, ohne sich weiter um den Postwagen zu kümmern, der ganz einsam und verlassen stehen blieb, denn auch der Postillon kümmerte sich nicht um denselben, sondern beeilte sich, seine Pferde in den Stall zu ziehen. Hippolyt war eben im Begriff, die große Stalllaterne zu nehmen, die der Postmeister hingestellt hatte, und seinem Herrn nachzugehen in's Haus, ohne sich weiter um die Bekanntschaften zu kümmern, die er während der Nacht gemacht hatte.

Da rief ihn der semmelblonde Commis an und fragte ihn, ob die

Post hier längere Zeit halte. Glücklicher Weise besann sich jetzt Hippolyt, daß der Berliner Wagen immer nur bis hierher gehe und daß der Postmeister von hier einen eigenen Wagen stelle, er sagte also mit großer Ruhe: „Steigen sie doch ein wenig aus, die Postreisenden trinken hier immer Kaffee, bis der andere Wagen kommt!“

Dieser Einladung, so wenig verbindlich sie war, folgten nun nicht nur der Schulmeister und der semmelblonde Commis, sondern auch das geheimnißvolle Paar aus dem Innern des Wagens, denn trotz Nelkenliqueur und Malaga machte sich die Kälte um so fühlbarer, als es gegen Morgen aufgehört hatte zu schneien.

Alle Vier tappten hinter dem voranleuchtenden Hippolyt her und standen bald in der mäßig erleuchteten, aber sehr wohlthuend erwärmten Poststube um den riesigen Kachelofen. Hippolyt, der einigermaßen der Gelegenheit des Hauses kundig, ging gefällig, um warmen Kaffee zu bestellen. Sie brauchten darauf auch gar nicht lange zu warten, denn alsbald erschien eine Magd mit der dampfenden Kanne, und Alle nahmen behaglich Platz um den Tisch, sich der Erquickung erfreuend.

Jetzt kam auch der Postmeister aus dem Nebenzimmer, warf einen flüchtigen Blick auf die Reisenden und zog seinen großen Schaafpelz dichter zusammen, als er ein weibliches Wesen unter den Passagieren bemerkte. Indessen speiste er sie alle zusammen nur mit einem kurzen: Guten Morgen! ab und begab sich an einen Schreibtisch, der von einem rohen hölzernen Gitter umschlossen war. Hier fertigte der wackere Mann mit großer Schnelligkeit sowohl den Postillon, der gekommen war, als auch den ab, der die Post weiter befördern sollte.

„Marx soll den gnädigen Herrn nach Bessin fahren,“ befahl er zwischen durch dem Postillon, „in einer Stunde soll er einspannen, dann wird's schon etwas heller. Mit dem Schlitten wird's doch wohl noch nicht gehen.“

Darauf zählte er wieder weiter die Poststücke, die der Postillon vor ihm aufgeschichtet hatte.

„Die Dorothee soll meine Frau wecken, der gnädige Herr von Bessin wäre gekommen!“ befahl er wieder. Der Postmeister war eben mit seiner Expedition fertig, als Herr von Pletz aus dem Nebenzimmer in die Poststube trat. Der Edelmann hatte es sich etwas bequem gemacht und rauchte behaglich eine Pfeife Taback, im Vorübergehen warf er einen neugierigen Blick auf das geheimnißvolle Paar, das ihn von Berlin bis hierher so lebhaft beschäftigt hatte. Das Gesicht der Dame konnte er bei der schwachen Beleuchtung nur sehr unvollkommen sehen; es war eine sehr starke Dame, sichtlich schon über die mittleren Lebensjahre hinaus, aber von blühender Gesundheit; ihre Haltung und Kleidung verriethen, daß sie wirklich, wie Herr von Pletz schon im Wagen errathen, zu den höheren Kreisen der Gesellschaft gehörte. Ihr Begleiter, der den Mantel abgelegt hatte, trug einen polnischen Rock mit

Schnüren und Pelzaufschlägen, es war ein Mann von vierzig Jahren etwa, kräftig gebaut und recht hübsch bis auf die kleinen Augen, die einen entschiedenen Spitzbubenblick hatten.

„Dieser Spitzbube wird die ältliche abenteuernde Dame sicher betrügen!" sagte Herr von Pletz unwillkürlich zu sich selbst, als er, seine kurze Musterung beendend, hinter das Gitter in die Expedition des Postmeisters trat; merkwürdig war es ihm jetzt, daß er sich in der Finsterniß des Wagens so für zwei Leute hatte interessiren können, die ihm jetzt, bei dem Scheine einer sehr trüben Lampe, völlig gleichgültig waren.

„Hat man noch immer keine Spuren der Mörder des Kammerherrn von Redow gefunden, lieber Postmeister?" fragte der Edelmann, sich in den Lehnstuhl des Beamten setzend, der jetzt die wenigen Briefe, die angekommen waren, sortirte.

„Ja, man hat eine Spur," entgegnete dieser, „Wetter und Donner! die Frau von Redow läßt es nicht an Thätigkeit fehlen, und man muß es den französischen Generalen zur Ehre nachsagen, daß sie der armen Frau helfen, wo sie können. Es steht jetzt fest, daß ein Frauenzimmer, die Freundin eines französischen Officiers, sie verstehen mich, Herr von Pletz? eine Bande von Ranzionirten zu diesem blutigen Mord gedungen hat. Leider hat man bis jetzt weder das Frauenzimmer, noch auch nur einen von den Ranzionirten auftreiben können. Der französische Oberst ist todt, bei dem das Frauenzimmer war, er wurde in einem kleinen Gefecht in Pommern erschossen, und gleich darauf war das Frauenzimmer verschwunden. Ihr Signalement ist überall herum geschickt, wird aber nicht viel helfen, denn wahrscheinlich ist es eine Französin und nach Frankreich zurückgekehrt. Uebrigens hat sich Frau von Redow durch einen Grafen Marcolini, der bei der sächsischen Gesandtschaft in Paris steht, auch dahin gewendet, wie mir unser alter Freund, der Pastor in Bernekop neulich geschrieben. Verstehe ich den Brief recht, so kennt Frau von Redow ganz genau jene Frauensperson, weiß auch, warum diese den Mord angestiftet hat, wahrscheinlich wegen einer frühern Liebschaft, und giebt die Hoffnung nicht auf, sie auszumitteln."

Der Postmeister erzählte noch, als der neue Postwagen, der nicht viel besser war, als der Berliner, vor das Posthaus rumpelte und der Postillon durch einige schrillende Mißtöne seines Horns die Reisenden aufforderte, ihre Plätze einzunehmen. Diese beeilten sich, solcher Aufforderung nachzukommen, und eine halbe Viertelstunde später war nicht nur das letzte Geräusch des sehr langsam davon rasselnden Wagens verschollen, sondern auch die Passagiere im Posthause völlig vergessen, denn die Frau Postmeisterin Theuerdank war erschienen, um in wohlgesetzten Worten, so wie in einer mit gelben Bändern garnirten großen Tüllhaube den gnädigen Herrn von Bessin zu begrüßen.

Die Todten-Colonie.

— Eine Studie zur Geschichte der Civilisation in Frankreich. —

Der Kaiser der Franzosen betrachtet sich als ersten Ritter der Civilisation; er hat für sie nach seiner eigenen Aussage in der Krim gekämpft, nachdem er ihretwegen seinen der Republik geleisteten Eid gebrochen hatte; er kämpft heut für denselben fremdnamigen Begriff in Italien. Civilisation . . . was bedeutet dies Wort? Es soll den Gegensatz zum Barbarismus ausdrücken, und man hat uns von Frankreich aus hie und da angedeutet, nicht blos die Russen, sondern auch wir seien noch einigermaßen Barbaren. Eine genauere Erklärung des Begriffs hat indeß bisher nicht verlautet, und wir sind darum gezwungen, das Verständniß der französischen „Civilisations-Ideen“ in den Regierungshandlungen des Civilisators selbst zu suchen. Der Grundzug dieser Regierung ist die Gleichheit Aller ohne die Freiheit, die Gleichheit Aller unter einer alleinherrschenden und alles beherrschenden Gewalt; die „Civilisation“ (wörtlich die „Verbürgerlichung“) ist also bestrebt, die alte heidnische Gewaltherrschaft herzurichten, in der jeder einzelne Civis mit allen seinen Kräften und Anlagen ohne Gnade und Ausnahme dem Staatszwecke unterworfen, für sich nichts bedeutete und als Einzelner kein Recht hatte. Das war freilich eine ganz andere Weltanschauung, als die der Barbaren, deren Staatsrecht von dem weitausgedehnten Rechte aller freien Persönlichkeiten abhängig war. Aber diese „Barbaren“ haben auf der Grundlage ihres persönlichen Rechts eine neue Welt gegründet, und auch auf Frankreichs Geschichte hat ihr Einfluß meist bedeutend eingewirkt, ja noch heute hat sich in Folge dessen dort hie und da das Streben nach Freiheit, nach Decentralisation, also nach Auflösung des alleinherrschenden Staates erhoben. Dem gegenüber erhält die Civilisation eine Aufgabe unbeugsamer Strenge; sie muß den vernichten, der trotz ihrer Beglückungsbestrebungen so weit Barbar bleiben will, daß er sich außerhalb des Rachens des Staatsmoloch eine freie und sichere Stelle sichern will. Er wird ja in den Augen der „Civilisation“ dadurch zum Staatsfeinde, zum Verschwörer. Sie muß ihn, wie gesagt, vernichten.

Damit ist die permanente, die blutige Guillotine gerechtfertigt, und nur eine zarte Rücksicht auf die Nerven einer hochgebildeten Gesellschaft, die von der „Civilisation“ durch ästhetische Genüsse, moralische Schauspiele und Tugendpreise weich und zart gemacht ist, kann den Kaiser bestimmen, die Guillotine — möglichst in der Stille, möglichst weit von den Salons der Civilisation aufzurichten. Aber die fortgeschrittene Civilisation mit ihren zarten und nervösen Menschen, mit ihren seidenweichen, gefügigen und delikaten Seelen hat auch keine Henker mehr, sie kann auch das Blut — wenigstens im Frieden — nicht gut mehr sehen. Die Weisheit von Oben muß also an einen Ausweg denken. Er ist in Cayenne, auf der Teufelsinsel und in den übrigen colonies mortuaires gefunden. Wenn sie die Staatsfeinde dorthin schickt, was thut sie anders, als — ihnen den Willen! Verachteten und bekämpften sie nicht die Folgen der Civilisation, strebten sie nicht nach der Rückkehr eines Zustandes der Barbarei, wo das Recht des Einzelnen noch etwas gilt,

verlangten sie nicht nach der Wildniß, nach der Unabhängigkeit einer Lage, in der der Staat für sie nicht mehr sorgt, sondern jeder für sich? Nun, Cayenne bietet dies Alles; es ist wild, und da es so groß ist, wie das ganze europäische Frankreich, so hat es gewiß Raum für die größeste Ausdehnung, welche die einzelne Persönlichkeit ihrem Rechte zu geben wünscht*); es liegt dabei vollständig außerhalb des Kreises der Civilisation; die Indianer dort haben keinen Begriff vom Staate, es giebt dort keine Landstraßen, keine Zollhäuser, keine Volksbeglückungsministerien, kein Panis und keine Circenses.

Die Deportation aus Frankreich nach Cayenne ist übrigens so alt, als die „civilisatorische Idee" in Frankreich. Schon zur Zeit der ersten Revolution begann man — es war das Directorium —, barbarische Bürger dort auszuschiffen.**) Priester, Generale, Schriftsteller, Deputirte wurden dort ausgesetzt, die meisten starben schnell, und ihr Tod hatte seine guten Ursachen. Cayenne ist eine große Schlammanschwemmung des Meeres, dessen schleimiger Boden noch weit über die Küste hinaus so hoch liegt, daß größere Schiffe sich dem Lande nicht nähern können. Das französische Guyana — es wird nach einem einzelnen Theile, ile de Cayenne, dicht an der Küste gelegen, auch kurzweg Cayenne genannt — ist ein niedriges, von vielen Flüssen durchzogenes Sumpfland, der Boden schwankt unter den Füßen des Wanderers, weil er nur aus einer dünnen, über den Sumpf gelagerten Wiesendecke besteht. Die Luft ist heiß und dumpfig; das Thermometer hält sich zwischen 20 und 30 Grad Reaumur; auch des Nachts fällt es nicht unter 15 Grad. Das gelbe Fieber ist dort einheimisch, es schont keines Europäers, der an die unwirthliche Küste kommt. Ein Deportirter (Fr. Attibert) sagt in seinem kürzlich erschienenen Buche ***) darüber:

„Bei meiner Ankunft ward ich von dem kränklichen Aussehen der Bewohner betroffen. Mit Ausnahme der Schwarzen hat in jenem Lande jeder das Aussehen eines mehr oder weniger an Auszehrung Leidenden.

„Nach meiner Entweichung befragte ich Handelsleute um ihre Meinung über das Klima jenes Landes, und Folgendes war die Antwort, die mir einer ertheilte und andere bekräftigten: „Ein reicher Mann, der sich in Cayenne etwa niederlassen wollte, müßte, ehe er zu Lande ginge, ungefähr ein Jahr, wenn möglich, auf einem Schiffe vor Anker bleiben."

„Von Zeit zu Zeit, wenn gerade das gelbe Fieber nicht herrschen würde, müßte er einen Ausflug machen und einen oder zwei Tage in der Stadt zubringen. Er müßte sich des Fleisches, der erhitzenden Getränke enthalten, und täglich nicht mehr als eine halbe Flasche Bordeaux trinken. **Mittelst dieser fortgesetzten Erschöpfung seiner Kräfte, mittelst dieser allmäligen Verdünnung seines Blutes könnte er sich für einen längeren Aufenthalt in Cayenne in Verfassung setzen.**"

---

*) „Sämmtliche Verbrecher von ganz Europa würden mit aller Bequemlichkeit neben einander wohnen können." (v. Holtzendorff.)

**) Schon damals schrieb das Directorium in Bezug auf Cayenne: „Die Deportation soll von nun an das große Heilmittel der Republik sein; diese Maßregel ist der Humanität gewidmet."

***) Vier Jahre in Cayenne. Nach den Aufzeichnungen des Deportirten Fr. Attibert. Herausgegeben vom Hauptredakteur des Bien-Etre Social. Deutsch (außerordentlich schlecht) übersetzt von X. Lindenberg. Regensburg 1859. Manz.

„— Wenn er aber, warf ich ein, sanguinischen Temperamentes wäre?

— „Oh! Leute dieses Temperamentes sind hier nicht zu rechnen!“

„Also wird jeder Mensch von sanguinischem Temperament, der (durch eine menschenfreundliche Maßregel) nach Cayenne geschickt wird, mit Gewißheit in den Tod geschickt! . . .“

In der Sonne zu arbeiten, ist dort dem Europäer unmöglich, aber auch die Arbeit im Schatten ist meistens todbringend. Die Bourbonen hatten aus allen diesen Gründen Cayenne aufgegeben; Ludwig XVIII. ließ im Jahre 1821 durch seinen Justizminister erklären, „daß die transatlantischen Besitzungen Frankreichs, insbesondere Cayenne, ihrer Bodenbeschaffenheit nach so ungesund seien, daß sie eine Cultur nicht zuließen, und daß man die Colonisten, wenn nicht einem sicheren Tode, so doch einem Zustande des schrecklichsten Elends überliefern würde.“

So blieb die Sache bis auf die Tage Louis Napoleons. Am 2. December 1851 fand der Staatsstreich statt, „im Interesse der Civilisation“, und bereits sechs Tage später, am 8. December erschien, natürlich „mit Rücksicht auf die Pflichten der Humanität“, d. h. wiederum im Interesse der Civilisation, ein von Morny, Minister des Innern, gegengezeichnetes Decret des Präsidenten der Republik, Louis Napoleon Bonaparte, welches lautete:

„Französische Republik. Freiheit Gleichheit, Brüderlichkeit. Im Namen des französischen Volkes. Der Präsident der Republik hat auf Veranlassung des Ministers des Innern, in Erwägung, daß Frankreich der Ordnung, der Arbeit und der Sicherheit bedarf; daß die Gesellschaft seit einer Reihe von Jahren durch anarchische Umtriebe, wie durch Aufstandsversuche der Anhänger geheimer Gesellschaften und der Sträflinge, die stets bereit sind, zum Umsturze der Ordnung ihre Hilfe zu leihen, in ihren Tiefen beunruhigt und erschüttert wird;

in Erwägung, daß diese Menschenklasse durch ihren fortdauernden Widerstand gegen alle Gesetze nicht nur die öffentliche Ruhe, Arbeit und Ordnung in Frage stellt, sondern auch ungerechte Angriffe und beklagenswerthe Verleumdungen gegen die ordnungsliebende Arbeiterbevölkerung von Paris und Lyon veranlaßt;

in Erwägung, daß die bisherigen Gesetze nicht mehr genügen und somit einiger Berichtigungen bedürfen; mit Rücksicht sowohl auf die Pflichten der Humanität, wie auf die Anforderungen der allgemeinen Sicherheit,

beschlossen zu verordnen wie folgt:

Art. 1. Sobald ein Individuum, welches unter Polizei-Aufsicht gestellt ist, des Vergehens des Friedensbruches überführt wird, kann es im Interesse der allgemeinen Sicherheit in eine Strafcolonie, nach Cayenne oder Algerien, transportirt werden. Die Dauer der Strafzeit wird sich von wenigstens fünf Jahren bis auf höchstens zehn Jahre erstrecken.

Art. 2. Dieselbe Maßregel kann gegen Individuen angewendet werden, welche der Betheiligung bei einer geheimen Gesellschaft überführt werden.

Art. 3. Die Regierung hat das Recht, den Ort zu bestimmen, an welchem sich der Verurtheilte nach erstandener Strafe unter Aufsicht der Polizei aufhalten soll.

Die Verwaltungsbehörde wird die Formalitäten bestimmen, welche geeignet sind, den ununterbrochenen Aufenthalt des Verurtheilten an dem ihm bezeichneten Orte nachzuweisen.

Art. 4. Der Aufenthalt in Paris und innerhalb des Burgfriedens dieser Stadt ist allen unter Aufsicht der obersten Polizeibehörde gestellten Individuen untersagt.

Art. 5. Die in vorstehendem Artikel bezeichneten Individuen sind gehalten, Paris und seinen Burgfrieden innerhalb zehn Tagen von der Veröffentlichung dieses Decretes an gerechnet zu verlassen, wenn sie nicht von der Verwaltungsbehörde eine Aufenthaltsbewilligung erhalten haben; jedem, der darum nachsucht, wird ein Reisevorweis eingehändigt werden, der Richtung und Dauer seiner Reise nach dem Geburtsorte oder gewählten Aufenthaltsorte regeln wird.

Art. 6. Im Falle der Uebertretung der in Art. 4 und 5 vorgeschriebenen Anordnungen gegenwärtigen Decretes können die Zuwiderhandelnden im Interesse der allgemeinen Sicherheit in eine Strafcolonie nach Cayenne oder Algerien gebracht werden.

Art. 7. Die kraft gegenwärtigen Decretes transportirten Individuen sind der Arbeit für die Strafanstalt unterworfen; sie sind ihrer bürgerlichen und politischen Rechte entäußert und der militärischen Gerichtsbarkeit unterstellt. Gleichwohl werden die Sträflinge im Falle der Entweichung aus der Anstalt zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt, welche die Zeit nicht überschreiten wird, die sie als Sträflinge noch zu verbleiben haben. Sie sind während der Dauer ihrer Gefängnißstrafe der militärischen Disciplin und Subordination gegenüber ihren Vorgesetzten vom Civil- oder Militärstande unterworfen.

Art. 8. Die Organisation dieser Strafcolonieen wird durch Anordnungen der Executiv-Gewalt festgesetzt.

Art. 9. Die Minister des Innern und des Krieges sind, jeder für seinen Verwaltungszweig, beauftragt, gegenwärtiges Decret in Vollzug zu bringen.

Gegeben zu Paris im Elisée national nach Zuziehung des Ministerrathes am 8. December 1851.

Louis Napoleon Bonaparte. Der Minister des Innern: A. de Morny."

Herr von Holtzendorff (Privatdocent der Rechte an der Berliner Universität) sagt in einer kleinen, fleißigen und witzigen Schrift über Cayenne*) von diesem Decrete mit Recht:

„Fürwahr, die Bourbonen waren sehr schwach, wenn sie es nicht über sich nahmen, ein schädliches Clima in Cayenne zu einem gesunden zu machen.

„Sollte eine starke, centralisirte Regierung, wie sie Frankreich gegenwärtig besitzt, nicht auch die Quecksilbersäule im Thermometer um einige Grade am Aequator heruntersetzen können?

„Eine „starke" Regierung Frankreichs kann ihre Aufgabe niemals überschätzen, ihr Ziel niemals zu hoch stecken! Es handelte sich darum, das Klima von Cayenne zunächst dem französischen etwas ähnlicher zu machen. Das Luftverbesserungsdecret erging am 8. December 1851. Durch dieses Decret wurde Cayenne zur Strafcolonie Frankreichs erhoben und, wie die Eingangsformel desselben besagt: „tout en conciliant les devoirs de l'humanité avec les interêts de la sécurité generale" die Transportation aller derjenigen angeordnet, welche die Vorschriften über die Polizeiaufsicht übertreten würden, welche sich der Theilnahme an geheimen Gesellschaften schuldig gemacht, oder innerhalb zehn Tagen den Ausweisungsbefehlen aus Paris nicht nachgekommen sein würden.

---

*) Französische Rechtszustände von Franz von Holtzendorff. Leipzig 1859. Barth.

Im Grunde hat man dabei die Decemberinsurgenten im Auge, wie dies eine Reihe von späteren Decreten ergiebt, welche die Aburtheilung derselben durch besonders damit beauftragte Commissionen betreffen. Allein die „Pflichten der Menschlichkeit" wurden keineswegs auf die politischen Verbrecher oder die Gegner der Regierung beschränkt. Auch die gemeinen Missethäter sollten derselben Wohlthaten theilhaftig werden.

Ein Decret vom 27. März 1852 ordnet die Aufhebung der Bagnos an, eine Maaßregel, welche von allen Einsichtsvollen schon längst angerathen und bereits unter der Julimonarchie beabsichtigt worden war. Früher hatte man indeß vorgeschlagen, die Einzelhaft an deren Stelle treten zu lassen. Wie viel schöner war aber die tropische Natur von Cayenne im Vergleich zur einsamen Zelle!

Gleichzeitig und in Folge dieses Decrets, welches vorläufig die zwangsweise Transportation der gemeinen Verbrecher nicht rückwirkend anwenden wollte, sondern die vorhandenen Sträflinge freiwillig anzuwerben hoffte, wurden Subscriptionslisten zur Unterzeichnung in den Strafanstalten ausgelegt. Heirathen und Landbesitz wurden darin denjenigen in Aussicht gestellt, die sich „freiwillig transportiren" lassen würden. Ungefähr 3000 Sträflinge unterzeichneten innerhalb weniger Stunden — ihr Todesurtheil.

Endlich hat das Gesetz vom 30. März 1854 ganz allgemein angeordnet, daß künftighin alle zur Zwangsarbeit verurtheilten Sträflinge nach Cayenne fortzuschaffen sind, um dort „an schweren Arbeiten der Bodencultur beschäftigt zu werden.

Dabei sind die Transportirten natürlich allen den harten Bestrafungen unterworfen, die für schwere Verbrecher in Gegenden, wo eine genauere Aufsicht durch richterliche Behörden fehlt, vorzukommen pflegen. Die Schilderungen, welche die wenigen politischen Verbrecher, die entkamen, davon entwarfen, sind furchtbar. War für sie schon die Ueberfahrt vom europäischen Hafen nach der Todtencolonie schrecklich — jeder Mann hatte durchschnittlich $3\frac{1}{2}$ Fuß Raum für sich; wo für hundert Platz vorhanden war, wurden dreihundert untergebracht (Attibert) —, so begann und beginnt noch heute die eigentliche Qual auf der „Teufelsinsel" oder auf Cayenne, oder auf der „île de mère" selbst erst.

Zuerst ein Wort über das „Gefangenschiff" Castor, das vor Cayenne liegt. Attibert sagt darüber:

„Es war ein altes entmastetes und faulendes Schiff, und wurde von einigen Marine-Soldaten bewacht.

„Man ließ uns zuerst das Vordeck, dann die für uns bestimmten Zellen reinigen. In den ersten, die uns des Reinigens wegen geöffnet wurden, war die Luft so verpestet, daß wir genöthigt waren, je nach einer halben Stunde auf das Deck zurückzugehen. Damit werdet ihr eine Beschreibung ergänzen können, die ich nicht zu geben vermag, die Beschreibung einer bewohnten Zelle. Die Luft, die wir beim Eintritte einathmeten, war beinahe gänzlich zersetzt. Wir waren dem Erstickungstode ausgesetzt. In einem Winkel lag ein Unglücklicher, der noch lebte.

„Wir baten die Wächter, die uns auf den Castor gefolgt waren, ihn einen Augenblick herausgehen zu lassen, und nur mit großem Widerstreben gaben sie es zu.

„Immer ist mir der Unglückliche vor Augen, wie er, nach mehreren Jahren

für eine Minute dem Lichte wiedergegeben, — regungslos, geblendet, stumm, — der menschlichen Stimme entwöhnt, das Wort seiner Brüder kaum zu vernehmen schien. Er war auf das Aeußerste abgemagert und seine Haut wie vom Aussatze zerfressen. Er mußte von athletischem Wuchse gewesen sein. Seine Kniescheiben reckten sich weit hervor, und seine Beine hatten nur mehr Knochen und Haut. Sein Bart und seine Haare von entstellender Länge waren gebleicht. Und doch war er nur fünfundvierzig Jahre alt!

„Was ich über seine Vergangenheit vernahm, ist Folgendes:

„Drei Italiener, welche Pius IX. in die Hände der französischen Polizei geliefert hatte, wurden unter einem unbekannten Vorwande nach Cayenne transportirt. Man scheute sich, sie mit den andern politischen Gefangenen zusammen zu bringen. Warum? Dies ist ein Geheimniß.

„Man brachte sie in die Kerker der Stadt, in das sogenannte Gefängniß vom Diamanten. Einer von ihnen entwich. Die beiden andern schleppte man in die Zellen des Gefangenenschiffes Castor. Dies ist alles, was ich von der Vergangenheit dieses Unglücklichen und seines Gefährten erfahren habe.

„Was geschah mit dem Italiener? — Was geschah mit seinem Gefährten? Was ich weiß, ist, daß man sie in einen Kerker im Chateau-Rouge (Fort in Cayenne) warf.

„Sind sie gestorben? Wir wissen es nicht. In ihrer Heimath ist nicht einmal bekannt, daß sie nach Cayenne transportirt wurden.“

Wir werden von diesem „Verschwinden in Cayenne,“ einem recht artigen Taschenspielerstückchen der „Civilisation,“ noch weiter sprechen.

In Cayenne selbst, auf den verschiedenen Inseln, ist das Leben noch ärger. Zuerst werden die Gefangenen meistens in die „gesunderen Theile des Landes,“ z. B. auf die île du diable, welche aber von Regierungswegen neuerdings île du salut (Glückseligkeitsinsel statt Teufelsinsel) genannt wird, gebracht.

„Während der ersten Monate,“ erzählt Attibert, „war die Arbeit daselbst freigestellt. Wer arbeitete, erhielt im Durchschnitte 21 bis 35 Kreuzer rheinisch. In der Vertheilung der Lebensmittel, welche von Cayenne dahingeschickt wurden, war sie begünstigt. Nach der Insel la Mère wurde in der Woche vier Mal Fleisch geschickt. Wer arbeitete, erhielt frisches Fleisch; wer sich zu arbeiten weigerte, mochte welches immer sein Beweggrund sein, empfing nur gesalzenes Fleisch.

„Diese Einrichtung war von nicht langer Dauer.

„Eine Widersetzlichkeit hatte zur Folge, daß fünfzehn politische Gefangene abgeführt und vor ein Kriegsgericht gestellt wurden.

„Die Wächter und die Gensd'armen sagen aus, der Commandant sei bei seiner Ankunft auf der Insel von den Gefangenen umringt worden, diese haben ihm den Degen entrissen und die Epauletten weggenommen. — Nach dieser Aussage kommt der Commandant und erklärt, er habe auf der Insel keinen Degen gehabt, er habe nur einen Stock getragen, und da er in der Jacke gewesen, habe er keine Epauletten getragen.

„Das falsche Zeugniß wurde nicht in Erwägung gezogen; sieben von den Gefangenen wurden zu fünf Jahren zur Kugel verurtheilt und unmittelbar nach der Zwangsarbeitsanstalt auf der Insel St. Joseph transportirt.

„Mit wenigen Worten: Sieben wurden durch Zwangsarbeit zum Tode verurtheilt. Zwangsarbeit ist — Tod.“

Dann begann folgendes Leben:

„Von 6 — 11 Uhr Arbeit, fünf Stunden Arbeit unter den Strahlen der Sonne. Jedermann weiß, daß in Himmelsstrichen, die nicht so heiß sind wie dieser, wie in Italien und Spanien, die Hitze von 10 Uhr bis Mittag alle Feldarbeit unterbricht. Nun wohl, übergehen wir diese fünf Stunden, allein was werden wir über die folgenden fünf Stunden Arbeit sagen? Wenn die ersten Strahlen alle Frische der Nacht aufgesogen, wenn ihr in euerer Hütte seid, ermüdet von fünfstündiger Arbeit, ohne zureichende Luft, keuchend, der Unmacht unterliegend, wann die Hitze den Boden spaltet, wann in der Natur eine Art Niedergeschlagenheit herrscht, die dem Schrecken gleicht — wann aller Schatten fehlt und die Sonne senkrecht trifft, dann müßt ihr hinaus, die Hacke und den Karren wieder vornehmen und von Neuem fünf Stunden arbeiten!

„Fiele euch der Hut zu Boden, würde euch ein Sonnenstrahl wahnsinnig machen.

„Die Sonne röstet euch die Haut. Es ist dies nicht eine peinliche Empfindung von Hitze, die euch drückt, es ist ein schmerzliches Brennen, der dürre Boden versengt euch die Oberhaut, sobald ihr den nackten Fuß auf seine glühende Rinde setzt.“

Wir halten hier in der Wiedergabe der furchtbaren Mittheilungen an, die Dinge, welche folgen, sind nicht erzählbar; es ist die Grausamkeit der Raserei, die die tropische Gluth des fieberhaften Klimas in den Wächtern erzeugt zu haben scheint. Nur noch eins; man muß wissen, daß dort die Daumschrauben und andere Folterwerkzeuge, nicht zur Erpressung eines Geständnisses, sondern zur Strafe angewandt werden, daß eine andere Strafe darin besteht, den Sträfling an einen Pfosten zu binden, ihm gewaltsam die Glieder auszurecken und ihn so eine Zeit lang im Sonnenbrand stehen zu lassen. Dies Alles ist nur ein Zehntel der Grausamkeiten, die Attibert schildert, und wollen wir auch nur annehmen, daß dies Zehntel wahr sei, welches Urtheil müssen wir dann über die neue „Civilisation“ fällen? Aber das, was Attibert schreibt, ist Wort für Wort so farbig, klingt so wirklich und so erlebt, daß wir es nicht wagen, es für erlogen zu erklären. Die Phantasie Dante's bleibt hinter dieser Hölle zurück.

Und wer sind diese Menschen, die also zu Tode gebracht werden? Zum Theil wirklich gefährliche Feinde des Staats und der Gesellschaft, exaltirte Professoren und Literaten, socialistische Grundbesitzer und Handwerker, rothe Communisten, zum Theil aber auch blos Verdächtige, zum Theil Unschuldige, die aus Versehen ergriffen sind, außerdem aber sind viele von ihnen von keinem Richter verurtheilt, sondern auf Grund des allgemeinen Civilisationsgedankens, nach dem bon plaisir der höchsten Gewalt des Staates, deportirt. Die Kaiserliche Regierung gesteht das selber zu, denn sie ließ vor einiger Zeit im Moniteur Folgendes mittheilen:

„Eine wahrhaft menschenfreundliche Idee hat, wie man weiß, die Abschaffung der Bagnos und die Errichtung der Strafanstalt in Cayenne geleitet. Man hat mit Recht gedacht, daß die Sträflinge der Bagnos, welche in Frankreich in dunklen und engen Räumen zusammengedrängt sind, in einer Colonie weit besser behandelt, gebessert und brauchbar gemacht werden könnten.

„In diese Klasse hat man kraft des Decretes vom 8. December 1851

Männer gebracht, welche an geheimen Gesellschaften Theil genommen hatten und von denen die Meisten von der Gerechtigkeit bereis verurtheilt waren.“

„Von denen die Meisten von der Gerechtigkeit bereits verurtheilt waren.“ Also es giebt Sträflinge in Cayenne, Sträflinge am Pfahl und mit Daumschrauben, die nicht von einem öffentlichen Gericht verurtheilt sind? Ja, es giebt solche, und wir wissen von einzelnen die Namen. So wurden in den ersten Tagen des Staatsstreichs ohne weitere Untersuchung Feinde des neuen Imperators nach Cayenne geführt. So wurde Pianori, der Bruder dessen, der auf Louis Napoleon ein Attentat versucht hatte, ein junger Mann von drei und zwanzig Jahren, ohne Weiteres festgenommen und sogleich nach der pesthauchenden Glückseligkeitsinsel gebracht. Das Sicherheitsgesetz vom Januar 1858 gab der Regierung für dies Verfahren noch größere Freiheit. . .

Es giebt in allen Dingen eine höchste Spitze der Steigerung, und wir kommen jetzt zu derselben: wir wissen aus officiellen Acten auf das Bestimmteste, daß das Cayenne-Decret vom 8. December 1851 aus der Hand Louis Napoleons hervorging, nachdem er kurz vorher vom Marineministerium einen „sehr eingehenden, amtlichen Bericht über das Auftreten des gelben Fiebers in Cayenne während der Jahre 1850 und 1851“ erhalten hatte.

Begünstigt durch die Sumpffieber von Cayenne, hatte jene Epidemie, deren Auftreten nach Ansicht der Aerzte keineswegs durch äußere Mittheilung eines Krankheitsstoffes veranlaßt wurde, die schrecklichsten Verheerungen angerichtet. Ueber die Natur der climatischen Fieber heißt es in jenem Berichte:

„Auf die Hitze des Sommers folgen die Regengüsse, welche im December anfangen und im Juni aufhören. Während der schönen Jahreszeit hat die Verdunstung das Flachland trocken gelegt, welches in diesem Zustande kein schädliches Miasma entstehen läßt. Sobald aber die ersten Regenschauer den fetten Lehmboden durchfeuchten, beginnt ein Zersetzungsprozeß der Pflanzenstoffe, welcher so lange dauert, bis so viel Wasser gefallen ist, daß die ungeheueren Sümpfe gänzlich damit bedeckt sind, und wiederum von Neuem beginnt, wenn in der Hitze so viel Wasser verdunstet ist, daß die Oberfläche der Sümpfe den Sonnenstrahlen bloßgelegt ist. Zu diesen beiden Zeitperioden herrschen die Fieber. Man kann leicht begreifen, daß während des Ueberganges von der nassen zu der trockenen Jahreszeit, wo regnerische Tage mit starker Sonnenhitze abwechseln, eine mächtige Ursache für die Entwickelung der Miasmen gegeben ist, und folglich auch für die Sumpffieber.“

„Was das gelbe Fieber betrifft, so läßt schon damals der Bericht durchblicken, daß eine Wiederkehr desselben wahrscheinlich sei. Die Erfahrung der späteren Jahre hat dies bestätigt. Man kann sagen, daß das gelbe Fieber in Cayenne endemisch geworden ist. Die Anzahl derjenigen, welche dieser Krankheit unterliegen, beträgt je nach der größeren oder geringeren Bösartigkeit zwischen 25 und 70 Procent der Erkrankungsfälle.“

Im Allgemeinen sterben in Cayenne jährlich vierzig Procent der Sträflinge. Wir schließen mit den Worten des angeführten jungen Rechtslehrers:

„Die gepriesene Sicherheit der Guillotine kann keinen Vorrang behaupten vor der eben so sichern Wirkung der Deportation. 1793 herrschte in Frankreich der nichts achtende Terrorismus äußerster Leidenschaft und äußerster Aufregung. Allein man muß zugeben, daß es einen Terrorismus giebt, welcher

moralisch noch tiefer steht, welcher noch schwerer zu verantworten ist: der Terrorismus einer kalten, ihre Mittel sorgfältig erwägenden Berechnung."

Aber diese Schreckenswirthschaft wird von der „Civilisation", in der der Eine anstatt des allmächtigen Gottes herrscht und den vertilgt, der ihm nicht gehorcht, durchaus gefordert. Italien mag darüber nachdenken.

Französische Poesie.

Beinahe rührend ist es, daß es selbst in Frankreich noch immer Dichter giebt, die trotz des Krieges, trotz der Börse, trotz der absoluten Gleichgültigkeit des französischen Publikums den Muth haben, ihre Liebe, ihren Kummer, ihre Freundschaften und ihre Freude an Blumen, Mädchen, Einsamkeit und Sonnenuntergängen zu besingen. Die große Welt will schon in Deutschland nichts mehr wissen von den Dichtern, sobald die junge Dame etwa 16 Jahr alt ist und der junge Herr seine erste Cigarre ohne all zu traurige Folgen rauchen kann; man kann sich denken, wie schlimm es die Dichter erst bei der großen französischen Nation haben, die uns doch auf dem Wege der Civilisation immer noch einige große Schritte voraus ist. Wahrlich für Einen, der selbst viele, viele Verse gemacht in seinem Leben und oft geklagt hat über die Gleichgültigkeit der Welt gegen seine poetischen Schöpfungen, wird es zu einer Art von Gewissenspflicht, die jungen Leichtsinnigen, welche dieselben Wege wandeln, die auch er einst beschritten, durch ein wenig Aufmerksamkeit wenigstens etwas zu trösten über die gußeiserne Gleichgültigkeit, mit welcher die große Welt über die Blüthen ihres Geistes hinweg sieht. Ein ganzer Stoß neuester französischer Poesien hat sich aufgesammelt auf unserm Büchertisch, und aus der bald flüchtigen, bald eingehendern Beschäftigung mit diesen kleinen, meist sehr zierlichen Bändchen haben wir eine Ueberzeugung gewonnen, die uns wohl gethan hat in dem blutigen Hader dieser Tage gerade, die Ueberzeugung nämlich, daß es doch in der französischen Nation, trotz aller falschen Civilisation, noch immer einen Kern von poetischen und religiösen Anschauungen giebt, der ihr schwerlich jemals verloren gehen wird, weil er ihr bisher erhalten worden ist. Solch ein Kern aber ist von größter Wichtigkeit für eine sociale Regeneration. Es wird in Deutschland überraschen, daß man sich in Frankreich wenigstens poetisch noch ziemlich eifrig mit der Bibel beschäftigt; so ist so eben von Al. Guillemin wieder eine Tragödie: „Jonathan" erschienen. Der Dichter, ehemals Advocat beim Cassationshofe und Staatsrath, hat schon früher seine Muse biblischen Gegenständen gewidmet, man hat von ihm eine Uebersetzung der Psalmen in französischen Versen, eine Interpretation des hohen Liedes und eine Dichtung: „die Engel der Bibel", die alle von einer eifrigen und innigen Beschäftigung mit der heiligen Schrift, so wie von nicht gemeinem Talent zeugen. Ganz dasselbe können wir von dem neuesten Werk der Tragödie Jonathan rühmen, die sicher mancher Seele eine reine Befriedigung gewähren wird, wenn sie auch niemals auf den Brettern erscheinen dürfte. Herr Guillemin ist kein Corneille, mancherlei aber hat er doch mit dem großen Dichter seiner Nation gemein, nicht nur die innige Hingabe an den Stoff und die treuherzige Vertraulichkeit, mit welcher er sich durch Vermittelung der Vor-

rede mit seinem Leser unterhält, sondern überall zeigt sich, daß Corneille das hohe Muster ist, nach welchem sich der wackere Advocat mit dem edeln poetischen Sinn gebildet hat.

Ebenfalls in dramatischer Form tritt die Dichtung: „die Holländer unter Philipp II." auf; der Verfasser, der sich Etienne Arbois nennt, soll eine Verfasserin sein; vielleicht sind die französischen Kritiker galanter, wir müssen gestehen, daß wenn auch Prosa zuweilen wie Poesie klingen kann im Munde schöner Frauen, zuweilen doch auch die Poesie der Frauen ganz wie Prosa auszusehen vermag. Ein starkes protestantisches Bewußtsein ist in dieser Dichtung, das ist nicht zu verkennen, aber auch das mit ihm verschwisterte demokratische nicht. Es fehlt indessen nicht an einzelnen bedeutenden Stellen, so ist zum Beispiel die Elegie des Moritz an sich von poetischer Schönheit, aber sie paßt weder in das Gefängniß, noch ihrer Länge wegen in die Oekonomie des Ganzen. Schließlich siegt die Reformation, und damit ist wohl eigentlich der Zweck der Verfasserin erreicht.

Ganz jung ist sicher der Dichter der „Rêves de l'avenir", Herr Octave Giraud; er hat noch alle Illusionen, welche sich die erste Jugend über Freiheit, Glück und Humanität macht, er hat auch noch ganz jene Naivetät, die sich um die Gesetze der Logik eben so wenig wie um andere kümmert und auf der Oberfläche der Dinge hingleitend nicht ein Mal Lust zu einer Vertiefung verspürt. Als seine Religion feiert unser junger Dichter eine Art von fadenscheinigem Deismus und proclamirt ein „dogme universel" das eine verzweifelte Familienähnlichkeit mit dem bekannten „êtr esuprême" des frostigen Herrn von Robespierre hat. Eins seiner Gedichte hat Giraud überschrieben: Decouragement, und mit einer gewissen Wehmuth erklären wir dieses grade für das beste Stück seiner gereimten Philosophie:

Par fois mon âme est abattue
Et se prend à douter de tout,
Elle-même en vain s'évertue
A vaincre son amer dégoût.

Wir glauben an diesen amer degoût des armen Dichters, der bittere Ekel wird das Ende seiner Philosophie sein, hoffentlich kommt er auf andere Gedanken, wenn er diesen Ekel überwunden hat. An Muth fehlt es ihm nicht, wagt er es doch seiner Lyra selbst die Kraft der Posaunen des Weltgerichts zuzuschreiben:

Barde! que ta lyre résonne
Et les morts se réveilleront.

Weit besser gefällt uns der Dichter in den kleinen Gedichten, in denen er die Natur feiert:

La violette
Vient de s'ouvrir,
Saluons, dans un jour de fête,
La violette
Que février a fait fleurir!

Hoffentlich hat der Dichter dabei nicht im Hintergedanken den Februar 1848 gehabt.

Ganz Lyriker ist Herr Jules de Geres; sein „Roitelet" singt keine politische Philosophie, dieser Zaunkönig schlägt oft sehr glücklich die Töne der

Lerche und der Nachtigall an. Das ganze Büchlein klingt wie ein Concert der Vögel im grünen Walde. Der Dichter schildert in seinem ersten Gedicht eine junge Bettlerin und Landstreicherin, welche sich vor der Polizei also vertheidigt:

Nous sommes trois, dit elle, un garçon, une fille,
Ma mère au lit malade, et rien pour exister.
Nous n'avons plus de pain dans ma pauvre famille,
Ma mère allait mourir . . . . il fallait bien chanter.

Der Dichter ist in derselben Lage, sagt Herr von Geres, wie die junge Landstreicherin:

Quand votre esprit léger se detourne et l'accuse
Comme un enfant perdu qui, peut vous attrister,
Helas! il peut souvent répondre pour excuse:
Mon âme allait mourir — il fallait bien chanter.

Der Dichter hat gesungen, um nicht zu sterben, darum hat er besonders die Liebe besungen, die im Allgemeinen Leben giebt und nicht nimmt, wenn sie zuweilen auch tödtet. Ganz reizend ist das kleine Lied: Le plus triste, von dem ich wenigstens die beiden ersten Verse hierher setzen will:

Comme elle interrogeait la liste
Des jours quelle avait vu finir:
Mon Dieu! dit elle, il est si triste,
Si triste de se souvenir!

Non! au passé, pour qu'il renaisse,
Quand il peut encore nous lier,
Le souvenir, c'est la jeunesse,
Il est plus triste d'oublier.

Es ist in dem Buche eine bald träumerische, bald galante und immer leichte Poesie, Lied in französischem Sinne und Refrain wechseln bunt, eine recht anmuthige Dichtergabe.

Den Idylles héroiques des Herrn von Laprade haben wir keinen rechten Geschmack abzugewinnen vermocht. Er war gewiß mehr an seiner Stelle, als er das große Mysterium der Psyche, der Frau des Alterthums, offenbarte, der Frau des Alterthums, von welcher unsere modernen Frauen noch so manche Eigenschaft behalten haben. Diese ewigen Bergbesteigungen, diese Gletscher, die Einöden mit obligaten poetischen Gefühlen haben etwas verzweifelt Ermüdendes; seine Idyllen werden nur übertroffen an Eintönigkeit durch die Poêmes de la mer des Herrn Autran. Da klingt es viel frischer und wohllautender aus den Nouvelles poësies von Eugene Cressot:

Pour vous oublier et guérir ma peine,
J'avais voulu fuir loin, bien loin de vous;
Mais mon coeur toujours vers vous me ramène,
Car bien que mortis, mon mal est si doux.

Es ist doch hübsch, daß es auch noch französische Poeten giebt, die jenes tödtliche aber süße Leiden kennen, dem wir so viele gute und schlechte Verse verdanken!

Von J. Dum haben wir einen einfachen, schlichten, in seiner Wahrheit oft rührenden Roman in Versen, „Gilberte“ betitelt; leider hat der Dichter einen Anhang von Gedichten, hoffentlich frühere Arbeiten, dazu gegeben, der das günstige Vorurtheil, das seine „Gilberte“ erregte, ganz zu zerstören geeignet ist. Es ist ganz jene unreife Durcheinandermengerei von Politik, Philosophie und Poesie, an der wir ja auch in Deutschland keinen Mangel haben. Herr Louis Lurin hat einen reizenden Titel gefunden für seine kleinen Novellen: „Ici l'on aime,“ und der Titel trügt nicht, es wird in der That viel geliebt in diesen Novellen, geliebt auf alle möglichen Arten, ganz so wie man in neuester Zeit zu lieben pflegt, möglichst flüchtig. Es ist ein hübsches Buch, man liest mit Interesse darin, wenn der Wagen noch nicht da ist, der uns zum Ball, oder zum Concert, oder meinetwegen auch nach der Börse bringen soll. In dem friedlichen Roman „Mos de Lavene“, Scenen und Erinnerungen aus dem Nieder-Languedoc von Madame Louis Figuier, wird mit viel größerer Sammlung und Ueberlegung geliebt. Mos ist übrigens, wie wir aus einer Anmerkung erfahren, im Nieder-Languedoc Abkürzung für Monsieur, oder Madame oder Maitre. Die Cevennen sind der Schauplatz dieser so einfachen Familiengeschichte, die uns lebhaft an unsern wackern Canonikus August Lafontaine erinnert hat. Der Sohn des „Mos“, Student zu Montpellier, verliebt sich in das reiche und vornehme Fräulein de Presles gegen den Willen der Väter. Das Ende kann nicht zweifelhaft sein. Aus dem friedlichen Nieder-Languedoc fallen wir in den „Filles du Boer“, Erinnerungen an das Cap der guten Hoffnung von Alfred de Bréhat, zwischen die Löwen, Tiger, Rhinocerosse u. s. w. mitten hinein, und die Töchter des Boers sind auch so muthige Damen, daß sie sich vor allen diesen Bestien nicht im mindesten fürchten. Diese Damen beschäftigen sich nun vorzugsweise mit dem Instrument, aber nicht mit dem Piano, sondern mit der Flinte. Auf jeder Seite knallen Flintenschüsse, und zwar aus jenen herrlichen alten holländischen Flinten, die man „Entenpfoten“ nennt, die ganze Geschichte schließt mit einer „mariage à la carabine!“ Zuletzt noch ein paar Worte über die „Malheurs de Sophie“ der Frau Gräfin von Ségur (Paris, 1859. Hachette). Ich war auf eine sehr sentimentale und ganz ungeheuer traurige Geschichte gefaßt — glücklicherweise handelte es sich in dem Buche nur um eine Puppe, Sophie hat keine andern malheurs als die, welche ihr die Puppe verursacht; das mit sehr hübschen Bildern verzierte Kinderbuch war ganz zufällig unter all die modernen Poeten gerathen. Oder vielleicht nicht ganz zufällig? Wäre vielleicht in dem Kinderbuche mehr Poesie, wie in dem ganzen gereimten und ungereimten Kram? Wir wollen es dahin gestellt sein lassen und den Franzosen nicht allein, sondern allen Völkern wünschen:

> Dieu vous accorde des poëtes,
> Et vous préserve des rimeurs.

Französische Civilisation und deutsche Schweifwedelei.

Man macht alle Tage mehr und mehr die Erfahrung, daß die sogenannten Liberalen am wenigsten dazu gemacht sind, die Preßfreiheit zu ertragen; verklagten doch die Söhne des längst verstorbenen Schriftstellers Heinrich Zschokke im Anfang dieses denkwürdigen Jahres den deutschen Geschichtsschreiber W. Menzel vor Gericht wegen der Urtheile, die er über das Verhältniß ihres

Vaters zu den Franzosen gefällt, und erstritten ein verurtheilendes Erkenntniß. Wir können uns nicht enthalten, hier ein Aktenstück mitzutheilen, welches die ungünstigen Urtheile W. Menzels über Zschokke unterstützt, daneben aber auch recht klar zeigt, mit welcher Schweifwedelei deutsche Männer, denn Zschokke ist leider nur ein Beispiel von Vielen, den Franzosen selbst da entgegen kamen, wo ein zürnend Strafwort gewiß viel bessern Erfolg gehabt hätte, jedenfalls aber sittlich geboten war. Was die Franzosen unter Civilisation, von der sie jetzt wieder so viel reden, verstehen, ist allbekannt, nur die naive Unwissenheit der Franzosen kann auf gleiche Unwissenheit bei andern Völkern rechnen, doch vielleicht ist auch in dieser Beziehung das nachfolgende Schreiben nicht ganz unnütz:

Schreiben des Regierungskommissärs H. Zschokke an den Divisionsgeneral Lecourbe.

(Wörtlich nach dem französischen Original übersetzt.)

Bürger General!

Von meiner Regierung beauftragt, mich über den wirklichen Zustand der Distrikte Schwyz, Einsiedeln, Altorf und Ursern zu erkundigen, die durch die Tapferkeit Ihrer unbesiegbaren Brigaden befreit (?) wurden, und beauftragt, die wirksamsten Maßregeln zu ergreifen, sie der helvetischen Republik wieder zu gewinnen, Liebe des Vaterlandes und der öffentlichen Ordnung wieder zu erwecken, habe ich mich in diese Gegenden begeben. Und aus der gleichen Ursache wende ich mich zuerst an Sie, Bürger General, denn Sie werden nicht damit zufrieden sein, diese Länder durch Waffengewalt für die helvetische Republik zurückerobert zu haben; Sie werden auch noch alle politischen Maßregeln anwenden, sie ihr zu erhalten.

Aber ohne Zweifel ist Ihnen das allgemeine Elend dieser wiedereroberten Gegend und die unbeschreibliche Noth unbekannt, welche besonders durch die Unordnung mehrerer Ihrer Soldaten verursacht wurden.

Der Oberbefehlshaber Massena und das helvetische Vollziehungsdirectorium haben den Einwohnern des Kantons „allgemeine Amnestie" bewilligt; diese Amnestie war nothwendig, sowohl für die Unterhaltung Ihrer Truppen selbst, als auch den republikanischen Brigaden den Siegesgang gegen die Armeen zweier Kaiser zu erleichtern. — Aber es war vergeblich. Weder die Schuldigen noch die Unschuldigen, Weiber, Kinder und Greise, welche in die höchsten Gebirge des Landes geflüchtet sind, wagen es, zu ihren Hütten heimzukehren, wo weder Sicherheit des Eigenthums noch der Personen gilt. Sie werden öde Dörfer, entvölkerte Landschaften antreffen, als hätte die Pest darin geherrscht.

Ein dumpfes Schweigen, geplünderte Häuser, Ruinen verbrannter Hütten und Scheunen — das ist's was die Gegenwart republikanischer Truppen ankündigt!

Der Bezirk von Schwyz ward die Beute der Sieger. Man wird Ihnen Personen nennen, die getödtet wurden, nicht weil sie die Waffen gegen die Franzosen trugen, sondern weil sie kein Geld mehr zu geben hatten; man wird Ihnen Weiber und unschuldige Töchter nennen, die geschändet wurden.

Aber man muß vielleicht diese Gräuel der ersten Wuth der Soldaten zu gut halten, die eben einen wilden Feind besiegt hatten.

Doch, was unter kultivirten Nationen unerhört ist — man hat diese unglücklichen Länder 14 Tage nacheinander dem Raub und der Plünderung Preis gegeben!

Fast eben so verhält es sich mit Uri. Ich will davon das traurige Bild nicht entwerfen. Sie selbst können ja der Augenzeuge von Allem sein. Die Reichthümer dieses Thals bestehen nur in den Producten der Wiesen und der Viehzucht. Selbst die Oestreicher und die ungezähmten Schaaren, welche aus dem äußersten Norden des civilisirten Europas kamen, hatten der natürlichen Armuth dieser Länder auf's möglichste geschont — und Bürger General, jetzt noch, nach 16 Tagen, hören Ihre Truppen nicht auf, das Heu zu nehmen und zu vergeuden, wodurch das Viehstand erhalten werden sollte; die Erdäpfel, der Gebirgsbewohner einzige Nahrung im Winter, hinweg zu rauben; das Hausgeräth des Landmanns zu plündern und zu verderben 2c.

Das Volk ist zur Verzweiflung getrieben. Der letzte Funke einer Liebe zur neuen Verfassung muß erlöschen. Man wird noch in einem Jahrhundert nicht Verwüstungen vergessen, gestiftet durch Armeen, die da Friede den Hütten, nur Krieg den Tyrannen versprachen. — Man wird die erste Gelegenheit benutzen, die Rebellionen zu erneuern, um den Tod zu suchen in den Reihen derer, die ihnen nichts zu leben übrig ließen.

Und wenn man selbst diese Abscheulichkeiten (horreurs) entschuldigen könnte — wenn man sie auch Rache oder gerechte Züchtigung der rebellischen Gegenden nennen wollte — — was haben denn die armen Bergbewohner des St. Gotthardt verbrochen? — Der Distrikt von Ursern ist der unschuldigste, und er ist der unglücklichste!

Einst umringt überall von Insurrectionen, war er gegen die Republik der getreueste, und jetzt? — — —

Wiewohl die Gemeinden sich erbieten, das nöthige Heu zu liefern, wird es ihnen überall geraubt.

Die Soldaten reißen die Stallungen nieder, um Feuer damit zu machen; sie schänden Töchter und Frauen; sie steigen in die entlegensten Alpen, um Schafe und Käse zu stehlen; sie dringen in die Häuser, um sie zu plündern; unerschwingliche Requisitionen werden ausgeschrieben; die Pferde der Officiere und Marketender zertreten ungeahndet die schönsten Matten; wer dem Soldaten nichts mehr geben kann, wird mißhandelt. Man wagt es nicht mehr, Klagen anzubringen, weil es immer vergebens, sogar gefährlich war. Selbst die öffentlichen Beamten werden insultirt. Sogar der Statthalter von Ursern, dieser wegen seiner Vaterlandsliebe und seinen vielen Leiden um das Vaterland ehrwürdige Mann machte davon keine Ausnahme. Wenn nun Ihre Officiere keine Achtung gegen die bürgerliche Obrigkeit zeigen, wie wollen Sie, daß dieselbe geehrt werde vom Volke?

Bürger General, um das schreckliche Gemälde zu vollenden, darf ich Ihnen nur sagen, daß die Hälfte der Einwohner des Distrikts schon wirklich gezwungen ist, die Dörfer zu verlassen; unmöglich ist's für sie, daselbst noch einen Winter zuzubringen, und ein Winter dieser rauhen Hochgegend dauert über die Hälfte des Jahres; und wenn Sie nicht die ernsthaftesten Maßregeln ergreifen, wird der St. Gotthardt in weniger Zeit entvölkert und öde sein.

Bürger General, ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie den Willkürlichkeiten und Grausamkeiten verschiedener Ihrer Officiere und Soldaten Schranken setzen werden. Ich weiß, alles das geschah ungeachtet Ihrer Befehle, das Eigenthum zu ehren und sich immer zu erinnern, daß unsere Republik Bundesgenössin der großen Nation ist. Ich begnüge mich damit, Ihnen die Anzeige von jenen Gräueln gemacht zu haben, die am Ende Ihrer eigenen Truppen Existenz in dem verödeten Lande unmöglich machen. Lecourbe, den Europa nur als Held kennt, wird in diesen Gebirgen als menschlicher Sieger geehrt werden.

Altdorf, den 1. September 1799.

Deutsche Schweifwedelei, sagten wir in der Ueberschrift, denn bekanntlich war H. Zschokke, dessen literarische Verdienste wir übrigens nicht verkennen, kein Schweizer sondern ein Magdeburger.

Vermischtes.

Die „Preuß. Jahrb." enthalten folgenden bisher noch ungedruckten Brief A. v. Humboldts an Schiller:

„Kanton-Quartier Nieder-Flörsheim, den 6. August (1794).

„Wie soll ich mich bei Ihnen entschuldigen, Verehrungswerther Freund, über die Verzögerung meiner Antwort. Wenn ich seit langer Zeit meine Eitelkeit, und doch eine Eitelkeit edler Art, lebhaft geschmeichelt fand, so war es damals, als Sie mich einluden, mit Ihnen verbunden an der Ausbreitung philosophischer Ideen zu arbeiten. Ich ging bisher so einsam und unbemerkt

meinen litterarischen Weg einher, daß ich kaum ahnden durfte, Jemandes Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Wie sollte ich mich vollends der Ihrigen werth halten?

„Rastloses Umhertreiben mit dem Minister von Hardenberg, an den mein Schicksal und meine Neigung mich bis jetzt noch gebunden haben, hinderte mich, wie ich wünschte, Sie in Jena zu sehen. Jetzt hat mich mein Unstern gar hierher geführt, wo ich diplomatische, mir fremde Geschäfte treibe und meist der Armee des Feldmarschalls folge. Dieser Unruhe allein schreiben Sie mein langes Stillschweigen, ihr das Unzusammenhängende dieser Zeilen zu! Vielleicht glückt es mir, mich bald ganz loszumachen und einer großen Arbeit, die ich mir vorgesteckt und die ich mit Anstrengung verfolge, ganz zu leben.

„Nie habe ich von einem litterarischen Unternehmen mehr erwartet, als von dem Ihrigen, wo große Kräfte eine große Wirkung hoffen lassen. Es freut mich unendlich, daß Sie die Naturkunde aus Ihrem Plane nicht ausschließen. Res ardua vetustis novitatem dare, omnibus naturam et naturae suae omnia. Wie man die Naturgeschichte bisher trieb, wo man nur an den Unterschieden der Form klebte, die Physiognomik von Pflanzen und Thieren studirte, Lehre von den Kennzeichen, Erkennungslehre, mit der heiligen Wissenschaft selbst verwechselte, so lange konnte unsere Pflanzenkunde z. B. kaum ein Object des Nachdenkens speculativer Menschen sein. Aber Sie fühlen mit mir, daß etwas Höheres zu suchen, daß es wiederzufinden ist; denn Aristoteles und Plinius, der den ästhetischen Sinn des Menschen und dessen Ausbildung in der Kunstliebe mit in die Naturbeschreibung zog, diese Alten hatten gewiß weitere Gesichtspunkte, als unsre elenden Registratoren der Natur. Die allgemeine Harmonie in der Form, das Problem, ob es eine ursprüngliche Pflanzenform giebt, die sich in tausenderlei Abstufungen darstellt, die Vertheilung dieser Formen über den Erdboden, die verschiedenen Eindrücke der Fröhlichkeit und Melancholie, welche die Pflanzenwelt im sinnlichen Menschen hervorbringt, der Contrast zwischen der todten, unbewegten Felsmasse, selbst der unorganisch scheinenden Baumstämme und der belebten Pflanzendecke, die gleichsam das Gerippe mit milderndem Fleische sanft bekleidet, Geschichte und Geographie der Pflanzen, oder historische Darstellung der allgemeinen Ausbreitung der Kräuter über den Erdboden, ein unbearbeiteter Theil der allgemeinen Weltgeschichte, Aufsuchung der ältesten Vegetation in ihren Grabmälern (Versteinerungen, Steinkohlen, Torf 2c.), allmälige Bewohnbarkeit des Erdbodens, Wanderungen und Züge der Pflanzen, der geselligen und isolirten, Karten darüber, welche Pflanzen gewissen Völkern gefolgt sind, allgemeine Geschichte des Ackerbau's, Vergleichung der cultivirten Pflanzen mit den Hausthieren, Ursprung beider, Ausartungen, welche Pflanzen fester, welche loser an das Gesetz gleichmäßiger Form gebunden sind, Verwilderung gezähmter Pflanzen (so amerikanische, persische Pflanzen wild vom Tajo bis Oby), allgemeine Verwirrungen in der Pflanzengeographie durch Colonisationen — das scheinen mir Objecte, die des Nachdenkens werth und fast ganz unberührt sind. Ich beschäftige mich ununterbrochen mit ihnen, aber das Geräusch im Innern um mich her, hindert mich, mich ordentlich zu entwickeln. Ich sehe, daß ich Einiges sogar albern ausgedrückt habe, doch hoffe ich, daß Sie im Ganzen fühlen, was ich meine.

„Sollte ich im Stande sein, Ihnen, Verehrungswerther Freund, über diese Gegenstände in der Folge einige Probestücke schicken zu können, so würde mich Ihr Beifall allerdings unaussprechlich glücklich machen, aber welch ein Abstand würde zwischen meinen Arbeiten und denen Ihrer anderen Mitarbeiter sein?

„Leben Sie indeß wohl, so glücklich als Sie es bei der Klarheit Ihres Selbst nothwendig sein müssen. Erneuern Sie Ihrer liebenswürdigen Gattin mein Andenken und grüßen Sie meinen Bruder Wilhelm, dem ich lange nicht geschrieben. Ihr gehorsamster Humboldt.“

Berliner Revue.

Kleine Zeitung.

№ 12. Sonnabend, 18. Juni. 1859.

Berlin, 18. Juni.

Wie wir an einer andern Stelle unseres Blattes mittheilen, waren vor einigen Tagen die Vertreter der meisten deutschen Vorschuß-vereine zu Weimar in ernster Berathung versammelt. Es handelte sich dort um eine wichtige Sache, die wir der Theilnahme aller deutschen Regierungen und besonders der königl. sächsischen, welche in einer unbegründeten Aengstlichkeit die Versammlung der Vereine in Dresden untersagt hatte, zu tieferem Studium empfehlen. Das deutsche Handwerk und überhaupt der deutsche Mittelstand macht in diesen Vorschußvereinen und durch die Genossenschaften aller Art einen letzten Versuch, sein Leben aus der Hand des despotischen Capitalismus zu retten; gelingt ihm der Versuch nicht, so stürzt er in den Abgrund und hilft die leblose Masse des Proletariats vergrößern. Die wildeste gesellschaftliche Revolution, die Revolution nicht bloß gegen Thron und Palläste, sondern gegen jedes Gut, würde und müßte die Folge dieses Sturzes sein.

Die „Genossenschaften der selbstständigen Arbeit“ — dies Wort mag die aus Meistern, Kaufleuten, Unternehmern bestehenden Associationen am besten kennzeichnen — wenden sich jetzt durch einen ihrer Weimarer Beschlüsse zum ersten Male an den Staat und seine Gesetzgebung. Dieser Augenblick ist von einer außerordentlichen Wichtigkeit; wird er richtig gewürdigt, kommen die Regierungen ohne vorgefaßte Ansicht und ohne büreaukratische Ueberhebung dem gewiß mannigfach unbeholfenen, vielfach auch seinerseits noch mißtrauischen, auch hie und da politisch verworrenen Mittelstande und seinen auf Selbsthülfe gerichteten Bestrebungen entgegen, so ist zu der Grundlage einer neuen gesellschaftlichen Ordnung, die der mittelalterlichen, äußerlich ganz anders gearteten, sich wohl vergleichen ließe, ein wichtiger Quaderstein gelegt. Zunächst wollen die Vereine um Erlasse von Gesetzen bitten, welche ihr Bestehen und Wirken einigermaßen anerkennen und ihnen Erleichterungen bei Klagen und überhaupt allen Rechtsgeschäften gewähren. Dabei klingt der Gedanke an eine selbstständige Rechtshandhabung innerhalb der Genossenschaften für ihre Angelegenheiten durch, ein Gedanke, so deutsch, so freiheitlich, so conservativ und fruchtbar, daß es für wirklich monarchische, der organischen Reform geneigte Regierungen keine schönere Aufgabe geben kann, als ihm hülfreich entgegenzukommen.

Berlin, 18. Juni.

Ihre Majestät die Königin hat Angesichts der angeordneten Mobilmachung beschlossen, Frauen aller Stände aufzufordern, in Vereine zusammenzutreten, die zur Unterstützung einzelner hülfsbedürftiger Militärfamilien der ausmarschirten Truppen theils Beiträge sammeln, theils für einträgliche Beschäftigung derselben sorgen, theils selbst Arbeiten liefern, welche dem Kriegsheere zum Nutzen gereichen und, von dem Vereine bezahlt, an die Truppen abgeliefert werden; wohingegen die einzunehmenden Gelder wiederum für jene Familien verwandt werden sollen. Ihre Majestät die Königin werden das Protectorat über diese Vereine übernehmen und sofort unter Allerhöchsteigner Leitung einen Centralverein in Potsdam gründen, von dem her-nach das Nähere bekannt gemacht werden wird. Gott segne die Königin!

— Die von mehreren Zeitungen gemeldete Nachricht von der Hierherkunft Ihrer Maj. der Kaiserin-Mutter von Rußland scheint der Begründung noch zu entbehren.

— Es heißt hier, Herr Baron von Schleinitz werde sich demnächst in das Hauptquartier Sr. Majestät des Kaisers von Oestreich nach Verona begeben. Zuerst soll dazu Graf Pourtales bestimmt gewesen sein.

— In den ersten Tagen dieser Woche soll an die preußischen Gesandten bei den deutschen Regierungen eine Depesche gerichtet sein, in welcher diese eingeladen werden, sich den politischen und militärischen Maßregeln Preußens anzuschließen. Man darf erwarten, daß die deut-

schen Regierungen Preußens Initiative mit Vertrauen entgegenkommen werden. Preußen hat seine Entschlüsse als Großmacht, aber im deutschen Interesse, gefaßt. Das Ueberlassen der militärischen und politischen Leitung wird in irgend einer Form den geeigneten Ausdruck finden. Ueber Preußens Ziel und die Mittel, mit welchen es dasselbe zu erreichen unternimmt, werden die Aufschlüsse nicht fehlen. Von einer östreichischen Circular-Depesche, die sich gegen jede Friedens-Vermittlung ausspricht, ist hier allem Anscheine nach nichts bekannt geworden.

— Die preußischen Vermittelungsvorschläge, welche durch die Mobilmachung unterstützt werden sollen, sind im Gegentheil, theilweise wenigstens, von Oestreich bereits acceptirt.

— Dem Vernehmen nach, schreibt man der „Köln. Ztg.“, wird außer den bereits genannten sechsen auch das erste Armee-Corps (Provinz Preußen) in den nächsten Tagen mobilisirt werden.

— Auf den Rheinwerften zu Koblenz lagern in großer Anzahl eine ganz neue Art von Hohlgeschossen, welche per Schiff von Köln eingetroffen sind. Dieselben sind cylinderförmig, etwa 1 Fuß lang und auswendig mit einer Schraube versehen. Man nennt sie Demolirungs-Geschosse.

— Die conservative „Norddeutsche Zeitung“ in Stettin, die einst der verewigte Dr. Hermes redigirte, wird mit dem Ersten künftigen Monats eingehen.

— Das Concil der freireligiösen Gemeinden schritt in seiner Sitzung vom 16ten d. M., nachdem es Uhlich zu seinem Vorsitzenden gewählt, alsobald in Hinblick auf die Kürze seines Zusammenseins zu dem Hauptgegenstande seiner Berathungen, über Verfassung des Bundes freireligiöser Gemeinden, und adoptirte die neun von der Nordhäuser Gemeinde eingebrachten Sätze zur Grundlage seiner Berathungen. Dieselben lauten: „Bundesordnung der freien Religionsgemeinden. 1. Name: Bund freier Religionsgemeinden 2. Zweck: Förderung unseres religiösen Lebens. 3. Grundsatz: Freie Selbstbestimmung in allen religiösen Angelegenheiten. 4. Mitgliedschaft: Glied des Bundes ist jede Gemeinde, welche die Bundesordnung anerkennt und ihren Beitritt bei dem betreffenden Bezirks- oder Bundesvorstand angemeldet hat. 5. Verfassung: Der Bund gliedert sich nach Kreisen und Bezirken und wählt einen gemeinsamen Bundesvorstand zu seinem Organ. 6. Bundesversammlung: Mindestens jedes fünfte Jahr wird auf Einladung und Einleitung des Bundesvorstandes eine Bundesversammlung gehalten. 7. Die Schlüsse der Bundesversammlung sind Rathschläge für den Bund, welche durch Anerkennung Seitens aller Bundesglieder (4.) zu Bundesbeschlüssen werden. 8. Der Bundesvorstand wird von der Bundesversammlung in Vorschlag gebracht, aber von den Bundesgemeinden frei gewählt. 9. Bundesreform: Veränderungen dieser Bundesordnung behufs ihrer Aus- und Umbildung sollen nur auf Vorschlag der Bundesversammlung und nach einhelliger Billigung Seitens der Bundesglieder (4.) stattfinden.“

— Die neue Bahnstrecke der Oberschlesischen Eisenbahn von Myslowitz nach Neuberun wird am 25. d. M. dem öffentlichen Verkehr übergeben.

— Die alte englische Parteiregierung liegt in den letzten Zügen; in einer der schwersten

Kleine Chronik.

*** Bei der großen Parade in voriger Woche (Sonnabend) war es ein unzweifelhafter Uebelstand, daß die berittenen Schutzleute sich am hallischen Thor selbst aufgestellt hatten, um die Marktwagen, welche das Debouchiren der Truppen gehindert hätten, abzuweisen. Warum besetzte man nicht einfach die drei Chausseen und wies von da ab die Leute nach anderen Thoren? Es wären dadurch mancherlei Störungen vermieden worden.

*** Die Stadt Berlin beabsichtigt zur Deckung der demnächst nöthig werdenden Einquartierungskosten u. s. w. einen Steuerzuschlag von 25 Procent auf die Miethssteuer zu erheben.

*** Seit einiger Zeit durchläuft die Zeitungen die Nachricht, Se. Excellenz der Oberstruchseß rc. Graf Redern componire eine Oper, zu welcher Tempeltey den Text geschrieben; die Nachricht ist, in dieser Fassung wenigstens, als irrig zu bezeichnen.

*** Wie verlautet, ist dem erst kürzlich zum Königl. Commerzienrath ernannten Chef des hiesigen Bankhauses S. Bleichröder, Hrn. Gerson Bleichröder, die Ernennung zum geheimen Commerzienrath zugedacht.

*** Gestern ist hier der Director der ornontowitzer Bergbaugesellschaft, Herr Eyserhardt (von der Firma Gebrüder Eyserhardt in Magdeburg) mit Tode abgegangen.

*** Der projektirte Bau einer Eisenbahn von Berlin nach Charlottenburg wird, dem Vernehmen nach, nicht zur Ausführung kommen.

*** Nach einem obrigkeitlichen Anschlage in Schöneberg hat der Teltower Kreis 20,000 Thaler für Pferdeankäufe zu der bevorstehenden Mobilmachung aufzubringen. Die Kosten sollen durch Erhebung einer einmaligen außerordentlichen Einkommen-, so wie Klassensteuer von einem Monatsbetrage aufgebracht werden.

*** Der Zuschlag von 25 Procent zur klassificirten Einkommensteuer, zur Klassensteuer und zur Mahl- und Schlachtsteuer tritt mit dem 1. Juli in Kraft.

*** Der Rechenschaftsbericht des Berliner Frauen-Vereins zur Abhülfe der Noth unter den kleinen Fabrikanten und Handwerkern ist erschienen. Der durch den Geh. Commerzienrath Ermeler erstattete

Krisen Europa's, in der heutigen Verwickelung, gefährdet sie den Einfluß England's auf's Höchste. Bucher schreibt darüber in der „Nationalzeitung“: Es hat nicht an dem Willen gefehlt, eine neue Dictatur Palmerston abzuwenden, aber an der Möglichkeit. Die Resignation Derby's ist nicht ohne Zögern angenommen worden; aber seine Antwort auf die Vorstellungen, die ihm gemacht wurden, war die Erklärung, die er am Abend auf dem Citybankette abgab, daß er seine Nachfolger unterstützen wolle. Auch Lord Brougham wurde von Lord Palmerston befragt und wußte nichts zu rathen. Man weiß in diesen Kreisen sehr wohl, was man in Paris und Petersburg weiß und was der Mob noch nicht fühlt, daß England gegenwärtig eine Macht dritten Ranges ist; aber es scheint, daß in England, außer Lord Ellenborough, kein Staatsmann mehr existirt, der sich über das Parteiwesen erheben, aus ihm heraus versetzen, in ihm die Veranlassung zur Zerrüttung erblicken kann. Eine neue Verschmelzung oder Gruppirung der Parteien, wie sie seit der Eröffnung des Parlaments die Zungen beschäftigt, kann den Wagen nicht aus dem abschüssigen Geleise reißen, kann es höchstens dahin bringen, drei Pferde vorzuspannen, anstatt zweier. Und bringt es nicht einmal dahin. Die Unabhängigen sind bereits „done, gemacht“, wie sie es verdienen. Die drei Kabinetssitze, die ihnen zwischen dem Meeting in Willis' Rooms und der Abstimmung mündlich versprochen waren, sind bis auf einen zusammengeschrumpft, für Milner Gibson und das eine Sinecure, Kanzlerschaft des Herzogthums Lancaster. — Für Cobden wird ein Platz außerhalb des Kabinettes reservirt; von der dritten Stelle ist gar keine Rede mehr. Mylord Palmerston möchte so gern sein Wort halten, kennt man doch seine zarte Gewissenhaftigkeit! aber, sagt er, und zuckt die Achseln, meine Herren, ich kann nicht; ultra posse nemo obligatur; meine edlen und sehr ehrenwerthen Freunde, die Wood, Grey, Lewis, ohne die ich ein Ministerium nicht bilden kann, wollen es nicht leiden. Es ist der alte Fall, das alte Unglück Mylords. Hätte er nicht längst Rußland erwürgt, den Papst reformirt und den Briten Sonntags Musik gegeben, wenn nicht immer Jemand da gewesen, der es nicht erlaubt, Prinz Albert, der Bischof von Canterbury, Lord Clarendon, oder der „Morning Advertiser“? Freilich der „Star“ ist mit dieser Erklärung nicht zufrieden. „Wenn die whiggistischen Stellenjäger damit nicht zufrieden sind, wenn die drei Baronets nichts hergeben wollen, wenn Männer, die nicht anders zu Lord Palmerston oder Lord John Russell Vertrauen haben, als wenn ihnen ein hohes Amt mit 5000 Lstr. angeboten wird, in die neue Regierung aufgenommen werden sollen, dann stimmen wir dafür, daß der Versuch, die liberale Partei „entsprechend“ zu repräsentiren, lieber aufgegeben und Lord Derby ersucht werde, wieder einzutreten, mit einer demüthigen Entschuldigung, daß man ihn durch die Abstimmung am Sonnabend Morgen incommodirt hat.“ Der „Star“ ist das Organ Brights und hat 30,000 Abonnenten.

— Man schreibt aus der Schweiz: „In dem gegenwärtigen Zeitpunkte, wo Italien wiederum an seiner Befreiung laborirt, und zwar sonderbarer Weise mit Hülfe eines **fremden** Despoten, der die Freiheit in seinem eigenen Lande

---

Kassenbericht ergab die erfreulichen Resultate, daß sehr pünktlich zurückgezahlt worden, der Verlust sich nicht höher als auf 88 Thlr. 25 Sgr. beläuft und das Vermögen des Vereins gewachsen ist. Diese Vermehrung des Capitals dankt der Verein der Gnade Sr. königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm, der demselben einen Theil der bei der Ausstellung der Hochzeitsgeschenke eingegangenen Summe zugewiesen, und der Güte des Magistrats, der die Höhe dieser Summe bestimmt hat.

*** Der Dichter Scherenberg hat ein Epos über die zur Aufsuchung Franklin's unternommenen Seeexpeditionen vollendet, das demnächst in Druck erscheinen soll.

*** Von den beiden Schriften Gloger's: „Die nützlichsten Freunde der Land- und Forstwirthschaft unter den Thieren“ und „Kleine Ermahnung zum Schutz nützlicher Thiere“ hat das landwirthschaftliche Ministerium 25,000 Exemplare entnommen, um sie durch das Unterrichtsministerium an sämmtliche Schullehrer des preußischen Staates zu vertheilen und durch diese ihre Einführung in Stadt- und Landschulen zu veranlassen. Die Ministerien des Innern und der Finanzen haben 2000 Exemplare bezogen. Von außerpreußischen Ländern hat die kurhessische Regierung 2000 Exemplare, die oldenburgische 1000, die württembergische 2000 verschrieben und der Gesammtabsatz beläuft sich bis jetzt auf 60,000 Exemplare.

*** Die Zeitungen kündigen an, daß ein Album auf Pergament in groß Quarto geschrieben, zu verkaufen ist. Dasselbe enthält auf der ersten Seite 31 Zeilen, eigenhändig geschrieben und unterfertigt von Johann Bugenhagen, Pomeranus, im Jahre 1543, den 9. November. — 2. Seite. Enthält 23 Zeilen. Eigenhändig unterschrieben und unterfertigt von Dr. Martin Luther im Jahre 1543. — 3. Seite. Enthält 24 Zeilen. Eigenhändig geschrieben und unterfertigt von Philipp Melanchthon d. d. 1543, 24. November. — 4. Seite. Enthält 30 Zeilen von Gasper Kreuziger, geschrieben und unterfertigt im Jahre 1543. — 5. Seite. Enthält 35 Zeilen, geschrieben und unterfertigt von Justus Jonas, d. d. 1543. — 6. Seite. Enthält 25 Zeilen von Georg Major, einem Ungar, der während der Reformation in Deutschland studirte, von seinen Lehrern und Freunden die obigen Stammblätter bekam und mit sich nach Ungarn brachte. Diese in deut-

vor den Kanonen »wegblasen« ließ, wird, wie sich erwarten läßt, in den Organen der italiänischen, beziehungsweise europäischen, Revolution gegen die im römischen und neapolitanischen Kriegsdienste stehenden Schweizerregimenter, als unbequeme Stützen der legitimen Ordnung, vielfach agitirt. Dieser Agitation in der Presse scheinen sich aber außerdem die »Schweizer in Florenz« anzuschließen, welche dem Bundesrath den Wunsch ausgesprochen, es möchte dafür gesorgt werden, 1) daß die fremden Truppen in Neapel sich nicht als Schweizer ausgeben können, und 2) daß die öffentliche Meinung aufgeklärt werde über die Beziehungen, in welchen die fremden römischen Truppen zur Schweiz stehen. Mit diesem »Wunsch« wird vermuthlich auch das sonderbare Begehren in Verbindung stehen, daß der Bär von den Fahnen des Bernerregiments entfernt werde. Der erwähnte Schritt der Schweizer in Florenz mag, nebst ihren revolutionären Sympathien, auch wohl in der Furcht liegen, es möchte der Haß gegen die Schweizertruppen, bei allfälligen Ausbrüchen, auch auf sie übertragen werden und üble Folgen für sie haben. Warum aber in Toskana die Schweizertruppen in Rom, welche dort die gleiche Aufgabe haben, als die in französischem Solde und unter französischer Fahne stehenden kaiserlichen Rothhosen, nämlich die Beschützung des Papstes als Staatsoberhaupt und die Aufrechthaltung von Ruhe und Ordnung, gegenüber der Umsturzpartei, größeren Haß auf sich ziehen sollten, als diese letztern, will uns nicht recht einleuchten; aber diesen kann und darf man eben nicht auf den Leib rücken, ja man muß sie als »Befreier« sogar lieb haben, während man vermittelst Agitation und Hetzerei im eigenen Lande jene im italiänisch-revolutionären Interesse leichter entfernen zu können hofft. Eine Züricher Zeitung, welche jenen Wunsch der florentinischen Schweizer bespricht, meint indessen, in richtiger psychologischer Beurtheilung der italiänischen Freiheitsapostel, welche bekanntlich lieber mit dem Maul, als mit dem Schwerte fechten, »daß auch eine italiänische Union, falls die Nationalpartei siegen wird, über kurz oder lang in den Fall kommen kann, die Vertheidigung ihrer Grenze theilweise ebenfalls fremden Truppen anzuvertrauen.« Die Schweiz, als Staat, hat in Folge des Artikel 11 der Bundesverfassung, welcher alle fremden Militär-Kapitulationen verbietet und durch die erlassenen Werbverbote, wodurch bereits bestehende Kapitulationen einseitig gebrochen wurden, durchaus keine Verantwortlichkeit in Beziehung auf diese Regimenter in ausländischem Dienste, aber auch keinerlei Competenz mehr, sich in deren Angelegenheiten einzumischen und eben so wenig Einfluß irgend einer Art auf dieselben; sie hat es so gewollt! Zwar sucht der Bund durch Werbverbote einen möglichst hemmenden Einfluß auszuüben, allein vergeblich; die Werber darf man wohl strafen, aber nimmermehr die sich werben lassenden, so lange wenigstens dem Schweizer noch das Recht der Selbstbestimmung, seine persönliche Freiheit, bleibt, d. h. so lange der Schweizer kein Sclave ist! Es hat nun zwar nicht an Stimmen gefehlt, welche in ihrem Haß und in diensteifrigem Bemühen für die Wünsche Louis Napoleons als einzig wirksames Mittel die Werbung zu verhindern, den Verlust des Bürger-

scher Sprache verfaßten Handschriften sammt Bibel des Dr. Martin Luther (Lüneburg, 1665, gedruckt und verlegt durch die Sterne) sind aus freier Hand zu verkaufen. — Ein solches Album von den ersten Reformatoren, die eigenhändigen Arbeiten dieser berühmten Männer, ist etwas Seltenes; etwas ähnliches wird in ganz Europa kaum zu finden sein. — Die Biebel wiegt 20 Pfund. — Frank. Adressen sub L. B. 271 befördert die Expedition der National-Zeitung.

*** Die „Volkszeitung" enthält folgendes nicht zu sehr mystische Inserat: „Zur Beachtung! Eine bekannte Firma Unter den Linden 29 macht bekannt, daß sie noch dreißig tüchtige Arbeiter zu beschäftigen wünsche. Unterzeichnete erlauben sich, sich hiermit zu empfehlen und zugleich anzuzeigen, daß sie über ihre Zeit vollständig verfügen, so wie daß sie diejenigen Mittel besitzen, die sie in den Stand setzen, Tage lang ohne Beschäftigung zu bleiben, und so die Zahl der schon engagirten Ueberflüssigen noch vermehren und oben genannte Firma im Renommiren bereitwilligst unterstützen können. Dreißig tüchtige Rock- und Westenarbeiter (aber nur solche!)." Wenn, was hier angedeutet wird, wahr ist, so hat die Polizei wohl Veranlassung, gegen den renommistischen Marchand tailleur einzuschreiten. Er verhöhnt ja geradezu die Gesellen.

*** Die Berliner Blätter enthalten folgendes Inserat:

„Was ist zu thun? Die Hausbesitzer Berlins befinden sich heute gerade in derselben Lage, wie vor 50 Jahren, daß sie sich ruhig gefallen lassen müssen, daß ihnen ihre Hypotheken-Kapitalien gekündigt werden, obschon in solchen Zeiten anderweitig keine Kapitalien aufzutreiben sind. Die Börse hat für ihre Zwecke Geld-Institute! Auch der ländliche Grundbesitz hat seit Friedrich dem Großen für alle Provinzen Geld-Institute, die in den letzten Jahren noch erheblich erweitert wurden. Aus welchem Grunde haben die Hausbesitzer Berlins, die das beste Pfand zu bieten vermögen, kein Hypotheken-Credit-Institut? Diese Frage ist heute eine der wichtigsten."

*** Aus Bautzen schreibt man: Soeben ist das 18. Heft des „Casopis", Vierteljahrschrift des wendischen Bildungsvereins, allhier ausgegeben, dessen Inhalt von großem Interesse ist; z. B. Gesänge von P. und B.: „Auf dem Weihnachtstisch

rechts für den Angeworbenen decretiren wollten, allein wäre dieses nicht schon durch die Bundesverfassung, nach welcher kein Bürger seines Bürgerrechts verlustig erklärt werden kann, verboten, so müßte eine solche Maßregel als der „abscheulichste Gewaltmißbrauch gebrandmarkt werden, den ein Bürger an dem andern begehen könnte. Ein solcher Gedanke konnte auch nur der Bosheit jener Partei entspringen, welche ihren Thron auf den mit Blut getränkten Trümmern der bestehenden Gesellschaft aufrichten möchte und sich daher in frecher Gottesvergessenheit prahlend die **rothe** nennt."

Literatur.

Der Kriegsschauplatz. Unter den mannigfachen Hülfsmitteln, die dem deutschen Publicum zu seiner Orientirung auf dem Kriegsschauplatze geboten werden, verdienen neben den Karten von Perthes und Kiepert auch die Arbeiten des Premierlieutenants **von Dedenroth** hervorgehoben zu werden. Es liegen von ihm zwei Karten, den Kriegsschauplatz in der Lombardei und den in Piemont enthaltend, vor, und er hat außerdem so eben bei Fr. Schulze (Berlin, Leipzigerstr. 68a.), wo auch seine sehr billigen Karten erschienen sind, eine Broschüre erscheinen lassen, betitelt:

„**Der Kriegsschauplatz in Ober-Italien.** In geographischer, topographischer und militärischer Bedeutung, mit Rücksicht auf die wichtigsten historischen Momente."

Das Büchlein darf als eine dankenswerthe Ergänzung zu sämmtlichen vorhandenen Karten betrachtet werden. Zu wünschen wäre es, daß der Verf. bei einer zweiten Auflage eine kurze Uebersicht über die seit Ende des vorigen Jahrhunderts stattgehabten Kriege in Ober-Italien und über ihre strategischen Operationen eine kurze und populäre Darstellung gäbe. Gelehrtes Material von Fachschriftstellern ist in Masse darüber vorhanden, es fehlt aber an einer Bearbeitung für's große Publicum.

Juden können nicht Richter sein. Ein Wort „zur Berücksichtigung" von einem preußischen Richter. Berlin. Verlag von F. Heinicke. 1859.

Ein wohl zu berücksichtigendes Votum, abgegeben von einem **christlichen Richter**, dem es mit seinem Berufe und der diesem entsprechenden Pflicht ein heiliger Ernst ist. Schon der Wortlaut des Preuß. Gesetzes steht ihm zur Seite:

In der Allgem. Ger.-Ordn. Theil III. Tit. 3 heißt es von den Pflichten der Richter:

§ 3. „Zu ihren allgemeinen Pflichten gehört hauptsächlich ein rechtschaffener und lebhafter Eifer für die Beförderung einer Gott gefälligen — Justiz;" und in § 5 ist gesagt: „Auch außer ihres Amts müssen sie ihr ganzes Betragen Andern zum Muster der Redlichkeit, Uneigennützigkeit, Verträglichkeit und aller übrigen bürgerlichen und **christlichen** Tugenden dienen lassen."

Das klingt, bemerkt der Verf., ganz anders als der Trinkspruch jenes Professors und Historikers, der von den preußischen Richtern verlangte, daß sie richten sollten ohne Menschenfurcht, ohne Fürstenfurcht und ohne **Gottesfurcht**. Dieser Mann, der vielleicht die Gottesfurcht fürchtet und einst auch nicht mehr zu dem ewigen Gott im Himmel beten kann, sondern wie einer jener, jetzt wie Giftpilze aufschießenden Freigemeindler nur noch an „den großen Geist denken": — dieser Mann, der es für die Aufgabe der Juristen zu halten scheint, schlechte

---

des Herrn Seiler"; „Vergleich der indo-europäischen Sprachen" von Dr. Pfuhl; „das älteste gedruckte wendische Buch und dessen Verfasser" von Jentsch 2c.

⁂ Abermals ist unlängst in Paris eine von Frankfurt a. M. aus dorthin expedirte telegraphische Depesche, welche eine für Garibaldi ungünstige Nachricht enthielt, „par ordre supérieur" mit Beschlag belegt worden. Man will eben in ganz Frankreich nur die übertriebenen und phrasenhaften officiellen Berichte des Pariser Moniteur bekannt werden lassen.

⁂ In den Schaufenstern der italiänischen Buchhandlungen z. B. zu Florenz ist ein Stammbaum mit dem Bildniß Napoleons ausgestellt, in welchem nachgewiesen wird, daß die Bnaparte vom reinsten italiänischen Stamm sind: uoprünglich stammen sie, wie bekannt, aus Treviso. Dann waren sie in Parma ansäßig. Das goldene Buch von Bologna weist ihre Namen auf. In Florenz waren sie eifrige Parteiführer und hielten zu den Ghibellinen, also zu den Kaiserlichen. Nach Vertreibung der Ghibellinen durch die Welfen ließen sie sich in S. Miniato, zwischen Empoli und Pisa, nieder, wo sie bis Anfang des 17. Jahrhunderts waren. In dieser Zeit siedelten sie endlich nach Ajaccio auf der Insel Corsica über. Da nun aber Corsica seit 1769 französisch ist, so wird dargethan, wie die Corsen bis heute durch geographische Eintheilung, durch Geschichte, Charakter, Sprache, Physiognomien 2c. ächte Italiener sind.

⁂ Der Papst hat am Himmelfahrtsfeste in der Laterankirche in einer kurzen Rede an die Geistlichkeit über die bevorstehende Seligsprechung Sarcander's und Labbre's **Oestreich und Frankreich gesegnet**, weil sie katholisch seien, **dann aber und mit erhobener Stimme das ganze Italien.**

⁂ **Hackländer** schreibt vom Kriegsschauplatz (aus Verona) über den kameradschaftlichen Sinn der östreichischen Officiere Folgendes:

„Es sind das noch dieselben oft gehörten und liebgewonenen Begrüßungsworte, wie wir sie damals austauschten beim Auszug aus Mailand, bei Mortara und Novara: „„Tschau! Grüß Dich Gott!"" Und sie gehören mit dazu, in ihnen drückt sich das feste und schöne, ächt kameradschaftliche Band aus, das sich um die ganze brave östreichische Armee schlingt, das Jeder kennt, mag seine Mut-

Christen zu sein, wußte vielleicht nicht, daß er geradezu etwas Gesetzwidriges von den Richtern verlangte.

Der Verf. kommt bei seiner weitern Untersuchung der Frage, ob Juden Richter sein können, zu dem Resultat:

„Es bleibt für jüdische Richter nur ein kleiner Theil der Geschäfte übrig, wozu sie für befähigt erachtet werden könnten: beschränkte Betheiligung an Criminal- und Civilproceß-Deputationen, Bearbeitung jüdischer Vormundschaftssachen und der Hypothekensachen; Aufnahme der Acte freiwilliger Gerichtsbarkeit mit Ausschluß der Testamente und der gerichtlichen Eheschließungen von Christen (in Betreff der Freigemeindler, die ja den christlichen Boden verlassen haben, sind sie zuzulassen); ferner das Decernat in Kassensachen und in der Executions-Instanz; endlich Verwaltung der Deposital-Curatel.“ (S. 20.)

„Immerhin ist ein Jude nicht fähig, alle Functionen eines preußischen Richters auszuüben. Der § 70, Th. I. Tit. 10. A. L. R. bestimmt aber: „Es soll Niemandem ein Amt aufgetragen werden, der sich dazu nicht hinlänglich qualificirt.“ Deshalb kann Niemand Richter werden, der nur einzelne Functionen des Richteramts ausüben darf.“

„Die Juden sind also unbedingt gesetzlich vom Richter-Amt ausgeschlossen, und der Herr Justizminister kann und darf keine jüdischen Richter anstellen. Ja, er muß noch schärfer als bisher auftreten. Denn wenn ein Jude nicht Richter sein darf, so darf er auch keinerlei richterliche Functionen ausüben. Deshalb ist es unseres Erachtens unbedingt gesetzwidrig, daß jüdische Assessoren in Hypotheken- und Vormundschaftssachen als Richter fungiren. Erst wenn ihnen dies gänzlich untersagt wird, ist der gesetzliche Zustand hergestellt.“

Berliner Börse
vom 11. bis 17. Juni.

Die von uns schon früher ausgesprochene Ansicht, daß mit dem Vorrücken der Franzosen die Friedensaussichten steigen und am Mincio die Unterhandlungen beginnen werden, ist von der Börse so allgemein adoptirt worden und ist so sehr der leitende Gedanke ihrer Bewegungen geworden, daß selbst die angeordnete Mobilmachung die steigende Richtung derselben nur vorübergehend unterbrechen konnte, wiewohl die Course in den meisten Fällen diejenige Höhe heute noch nicht wieder erreicht haben, welche sie am Dienstag inne hatten. Die Börse verharrt in einem Optimismus, welcher Angesichts der Kriegseventualitäten, welche man bei einer Mobilmachung doch als in Aussicht stehend annehmen muß, beispiellos ist. Allerdings hat unsere Regierung eine Mediation, aber eine bewaffnete, als das Programm ihrer Stellung aufgestellt, aber eine bewaffnete Mediation läßt doch erwarten, daß man diese nöthigenfalls wird erzwingen wollen, und je weniger man an eine Nachgiebigkeit Oestreichs oder eine Mäßigung der Allürten glauben kann, um so gewisser steht die Betheiligung Preußens an einem europäischen Krieg in Aussicht. Die Mobilmachung verursachte zwar am Mittwoch einen sehr bedeutenden Rückgang der Course, aber eines Theils war dies mehr das Ueberraschende der Anordnung, da noch am Freitag Abend die „Preuß. Zeitung“ das Gerücht einer nahe bevorstehenden Mobilmachung officiös dementirt hatte, während man jetzt weiß, daß der betreffende Beschluß schon an demselben Tage gefaßt war. Freilich sprach das officiöse Blatt nur von Nicht-Mobilisirung der ganzen Armee und die Maaßregel betraf in der That bis jetzt nur zwei Drittheile derselben. Anderntheils war die ungünstige Wirkung auch mit ein Produkt der Ungewißheit über den Zweck der Anordnung, da Viele darin nur eine Maaßregel finden wollten, um Preußen die Suprematie in Deutschland zu bewahren, während andere sie direct gegen Frankreich gerichtet hielten und wieder Andere der Meinung waren, man wolle Oestreich damit zum Frieden zwingen. Endlich ist auch das Drückende dieser Ungewißheit in den Optimismus der Börse aufgegangen, nachdem diese wahrgenommen, daß auch die Mobilmachung keine Panique im Publicum hervorgebracht und dieses zu forcirten Verkäufen veranlaßt hatte, so daß, was freilich der Börse am nächsten liegt, bei dem geringen flüssigen Material, das die Börse besitzt, die verhältnißmäßig sehr starke Contremine ihre Deckungen nur mit großen Opfern und zu erheblich gestiegenen Coursen wird bewirken können. Man sah daher auch bereits gestern und heute viele Deckungskäufe ausführen, und diesen hauptsächlich ist, da ein neuer Grund zum Rückgange der Course fehlte, die Festigkeit und steigende Richtung derselben an diesen beiden Tagen zu verdanken.

Unter den Effecten, welche am Mittwoch vom Rückgange ergriffen wurden, müssen wir auch besonders der neuesten Anleihe erwähnen, welche

---

tersprache deutsch sein, ungarisch, böhmisch oder italiänisch; es ist wie das herzliche Du, das jeder Officier dem anderen gleichen Ranges giebt, wenn er ihn auch vorher nie gesehen. Gieb mir einen Trunk Wasser, gieb mir Feuer für meine Cigarre! Das verbrüdert die Armee auf edle und innige Art, und das läßt sie mit so fest zusammenhalten, und ist ein Kitt weiter in Freud und Leid.“

„Das Hauswesen des Kaisers hier im Hauptquartier ist auf die einfachste Art eingerichtet. Natürlicherweise sind die militärischen Uniformen dieselben, die wir von jeher kennen; aber von den Bediensteten sind die glänzenden Livreen, die dem kaiserlichen Hofe zu allen andern Zeiten nicht fehlen dürfen, verschwunden, und Dienerschaft, Kutscher und Reitknechte haben einen einfachen aber geschmackvollen Feldanzug erhalten; dunkle Röcke mit runden, niedern, aufgekrempten Hüten; die Kammerdiener und Jäger des Kaisers haben graue Anzüge mit Grün, die einzige Verzierung des schwarzen Tyrolerhuts ist der Gamsbart, den die meisten unter letzteren im Gefolge ihres unermüdlichen Herrn selbst gewonnen. So paßt und stimmt Alles hier zusammen, und wenn man diese neue Adjustirung sieht, das ganze vereinfachte und doch so praktische Hofwesen, so erkennt man sogleich die kundige und strenge Hand, die das Ganze leitet.“

bis zu 91¾ verkauft wurde und auch heu te nicht über 92¾ stieg. Es ist im Staatsinteresse zu wünschen, daß bis zur nächsten Einzahlung neue ungünstige Motive nicht ein weiteres Fallen der Course veranlassen, da sonst leicht der Staat in die Lage kommen könnte, die große Unvorsichtigkeit unsrer Finanz-Verwaltung beklagen zu müssen, eine zu Kriegszwecken ausgelegte Anleihe mit nur 10 Proz. Anzahlung subscribiren zu lassen. Außerdem wird es sehr mißbilligend empfunden, daß auch bis heute noch kein Resultat der bereits am 11. d. Mts. geschlossenen Zeichnungen bekannt gemacht worden ist, während mit Hülfe des Telegraphen dies der obersten Finanz-Verwaltung doch bereits spätestens am 13. bekannt sein mußte.

Am befremdendsten müßte den gegenwärtigen Verhältnissen die feste und verhältnißmäßig günstige Haltung der östreichischen Effecten scheinen, wenn man den Grund dafür nicht einfach darin zu finden hätte, daß man in Oestreich nicht wie in anderen Ländern im Stande ist, in kritischen Zeiten sein Geld sich hinzulegen. An Silbergeld fehlts dazu, und Banknoten werden meist als werthloses Papier betrachtet, natürlich zieht es daher der Privatmann vor, statt der werthlosen Banknoten sich wenigstens Actien oder Staatspapiere hinzulegen. Die neueste, das weitere Umsichgreifen des Staats-Banquerotts nur schlecht verhüllende Anordnung, nach welcher die Zinsen der National-Anleihe fortan nicht mehr in Silber, sondern nur in Banknoten mit einen Zuschlag von 25 Prozent oder in nach fünf Jahren zahlbaren Schuldscheinen mit einem Zuschlag von 28 Prozent bezahlt werden sollen, war daher auch von keiner erheblichen ungünstigen Wirkung, da die Besitzer der National-Anleihe doch immer noch eine Handvoll Banknoten mehr an Zinsen erhalten als die Besitzer von Metalliques, und im Auslande man doch immer noch die Zins-Coupons gegen Silber verkaufen kann; heute wurden diese mit 88 Proz. bezahlt, was ungefähr 4½ Prozent statt 5 Prozent heißt und beim Course von 45 Prozent noch immer fast 9½ Prozent Zinsen ausmacht.

Von den östreichischen Effekten stiegen nach mehreren Schwankungen Creditactien von 49¾ auf 55½, und Franzosen von 97½ à 95½ à 99 à 94¾ à 100, wogegen National-Anleihe von 46¾ à 48 auf 46, und Metalliques von 42¾ à 44 auf 42 zurückgingen, auch Banknoten wichen um ¾ pCt.

Von Bank- und Creditactien schwankten Disconto-Commandit-Antheile 71¼, 71, 72½, 68, 70, Genfer 24½, 26½, 23, 24, Meininger 50½, 53¾, 51, Dessauer und Darmstädter behaupteten sich nach leichten Schwankungen, Luxemburger stiegen 1, Danziger 2 und Weimar 5 pCt., die übrigen erfuhren meistens einen Rückgang von 1 à 2 pCt., Posener von 4, Berliner Handelsgesellschaft, Braunschweiger and hiesige Bank sogar von 5 à 6 pCt.

Von Industrieactien waren Hörder Hütten von 61 à 65 gefragt, heute wieder 1 pCt. niedriger, Minerva 28 à 30 à 29 und Neustädter Hütten von 15¾ bis 12 weichend.

Unter den Eisenbahnactien schließen nur folgende höher als vor acht Tagen, nämlich: Amsterdam-Rotterdamer 58½, 59, 58, 59½, Hamburger 89 à ½, 87½, 90, 89½, Potsdam-Magdeburger 99½ 100, 96½, 100, Berbacher 112, 113, 111, 115½, Cosel-Oderberger 28½, 30½, 26, 29, und Rhein-Nahebahn 25½, 25, 27. Die übrigen erreichten ihren Coursstand vom vorigen Freitag nicht wieder; die erheblichsten Schwankungen, von mehr als 2 pCt., erfuhren: Köln-Minden 107½, 106½, 110, 100½ 106, Oberschlesische Lit. A. 98½, 97, 99½, 94, 97, Lit. B. 93¾, 95, 90½ 92¾, Anhalter 93, 92½, 94, 89½, 92, und 87½, 87, 88, 84, 86½, Stettiner 90½, 88½, 89, 86½, 88½, Freiburger 68½, 67½, 70, 65½, 67½, Thüringer 88½ à 89, 85, 87½, Rheinische 58½, 53½, 57, Bergisch-Märkische 69½ à 70 à 66, Mecklenburger 37¾, 38½, 36, 36¾, Nordbahn 37, 36½, 37¾, 35½, 36¾, Aachen-Mastricht 15, 14½, 15½, 12¾, 14½.

Preußische Fonds gingen weiter zurück: 4½proz. Anleihen 88½, 89, 87½, Prämien-Anleihe 105 à 103¾, Staatsschuldscheine 75 à 72½, russische schließen nach einer vorübergehenden Steigerung wieder matter.

Landwirthschaft.

Lissa, im Juni. Eine Besorgniß erregende Erscheinung bietet an vielen Orten der sogenannte Fliegenfraß an den Getreideähren. Derselbe äußerte sich darin, daß die Aehre vom untern Theile des Büschels an durch ein Insekt abgefressen wird, das die Größe und Gestalt eines Erdflohes hat, und das seine Verheerungen in massenhaften Schwärmen, besonders in den Mittagsstunden, bei dem höchsten Stand der Sonne, also zwischen 12 — 3 Uhr, anrichtet. Die so angefressene Aehre ist unfähig, Körner zu entwickeln, vergelbt und stirbt schnell ab. In hiesiger Gegend finden sich Felder, die strichweise bereits die traurige Wirkung dieses Insektenfraßes zeigen.

Inserate.

Redacteur: H. Keipp in Berlin. — Verlag von F. Schneider in Berlin.
Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch) in Berlin.

Die Politik der Zukunft für Oestreich.

Von einem Alt-Oestreicher.*)

Denn Vorwärts ist ungrisch und böhmisch.
Grillparzer (1848). An Radetzky.

I.

Die Politik der Ohnmächtigen.

Hélas! que je regrette
Mes charmes perdus,
Ma jambe bien faite
Mon bras si dodu!
Béranger.

Das gegenwärtige System in Oestreich kann man als gerichtet ansehen. Der Restor der östreichischen Staatsmänner, Fürst Metternich, hat darüber sein gewiß höchst competentes Urtheil ausgesprochen. Der unfähigste der Männer, die Oestreich dahin gebracht, wo es sich jetzt befindet, verkaufte bereits seine Möbel. Die Anderen werden ihm folgen, früher oder später, je nachdem Gesundheitsrücksichten, strategische oder finanzielle Erfolge eintreten werden. Es giebt keine Vertheidiger mehr des Status quo — außer ein paar verspätete Troßbuben aus dem servilen schreibenden Hauptquartier.

Wir beabsichtigen keine Todtenschau. Die Männer der „rettenden Thaten" in Europa gehen dorthin, wohin die Demokraten von 1848, der „politisirende Weltgeist" und anderes historische Rumpelwerk gekommen sind. Nur Lakaien mit oder ohne Livrée insultiren die Todten. Eine andere Zeit fordert andere Männer. Wer einmal Verdienste gehabt hat, bleibt zwar nicht unentbehrlich, aber wenn er abgethan ist, kann er die Kriegsehren beim Abzug in Anspruch nehmen. Als eine seltsame Erscheinung müssen wir es aber bezeichnen, daß, während alle Welt darüber einig ist, so könne es in Oestreich nicht bleiben, wolle man nicht

*) Die Redaktion legt in dem folgenden Aufsatze den Lesern die jedenfalls sehr beachtungswerthen Gedanken eines böhmischen Aristokraten vor, ohne damit indeß die Verantwortlichkeit für den gesammten Inhalt zu übernehmen.

die Revolution organisiren, keine Seele sich die Mühe giebt, zu fragen: Was nun?

Wir können die Ursachen dieser gewiß für jeden Oestreicher höchst betrüblichen Erscheinung nicht alle aufzählen. Eine ist die Frucht des zehnjährigen Druckes der Presse, die in Folge dessen sich in den miserabelsten, charakterlosesten Händen befindet, und der französischen sicher nichts nachgiebt. Eine andere ist das allgemeine Mißtrauen, die Frucht bekannter Ereignisse u. s. w. Die wesentlichste ist der Mangel einer jeden conservativen Partei in Oestreich. Es giebt in Oestreich jetzt keine Parteien, nur Servile und Mißvergnügte. Es ist dies die natürliche Folge einer zehnjährigen Contrerevolution, die keine noch so conservative Opposition duldete. Der 31. December 1851, das Concordat und der orientalische Krieg haben die deutsche conservative Partei in Oestreich getödtet, der Germanisirungszwang die übrigen, die ungarische, die böhmische 2c.

Wenn wir hiermit eine einzelne Stimme vernehmen lassen, um einen Versuch zur Realisirung einer conservativen Partei in Oestreich zu wagen, so verhehlen wir uns nicht, daß die beiderseitigen Revolutionäre mit und ohne Frack und Schlafrock, wie die Contrerevolutionäre in Soutane und Uniform über uns herfallen werden. Wir werden Absolutist und Umstürzler, Deutschthümler, Panslawist und Magyarone gescholten werden.

Fais ce que tu dois, advienne que pourra.

Wir dürfen nur geringe Opposition finden, wenn wir das System, das eben in Oestreich stürzt, die Politik der Ohnmächtigen nennen. Dasselbe kleinliche Bestreben, Unrettbares doch noch so lange als möglich zu conserviren und mit Schminke und Watte zu restauriren, was die Zeit vertilgt. Eine rechte conservative Politik muß auch ihre Gesundheitspolizei haben, und Ruinen und Fäulniß fortschaffen, damit nicht die ganze Umgebung leide. An einer solchen Politik fehlt es aber dem ganzen Continente, wo es Wühler und Heuler zwar genug giebt, aber weder ächte Conservative noch consequente Liberale. — Die Politik aber, die ganz Europa „bruckirt" hat, um heute das Besatzungsrecht in Rastatt oder Commacchio zu behaupten, morgen, um den König von Dänemark, Danilo oder den Herzog von Modena zu schirmen, ist eben so wenig conservativ als liberal. Eine Verwaltung, die aus Jahrhunderte alten Königreichen Provinzen macht, deren Beamte nicht einmal die Landessprache kennen, die tausendjährige Verfassungen aufhebt, um die neufränkische Bureaukratie allmächtig zu machen, die ein Drittel des Vermögens der Großgrundbesitzer in Form eines Grundentlastungspatentes wegnimmt, um damit den Kleingrundbesitzer zu beschenken, die an die Stelle der Gesetze Kaiser Joseph's das Concordat setzt, die heute mit Rußland gegen Preußen, morgen mit Frankreich gegen Rußland, übermorgen — allein gegen Frankreich steht — mag contrerevolutionär sein

— conservativ ist sie nicht. Wer noch nicht an die unverwüstlichen Hülfsquellen Oestreichs glaubt, wird belehrt werden, wenn er daran denkt, was für eine Regierung es in den letzten zehn Jahren ausgehalten. Die Demonstration gegen Rußland kostete 500 Mill. Fl. und 30,000 Mann, und trug uns die eclatante Dankbarkeit des Herrn Louis Napoleon ein, der sich beeilte, Oestreich das zu thun, was es Rußland gethan, damit der Weltgeschichte nicht alle Moral fehle. In allen conservativen Kreisen war nur ein Schrei der Entrüstung über die orientalische Politik des Grafen Buol, die z. B. in der ganzen Generalität nicht einen Anhänger hatte. Die Wiener Presse heulte einen Befreiungshymnus gegen Rußland, den man in Paris mit verändertem Text bald neu aufgeführt hat. Das alte Oestreich schwieg und trauerte, daß nur das feile Gesindel eine Stimme haben soll. Jahrelang wurde gegen Napoleon in allen Wiener Journalen losgehudelt, bis — „kann ich schreiben nach links — kann ich schreiben nach rechts — kann ich schreiben nach allen Seiten . . . .“ sagt Schmock in den „Journalisten“.

Das ist die öffentliche Meinung Neuöstreichs.

II.

„Prinz Eugen, der edle Ritter.“

Es giebt einige schöne Seiten in der Geschichte Oestreichs, die Freund und Feind in den letzten Zeiten zu viel vergessen haben. Wir meinen die Zeiten, als Oestreich das Schwert der ganzen Christenheit gewesen ist, als in allen Kirchen für seine Waffen gebetet wurde, und alle Recken seinen Fahnen folgten, — denn sie waren die Rettung, die Ehre und der Fortschritt Europa's gegenüber orientalischer Barbarei — die Zeiten Prinz Eugens, des edlen Ritters.

Es ist eine längst vergrabene und vergessene Zeit, mit aller ihrer Poesie, ihrer Ritterlichkeit, ihrem Glauben, mit allen ihren Motiven. Wir schlagen uns, um die Börse um 3 pCt. steigen zu machen, um das europäische Gleichgewicht, die Legitimität oder die Revolution, für ein mehr oder minder umschlungenes Land, für die civilisatorische Mission des Islams — aber für ein Vaterland, für einen Glauben! — Giebt es noch so etwas? Abbas Pascha wunderte sich, daß ein Europäer noch an Gott glaube. Wir könnten sehr bitter werden bei dem Gedanken an die größte Schandthat des daran gerade nicht armen 19. Jahrhunderts, an einen Kreuzzug für den Islam; — aber wozu das besprechen, was jetzt nicht nur als ein Verbrechen, sondern auch als eine Dummheit zu Tage liegt? Man hat von vielen Seiten darüber nachgeforscht, warum ein Oestreich entstanden ist, und sich seit 300 Jahren trotz seiner Nachbarn, Regenten und Völker erhalten hat. Was wirklich ist, muß vernünftig sein. Wer die Weltgeschichte nur nicht eben als Börsianer an-

sieht, muß hier eine tiefe Ursache suchen, und nicht etwa die zufälligen der Heirathen und Erbschaften.

Was ist die providentielle Nothwendigkeit Oestreichs?

Einige Leute haben bald die Erklärung fertig — der Zug Deutschlands nach Osten ꝛc. Diesen wollen wir nur bemerken, daß Oestreich, was es ist und war, Slaven und Magyaren verdankt, daß aber selbst die Italiener für Oestreich mehr gethan, als die 6 Millionen inneröstreichische Deutschen (mit allen „Trotteln"), oder als jene, die Oestreich stets nur als Markt für ihre intellektuelle — Makulatur benutzt haben und deren Treue es nie weiter gereicht hat, als bis zur ersten Gefahr — 1745 wie 1848. Wenn man ruhig historisch nachsieht, so bemerkt man ein wirkliches Oestreich erst vom Schlachtfelde von Mohacs an, — früher giebt es höchstens einen ober- und unterderennsischen homunculus, aus dem gewisse Leute gern nachträglich einen Embryo machen würden. — Warum traten Böhmen und Ungarn freiwillig zu Oestreich, trotz so vielhundertjähriger Fehden, der religiösen und nationalen Antipathie? Offenbar um gegen die hereinbrechende türkische Barbarei einen festen Wall zu bilden. Die Türkenkriege füllen an drei Jahrhunderte der Geschichte Oestreichs, sie gehören zu der traditionellen Politik des Hauses Habsburg-Lothringen, die alle Mitglieder, Kaiser Leopold wie Kaiser Joseph, ohne Unterschied ihrer sonstigen Ansichten, unverbrüchlich festhielten und deren Befolgung aus den Nachkommen eines Schweizer Ritters ein vielhundertjähriges Kaisergeschlecht machte. — Freilich, als die Lenkung der Politik Oestreichs in nichtöstreichische Hände unter eigenthümlichen Antecedenzien überging, was galten da die Grundsätze des Hauses, des Staates? Die weltgeschichtliche Rolle Oestreichs ging an Rußland über, wie die Hegemonie in Deutschland an Preußen, da Oestreich seinen ganzen Beruf darin sah, nichts zu thun und nichts thun zu lassen. Die Weltgeschichte wird diesen — absichtlichen oder unabsichtlichen — Verrath einst richten. Alle Sympathieen, die Oestreich noch unter Fürst Schwarzenberg (der freilich ein Oestreicher war, eine Ehre, die nicht alle Andern besitzen), die es nach dem energischen Auftreten Leiningen's besessen, hat diese einsichtsvolle Politik aufgeopfert — um den Preis der Freundschaft Napoleon's. Noch mehr im Innern zeigte sich zuerst der Zwiespalt zwischen den conservativen Ständen — Adel, Geistlichkeit, Armee und Bauer — und der Regierung. Alles war in Oestreich gegen die Türkei, mit Ausnahme einiger deutschen Spießbürger und Zeitungsjuden. Die östreichische Armee schlägt sich auf Befehl, ohne zu politisiren, sie ist keine Prätorianerhorde. Aber wenn man in die Herzen unter dem weißen Rock gesehen haben würde, es hätte — mit Ausnahme fremder Condottieri — wohl keine ehrliche Soldatenseele gegeben, die sich nicht für den „erstaunlichen Undank" aus tiefstem Herzensgrunde geschämt hätte. Die Scene im Kriegsrathe des FZM. Heß ist bekannt genug. Zum ersten Male seit 1848 waren alle honneten Oest-

reicher (man verzeihe den obsoleten Ausdruck) gegen die Regierung einig — Conservative wie Liberale. Eine Politik, die es so weit bringt, wird es noch weiter bringen — und hat es theilweise schon dahin gebracht, daß Oestreich für nichts weiter angesehen wird, als eine Staatshochdruckmaschine, eine internationale Polizeianstalt. Die Folgen zeigen sich in der gegenwärtigen Krise, wo alle Tapferkeit des Heeres kaum im Stande ist, das gut zu machen, was die Feder dieser Diplomatie verdorben hat.

O wollte doch in dieser mißmuthigen, vertrauens- und hoffnungslosen Zeit ein kräftiger, männlicher Ton erklingen, der mit dem Zauber aller historischen, ruhmvollen Erinnerungen, mit der Romantik der Tage von Belgrad und Zenta alles leise Murren, allen Hader übertönen, alles fortreißen würde zum letzten Sieg gegen den Erbfeind der Christenheit, mit dem ehernen männlichen Soldatenliede:

„Prinz Eugen, der edle Ritter!"

III.

Die kranken Leute in Europa und die Staatsarzeneikunst.

A medico indocto, a cibo bis cocto,
ab amico reconciliato
libera nos, Domine.

Das geistige Repertorium einer jeden geschichtlichen Epoche pflegt ärmer zu sein, als man gewöhnlich glaubt. Nur einige Ideen oder Worte sind es gemeiniglich, die die ganze Politik ausmachen — bald Gewissensfreiheit, bald europäisches Gleichgewicht, bald Gleichheit, bald . . . In unsern Tagen ist Civilisation das große Schlagwort, unter dem sich Jeder etwas Anderes und doch dasselbe denkt, der Mann des 2. December wie seine Gegner. Die Civilisation nach Osten tragen! d. h. Kanonen und Bajonnete, denn das Andere soll dann von selbst, oder vielmehr von Amts wegen kommen. Darüber sind alle einig, es handelt sich nur darum, wessen Bajonnete, russische, französische oder deutsche. — Daß die Völker des Ostens ein Recht, den Willen und die Kraft haben könnten, sich selbst zu regieren, fällt selbst sonst so gescheuten Leuten eben so wenig ein, als dem klügsten Epicier 1847, der Arbeiter könnte souverain sein wollen. Was ist dies anders, als die zweite Auflage der Politik „vom beschränkten Unterthanenverstande"; wie diese uns in Despotie und Anarchie gebracht, so entsteht jetzt alle Paar Jahre eine „völkerbefreiende Universaldespotie". Auch die Römer und die römischen Cäsaren hatten ja Verschiedenes zu befreien — den Pöbel von der Aristokratie, die Griechen von den Macedoniern, die Numidier von den Karthagern ꝛc. — Nur die krasse Unwissenheit, die in Europa über den Orient herrschte, konnte solchen Albernheiten, wie die Regeneration der Türken, die Nothwendigkeit des Islam in Europa ꝛc. so lange eine

Herrschaft verschaffen. Die Bildung eines jeden Volkes muß seine eigene That sein; was sich nicht von innen heraus entwickelt, bleibt ewig eine solche Parodie, wie die viel gerühmten Reformen Mehmed Ali's. Hier hat die Theorie der Regenerirung des Orients durch die Kanone zuerst sich praktisch versucht; Schlachtfelder, ein verarmtes verödetes Land, das sind ihre Erfolge. — Alles, was der Occident für den Orient thun kann und soll, ist, daß er ihn sich selbst überlasse.

Zählt auf mich und helft euch selbst,
Dann wird auch Gott euch helfen!

Aber künstlich einen faulen, morschen Zustand erhalten, während man selbst nicht weiß, wozu, im Namen der christlichen Freiheit und Bildung, jene Christen, die so frei sind, frei sein zu wollen, zusammenkartätschen zu lassen, das mahnt doch an jenen Pascha, der bei seinem Nationalfest die Warnung ergehen ließ: On coupera la tête a qui ne sera pas excessivement gai. Die sogenannte orientalische Frage ist eigentlich sehr einfach: Vor vierhundert Jahren versuchten einige türkische Räuberhorden einige christliche Länder zu erobern, was ihnen, Dank sei es der Neutralität Europa's, gelang. Jetzt nach vierhundert Jahren versuchen einige christliche Räuberhorden, sich von der Türkei zu befreien. Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Man lasse ihnen fair play und ein Gottesgericht bei rechter Sonne und gleichem Winde, und sie werden gewiß mit jenem östreichischen General beten, der auch einst die Türken geschlagen: Allmächtiger Herr Generalissimus dort oben, willst Du uns, Deinen Kindern, nicht helfen, so hilf wenigstens den drüben nicht, und Du sollst Deine Freude haben. — Man erinnere sich, wie man gegen die Griechen verfahren. Im Anfange wäre es möglich gewesen, mit einigen Concessionen, Selbstverwaltung rc. die Griechen zufrieden zu stellen. Die europäische Diplomatie verhielt sich Jahre lang feindlich gegen die ganze Bewegung und vermochte sich selbst nach dem untoward event von Navarin nicht für die Sache zu erwärmen. Die natürliche Folge war das unnatürliche Bündniß zwischen Griechen und Russen, zwei Nationen, die fast länger zusammen gekämpft haben als Slaven und Deutsche. Das Geheimniß der russischen Diplomatie liegt in der westeuropäischen Dummheit, die den dreißig Millionen Slaven, Griechen und Rumänen Rußland als den einzigen Befreier hinstellt, und sie förmlich zwingt, zu ihm zu halten, ebenso wie das Verfahren in Posen und Galizien aus allen Polen gute Russen gemacht hat und das jetzige System in Oestreich noch ganz andere Leute russisch machen muß, sobald nur einmal die Leibeigenschaft aufgehoben sein wird, was doch einmal geschehen muß.

Alle Kenner des Orients sind darüber einstimmig, daß die so pomphaft angekündigte Regeneration der Türkei mißlungen sei, ja, daß man sie als eine Utopie betrachten müsse. Selbst der Urheber des letzten orientalischen Krieges, Stratford de Redcliffe, hat seine Unzufriedenheit

deutlich an den Tag gelegt. Es kommt ferner kein Reisender aus dem Orient zurück, der nicht die tiefste Verachtung für die gegenwärtigen Türken zurückbrächte, die die großen Tugenden ihrer Vorfahren verloren und neue Laster gewonnen haben, die außer unbestreitbarem militärischem Talent zu allem andern unfähig sind, die nichts gethan haben und thun können, als zerstören. — Und die weise europäische Diplomatie obstinirt sich, das Unhaltbare zu halten! Hier muß man sich wohl mit dem allgemein gültigen Spruche trösten: Mundus humana stultitia atque divina Providentia regitur.

IV.

Eine weitverzweigte Verschwörung.

On peut s'appuyer sur les bayonnettes,
mais jamais s'y asseoir.

Es giebt eine Menge Leute, die für die gegenwärtige Krise keine bessere Erklärung haben, als eine Unzahl von Verschwörungen, oder besser eine weitverzweigte Verschwörung gegen Oestreich; — Italiener, Ungarn, Panslawisten, Rumänen, Bonapartisten, Gothaner, Cavour, Kossuth, Danilo, Cousa, Vogt, Palmerston — alle haben einen geheimen Freimaurerbund geschlossen gegen das arme Opfer, das auf die — Charpie deutscher Jungfrauen und die diplomatische Geschicklichkeit Lord Malmesbury's sich verlassen muß. Es ist dies freilich bequemer und scheint noch obendrein um so viel patriotischer, als sich die undankbare Mühe zu geben, hier mit gutem Rath zu helfen. Drei Dinge kommen ja so immer zu spät: der gute Rath, die Reue und der Deutsche. Was in den letzten zehn Jahren in Oestreich verdorben wurde — ist eine sehr lange, langweilige Reihe; die Geschichte, wie man alle Nachbarn, alle Völker, alle Parteien — bis auf die eine des P. Brunner und Julius Chowanetz — beleidigt und aufgebracht hat, ist sogar ärgerlich. Also nur darauf losgeheult, wie die wüthende Augsburgerin, in endlosen Variationen über das Thema

Cet animal est très-méchant!
Quand on l'attaque, il se défend!

Gott bewahre Oestreich vor seinen Freunden — dann, aber nur dann, wird es sich auch selbst vor seinen Feinden bewahren!

Die östreichischen Zeitungen haben Oestreich mehr geschadet, als alle Emigranten und alle Unzufriedenen, und wären ihrer 30 Millionen. Insbesondere war es nur Dankbarkeit von Fould, daß er der Augsburger Allg. Zeitung Geld anbot, und wenn es noch Gerechtigkeit giebt, wird Herr Orges der Ehrenlegion nicht entgehen. Hundert Laguerronières vermöchten nicht so viel zu thun, als der bornirte Hochmuth dieses Mannes bereits seiner Sache geschadet hat. Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß ganz Europa nach der „Neujahrsgrobheit" zu Oestreich

hielt. Unleugbar aber ist es, daß diese Sympathie unaufhörlich abnimmt, die Antipathie gegen Oestreich aber zunimmt, während doch Napoleon nichts gethan hat, was ihm hätte die Herzen gewinnen mögen. Er hat Niemanden aus Cayenne und Lambessa entlassen, keine Reformen, keinen Personenwechsel veranlaßt, ja nicht einmal ein Gefecht gewonnen. Woher kommt dies? Offenbar, weil man die dummstolzen Artikel über das Reich der Mitte von 70 Millionen in Europa, die fortwährenden Insulten für alles, was nicht großdeutsch ist, nachgerade satt bekommt, weil die Zeit der Maulhelden eben so wenig da ist, wie die der Säbelhelden. Wenn man so schreibt, wie die süddeutschen Blätter, muß man nicht — für durchziehende Truppen Bier schöpfen und Kaffee kochen, sondern Schlachten gewinnen, sonst kommt es zu solchen Parodieen, wie sie jetzt ein Neffe häufig zum Besten giebt. Man vergißt, daß 1815 hinten die Russen standen — nicht wie sie jetzt stehen. Wer es mit Oestreich aufrichtig meint, muß vor allem zur Wahrhaftigkeit und Nüchternheit mahnen. Illusionen und Utopien erzeugen Freischaaren — aber wir kennen das Ende dieser Dinge. Der große Diplomat der Neuzeit gab seinem Agenten die Parole: Surtout pas de zêle! Für jeden Unbefangenen stellt sich die Sache ganz einfach heraus: Derjenige der beiden Gegner, der sich die Zufriedenheit des Volkes sichert, schlägt den Andern, ohne einen Verlust zu erleiden. Napoleon kann nur in Wien geschlagen werden, und zwar im Ministerium des Innern durch liberale Concessionen. Hier ist die Seite, wo er sterblich ist. Er fühlt dies selbst und ließ darum durch die Kaiserin um Nachsicht und Geduld bitten. Diese Wahrheit muß man nicht heimlich, in Anspielungen und Correspondenzen, sondern gerade aus, immer und auf jede Weise verbreiten, will man Oestreich ehrlich dienen, und nicht etwa bloß sein täglich Lobpensum singen.

Die gegenwärtige Krise ist vor allem national und kann ohne Concessionen an die Nationalitäten zwar verzögert, aber nicht beendigt werden. Die politische und religiöse Frage kommt in zweiter Reihe darnach. Eine Verfassung, alle möglichen Freiheiten werden nichts helfen, wenn man nicht den nationalen Druck in Oestreich beseitigt. Napoleon hat diese wunde Stelle in Oestreich angegriffen, da man ihm in Frankreich auf diese Weise nicht beikommen kann. Hier muß er geschlagen werden oder er siegt. —

Ich habe „ein großes Wort" gelassen ausgesprochen. Alle Agenten, Altliberalen, ehemaligen Burschenschaftler u. s. w. werden mit Entrüstung auf mich losstürzen. Man wird alles verdächtigen, alles besudeln, wie man es gewohnt ist. Ich bin allerdings kein Renegat, kein Neuöstreicher, — kein Hofrath, und kein Schellfisch. Ich habe die Ehre, ein Altöstreicher zu sein. Nicht immer ist das Neue das Bessere. Das System, das 1848 stürzte, hinterließ ein reiches blühendes Land, nur 800 Mill. Fl. Schulden, ein tapferes Heer, eine mächtige, rettende conservative Partei,

die bald über einzelne Erscheinungen siegte. Das System von 1849 dauert erst 10 Jahre und hat bereits über 3000 Mill. Fl. Schulden, erschöpfte Länder, keine Alliirten, die Desorganisation im Innern und die Rathlosigkeit in Form eines Reichsrathes. Ich kann das alte System nicht loben, aber dem Neuen gegenüber lobt es sich selbst. — Ich habe um Oestreich Verdienste aus der Periode März — Oktober 1848, als die Herren, die jetzt das große Wort für Oestreich führen, im andern Lager standen, — wo wir sie vielleicht bald wiedersehen werden; denn zwischen Volksaufwieglern und Spitzeln giebt es eine merkwürdige Affinität.

V.

Die letzte Aristokratie.

Excedere Deos!

Wir halten eine Aristokratie unter den Menschen für ein nothwendiges Produkt der menschlichen Ungleichheit. So lange es Menschen geben wird, die schöner, gescheuter, muthiger ꝛc. sind als andere, so lange wird irgend eine Aristokratie bestehen. Aber den Vorzug, auf welchem sich eine Aristokratie gründet, muß sie erhalten, wenn sie nicht zu Grunde gehen will. Die Weltgeschichte duldet lange keine bloße Geburtsaristokratie. Diese pflegt aus einer Eroberung zu entstehen und damit zu enden, daß die damals Unterworfenen sich gegen ihre Herren auflehnen und — gewöhnlich mit fremder Hülfe, sie vertreiben. Das ist der Lauf der Welt. Nur jene Aristokratieen entgehen diesem Schicksal, die sich mit den Unterworfenen assimiliren und in ihnen aufgehen. So wurden die Nachkommen des normännischen Adels in England anglisirt. Aber alle jene, die auf ihre morsche Grundlage weiter sich erhalten wollen, trifft das tragische aber unvermeidliche Ende der „letzten Ritter." Oestreich und die Türkei sind jetzt in dieser Lage, daß eine herabgekommene Race-Aristokratie in ihrer Existenz bedroht ist. — Die Türken waren eben nichts als eine Reiterhorde, die vierhundert Jahre zwischen entwaffneten und uneinigen Völkern campirte. Als diese selbst anfingen, kriegerischer und einiger zu werden, fiel die Ursache ihrer Herrschaft weg. — In Oestreich giebt es erst seit 1849, dem Sturze des Magyarenreichs, eine deutsche Suprematie, die früher nur auf den Westen beschränkt war. Sie gründete sich auf die 1848 erwiesene Uneinigkeit der übrigen Völker. Der gemeinschaftliche Druck hat jetzt die Einigkeit hergestellt, und Serben, Magyaren, Italiener, Polen und Czechen sind jetzt die besten Freunde. Die deutsche Supremartie hat somit keinen Grund mehr. Eine gewisse Partei predigt die Nothwendigkeit ihrer Erhaltung vom Standpunkte der Cultur aus: sie erklärt alle Nichtdeutsche für Barbaren, die germanisirt werden oder untergehen müssen u. s. w. Es giebt in Deutschland Leute genug, die diese Tiraden für etwas Vernünftiges halten. Und doch beruht dies auf zwei großen Illusionen — um nicht mehr zu sagen.

Zur Freiheit bedarf ein Volk nicht dieser oder jener Culturstufe, sondern nur den ernstlichen Willen und die energische That, sich frei zu machen und alles daran zu wagen. Die wildesten Völker können frei sein und sind es auch, wie die gebildetsten. Bildung allein verschafft keinem Volke die Freiheit, dies lehrt die Erfahrung aller Zeiten — die Indus, die Chinesen, Tadschiks, die Griechen u. a. m. sind hundertmal gebildeter gewesen, als ihre Unterdrücker, die Römer gebildeter, als die Germanen, half ihnen aber dies zur Selbsterhaltung, zur Freiheit? Es giebt durchaus kein Recht, irgend ein Volk deshalb zu knechten, weil es nicht eine vorgeschriebene Zahl von Büchern verbraucht, einer gewissen Quantität Seife bedarf, weil es nicht diese oder jene Sprache spricht. Darüber ist man einig; aber es giebt auch keine Möglichkeit, ein Volk zu knechten, das dies nicht ertragen will, man kann es nur ausrotten. Wollten die Germanen es auf den Racenkampf ankommen lassen, so werden sie eben so gewiß untergehen, als jedes Volk, das nach Weltherrschaft strebte, Römer wie Mongolen, Hunnen und Perser. — Aber man bedenke zweitens auch, daß der Culturunterschied zwischen den Deutschen und den übrigen Völkern bereits gering ist und täglich abnimmt. Wer die Fortschritte der Slawen und Magyaren seit 1849 nicht bemerkt hat, rede lieber gar nicht über Oestreich mit. Der Export von Mittelmäßigkeiten aus Deutschland, die seit 1848 daselbst eingetretene geistige Stagnation, die eigenen Leistungen haben das Ansehen der Deutschen bei beiden Völkern herabgesetzt. Die Selbstüberschätzung der großdeutschen Organe kann wohl aufreizen, revolutionär wirken, bleibt aber dabei stets nur lächerlich, da ihr keine That zur Sache steht. Um ein Volk zu entnationalisiren, muß man es ausrotten und neukolonisiren, wie dies in Preußen geschah, sonst steht es wieder auf.

VI.

Für den Frieden.

„Eine Stunde Gnade ist besser, als hundert Stunden Gerechtigkeit."
Orientalisches Sprichwort.

Es ist ein schweres und undankbares Unternehmen, zum Frieden und zur Mäßigung zu rathen, wenn ringsum alle Köpfe von Blutdurst und Pulverrauch erhitzt sind. Man macht es eben keiner Partei recht: jene schwärmt für den Sieg, jene für Rache, diese für Herrschaft, andere für die Freiheit, und alle erwarten von den eisernen Würfeln ihr Heil um den Preis einiger Leichenhaufen. Schließlich werden jedoch in jedem Kriege alle, die darauf hoffen, enttäuscht. Der Friede oder besser Waffenstillstand, der darauf folgt, pflegt keine Partei zu beruhigen, flößt Niemandem ein Vertrauen auf seine Dauer ein. Der gegenwärtige Krieg um die Unabhängigkeit Italiens ist bereits der vierte (1821, 1831, 1848, 1859). In allen drei ersten hat Oestreich vollständig, obgleich stets schwerer gesiegt, und doch hat eine vierzigjährige Herr-

schaft ihm nicht nur keine Anhänger verschafft, sondern den Feind nur stärker, einiger, kriegstüchtiger gemacht. Ein russischer Czar, von seinen Feinden geschlagen, sagte nur: „Wenn sie mich noch ein paar Mal so schlagen, so werden sie mich lehren, sie zu schlagen." Auf die Dauer ist die östreichische Herrschaft in Italien unhaltbar, mag man auch noch auf einige Jahre lang den status quo mit dem Blute einer halben Mill. Männer erhalten. — Wir appelliren an jeden östreichischen Militär, ob die Italiener nicht in militärischer Beziehung ganz unläugbare Fortschritte gemacht, vom ersten bis zum zweiten Treffen von Novara (1821 und 1849) und bis Palestro. In finanzieller Beziehung ist Italien der Ruin Oestreichs, da seine Garnison stets mehr kostet, als seine Steuern eintragen. In politischer Beziehung ist es das unversöhnliche Element der Revolution, das um jeden Preis entfernt werden sollte. Der gegenwärtige Krieg dauert erst sechs Wochen, und bereits organisirt sich die Revolution in ganz Europa, in Deutschland, Ungarn und Polen, und wird selbst denen gefährlich, die sie heraufbeschworen.

Im Interesse des conservativen Elementes in Europa liegt es, den Krieg so schnell als möglich und um jeden Preis zu beendigen, sonst bricht eine Revolution herein, gegen die 1793 und 1848 bloße Mißverständnisse waren. Die Abtretung einiger Provinzen hat Oestreich oft ohne weitere Folgen ertragen, z. B. die Belgiens, Badens u. s. w. Aber der gegenwärtige Zustand ist die größte Gefahr, in der Oestreich je geschwebt hat. Man täusche sich darüber nicht: keine Constitution, kein Personenwechsel wird die einmal aufgeregten Volkswellen beruhigen. Was man immer von Louis Napoleon denke, an diplomatischem Talent ist er wohl die erste Person der Zeit, und als Verschwörer gewiß höchst gefährlich, da er wirklich alles zu thun im Stande ist. Es ist dies kein Gegner, der auf gewöhnlichem Wege zu besiegen ist. Daß er seine Feinde unschädlich zu machen weiß, wann es Noth thut, hat er in Frankreich bewiesen. Das schleunigste Aufgeben des ganzen Systemes seit 1849, das allein ist es, was Oestreich retten kann. — Autonomie der Länder, eine liberale Föderativverfassung, Purificirung der Verwaltung von allen gravirten Persönlichkeiten, das ist es, was augenblicklich mehr für Oestreich thäte, als 2 Millionen Bajonnette. Aber dringende Eile thut Noth, damit es nicht einst als abgedrungene Concession wirkungslos verhalle. Ein jeder Tag des Status quo ist eine gewonnene Schlacht für Napoleon und die Revolution. — Ueber das Mehr oder Weniger ist es Zeit, später zu streiten, jetzt muß vor allem Etwas geschehen, sonst wird Marlborough's Wort von den Oestreichern wahr: „les Messieurs sont toujours en retard d'une année, d'une armée et d'une idée." Darum schlage man den Feind in Wien, und alle dreißig Millionen Verschwörer werden jubelnd ausrufen: „Oestreich, blühe und grüne fort!"

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Erste Abtheilung:

Die Epigonen.

Dreizehntes Capitel.

Der Besuch der Wittwe.

Gegen eilf Uhr Vormittags war es, als die Chaise des Postmeisters Theuerdank mit zwei raschen Pferden bespannt, die Marx, die Postillonspflanze, wie ihn sein Herr zu nennen pflegte, mit großer Geschicklichkeit und vollendeter Sicherheit lenkte, blitzschnell einfuhr in den vordern Hof des Herrenhauses von Bessin und vor dem schönen alterthümlichen Portal still hielt. Der Hof war ganz still und Niemand ließ sich sehen, als Hippolyt vom Bock stieg, um seinem Herrn den Schlag zu öffnen.

Mit großer Befriedigung stand Herr von Pletz wieder auf seinem eigenen Grund und Boden, sein Blick schweifte über den weiten Hofraum und ruhte dann auf dem Portal; es war dem Edelmann wohl, daß er wieder zu Hause war, eben wollte er seine Stimme erheben, um die Brunnenstube, wo immer Leute waren, zu alarmiren, als sich plötzlich zu seinen Häupten helles Geschrei erhob, das aber augenblicklich wieder verstummte. Der ernste Mann lächelte, es flog wie Sonnenschein über sein düsteres Angesicht, der Vater hatte die Stimmen seiner Söhne erkannt, die jetzt auch mit fabelhafter Schnelligkeit laut jauchzend die Treppe hernieder fuhren, durch die Halle tobten und wie wilde Thiere den Vater ansprangen, den ihr Anprall fast niedergeworfen hätte. Gewaltig jubelnd hingen sie an seinem Halse, und es war ein halb komischer, halb rührender Anblick, wie geduldig der ernste feste Mann die stürmischen Liebkosungen litt, denn sie auch äußerlich zu erwiedern, das lag nicht in seiner Art. Erst als sich der jungenhafte Ungestüm etwas gelegt hatte, als die Knaben vor ihm standen und mit ihren glückseligen Gesichtern zu ihm aufschauten, da legte er jedem eine Hand auf den Kopf mit leichtem Druck; das war so eine von seinen Liebkosungen, die kaum wie eine solche aussah, von den Knaben aber recht wohl als solche gefühlt wurde.

„Wo ist eure Mutter?“ fragte Herr von Pletz, zwischen seinen Söhnen eintretend in die Flurhalle.

„Bei dem französischen Officier!" entgegnete Junker Dubislaw, der Jüngere.

„Der gestern beide Beine gebrochen hat!" setzte Junker Eusebius hinzu.

„Ein französischer Officier, der beide Beine gebrochen hat!" wiederholte der Edelmann staunend und blieb am Fuß der Treppe stehen, die er eben ersteigen wollte.

Es zog eine unangenehme Empfindung durch seine Seele, aber er hatte keine Zeit ihr nachzugeben, denn aufmerksam gemacht durch das laute Jubeln der Knaben eilte die gute Frau Schaller, Lehnerdts Mutter, und der Amtmann, Lehnerdts Pathe, aus der Küche her, während fünf oder sechs Knechte und Dienstleute durch das Portal kamen, um ihren Herrn wieder zu sehen, den sie halb und halb verloren gegeben hatten, seit ihn französische Gensdarmen vor ihren Augen als Gefangenen fortgeführt hatten.

Die Knechte blieben scheu in der Thür stehen, Herr von Pletz aber kehrte um zu ihnen, nachdem er die Begrüßungen des Amtmanns und der Frau Schaller empfangen, sprach mit ihnen, gönnte Jedem ein paar Worte und stieg dann erst hinauf, während die Knaben ihm bereits voraus waren, um der Mutter die Heimkehr des Vaters zu melden.

„Es ist doch hart," sagte der Bessiner Herr zu sich selbst, „daß mein Weib die Letzte ist, die mich in meinem Hause begrüßt, und zwar eines Feindes, eines Franzosen wegen; freilich, wenn er beide Beine gebrochen hat!" setzte er sein Weib entschuldigend und sich selbst beruhigend hinzu. Aber er war doch verstimmt, er hatte den Amtmann nicht gefragt, obgleich er auf dessen Gesicht das heiße Verlangen gelesen, befragt zu werden. Er war verstimmt, er fühlte einen Mißklang in seiner Seele, als er aber den freudigen Ausruf seiner Gemahlin vernahm, als er das Rauschen ihres Gewandes hörte und die edle Gestalt auf ihn zuflog mit ausgebreiteten Armen, da breitete auch er seine Arme aus, eilte ihr halbwegs entgegen, drückte sie an sein Herz und spürte keinen Mißton mehr in der Freude des Wiedersehens.

Der Edelmann hatte den störenden französischen Officier so ganz vergessen, daß Frau Hedwig ihn selbst daran erinnern mußte. Als die Knaben fortgeschickt worden waren, um Hippolyt zu begrüßen und des Postmeisters Füchse im Stall zu besehen, als Herr von Pletz bequem in seinem Stuhl lag und sich von seiner Gemahlin jene kleinen Bequemlichkeiten reichen ließ, die eben nur einen Werth haben, wenn sie die Liebe reicht, die sie erst erfunden hat, um sich zeigen zu können, stand die schöne Frau plötzlich still vor dem Gemahl und sprach: „Weißt du, lieber Pletz, daß wir wieder Einquartierung haben?"

„Die Jungen sagten von einem französischen Officier, der die Beine gebrochen!" entgegnete der Edelmann und blickte auf in das weiße ruhig milde Antlitz seiner Gemahlin.

„Weißt du aber, wer der Officier ist?“ fragte Frau Hedwig ernst und bedeutungsvoll.

Herr von Pletz fuhr zusammen bei dem Tone, in welchem diese Frage gethan wurde.

„Es ist Herr Rewbel!“ sagte die Edelfrau leise.

„Der Schurke,“ schrie Herr von Pletz aufspringend; die wilde Flamme des Zornes loderte auf aus seinen düstern Augen, wie die rothe Lohe eines brennenden Dorfes aufflackert in dunkler Nacht, die geballte Faust ausstreckend fuhr der Schloßherr zürnend fort, „der Schurke unter meinem Dach, der es wagte, mich im Hause meiner Väter zu beleidigen, der sich unterstand, seine unreinen Wünsche zu dir zu erheben, der deinen Oheim wie ein Rasender verfolgte, auf dessen Anzeige ich in's Gefängniß geworfen wurde, damit er freies Feld bei dir habe —“!

Der zornige Mann brach ab, der Athem fehlte ihm zur Fortsetzung, aber seine Augen schossen wilde Grimmesblitze und seine Wangen brannten in dunkler leidenschaftlicher Gluth.

Frau Hedwig war in diesem Augenblick unbeschreiblich anmuthig; zwar war sie bleich geworden und einen halben Schritt zurückgewichen vor dem Zornesausbruch, aber ernst und mildlächelnd stand sie da und sprach sanft: „Lieber Pletz, Gott hat deine Rache übernommen, er hat den Unglücklichen mit zerschmetterten Gliedern hingeschleudert an die Schwelle des Hauses, dessen Herrn er beleidigt und verrathen hatte; laß deine Rache schweigen vor diesem Gottesgericht.“

Herr von Pletz nahm sich zusammen, er kämpfte männlich gegen seine Leidenschaft, die sanften und doch ernsten Worte seines Weibes halfen ihm mächtig, er drückte ihr die Hand, dann ging er rasch einige Male auf und ab in dem Zimmer. Frau Hedwig folgte ihm mit den Augen, ihre Blicke bewachten jede seiner Bewegungen. Als sie sah, daß er ruhiger wurde, trat sie zu ihm, nahm ihn bei der Hand, führte ihn zu seinem Stuhl und nöthigte ihn mit sanftem Zwange zum Niedersitzen, dann schob sie einen Stuhl dicht heran, setzte sich und sprach, die Hand des Mannes haltend, der noch immer finster vor sich nieder blickte: „Höre mir zu, lieber Pletz, ich muß dir Alles mittheilen, was zu dieser traurigen Geschichte gehört. Schon am Tage nach deiner Fortführung erhielt ich durch den Amtmann und durch die armen Teufels Nachrichten, die vollkommen bestätigten, daß dieser Unglückliche seit einiger Zeit schon in der Gegend umherstreife und Nachrichten sammle, Nachrichten, die sich nicht auf meinen Oheim den General, sondern auch auf dich und deine Thätigkeit bezogen, es bestätigte sich dadurch bei mir der Verdacht, den wir gleich hegten, daß du auf Denunciation dieses Menschen verhaftet worden. Einige Tage später ritt er in den Hof und ließ mich fragen, ob er mir irgend gefällig sein könne, er wäre gern bereit dazu; du kannst dir denken, daß ich keine Lust hatte, mich mit dem Menschen zu unterhalten; ich ließ ihm also sagen, daß ich unwohl sei und ihm für

sein Anerbieten danken lasse. Er ritt davon, ohne seinen Unwillen zu verbergen. Tags darauf erfuhr ich, daß er sich in Hohenkremmen einquartiert habe und zu einem Commando gehöre, welches die Bestimmung hätte, die ranzionirten Soldaten unsrer Armee zu verfolgen, die an mehreren Orten Unfug verübten und übel hausten. Gestern Nachmittag, als wir uns eben zu Tisch setzen wollten, kam er wieder und verlangte eine Unterredung mit mir. Ich ließ ihn bitten, mit uns zu speisen, da ich nicht wußte, wie ich sein Begehren ablehnen sollte; er kam wirklich und setzte sich an den Tisch des Mannes, den er verrathen und ins Gefängniß gebracht, du kannst dir denken, daß ich sehr ernst war; meine Haltung, vielleicht noch mehr der Anblick der Kinder, der ihm sichtlich höchst störend war, setzte ihn so außer Fassung, daß er kaum im Stande war, die wenigen gleichgültigen Fragen, die ich an ihn richtete, zu beantworten. Nach Tische bat er höflich um eine besondere Unterredung, ich trat ruhig in ein Fenster, winkte ihm und fragte kalt, was er mir zu sagen habe. Er warf einen Blick auf die Kinder, die nebst der Mamsell und der Frau Schaller im Zimmer blieben, er wünschte, daß ich diese entferne, ich that es aber nicht, darauf flüsterte er mir zu, daß er sich genöthigt sehe, sein Quartier hier zu nehmen, obgleich er wisse, daß mir das nicht angenehm sein werde. Ich entgegnete ihm, daß feindliche Einquartierung wohl selten zu den Annehmlichkeiten des Lebens gerechnet werden dürfte, und bat ihn, mir zu sagen, wie stark die Einquartierung, damit ich meine Befehle ertheilen und meine Vorkehrungen treffen könne. Er käme ganz allein, sagte er, mit einer Ordonnanz, der andere Officier und das Commando werde in Bessin eingelegt werden. Darauf verbeugte ich mich und verließ, die Kinder an die Hand nehmend, das Zimmer. Ihn schien das zu überraschen, Frau Schaller sagt, er sei laut fluchend die Treppe hinuntergestürmt, gleich darauf jagte er wie ein Wahnsinniger über den Hof, der Amtmann erzählt, schon am Brunnenhause habe sein Pferd gescheut, er habe es aber so gewaltig zusammengenommen, daß es wie ein Pfeil zum Thore hinausgeschossen sei. Was nun geschehen ist, hat Niemand gesehen, eine Viertelstunde nachher aber kam ein Knecht und meldete, daß ein todter französischer Offizier an dem Brückchen läge. Der Amtmann und Frau Schaller eilten sogleich mit den Knechten hinunter und brachten ihn herauf. Ich ließ den Blutenden in das Zimmer bringen, das er früher bewohnt, denn er athmete noch, der Wundarzt von Hohenkremmen, der zufällig in Bessin war, kam gleich und erklärte alsbald, daß der Unglückliche beide Beine gebrochen habe und auch am Kopf nicht unerheblich verletzt sei. Unser Doctor, der über Land gewesen war, hat die ganze Nacht bei dem Kranken gewacht, der noch heute seine Besinnung nicht wieder gefunden. Ich war eben bei ihm, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung. Der Lieutenant war gestern schon hier, er schien anfänglich Verdacht zu hegen, daß der Unglückliche aus Haß

ermordet worden sei, doch äußerte er sich beim Wegreiten darüber beruhigt und überhaupt sehr befriedigt. Das Pferd ist erst drüben am See aufgefangen worden!"

Während dieser Mittheilung hatte sich Herr von Pletz völlig beruhigt, er äußerte sich zwar weiter nicht, als Frau Hedwig geendigt hatte, aber sein Blick sagte ihr, daß er ganz zufrieden sei und ihr Benehmen vollkommen billige.

Nach einigen anderen kurzen Mittheilungen der Edelfrau, die das Hauswesen, die Kinder und die Nachbarn betrafen, erhob sich Herr von Pletz und nahm Stock und Mütze, um einen Gang durch die Wirthschaft zu machen. Wie er gewohnt war, pfiff er den Hunden, als er die Treppe hinunter ging, die dann auch nicht verfehlten, sich ihm anzuschließen, der Amtmann kam aus der Brunnenstube, die Junker aus dem Pferdestall, und so zog der Gutsherr mit einem stattlichen Gefolge durch die Höfe und Ställe, musternd, lobend und tadelnd, während der Amtmann seine lakonischen Vorträge hielt. Nachdem alle Räume durchschritten waren und Herr von Pletz sich einen vollkommenen Ueberblick über den Stand seiner Angelegenheiten verschafft hatte, ging er noch ein Stück am Ufer des Bessiner See's hin; er liebte seinen See und es that ihm wohl, die Insel mit den Ruinen seines Stammhauses wieder zu sehen, und die Dohlen, die um die verfallene Zinne flatterten. Vor ihm her jagten seine Knaben mit den Hunden, in ehrerbietigem Schweigen begleitete ihn der Amtmann, stets einen halben Schritt auf der linken Seite des Herrn zurückbleibend, während der älteste aller Hunde auf dem Bessiner Hofe, ein abscheuliches altes graues Thier, der keinen Gefallen mehr an den Spielen der Jugend fand, den Nachtrab bildete. Der See war unruhig, der Windzug furchte die Wasser, die klatschend an die Ufer schlugen und kleine glattgewaschene Eisschollen oder vielmehr Eisscherben hinan warfen und wieder zurückzogen in unaufhörlichem Wechsel. Der See war nämlich vor einigen Tagen dünn gefroren gewesen, aber im Thauwetter wieder aufgegangen.

Als der Edelmann mit seinem Gefolge in das Herrenhaus zurückkehrte, sah er, daß ein Wagen vorgefahren war, den die Knechte und Mägde umringten; Herr von Pletz blieb stehen und suchte sich, ohne Neugierde zu zeigen, die Ursache eines Zusammenlaufs klar zu machen, der nicht gewöhnlich war an dieser Stelle. Seine Söhne stürzten sich sofort dahin, von allen Hunden, die laut bellten, gefolgt. Der Amtmann blieb verlegen zwischen seinem Herrn und dem alten grauen Hunde stehen, er hätte gern sofort mit einigen kräftigen Worten die Leute auseinander gebracht, wagte es aber doch nicht, seine Autorität in Gegenwart des Gutsherrn zu zeigen.

Langsam näherte sich der Edelmann der Gruppe, die noch immer keine Notiz von ihm nahm. Da rief Junker Eusebius plötzlich: „Lehnerdt ist wieder da, Papa, komm, Lehnerdt ist da!"

Man konnte es dem Grundherrn ansehen, welche Freude ihm die Wiederkehr des treuen Burschen machte, hastig näherte er sich dem Wagen.

„Lehnerdt Schaller in dem Wagen?“ schrie der Amtmann, in dem Augenblick allen Respect vergessend und seinem Herrn folgend.

Der Kreis öffnete sich, da stand Lehnerdt Schaller mit seinem breiten Gesicht, halb vergnügt, halb verlegen, seines Vaters bekannter „Matin“ flatterte ihm um die Schultern, er nickte allen den Bekannten, die ihn umstanden, zu, sagte aber kein Wort, denn der Fragen, die an ihn gerichtet wurden, waren so viele, daß er lieber gar nicht anfing, sie zu beantworten. Als er aber seinen gnädigen Herrn kommen sah, machte er sich mit einer entschiedenen aber doch zarten Bewegung los von seiner Mutter, die eine seiner Hände hielt und als Mutter doppelt so viel fragte, als die anderen Frauenzimmer zusammen, und ging dem Gutsherrn entgegen.

„Willkommen, Lehnerdt Schaller,“ sagte Herr von Pletz, „freue mich, daß ihr wieder da seid, ist's euch gut gegangen?“

Der Edelmann reichte seinem Vasallen die Hand, die dieser treuherzig drückte, während er mit einer Gewandtheit, die er erst in den letzten Wochen sich angeeignet, erwiederte: „Zu Befehl, gnädiger Herr, ich bin mit der gnädigen Frau von Redow gekommen!“

Dabei zeigte er rückwärts auf den Wagen, der dann fortgeführt wurde.

„Kammerherr von Redow?“ fragte Herr von Pletz überrascht.

Lehnerdt, der seinen Herrn sofort verstand, nickte ernsthaft.

Die Knechte und Mägde hatten sich gleich nach der Ankunft des gnädigen Herrn zerstreut, nur Frau Schaller stand noch da, wischte sich das linke Auge mit dem Zipfel ihrer blauen Küchenschürze und war ganz entzückt, daß ihr Lehnerdt so verständig zu reden wisse mit dem gnädigen Herrn, und daß er wieder da sei, und daß er auch seines seligen Vaters Matin wieder mitgebracht habe. Das Alles sagte sie halblaut vor sich hin und wendete von ihrem Sohn keinen Blick.

„Ihr müßt mir ganz ausführlich erzählen, Lehnerdt, wie's euch ergangen ist,“ sagte der Edelmann, „kommt mit herauf, doch wartet, geht erst zu eurer Mutter, laßt euch ein Glas Wein geben, trinkt eins mit eurem Pathen und kommt dann zu mir!“

Er eilte, die Frau von Redow zu begrüßen, die er noch nicht persönlich kannte, von der er aber durch seinen Freund, den Magister Thebesius, Pfarrer zu Bernekop, mancherlei vernommen, die ihm auch durch den tragischen Tod ihres Gemahls und die entschiedene Weise, mit welcher sie die Mörder verfolgte, höchst interessant geworden war.

Die hohe schlanke Gestalt der Kammerherrin von Redow machte einen beinahe unheimlichen Eindruck auf den Eintretenden, als sie sich, von dunkeln Trauergewändern umwallt, erhob. Das bleiche Antlitz war

zum Erschrecken abgemagert und die dünnen Lippen fast blutlos; das Haar der Wittwe war grau, es war grau geworden in einer Nacht, mit mattem Glanz schimmerte es unter der schwarzen Haube hervor; die ganze Erscheinung der Frau von Redow würde unbeschreiblich ängstlich und traurig gewesen sein, wenn aus den großen blauen Augen nicht, sobald sich die langen Wimpern hoben, ein Strahl von Muth und Entschlossenheit geleuchtet hätte, der dem spitzen, blassen, abgehärmten Antlitz, das überdem noch durch Pockennarben etwas entstellt war, einen Ausdruck verlieh, der es nicht nur interessant, sondern bedeutend und fast schön erscheinen ließ.

Nach den herkömmlichen Begrüßungen erklärte die Kammerherrin gleich mit der ihr eigenen Bestimmtheit, daß sie gekommen sei, die Hülfe des Herrn von Pletz in Anspruch zu nehmen, und daß sie ihn deshalb um eine längere Unterredung bitten müsse. Frau von Pletz bat, sich entfernen zu dürfen, da die Mittagsstunde sie an die Erfüllung ihrer Hausfraupflichten mahne.

„Ich nehme an, meine liebe schöne Frau," sagte Frau von Redow, „daß das kein leerer Vorwand ist, ich weiß, daß eine Hausfrau, namentlich auf dem Lande, um Mittag beschäftigt ist, sonst würde mich ihre Gegenwart in meinen Mittheilungen durchaus nicht stören!"

Frau Hedwig drückte der Wittwe leise lächelnd die Hand und ging hinaus.

„Eine liebe, schöne Frau!" sagte die Kammerherrin, ihr nachblickend.

Sie war selbst eine Schönheit, diese bleiche Wittwe; Frau von Pletz war die Schönheit im ruhigen, sichern Genuß des häuslichen Glückes, sie dagegen war die Schönheit des Unglücks, die Schönheit, welche die Wellenlinie und die runde Form, die zu den Sinnen spricht, abgestreift hat, und, scharf umrissen, durch ihre geistige Verklärung sich nur an die Geister wendet.

„Wir sind uns nicht fremd, Herr von Pletz," wendete sich die Wittwe, nachdem Frau Hedwig das Zimmer verlassen, an diesen, „wir sind uns nicht fremd, obwohl wir uns heute zum ersten Male sehen, denn wir haben gemeinschaftliche Freunde."

„Der wackere Magister Thebesius hat mir viel und oft von ihnen erzählt, gnädige Frau!" entgegnete der Edelmann, sich verneigend.

„Ja," fuhr diese fort, „er kennt mich etwas, der gute Alte, sein Sohn, der nun längst todt ist, Friedrich Thebesius, war längere Zeit mein Lehrer, doch wenn auch der würdige Geistliche mir zuweilen von ihnen und von dieser liebenswürdigen Frau geschrieben, so habe ich durch einen andern Freund von ihnen beiden doch in neuester Zeit noch viel mehr erfahren; mein theurer Jugendfreund, der Lieutenant von Leist, weilte vor Kurzem einige Tage in meinem Hause."

„Herr von Leist!" rief der edle Pletz überrascht, „ah! er ist glück-

lich über die Oder gekommen, der Postmeister Theuerdank hatte Nachricht erhalten."

„Herr von Leist ist jetzt, wie ich nicht zweifle, glücklich in Königsberg angelangt," fuhr die Wittwe fort, „obgleich er mancherlei Leiden und Gefahren auf seinem Wege hat überstehen müssen. Ich bringe ihnen den wackern jungen Burschen, der Herrn von Leist begleitete, wieder mit; Leist hatte ihn von mir aus weiter mitgenommen, der junge Mensch wollte Soldat werden, nach einigen Tagen aber kehrte er zu mir zurück und meldete, daß Herr von Leist von den Franzosen gefangen genommen worden sei; mein Schmerz war groß, aber nicht größer, als der des ehrlichen Burschen, der sich überdem körperlich und geistig so elend befand, daß er nicht ungefährlich krank bei mir liegen blieb. Während dieser Zeit erhielt ich einen Brief des Herrn von Leist, durch den ich erfuhr, daß er den Franzosen glücklich entkommen sei und sich in Sicherheit befinde. Sein Dank und sein Gruß gilt ihnen und ihrer Frau Gemahlin vorzugsweise."

„Ich habe nur meine Pflicht gethan!" bemerkte Herr von Pletz ablehnend.

„Könnten das doch noch viele Männer sagen mit eben so gutem Bewußtsein —" die Wittwe hielt inne und schwieg eine Weile, dann hob sie ihr Auge auf und ließ den unverschleierten Blick groß und voll auf den Edelmann fallen.

„Sie werden gehört haben," sprach sie endlich mit klarer Stimme, „daß ich meinen Gemahl durch ein ebenso schändliches als freches Verbrechen verloren habe —"

Herr von Pletz neigte bejahend sein Haupt.

„Sie werden ferner gehört haben, daß ich trotz der Hindernisse, welche die Zeitverhältnisse solchem Beginnen entgegensetzen, große Anstrengungen gemacht habe, eine Spur der Mörder meines Gemahls zu finden. Bitte, lassen sie mich aussprechen; haben sie nicht, wenn sie davon hörten, gedacht oder gesagt: diese Frau ist rachgierig, was hilft es ihr, wenn sie die Mörder ihres Gatten ausfindig macht, der Kammerherr von Redow wird nicht lebendig, wenn sein Mörder hingerichtet wird; haben sie das nicht gedacht?"

„Nein, gnädige Frau," rief Herr von Pletz, „nein, das habe ich nicht gedacht, sondern ich habe sie bewundert, ich habe gesagt, das ist eine Frau von Energie; gnädige Frau, ich, ich bin auch rachsüchtig, ich verstehe mich auf Rache, ich weiß, daß das nicht christlich ist, ich weiß, daß man solche Gefühle bekämpfen muß, aber ich wage Keinen zu tadeln, der sie nicht besiegen kann, denn ich selbst würde sie nicht besiegen, wenn —"

„Wenn die liebe schöne Frau nicht an ihrer Seite wäre," fuhr die Wittwe fort, als der edle Pletz mitten im Satz inne hielt; „nun freuen sie sich dieser Hülfe; jedenfalls aber werden sie mich verstehen, wenn ich

ihnen sage, daß ich am Morgen nach jener furchtbaren Nacht, in der man uns im Bett überfiel, mich band und den armen Redow in den Schloßhof schleppte, wo man ihn erschoß, nachdem man ihm wie zum Hohn ein Kriegsgericht und einen Geistlichen bewilligt hatte, daß ich am Morgen nach jener Nacht sofort mich energisch bemühete, die Mörder meines Gemahls zu verfolgen."

„Man sagt, die Mörder des seligen Kammerherrn seien versprengte preußische Soldaten gewesen!" schaltete der Edelmann ein.

„Es waren preußische Soldaten," entgegnete Frau von Redow bitter, „Ranzionirte, wie man sie nennt, Preußen freilich waren es gewiß nicht, aber leider stand ausländisches Gesindel aller Art in der Armee. Nun, Herr von Pletz, glauben sie, daß versprengte Soldaten von selbst darauf kommen, einen Edelmann auf seinem Schloß zu überfallen, ihn vor ein sogenanntes Kriegsgericht zu stellen, ihn des Verrathes am Vaterlande anzuklagen und ihn so mit einer Verhöhnung der Rechtsformen zu morden? Sie wissen, was ich damit sagen will?"

„Ich verstehe," antwortete Herr von Pletz, „sie vermuthen, daß der selige Kammerherr das Opfer einer Privatrache geworden ist, daß die Ranzionirten von einem Feinde angestiftet oder gedungen waren."

„Ich wußte vom ersten Augenblicke an, daß mein Gemahl als das Opfer einer Privatrache fiel, obgleich ich nicht die geringsten Beweise hatte; die Beweise, für mich nämlich Beweise, für andere wohl nur Verdachtsgründe, brachte mir Herr von Leist, der in einer Waldschänke die Ranzionirten belauscht hatte; er hatte vernommen, daß sie von einem Weibe gedungen waren, der Maitresse eines französischen Officiers, ich wußte, wer jenes Weib war, auch Herr von Leist, der damals von dem schrecklichen Ende meines Gemahls noch keine Kunde gehabt, wußte es auf der Stelle. Weitere Nachrichten brachte mir erst Lehnerdt Schaller, denn Herr von Leist und er waren in Polen wieder auf einige von den Ranzionirten gestoßen, die Theil an der Ermordung meines Gemahls genommen. Doch ich will mich kurz fassen, Herr von Pletz; wenn mich Rachedurst und Haß gegen das schändliche Weib, das mich zur Wittwe gemacht hat, vielleicht, ja gewiß, schon weiter geführt haben, als es einer Christin ziemt, so habe ich doch dabei nicht vergessen, daß mein unglückliches Vaterland nicht leiden dürfe bei meinem Beginnen. Ich bin mit all' den französischen Officieren bekannt geworden, die in der Gegend commandirten, und ihnen darf ich sagen, daß ich, während mein Beginnen ganz auf Rache gestellt schien, Mittel und Gelegenheit fand, Sr. Majestät dem Könige viele Officiere und Soldaten zu erhalten. Ich sage das nicht, um mich zu rühmen, sondern nur, um zu zeigen, daß auch andere Gefühle als die des Hasses und der Rache Platz haben in meiner Seele. Auch leitet mich bei meinen Nachforschungen nach der Frau, welche den Mord meines Gemahls anstiftete und bezahlte, noch etwas anderes außer der Rache."

„Wie eifrig sie bemüht ist, ihre Rache vor sich und Andern zu rechtfertigen und zu entschuldigen," sagte Herr von Pletz zu sich selbst, als die Wittwe stille schwieg und in trübem Sinnen vor sich niedersah, dann setzte er laut hinzu: „der Postmeister Theuerdank sagte mir heute Morgen, daß sie, meine Gnädige, sich an einen sächsischen Diplomaten in Paris gewendet hätten."

„Ja, an Graf Marcolini," fuhr Frau von Redow auf, „ich las in einer Zeitung, daß er in einer besondern Mission nach Paris gesendet worden, ich habe an ihn geschrieben, vielleicht kann er mir nützlich sein, er wird es, obwohl er den armen Redow nicht geliebt hat. Doch, wie sagten sie? Haben sie heute Morgen den guten Herrn Postmeister Theuerdank gesprochen? ist der hier?"

„Ich bitte um Entschuldigung," nahm Herr von Pletz das Wort, „ich bin erst vor einigen Stunden von Berlin hierher zurückgekehrt, ich sprach den Postmeister unterwegs, ich verließ bei ihm die Berliner Post, sein Kutscher muß noch hier sein."

„Oh, das überhebt mich vielleicht der Fahrt zu ihm, und ich kann von hier nach Hause zurückkehren," nahm die Wittwe lebhaft das Wort, „glauben sie, daß der Postmeister Theuerdank im Stande ist, die Personen zu sehen, die mit der Berliner Post ankommen?"

„Gewiß," entgegnete der Edelmann lächelnd, „unser Freund läßt keine Post ungemustert passiren!"

„Ah! ich verstehe," fuhr Frau von Redow fort, „kann er wohl einen Vorwand finden, eine Person anzuhalten, die ihm genau beschrieben wird?"

„Das wage ich nicht unter allen Umständen zu bejahen," versetzte Herr von Pletz bedenklich, „doch wollen sie mir nicht sagen, warum es sich handelt, meine Gnädige?"

„Gewiß," entgegnete die Dame, „es ist mir eine eigenthümliche Mittheilung geworden, nach welcher die Mörderin meines Gemahls in Berlin weilen und die Absicht haben soll, mit der Post nach der Altmark zu gehen. Es wird aber hinzugefügt, daß sie vielleicht in der ersten Stadt schon die Post verlassen und mit gemiethetem Fuhrwerk weiter fahren werde."

Eine ganz eigenthümliche Erinnerung durchzuckte den Gutsherrn, aber er hielt an sich und erklärte sich bereit, an den Postmeister zu schreiben, wenn Frau von Redow ihm ein vollständiges Signalement der Mordanstifterin geben wolle.

„Die Person ist beinahe klein, sehr stark, ziemlich hübsch noch, trotzdem sie funfzig Jahr alt etwa sein muß, hat geschlitzte graue Augen, und ihr Gesicht ist sehr roth!" beschrieb Frau von Redow hastig.

„Ich will dies dem Postmeister melden," meinte der Edelmann, „und sollte derselbe vielleicht auch nicht im Stande sein, die Person aufzuhalten, sie wissen wie vorsichtig man in dieser Zeit sein muß! so kann er doch entweder mir oder ihnen sofort Nachricht geben, wenn eine Person,

auf welche dieses Signalement paßt, durchpassirt ist, es dürfte dann nicht schwer sein der Spur zu folgen! Reis't die Person allein?"

„Nein, sie hat einen männlichen Begleiter," erklärte Frau von Redow bestimmt, „und täusche ich mich nicht, so ist's eben ihr Begleiter, von dem ich meine Nachricht habe. Eigentlich lege ich auf diese Mittheilung keinen Werth, zuweilen kommt es mir sogar vor, als ob sie mir nur gemacht wäre, um mich irre zu führen, ich habe indessen den festen Grundsatz, nichts, auch das kleinste nicht gering zu achten in dieser Angelegenheit."

Herr von Pletz war innerlich überzeugt, daß er in letzter Nacht neben der Person gesessen, welche die Wittwe als die Mörderin ihres Gemahls verfolgte; was er flüchtig von seiner Reisegefährtin gesehen, paßte vollkommen in die Personalbeschreibung, welche Frau von Redow gegeben, hauptsächlich aber war es der Reisebegleiter, welcher ihm volle Gewißheit gab. Er hatte beim Anblick des Mannes sich gesagt, dieser Spitzbube wird die Abenteurerin betrügen, und nun erfuhr er, nicht nur daß derselbe sie schon verrathen hatte, sondern auch, daß die Reisenden in des Postmeisters Wohnort die Post zu verlassen gedachten, und der Edelmann erinnerte sich ganz genau, wie sich der Begleiter bemüht hatte, das Frauenzimmer zu bereden, einen eignen Wagen zu nehmen. Es konnte in der That kaum noch ein Zweifel in ihm sein, daß er auf richtiger Spur — dennoch schwieg er gegen die Wittwe, und zwar lediglich weil er sich nicht recht klar war, ob er ein Recht habe, die Personen, deren Geheimnisse er belauscht, der Rachsucht der Frau von Redow Preis zu geben. Er wußte, wohin die Verfolgte sich geflüchtet, er kannte sogar die Lage jenes Verstecks zwei Meilen von der Grenze ganz genau, er hatte ja die detaillirte Schilderung mit angehört, welche der Begleiter jener Dame auf deren eingehende Fragen gemacht. Der Pletz von Bessin konnte jetzt die Mörderin in die Hände ihrer Verfolgerin geben, darüber war er sich ganz klar, aber eben weil er sich so klar darüber war, darum widerstrebte es seiner Natur, der Wittwe kund zu thun, was er wußte; es kam ihm vor, als mache er sich dadurch halb und halb zum Spießgesellen jenes elenden Menschen, der die Verfolgte unter der Maske der Liebe und Freundschaft betrog. Auf der andern Seite hielt er es freilich auch für seine Pflicht, seine Hülfe nicht zu versagen bei der Verfolgung einer Person, die eines schweren Verbrechens beschuldigt war.

Unter diesen Umständen war es ihm sehr lieb, daß Frau von Redow nun diesen Gegenstand verließ und zu dem eigentlichen Zweck ihres Besuches in Bessin kam. Der gute alte Pastor von Bernekop hatte sie an Herrn von Pletz gewiesen, auf daß sie sich bei ihm Raths erhole wegen des Verkaufs von Sernow, ein Verkauf, der unter den damaligen Verhältnissen die größesten Schwierigkeiten hatte, der aber um jeden Preis und so bald als möglich bewerkstelligt werden mußte, wenn Frau von Redow nicht den letzten Rest des kleinen Besitzes, der ihr noch geblieben, ver-

lieren wollte. Sie konnte von dem Vermögen ihres Mannes nur auf dieses Gut Anspruch machen, aber es war noch nicht ganz bezahlt und sie hatte keine Mittel es zu halten, auch hatte die Wittwe nicht einmal den Wunsch, einen Besitz zu behaupten, an den sich für sie so schreckliche Erinnerungen knüpften.

Magister Thebesius hatte die bedrängte Frau an den rechten Mann gewiesen, der edle Pletz war ein trefflicher Verwalter und kluger Geschäftsmann, er war es, seiner Edelmannspflichten stets eingedenk, in noch erhöhtem Maaße, sobald es galt Wittwen und Waisen zu schirmen und zu schützen. Er hörte nicht nur aufmerksam alle Details an, sondern erklärte sich auch bereit, noch vor Neujahr nach Sernow zu kommen und überhaupt sich der Sachen der Wittwe anzunehmen.

Das Gespräch wurde endlich durch Frau Hedwig unterbrochen, welche kam, um zum Mittagsmahl einzuladen.

Nach Tische war Herr von Pletz völlig entschlossen, der Frau von Redow nicht nur nichts von seiner Nachbarin im Postwagen zu sagen, denn sein Gewissen war jetzt völlig beruhigt, weil er der Wittwe bessere Dienste zu leisten im Stande war, sondern auch die verfolgte Person zu warnen. Frau von Redow hatte keine Ahnung davon, daß der Pletz, als er gegen Abend viel mit ihr über den Verkauf von Sernow sprach, bereits einen Brief an jenen Pachtamtmann, bei welchem die Verfolgte eine Zuflucht suchte, geschrieben, in welchem er denselben ersuchte, die Dame, die jetzt sein Gast sei, zu benachrichtigen: ihr Begleiter habe sie verrathen, und durch ein unvorsichtiges Gespräch im Postwagen wäre auch ihr jetziger Aufenthaltsort bekannt geworden, er rathe ihr wohlmeinend zur schleunigsten Flucht.

Herr von Pletz wußte nicht, in wie weit jener Amtmann der Mitschuldige des Begleiters der Dame, wie weit derselbe also seinem Gaste von dem Inhalt dieses Schreibens Kunde geben werde, er hielt sich aber überzeugt, daß dieser Brief eine weitere Flucht der Verfolgten veranlassen werde, das aber war's, was er wollte. Der Edelmann begriff die Rache, aber er hatte ein tiefes Gefühl für das Richtige, wie fast alle Menschen von starkem Pflichtgefühl, und er fühlte, daß die Wittwe in ihrer energischen Verfolgung der Frau, welche sie für die Mörderin ihres Gemahls mit Recht oder mit Unrecht hielt, nicht den rechten Weg eingeschlagen habe. Durch eine Habhaftwerdung jener Person und durch einen Proceß konnte seiner Ansicht nach die Wittwe nicht nur nichts gewinnen, sondern nur ärgerliches Aufsehen machen und selbst dem Andenken ihres gemordeten Gemahls gefährlich werden, denn Herr von Pletz war bekannt genug mit den Berliner Verhältnissen, um wenigstens ungefähr zu wissen, wie tief der Kammerherr von Redow mit gewissen Verhältnissen und Persönlichkeiten verstrickt gewesen.

Drei Tage verweilte Frau von Redow in Bessin, bevor sie nach Sernow zurückkehrte.

Oestreich.

II. (Schluß.)

Oestreich's Neugestaltung, 1848—1858, von Carl Freih. v. Czörnig. Stuttgart. 1858. (Erster Band der Ethnographie der östreichischen Monarchie. 3 Bde.)

Zeitgenössische Geschichten von Dr. A. Schmidt. II. Oestreich von 1830 bis 1848. Berlin 1859.

Die ständische Opposition in Oestreich fand für eine legitime Stellung und für eine organisirte Entwicklung keinen Raum, und der Liberalismus vergiftete sie entweder oder bemächtigte sich doch wenigstens ihrer äußerlich, und bediente sich ihrer dem Thron gegenüber, wie zur Bewegung der Geister. Die kaiserliche Politik aber verhielt sich dem Ständethum gegenüber kalt abwehrend, stumm und gedankenlos, indem sie seine Anträge so viel wie möglich ignorirte, und statt sich Mühe zu geben, in das innere Verständniß der ständischen Bewegung einzudringen, alles gethan zu haben glaubte, wenn sie so viel wie möglich die auswärtigen, besonders die preußischen Anstöße zu neutralisiren versuchte.

Der Zeitpunkt mußte kommen, wo auch der verstockteste Büreaukrat der Hofburg einsahe, daß diese Politik unhaltbar sei. Metternich, der u. A. auch die staatsmännische Tugend hatte, „zuerst unter den Letzten" das hippokratische Gesicht an Zuständen zu bemerken, trat auch diesmal — 1847! — „in der Staatsconferenz" mit der Ueberzeugung vor, Oestreich habe dringende Veranlassung, nunmehr auch in Verfassungs-Angelegenheiten dem Beispiele Preußens zu folgen und die Bahn der politischen Reformen zu betreten. Augenfällig war ihm, wie die Zolleinigungs-, so auch die Verfassungsfrage, nicht sowohl eine Frage des Princips, des Werthes an sich, als vielmehr oder lediglich eine Frage des Einflusses, der internationalen Geltung, der Selbstbehauptung und des Selbstinteresses, mithin eine Frage der bloßen Zweckmäßigkeit und der Umstände. Insofern er nun unter Umständen wirklich mehr wie einmal die freiere Richtung in Oestreich vertrat, durfte man allerdings — wie dies Eingeweihtere schon vor der Februar Revolution thaten —, ihn zu denjenigen „hochgestellten" Staatsmännern zählen, die „stets dem Fortschritt in gewissem Maße huldigten".

Zur Zeit „als der preußische Vereinigte Landtag einberufen wurde" — so lautet unsere Kunde —, also im Februar 1847, wurden von Seiten des Fürsten Metternich „der Staats-Conferenz zwei verschiedene Pläne vorgelegt", die er selbst „entworfen" hatte, und die beide eine „Erweiterung der constitutionellen Rechte der Provinzen" bezweckten: einmal nämlich „für jede besonders" und dann „für selbige als Ge-

sammtstaat". Namentlich beabsichtigten diese Plane „sowohl die Rechte der schon seit Jahrhunderten bestehenden Stände-Versammlungen der deutschen Provinzen, als die der im Jahre 1815 geschaffenen Congregationen der italienischen Provinzen, und besonders ihre innere Selbstverwaltung nach einem allgemeinen System auszudehnen". Hierbei zeigte sich nun, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, „die Neigung, den Weg zu verfolgen, den Preußen unter dem vorigen König betrat, den Provinzialständen größere und gleichartige Wirksamkeit zu gestatten, um dadurch die Grundlagen zu erhalten, auf denen in einer späteren Periode, wenn es die Umstände erfordern und erlauben, eine allgemeine Reichs-Verfassung sich aufbauen lasse".*)

Es kann also hiernach, wie überraschend es auch klingen mag, und trotz des vollständigen Schweigens der Genesis, keinem Zweifel unterliegen, daß Metternich seinerseits mit Anfang des Jahres 1847 zu einem entschiedenen Vorgehen, zu einem völligen Aufgeben des Stabilitätssystems und zur Anbahnung einer constitutionellen Entwicklung Oestreichs entschlossen war. Es kann ebensowenig bezweifelt werden, daß er bei diesen Absichten, gleichwie bei seinen Zolleinigungsideen, einen eifrigen Verbündeten an dem Freiherrn von Kübeck fand; nur daß dieser wiederum wie bei jenem früheren Anlaß, von anderen Gesichtspunkten, nämlich von rein finanziellen geleitet wurde. Ihn bestimmte die bedenkliche Lage der Staatsfinanzen, die der Abhülfe bedürftig war; ferner der weitverbreitete, durch Aeußerungen „selbst hochgestellter Männer" genährte Glaube, daß man am Rande eines Staatsbankerutts stehe; endlich das dadurch gesteigerte Mißtrauen gegen die Regierung, das dem Unbehagen und der Unzufriedenheit immer größere Dimensionen gab. Er hielt es daher für ein Gebot der Nothwendigkeit: aufzuklären, zu beschwichtigen und Rath zu schaffen. Und diesen Rath wollte er, mittelst einer Veröffentlichung des Staatshaushalts, wie ihn der niederöstreichische Landtag begehrt, bei den Ständen suchen.

Welcher Art Metternichs Plane über die Constituirung des „Gesammtstaats" waren, hat Effinger nicht ausgeführt.

Indessen genügten uns schon die kurzen Mittheilungen des schweizerischen Diplomaten, um nach unserer Kenntniß der Zustände der regierenden Kreise mit Sicherheit schließen zu dürfen, daß selbst dem Fürsten Metternich nichts ferner lag, als eine Wiedergeburt Oestreichs auf Grund des ständischen Princips einzuleiten. Er empfahl die ständischen Einrichtungen, weil so etwas wie Volksbetheiligung an der Regierung doch nun einmal in Europa Mode und in den Zeitungen stehender Artikel geworden war, Oestreich also durch Einführung solcher Einrichtungen in Europa angesehener werden mußte; Stände aber schie-

*) Effinger, Dep. vom 14. März 1848. Ferner ein etwas späterer Bericht ohne Datum unter Nr. 24. Vgl. Dep. vom 19. Februar 1848.

nen ihm anständiger, hoffähiger, bequemer als Deputirtenkammern; so sprach er denn für Stände. Aber es blieb auch dabei, und seine Vorschläge wanderten als schätzbares Material in ein neu errichtetes ständisches Departement der Hofkanzlei (S. 619).

Wir wollen dabei nicht verschweigen, daß Metternich, wie er denn überhaupt der gedanklich gewandteste der neueren Staatsmänner war und viele seiner glänzendsten Erfolge seinem stets regen Interesse für Literatur und Literaten verdankt, in seine Vorschläge viel treffliche Gedanken, Entwürfe hervorragender Publicisten, jüngerer Diplomaten der protestantischen Schule ꝛc. aufnahm. So finden wir an einem Exposé, das er Ende 1844 vorlegte, kaum etwas auszusetzen. Er schreibt dort:

„Gesetzliche Begriffe und Formen, welche Jahrhunderte durchlebt haben, lassen sich durch Machtsprüche nicht auslöschen. Das Unternehmen der Umwandlung eines constitutionellen Verhältnisses in ein absolutes wäre in unserer Zeit ein unausführbares. Ist eine Lage auf das erwiesenste der Umwandlung bedürftig, so bieten jene Begriffe und Formen der reformirenden Gewalt eine feste und zugleich die sicherste Grundlage durch ihren historischen, durch nichts zu ersetzenden Werth." Ungarns Verfassung bezeichnete er als eine „von jeher repräsentative im freiesten Sinn des Worts, wo die gesetzgebende Gewalt eine zwischen dem Fürsten und den Ständen getheilte" sei. Und er behauptete: der „richtigste Weg", den Ungarns König einzuschlagen habe, sei der, „daß er nicht diese repräsentative Berechtigung zu Gunsten eines absoluten Monarchieprincips aufzuheben suche, sondern vielmehr, daß er in der ihm zur Hälfte zustehenden Berechtigung die Initiative ergreife und selbst mit der Reform vorangehe, nicht aber eine solche anzustreben den vulgären Parteien überlasse."*)

Metternich führte dann weiter aus: Das System der Regierung, namentlich in Betreff Ungarns und Siebenbürgens, sei bisher ein „negatives" gewesen; man habe „den Ständen die auszuarbeitenden Vorschläge überlassen." Diese Passivität sei indessen ungehörig und gefährlich. Denn „jedes Land bedürfe vor Allem, regiert zu werden; versiege die Regierungsgewalt in der obersten Region, welcher die Gesetze das Recht und die Pflicht des Regierens zuerkennen, so werden sich Gewalten in den unteren Regionen erheben, welche die Sorge — ohne sie auch nur im beschränktesten Maße erfüllen zu können — in Anspruch nehmen." Er fordert daher: „der König ergreife die Zügel der Regierung, er gehe voran in der Richtung, welche ihm sein Recht und seine Pflicht vorzeichnen; er stelle sich an die Spitze der materiellen Belebung des Landes; er thue alles was in seinem Bereiche liegt und bereite das

*) Metternich, Aphoristische Bemerkungen über die ungarischen Zustände zu Ende des Jahres 1844. Die Schrift wurde erst 1857 dem Druck übergeben und nur privatim in engeren Kreisen verbreitet. Die A. A. Z. brachte Auszüge daraus.

für den nächsten Landtag vor, wozu er der gesetzlichen, außer seiner alleinigen Macht stehenden Hülfe der Stände nicht bedarf."

Der Schluß dieser sonst echt conservativen Auseinandersetzung ist freilich schon wieder schielend; in ihm tritt doch die absolutistische Neigung und die Unkunde des eigentlichen Lebensprincips der Stände hervor.

Metternich theilte diese geistige Disposition mit den übrigen regierenden Mächten in Oestreich, und nur darum ist der schnelle Umschlag erklärlich, der im Anfang des Jahres 1848 aus den zähesten und bornirtesten Absolutisten, wie aus Halbständischen, plötzlich ächte Liberale machte. Metternich selbst ging allerdings nicht weit; er verweigerte den constitutinellen Planen seine Zustimmung, aber nicht etwa, weil er ihnen principiell entgegen war, sondern weil auf eine durchaus übereilte Ausführung derselben hingedrängt wurde. Im Allgemeinen zeigte sich aber die innere Verwandtschaft des Absolutismus und Liberalismus hier recht deutlich: der Advokat Bach, der heutige Minister, wird damals plötzlich der beste Freund der absolutistischen Hofpartei. Auch Metternich fügte sich übrigens endlich, „in vierundzwanzig Stunden ließ er sich mehr Neuerungen abnöthigen, als er in vierzig Jahren von sich aus durchgeführt hatte" (Schmidt, S. 703). Er hat sich bei diesen Neuerungen wirklich nichts gedacht, er hat sich dabei — so hart dies auch klingen mag, so wahr ist es doch — nichts denken können; es waren ihm Auskunftsmittel, gut genug für einen politischen Sturm, wie der der Märzrevolution; es fehlte ihm Angesichts der östreichischen Staaten stets an einem leitenden Gedanken über die innere Organisation, und merkwürdig, der seltsame Ton, der während seiner ganzen staatsmännischen Thätigkeit leiser oder heller durchklingt, wird noch einmal in dem tragischen Augenblicke gehört, wo er der Hofburg fliehend den Rücken wendet. Er nahm vom Hofe mit den Worten Abschied:

„Ich sehe voraus, daß sich die falsche Behauptung verbreiten werde: ich hätte die Monarchie mit mir davon getragen. Dagegen lege ich feierlichen Protest ein. Weder ich noch irgend Jemand hat Schultern breit genug, um einen Staat davon zu tragen. Verschwinden Reiche, so geschieht dies nur, wenn sie sich selbst aufgeben." Und so trug auch seine letzte öffentliche Aeußerung noch jenes auffallende Gepräge des Unglaubens an die Dauer des monarchischen Princips. Es war, wie wenn er von dem Untergang der Monarchie überzeugt sei und nur fürchte, daß man ihm denselben zur Last legen werde.

Noch einmal schritt er durch den Saal; dann verschwand er im Hintergrund. . . . .

Werden andere östreichische Staatsmänner den Glauben haben, den ein Metternich nicht zu fassen vermochte?

Wir wagen keine Antwort darauf. Aber wir dürfen sagen, daß diejenigen Staatsmänner, die demnächst vorschlagen werden, Büreaukratie und Constitutionalismus in Oestreich zu vermählen, an die Monarchie nicht glauben.

Berliner Literaturbriefe.

XII.

Drei Generationen. Heyse: Thekla. Ein Gedicht in neun Gesängen. Stuttgart 1859. Cotta. Wagener: Staats- und Gesellschaftslexicon. Berlin 1859. Heinicke. Stramberg: Denkwürdiger und nützlicher rheinischer Antiquarius. Coblenz 1859. Hergt.

Kaum dürfte es einen auch nur leidlich gebildeten deutschen Menschen geben, der nicht wenigstens reden gehört hätte von Heyse's Fremdwörterbuch und von Heyse's deutscher Grammatik. Der Verfasser dieser beiden verdienstvollen Bücher, von denen jedes weit mehr als ein Dutzend Auflagen erlebt hat, war Johann Christian August Heyse, der 1764 zu Nordhausen geboren wurde und 1829 zu Magdeburg als Schuldirektor starb. Was der Vater praktisch begonnen, setzte der Sohn fort, wissenschaftlich begründend und erweiternd. Der Professor Karl Wilhelm Ludwig Heyse, geb. 1797 zu Oldenburg, wo sein Vater damals Lehrer am Gymnasium war, und gestorben am 25. November 1855 zu Berlin, gehörte zu den bedeutendsten Literatoren Deutschlands. Seine Hauptwerke sind sein ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache und sein vergleichendes Handwörterbuch. Seine Bibliothek war berühmt und durch seltene Ausgaben ein Entzücken der Bücherfreunde, leider ist dieselbe nach seinem Tode zum Theil unter den Hammer gekommen und zerstreut worden. Indessen hatte der Sohn schon eine ästhetische Seite, die dem Vater noch fehlte, er wurde der Lehrer des später so berühmt gewordenen Componisten Felix Mendelssohn-Bartholdy und kam dadurch in die ästhetischen Kreise Berlins, die sich auf das geistige Erbe jener strebsamen jüdischen Familien gründeten, die zu Ende des vorigen und noch im Anfang dieses Jahrhunderts den Mittelpunkt des geselligen Lebens in Berlin bildeten. Innerhalb dieser Kreise gründete Heyse auch seine Familie, seine Häuslichkeit. Alle diese Umstände: die praktische Gelehrsamkeit des Großvaters, die ästhetische wissenschaftliche Richtung des Vaters, die kritisch-schöngeistige Atmosphäre, die in den Kreisen herrschte, denen er durch die Mutter angehörte, blieben nicht ohne den bemerkbarsten Einfluß auf den Enkel, auf den Dichter Paul Johann Ludwig Heyse, der, am 15. März 1830 hier in Berlin geboren, gegenwärtig als Professor in München lebt. Er ist mit einer Tochter des verewigten Geheimen Raths und Professors Franz Kugler vermählt, die ihrerseits ebenfalls durch die Mutter, eine Tochter des bekannten Criminalisten Julius Eduard Hitzig, in Zusammenhang ist mit jenen oben bezeichneten ästhetischen Kreisen Berlins. Unter diesen Verhältnissen wird es weniger auffallend, wenn wir den jungen Dichter so früh und gleich so bedeutend in der literarischen Arena auftreten zu sehen. Er war neunzehn Jahre alt, als „der Jungbrunnen“ erschien. Neue Mährchen von einem fahrenden Schüler. Aber schon zwei Jahre früher waren, wie in der Vorrede bemerkt ist, diese eigenthümlichen Mährchen geschrieben, an denen man gewiß allerlei tadeln und aussetzen kann, die aber zwei Eigenschaften glänzend bekunden, die kein Dichter entbehren kann: die Fülle der Phantasie und die Leichtigkeit ästhetischer Formirung. Den Mährchen folgte die Tragödie Francesca von Rimini, die gerade bei dem bedenklichen sittlichen Conflict, den der Verfasser zu bewältigen gesucht, Zeugniß gab von der bedeutenden poetischen Kraft, die ihm eigen. Weniger trat das hervor in den beiden Gedichten „Urika“ und

„die Brüder“. Der Stoff des ersten ist aus einer französischen Erzählung der Herzogin von Duras, der des zweiten aus dem Chinesischen und schon von Herder bearbeitet. Es ist eine gewisse Kälte in diesen Gedichten, aber sie entzücken durch die Glätte der Form, durch die ästhetische Feinheit in der Ausführung und bilden so einen passenden Uebergang zu den Novellen, von denen 1855 ein Band erschien, denen man dieselben Vorzüge nachrühmt, denen man denselben Vorwurf macht. Wir halten den Vorwurf der Kälte bei den Novellen wenigstens nicht in demselben Grade wie bei den beiden obengenannten Gedichten gerechtfertigt. Es ist nicht Kälte, es ist nur das oft allzustark betonte Selbstbewußtsein, mit welchem der Dichter seine Herrschaft über die Form kund giebt, was für Kälte gehalten wird. Wirklich kalt hat uns von Heyse's Dichtungen nur die antike Tragödie Meleager, Berlin 1854, gelassen. Daß es dem Dichter nicht an Wärme und Feuer fehlt, beweisen verschiedene seiner Gedichte, unter denen wir nur die Margaretha Spoletina nennen wollen. Wäre es nöthig, diesen Vorwurf der Kälte noch zu widerlegen, so brauchte man nur auf sein neuestes Werk, auf Thekla, ein Gedicht in neun Gesängen und glattfließenden Hexametern, hinzuweisen, das alle Vorzüge der Heyse'schen Diction, der ästhetisch ausgefeilten Form durch eine wohlthuende Wärme dichterischer Begeisterung verklärt zeigt, und gewiß zu dem Bedeutendsten zählt, was die deutsche Literatur in neuester Zeit hervorgebracht. Thekla, der Theoklia Tochter, einer reichen Wittwe zu Ikonium, ist mit dem jungen Thamyris verlobt. Es klingt aus Göthe's Braut von Korinth an:

Beide Väter waren gastverwandt,
Hatten frühe schon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

Ikonium feiert das Fest der Kybele mit all dem rauschenden Gepränge, das der mystische Dienst dieser Göttin erheischt, Thekla's Mutter, der junge Thamyris, die ganze Stadt feiert das Fest, nur Thekla wendet sich innerlich ab von dem heidnischen Gepränge, ihre ahnungsvolle Jungfräulichkeit bebt zurück vor dem Treiben und auch vor den Personen die ihm huldigen. Neben Thekla's elterlichen Hause hält in der Wohnung des Juden Nathanael die junge Christengemeinde Ikoniums ihre Versammlungen, und gerade am Fest der Kybele, wo die ganze Stadt in Liebe und Wein schwimmt, predigt Tryphon, ein Sendbote der neuen Lehre, und spricht seinen Abscheu gegen den Kybeledienst aus in mächtigen Worten. Thekla sieht ihn nicht, aber sie hört ihn, und sie hört ihn das aussprechen, was sie fühlt. Die Lehre, welche die Sinnenlust verurtheilt, die Keuschheit gebietend heischt, sie tritt ihr entgegen in Tryphon's Wort, und sie ist eigentlich, trotz der Kämpfe, die nicht fehlen, sofort gewonnen für diese Lehre. Thekla liebt Tryphon ohne ihn gesehen zu haben, sie löst ihr Verhältniß zu Thamyris, sucht den gefangenen Tryphon zu retten, wird bei ihm im Gefängniß gefunden und zum Scheiterhaufen verurtheilt, um den Zorn der Götter zu sühnen, ein Gewitterregen löscht die Flammen — doch wir haben nicht die Absicht, hier eine Analyse des schönen Gedichts zu geben, um so weniger, als wir ihm recht viele Leser wünschen.

Schließlich wollen wir der Vollständigkeit wegen auch noch erwähnen, daß P. Heyse auch über Provençalische und Altfranzösische Poesie geschrieben und 1856 Römische Inedita edirt hat.

Wenn wir nun von einer Dichtung zu einem Werke übergehen, welches

der Dichtung so fern als möglich steht, so, wir bekennen es offen, leitet uns dabei nicht der Wunsch, durch den Contrast zu heben, sondern lediglich die mahnende Stimme des Gewissens. Schon lange liegen die Hefte des Wagenerschen Staats- und Gesellschafts-Lexikons auf unserm Tisch, sie mehren sich fortwährend, und unser Muth zur Besprechung mindert sich mit der steigenden Zahl der Hefte. Das Werk ist zu groß für den beschränkten Raum dieser Briefe, wir schreiben eigentlich nur, um den Muth nicht ganz zu verlieren und in der nicht eben angenehmen Gewißheit, daß wir an dieser Stelle dem großen Unternehmen durchaus nicht gerecht werden können. Vor uns liegt ein erster Band von über 800 Seiten, und dazu schon einige Hefte des zweiten Bandes, es ist also schon Bedeutendes geleistet, äußerlich wenigstens, und das Ganze zeigt einen tapferen Fortgang; es haben sich also diejenigen vollständig als falsche Propheten erwiesen, die uns vor Jahresfrist so laut verkündeten, es könne nichts werden aus diesem Unternehmen, die conservative Partei sei gar nicht im Stande, ein conservatives Conversationslexikon zu schaffen. Freilich ganz unrecht hatten jene Stimmen nicht, conservativ und Conversationslexicon sind beinahe Gegensätze, und die conservative Partei, wir lieben sie sehr, aber die Wahrheit doch noch mehr, hat mit seltenen Ausnahmen ganz erschrecklich wenig Sinn gezeigt für literarische Anstrengungen, die mit Redlichkeit und Talent in ihrem Interesse gemacht wurden. Um so verdienstlicher ist es für den Herausgeber des Staats- und Gesellschaftslexicons, den Justizrath Wagener und seine Mitarbeiter, daß sie jenen Gegensatz zu vermitteln versucht und all die negativen Schwierigkeiten überwunden haben, die sich der Erfüllung ihrer großen Aufgabe entgegenstellten; mit den offenen Gegnern, mit den positiven Hindernissen sind sie bald fertig geworden, wie sich dies bei Männern voraussetzen ließ, die des literarischen Kampfes nicht unkundig, sondern seit Jahren ohne Rast sich à corps perdu geschlagen haben gegen den Liberalismus und die Revolution. Fragt man nun, wie und auf welche Weise in dem Wagener'schen Staats- und Gesellschaftslexikon der Gegensatz zwischen conservativer Bildung und liberaler Conversationsbildung, deren feste Burgen bisher die Conversationslexica waren, gelöst worden, so können wir nichts weiter thun, als auf die einzelnen Artikel verweisen. Es wird sich selten einer darunter finden, an dem es selbst dem flüchtigen Leser nicht klar würde, daß die Herausgeber des Staats- und Gesellschaftslexikons die liberale Form des Conversationslexikons, die sie dem Gegner abgeborgt, mit einem neuen conservativen Inhalt gefüllt haben. Ueberall an die Gegenwart anknüpfend, verlieren die einzelnen Artikel niemals die Fühlung an der Vergangenheit, und darin allein schon ist ein conservatives Moment von Bedeutung gegeben. An die Biographie eines bedeutenden Mannes schließt sich nicht nur meist das Urtheil irgend eines conservativen Historikers wie Leo, oder des Historikers, der zu einem Urtheil über diese Persönlichkeit gerade besonders befähigt ist, sondern es ist ihr auch eine historisch genealogische Nachricht über seine Familie, deren Abkunft, Verbindungen und Wappen vorausgeschickt. Die Bedeutung des Mannes für seine Zeit wird ganz conservativ mit der Bedeutung seiner Familie für die Geschichte seines Landes in Verbindung gebracht. Vergl. in dieser Beziehung z. B. den Artikel Alvensleben. Es versteht sich, daß den Artikeln, die controvers zwischen den politischen und socialen Parteien, ganz besonderer Fleiß und ganz vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet ist, z. B. Abgaben, Ablösung, Agrarverfassung u. m. a. Weniger befriedigt hat uns der

Artikel Adel. Unseres Erachtens hätte derselbe nur eine kurze und klare Uebersicht über alle Materien, die dahin schlagen, bringen müssen, das Besondere hätte dann seine Stelle richtig bei den verschiedenen Ländern und unter andern Rubriken gefunden, doch ist in dieser Beziehung ja noch nichts verloren und kann Alles z. B. bei Aristokratie nachgeholt werden. Sehr lobenswerth sind die überaus vollständigen und fleißigen Artikel Akademie, Alliance und mehrere andere der Art. Zu bemerken sind auch die gediegenen geographischen Artikel, deren einige fast zu ausführlich sind. Nun fehlt es neben diesen entschiedenen Vorzügen natürlich auch nicht an Mängeln, aller Anfang ist schwer, und das Wagener'sche Werk ist ein Anfang, und zwar ein Anfang im Anfang, darum muß man von conservativer Seite so mild wie möglich urtheilen, und sich zunächst nur freuen, daß der Anfang so muthig und glücklich gemacht worden ist, auch das Verdienst anerkennen, welches sich Wagener dadurch auf's Neue um die conservative Sache erworben hat. Den Tadel im Einzelnen, namentlich in so weit er förderlich werden kann, schließt das nicht aus; es giebt auch völlig mißrathene Artikel, z. B. Alchemie, der eben so gut im Brockhaus stehen könnte, der ganz trocken und doctrinär, ohne alle Anwendung auf das Leben, die gerade hier so nahe lag, hingestellt erscheint. Abgesehen indessen von diesen Einzelnheiten, hat die conservative Partei große Ursache, sich Glück zu wünschen zu diesem bedeutenden und gewiß in seinen Erfolgen recht segensreichen Unternehmen, woraus dann aber auch wiederum folgt, daß sie eine ernste Verpflichtung hat, sich desselben so lebhaft als möglich anzunehmen und sich auch durch die Ungunst der Zeit nicht abhalten zu lassen, darauf zu subscribiren; das ist die beste Art, ihren Dank gegen die Herausgeber zu bethätigen.

Ebenfalls ein durch und durch conservatives großes Werk ist der Rheinische Antiquarius des Herrn Christian von Stramberg, oder wie der Titel vollständig lautet: „Denkwürdiger und nützlicher rheinischer Antiquarius, welcher die wichtigsten und angenehmsten geographischen, historischen und politischen Merkwürdigkeiten des ganzen Rheinstroms von seinem Ausflusse in das Meer bis zu seinem Ursprunge darstellt. Von einem Nachforscher in historischen Dingen.“ Dieser Nachforscher in historischen Dingen, Herr von Stramberg (aus einer alten rheinischen Familie, welche im vorigen Jahrhundert unter dem Namen Stramberger von Grosburg in den Adelstand erhoben wurde), ist ein lebendes Bild jenes deutschen Forscher- und Sammlerfleißes, der ächt conservativ kein Körnlein verloren gehen läßt, weil es zum Ganzen gehört oder die Keime zu etwas Großem oder Nützlichem enthalten kann. Der Titel seines Buches verspricht viel, aber sein Buch enthält noch viel mehr als der Titel verspricht, es sind Dinge darin enthalten, die man schwerlich darin suchen würde, es fehlt aber gewiß nichts, was man da suchen kann. Beispiele werden das klarer machen. Das Werk enthält z. B. eine ganze Reihe sehr zuverlässiger und fleißiger Geschichten adliger Geschlechter; von rheinischen Adelsgeschlechtern konnte man nun allerdings wohl Familiengeschichten erwarten, gewiß aber nicht z. B. eine Geschichte der Grafen von Rantzau, oder der ersten christlichen Barone von Montmorency, oder der irischen Butler u. a., und doch sind sie darin enthalten. Ein Rantzau vertheidigt eine Stadt am Rhein, das giebt dem Antiquarius Veranlassung, die ganze Familiengeschichte der Rantzau beizubringen. Mit Sage und politischer Geschichte wechseln Abhandlungen kulturgeschichtlichen Inhalts, Kirchengeschichte mit Städtegeschichte,

Biographien mit persönlichen Erinnerungen des Herrn von Stramberg, ja selbst literarische Fehden werden gelegentlich ausgefochten, so z. B. gegen den bekannten Herrn Vehse, der die chronique scandaleuse aller Höfe zu einem rechten literarischen Misthaufen zusammengekarrt hat und sie für „actenmäßige“ Geschichte ausgiebt. Herr von Stramberg nennt Herrn Vehse mit deutschderbem Spott den literarischen Bombardirkäfer, und läßt diese Benennung durch den Setzer erklären wie folgt: „Der Bombardirkäfer, Carabus crepitans, das zornige Thierchen giebt bei jeder Berührung einen Knall von sich, der sich wohl zwölfmal, nur jedesmal schwächer, wiederholt; zugleich fährt bei jedem Schuß aus dem After ein blauer Dunststrahl von scharfem, unangenehmem Geruch. Es dient dieses Schießen ihm zur Abwehr seiner Feinde. Man muß sich billig wundern, wie dieses kleine Käferchen zu so vielen Schüssen genugsame Luft zusammenbringen und auspressen kann, da es doch nur ein kleines Bläschen im Hinterleib hat.“ Der Antiquarius ist überhaupt ein streitbarer Recke in literarischer Fehde, es hat schon Mancher die Schärfe seiner Waffen gefühlt, so unter Anderen auch Düntzer, der bekanntlich zu jenen einseitigen Götheverehrern gehört, die immer wieder die Gegner herausfordern, weil sie durchaus keinen Mangel und Makel an dem großen Dichter zugeben wollen. Was wäre Göthe für ein unerträglicher Mensch gewesen, wenn er nicht auch seine Schwächen, Fehler und Mängel gehabt hätte! Es ist vom rheinischen Antiquarius nun bereits eine stattliche Folge starker Bände aufgestellt, und bei einer Uebersicht des Gesammtinhalts kommt man zu dem für deutsche Bescheidenheit überraschenden Gedanken: der Rhein ist nicht nur Deutschlands Strom, sondern er ist auch der Strom, an dessen Ufern rechts und links die Weltgeschichte abgespielt wird. Wir wissen nicht, ob dieser Gedanke bewußt gewesen in Herrn von Stramberg, als er den Plan zu seinem großen und schönen Buche machte, es ist aber der Gedanke, der sich uns bei der Uebersicht des Inhalts aufgedrängt hat. Es giebt in der Weltgeschichte nichts, was nicht in irgend einer Beziehung zu Deutschland und zu Deutschlands Rheinstrom stände, aus dieser Idee, bewußt oder unbewußt, ist der rheinische Antiquarius entstanden. Um die Anschaffung des allerdings theuren Buches zu erleichtern, wird dasselbe in Lieferungen ausgegeben; die neueste (Abtheilung III. Band 6. Lieferung 5) enthält, um unsern Lesern eine Probe der Mannichfaltigkeit zu geben, u. A. die Rheinbrohl-Geschichten der Heiligen Adalbert und Swibert, eine historische Darstellung des Malteserordens, eine Geschichte der böhmischen Rosenberge, die eine Menge von Biographien und andern Mittheilungen einschließt, endlich auch eine Geschichte des Herrenmeisterthums Sonnenburg oder der Johanniterordens-Ballei Brandenburg. Diese letztere Arbeit war uns besonders interessant wegen der Vergleichung mit dem in unserem letzten Briefe besprochenen Werke des Herrn von Winterfeldt. Einiges von Stramberg würde Herr von Winterfeldt noch haben benutzen können, hätte Herr von Stramberg aber das Winterfeldt'sche Buch schon gehabt, so würde er hoffentlich nicht die Wiederaufrichtung der Ballei zu dem frühesten Ordenszweck durch König Friedrich Wilhelm IV. so ganz mit Stillschweigen übergangen haben. Als eine Marotte mag's gelten, daß der Antiquarius die im vorigen Jahrhundert gebräuchliche unrichtige Schreibart „Heermeisterthum“ der jetzt feststehenden richtigen „Herrenmeisterthum“ vorzieht. Gewußt hat er's sicher!

Neueste Schriften über Italien.

— Otto Speyer. — Karl Witte. — R. Schlüter. — Theodor Mundt. —

In der Zeit, wo ein bestimmtes Land die Augen der übrigen durch bedeutende Ent- oder Verwickelungen seines staatlichen Lebens auf sich zieht, gewinnen alle Schriften, die über sein Inneres und Aeußeres handeln, selbstverständlich ein hochpotenzirtes Interesse. Freilich wird die Literatur nicht immer der Literatur wegen geschaffen. Wie andere Menschen sind auch Autoren bisweilen industriös und schreiben aus Speculation. Wer kann alle die Bücher und Broschüren lesen, die gegenwärtig über Italien abgefaßt und gedruckt werden? Wir wollen im Folgenden einige Werke besprechen, welche uns im besseren Sinne und edlerer Zwecke halber, als „um ein Geschäft zu machen,“ veröffentlicht zu sein scheinen. Möge sich dann der Leser dasjenige von ihnen zur specielleren Lectüre wählen, welches ihn nach den kurzen Andeutungen, die wir über Inhalt und Styl derselben geben, am anziehendsten dünkt.

Nehmen wir das umfangreichste vorauf:

„Bilder Italienischen Landes und Lebens. Beiträge zur Physiognomik Italiens und seiner Bewohner, von Otto Speyer. In 2 Bänden. Berlin, 1859. Druck und Verlag von E. S. Mittler und Sohn.“

Der Verfasser hat in den Jahren 1847—53 in Florenz gelebt und von da aus häufige Ausflüge durch ganz Toscana, ja, durch ganz Italien vorgenommen. An Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen, hat es ihm also nicht gefehlt. Aber er ist weder als Staatsmann, noch als Naturforscher gereist. Er hat mit dem leichtempfänglichen, genußerfreuten Blick eines Touristen Menschen und Dinge angeschaut und mehr gesehen, als beobachtet. Seine Schreibweise ist ausgebildeter Feuilletonstyl; in den Kranz der goldenen Aehren flicht er gern blaue Cyanen, d. h. er verwebt die Beschreibung der realen Erscheinungen mit poetischen Blumen und Bildern. Mit Einem Wort: er schreibt minder tief als gefällig. Die Zusammenstellung der einzelnen Capitel bildet kein streng organisches Ganze. Tagebuchartig reihen sich Skizzen und Darstellungen an einander. Den topographischen und geographischen Theil des Inhalts lassen wir unberücksichtigt, ebenso die Abschnitte, die den Reliquien italienischer Kunst gewidmet sind, obwohl die meisten darunter anmuthig und belehrend zu lesen sind. Was uns das Wichtigste an dem Buche gewesen, ist der Anhang, der den 8. Februar 1849 in Florenz schildert, eine Skizze aus der damaligen italienischen Revolution. Wir finden darin eine neue Bestätigung unserer Ueberzeugung, daß die Charakterentwickelung, die wahrhafte Umgestaltung eines Volkes unendlich langsam vor sich geht, wenn auch die äußern Begebenheiten lawinengleich rollen, wenn auch die Geschichte sich selbst zu überstürzen droht im scheinbaren Umschwung der Dinge, im hastigen Wechsel der Ereignisse. Denn trotz dieses Wechsels, trotz des ewigen Gährens und Kochens in ihren Eingeweiden hat die italienische Nation in den letzten zehn Jahren, dem Interregnum zwischen der Revolution von 1849 und 1859, sich nicht ein Haar verändert. Wie es heut um den Schauplatz des noch unberechenbaren Krieges steht, weiß der Leser aus den Tagesblättern: wie es vor einem Decennium dort aussah, mag der Verfasser obigen Buches bezeugen. Seine Worte sind (Seite 287):

„Und die allgemeine Bewaffnung Toscana's! Wer dies Volk gesehen und kennen gelernt hatte in seiner Verweichlichung, in seinem Abschen vor aller Disciplin und allem Blutvergießen, in seiner moralischen Haltungslosigkeit, seiner Alles beherrschenden Vergnügungssucht, seiner politischen Nullität, wer erkannt hatte, daß dieser ganze, sich ungeberdig stellende Patriotismus nur das rasch vorüberrauschende Aufwallen eines enthusiastischen Augenblicks war, theils nur in den Köpfen einer mikroskopischen Anzahl wahrer Pa-

trioten und einer nicht größeren Menge Agitatoren von Handwerk, gefolgt von den schreienden Banden des gierigen und hungrigen Pöbels der Städte, spukte — den mußten wahrlich ernste Zweifel überkommen an den Absichten oder an dem gesunden Menschenverstande derer, die als Panacee für das leidende Vaterland forderten, was ihrem Feinde einen leichten unblutigen Triumph, ihnen selbst nur Spott und Schmach bereiten mußte.«

Ferner (Seite 288):

»Die Regierung, stets mit der Lösung der höchsten staatlichen Probleme beschäftigt, und nicht allein toskanische, sondern auch italienische, vielleicht sogar ein wenig europäische Politik machend, konnte nicht Zeit gewinnen, um auf solche Kleinigkeiten, wie Polizeiordnung, Maßregeln für Erhaltung der öffentlichen Sicherheit, Sorge für die Armen und Nothleidenden zu achten. Die Staatsmänner hatten den Kopf voll von der Constituante, von der Schöpfung des neuen römisch-toscanischen Centralstaats; vielleicht sah Einer oder der Andere von ihnen sich im Geiste schon auf dem Präsidentenstuhl der Republik Italien. Unaufhaltsam hatten sie seit zwei Jahren das Rad der Revolution bergan getrieben, ohne je daran zu denken, daß sie auf den einzelnen Absätzen und Ruhepunkten Wälle und sichere Dämme errichteten, ihm den Rückweg zu hemmen.«

Sodann (Seite 314) eine Scene der Volks-Versammlung im Theater Alfieri:

»Zwanzig Stimmen erhoben sich zugleich; Rufe, Reden, Bravo's, Klatschen, Zischen, Pfeifen tönte durcheinander; dazwischen gebot die unaufhörlich läutende, aber in dem gewöhnlichen Tumult kaum hörbare Schelle des Präsidenten vergebens Schweigen.«

Endlich läßt der Verfasser noch vor der Affiche des Manifestes der neuen Dictatoren nach der Flucht des Großherzogs einen greisen Florentiner sprechen, der von seinen Mitbürgern sagt:

»Sie haben die Unordnung gesäet und wollen die Ordnung ernten. Ich sehe ein neues 1799;*) Wahnsinn und Armuth, das wird die Ernte sein, wie damals Dem neuen 1799 wird sein 1814**) rascher nachfolgen. Kinder sind sie Alle, gedankenlose Schreier, die eine ihnen selbst fremde Sprache gedankenlos nachlallen. Der Klang der Worte, die sie nicht verstehen, begeistert sie um so mehr, je weniger sie davon verstehen. Wer kümmert sich um den Sinn? Wer um das Wohl des Landes? Wer versteht dein innerstes Sehnen und Verlangen, Italien? Wer sieht ein, was dir noththut? Narren werden quacksalbern an deinem wunden, siechen Körper, bis sich der fremde Arzt deiner erbarmt und die Charlatans verjagt. Aber seine Kuren sind streng und seine Mixturen bitter und theuer. Und er wird verlangen, daß du, um deinen Körper zu schonen, deiner Seele vergessest und deinem Geiste entsagst!«

Mögen die letzten Worte wirklich aus dem Munde eines Florentiners geflossen oder Gedanken des Verfassers sein, jedenfalls müssen wir ihnen beipflichten. Niemand wird leugnen, daß ein Volk das Recht habe, sich die Freiheit von Fremdherrschaft zu wünschen. Nach Humboldt's Ausspruch ist vollkommenes Gedeihen in der Natur wie bei den Individuen nur im Zustande vollkommener Freiheit möglich. Ob aber Italien noch die moralische Kraft besitzt, sich in selbstständiger Freiheit zu behaupten, das ist eine Frage, die wir unseres Theils eher verneinen, als bejahen. Nach allen politischen Antecedentien scheint jenes Land auf denselben Punkt der Unmöglichkeit eines Selfgovernments herabgesunken, wie Polen und Ungarn. Die Folge wird es lehren. Wahrscheinlich hat Italien in dem gehofften Befreier nur den künftigen Oberherrn zu Hülfe gerufen, und mithin durch seine Volks-Erhebung Nichts gewonnen, als den Namen des Fremdherrschers gewechselt. Nationen, die mit

*) Am 27. März 1793 verließ Großherzog Ferdinand III. das von französischen Truppen besetzte Toscana, und noch denselben Tag setzte General Reinhard eine provisorische republikanische Regierung ein.

**) 1814 wurden die Oestreicher als Befreier Italiens mit Jubelthränen empfangen.

ihren Reminiscenzen in eine große historische Vergangenheit zurückreichen, zu deren Wiedererweckung ihnen jedoch in der Gegenwart jede Vorbedingung fehlt, da ihr einziges politisches Besitzthum eben die Erinnerung ist, solche Nationen haben in sich selbst und der Welt gegenüber einen gleich schweren Stand. Sie sind in dem Wahn befangen, eine neue Organisation ihres Aeußern genüge, den ehemaligen Glanz, die frühere, seit Jahrhunderten erloschene Größe herzustellen, während die Umwandlung gerade umgekehrt von innen heraus vor sich gehen müßte. Nicht der Körper baut sich den Geist, wohl aber, wie Schiller so treffend sagt, baut sich der Geist den Körper. Hinc illae lacrimae Italiae!

. . . .

Das zweite Buch, welches vor uns liegt, ist eine Sammlung von neun Vorträgen unter dem Titel: „Alpinisches und Transalpinisches“ von Karl Witte, Professor in Halle Mit einer Abbildung von San Marino. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1858. — Wir müssen das Werk in jeder Beziehung ausgezeichnet nennen. Der Verfasser ist ein ebenso wissenschaftlicher wie künstlerischer Schriftsteller. Die geologische Beschaffenheit der Schweiz und Italiens ist nicht in der gewöhnlichen trockenen Weise geschildert, sondern durch geistreiche Gedanken und Anschauungen wird die Naturbeschreibung wesentlich belebt. Wir werden nicht blos auf ein Terrain versetzt, dessen Erdreich wir studiren, vielmehr weist uns Karl Witte bei jedem Schritt auf eine Sage, Legende, Dichtung oder geschichtliche Begebenheit hin, die mit dem Boden, den wir betreten, verwachsen ist. Man darf von dem Buch sagen: „Greift nur hinein! wo ihr's packt, da ist es interessant.“ Der Werth des Werks ist bleibend, weil es nicht im Sinne einer einseitigen Zeitrichtung geschrieben ist, sondern die allgemeine Geltung in's Auge faßt, welche Dinge und Personen — selbst solche, die noch leben — für die Schweiz und Italien gehabt und noch haben. Keiner der neun Abschnitte oder Vorträge ist weniger anziehend, als die andern. Wenn wir den fünften „San Marino“ (Seite 237—300) hier besonders herausheben, so geschieht dies nur, weil wir italienische Zustände darin erläutert finden, die in unsern Tagen eine Wiederholung erleben, und weil uns darin eine Persönlichkeit entgegentritt, welche heut wieder en vogue ist, wie vor zehn Jahren, nämlich Garibaldi. Die Vorfälle von 1849 in Rom sind unsern Lesern erinnerlich, vielleicht auch die folgenden, wie Garibaldi den kleinen Freistaat San Marino in eine sehr gefährdete Stellung brachte, da er die uneinnehmbare Felsenburg desselben zu seiner Zufluchtsstätte zu machen dachte, bis er von den Oestreichern günstige Bedingungen erzwingen würde. Die San Marinesen suchten ihn zwar von der Berührung ihrer Grenzen abzuhalten, aber der Uebereinkunft ungeachtet stand der Republikaner am andern Morgen mit einer immer wachsenden Schaar unmittelbar vor dem Stadtthor. Das An- und Aussehen der Garibaldianer war folgendes, wie Witte erzählt (Seite 277):

„Es war ein bunter Haufen und doch ein trostloser Anblick. Phantastisch ersonnene regellose Trachten mit Heckerhut und wallendem Federbusch, mit grell dreifarbiger Schärpe, mit Dolch und Pistolen, — und in all' dem theatralischen Flitterputz bleiche, vor Hunger, Ermüdung und Todesangst schlotternde Gestalten. Auf den Zügen des Einen bittere Enttäuschung und hoffnungslose, aber thränenreiche Reue. Dort das wettergebräunte Gesicht eines Abenteurers, der sich alle Gedanken an Zukunft, irdische und jenseitige, fern zu halten weiß und seine lärmende Lustigkeit wieder gefunden hat, seit er, wenigstens auf Stunden, sicher ist vor den Kugeln der Oestreicher und die müden Glieder in den Schatten der Klosterhalle strecken kann. Weiter hin eine Gruppe in völliger Entkräftung niedergesunkener Frauen, welche durch all' die Leiden dieser Wochen und Monate Liebe und Treue — vielleicht für Unwürdige — aufrecht erhielten. Dann wieder unbärtige Knaben, die bei dem Feldgeschrei eines einigen und freien Italiens die Schulbücher wegwarfen, um mit kraftloser Hand die Muskete zu ergreifen. Endlich am Boden lagernd ein stöhnender Haufe Derer, die Tags zuvor am Berg Tassona von den Oestreichern verwundet wurden.“

Obiges Bild ist so charakteristisch gezeichnet und die Organisirung der heutigen Armee Garibaldi's entspricht ihm wiederum so genau, daß man von den Elementen des jetzt tobenden Kampfes durchaus nicht günstig auf seine spätern Erfolge schließen kann, wenn auch für den Augenblick durch die auswärtige Unterstützung Italiens Sache zu gedeihen scheint. Wir wiederholen es: wir glauben nicht an die Zukunft eines freien und einigen Italiens. Als Amerika sich vom Mutterlande losriß, da waren es allerdings auch bunt zusammengewürfelte Blousenmänner ohne Strümpfe und Schuhe, die da fochten und bei Saratoga Bourgoyne's sechstausend prächtige Rothröcke mit Wehr und Waffen kampfunfähig machten, aber der ehrgeizloseste Heroencharakter, Washington, war Obergeneral der Amerikaner, und die tiefsinnige Weisheit eines Franklin half die innern Angelegenheiten vertreten und ordnen. Amerika hatte Ein großes Ziel, wonach es strebte, nicht hundert kleine, wie Italien.

. . . .

Zum Dritten haben wir es mit dem Buche zu thun: „Aus und über Italien. Briefe an eine Freundin von R. Schlüter.“ 2 Bände. Hannover. Karl Rümpler. 1857. — Gleich dem zuerst besprochenen Otto Speyer'schen Werke ist diese Arbeit aus Tagebuchblättern zusammengesetzt, nur daß Schlüter diese in festere, anschließendere Verbindung zu bringen gesucht hat, als Otto Speyer. Außerdem ist R. Schlüter leidenschaftlicher Kunst-Enthusiast, der allen Ueberbleibseln italienischer Pracht und Herrlichkeit bis in's Kleinste nachspürt und in gewissenhaftester Weise die Resultate seiner Erfahrungen dem Publikum mittheilt. In seiner Vorliebe für alle artistischen Hinterlassenschaften der Blüthezeit Italiens hofft er sogar, daß die östreichischen Officiere in Venedig durch die häufige Beschauung künstlerischer Einzelheiten allmälig zum Studium und zur Liebe für das Gesammtgebiet der Kunst begeistert werden könnten. Nach dieser Andeutung könnte der Leser vermuthen, Schlüter sei mit besonderer Sympathie für Oestreich und seine Interessen in Italien erfüllt. Allein diese Sympathie geht nicht weiter, als daß er sich über die oft gelobte Cordialität zwischen Officieren und Gemeinen des östreichischen Heeres günstig ausspricht und zugleich die gute Disciplin der Truppen anerkennt. Er sagt:

„Die Soldaten werden von keiner Pedanterie gequält, und vom Major bis zum Unteroffizier legt Jeder mehr Gewicht auf prompte und richtige Ausführung der Evolution, als auf gleiche Linie der Gewehrhaltung und ähnliche Paradestückchen. Das Verhältniß zwischen Offizieren und Soldaten ist ein sehr wohlthuendes, und auch hier tritt die süddeutsche Gemüthlichkeit in höchst angenehmer Weise hervor. Der Offizier ist hier noch Mensch und der Soldat ist auch noch Mensch; anderwärts ist er Untergebener, Bild des unbedingten Gehorsams, und der Offizier Vorgesetzter, Befehlshaber.“

Wir meinen, in diesen Aussprüchen liegt keine Parteilichkeit. Letzterer bleibt der Verfasser überhaupt fern. Auch aus diesem Grunde würde sein Buch ein trefflicher Führer für jeden Reisenden durch Oberitalien sein. Mittel- und Süditalien lehrt er uns nicht kennen, aber gerade den Umkreis der Gebiete, die jetzt vom Krieg direct überschwemmt, und jener, die indirect davon mitbetroffen sind, malt er mit genauster Ausführlichkeit. In den Städten verweilt er am liebsten, eben weil er dort die Reste der Künste vorfindet, so in Mailand, Vicenza, Verona, Brescia, Florenz, Genua, vor allen und am längsten aber in Venedig. Er studirt das Leben an der Quelle: auf Märkten und Gassen, in Caffés und Hallen, er steigt zu den niederen Schichten der Gesellschaft hinab, um das Volk in seinem Treiben und Denken zu erforschen. Da stößt er denn auf manche reizende Genrebilder und findet daneben auch Gelegenheit, viele Irrthümer und falsche Gerüchte zu corrigiren. Z. B. rechtfertigt er den italienischen Volkscharakter und die materielle Lage der Nation, wie folgt (Band II., S. 275):

„Was man von den Unzuverlässigkeiten, Betrügereien und Grobheiten erzählt, ist wenigstens für den mir bekannt gewordenen Theil Italiens eitel Fabel. Ueberhaupt verlassen die Berichte über Italien sehr häufig den Weg der Wahrheit. Ich war darauf gefaßt, vielfach unendliche Armuth der kleinen Städte und Flecken, wüstliegende, uncultivirte Ländereien und — was den

Reisenden näher und hauptsächlich unangenehm berührt — schlechte, schmutzige Wirthshäuser überall zu finden. Aber nichts von alle Dem. Das elendeste Dorf, welches ich hier kennen gelernt habe, war immer noch um Nichts schlechter anzusehn, als eine gewöhnlich kleine Stadt Mitteldeutschlands. Das Land ist auf das Beste bestellt; mit unsäglicher Mühe und Kosten hat man tiefliegende Strecken durch Grabenziehung und Auffüllung zu Aeckern erhoben oder Waldblößen urbar gemacht. Die verschiedenen Gasthäuser sind fast ohne Ausnahme so gut, daß sie sich den berühmten rheinischen an die Seite stellen dürfen, und wenn in den kleinern Orten die Gebäude und die innere Einrichtung zurückbleiben, so sind doch meistens die Betten und Mahlzeiten dergestalt, daß sie einen nicht gar zu sehr verwöhnten Reisenden vollständig befriedigen müssen. Schmutz habe ich nur an einem gewissen Orte gefunden, aber da freilich auch beinahe in jedem Hotel.«

Es thut wohl, solch einen vorurtheilsfreien Bericht zu lesen. Die Phantasie zu vieler Reisenden ist vorweg eingenommen und befangen durch Hörensagen u. s. w., so daß sie sich mitunter selbst durch den Augenschein keines Bessern überführen läßt. Die Menschen ärgern sich oft, wenn ihre Vorstellungen getäuscht werden, selbst da, wo sie über die Täuschung frohlocken könnten; denn Nichts geben wir so schwer auf, wie eine vorgefaßte Meinung.

Den eingefleischten Haß der Sardinier gegen die Oestreicher hat Schlüter öfter bemerkt. In seinen Erwähnungen dieses Punktes sind besonders zwei Stellen merkwürdig. Die erste, datirt von Genua, den 29. Mai 1856, lautet:

»Auf dem Platze Carlo Felice ist man damit beschäftigt, eine große Tribune zu errichten. Die glückliche Rückkehr der Krimtruppen soll dort durch festliche Aufzüge, Reden u. dergl. am 8ten k. Mts. gefeiert werden. Das Bündniß mit Frankreich ist Volkssache, und die Sardinier glauben, daß ihnen der Krieg eine Vereinigung mit den Franzosen geschaffen habe, die stark genug sei, Louis Napoleon zu einer Unterstützung für die italienische Sache und gegen Oestreich zu nöthigen.«

Die zweite Stelle, geschrieben in Pallanza, den 6. Juni 1856, giebt gleichsam einen Commentar zur vorigen; wir setzen sie deshalb ebenfalls wörtlich her:

»So weit Italien geht, scheint sich auch der Haß gegen die Oestreicher zu erstrecken. Hier tragen ihn die Leute mit Wohlgefallen überall zur Schau. Der hiesige Staatsanwalt hat mir freundlicher Weise für die Zeit seiner Bureaustunden seinen kleinen Kahn und seinen flinken Schiffer zur Disposition gestellt. Jedes Mal, wenn der hübsche junge Bursche dem lombardischen Ufer des See's näher kommt, geräth er in einen kleinen Wuthausbruch gegen Oestreich. Seiner festen Ueberzeugung nach muß alles Deutsche noch einmal aus Italien vertrieben werden. Sie, die Sarden, werden »denen da drüben« helfen, und Napoleon muß Franzosen zur Unterstützung schicken. Die Minister in Turin haben schon das Versprechen des Franzosenkaisers in der Tasche, und im Nothfall würde es auch ohne den gehen.«

Jedermann fühlt wohl, daß die jüngsten Ergüsse gewisser Zeitungen über die Beliebtheit des östreichischen Regiments in Italien nichts weniger als Glauben verdienen. Trotzdem erinnern wir noch einmal an die Rede, die Otto Speyer in seinem Werk den alten Florentiner halten ließ, und sehen kein Ende der Verwirrung, die zur Stunde in Italien herrscht, mindestens kein solches Ende, wie Sardinier und Piemontesen träumen.

. . . .

Schließlich kommen wir zu den »Skizzen aus Piemont und Rom« von Theodor Mundt. Berlin, 1859. Verlag von Otto Janke. — Das Buch ist reißend schnell vergriffen worden. Der Grund liegt wohl in der leichten, gewandten Schreibweise, die alle Arbeiten des Verfassers charakterisirt und sie zu einer gesuchten Toiletten-Lectüre stempelt. Den mannichfaltigsten, verschiedenartigsten Stoff weiß Th. Mundt geschickt zusammenzugießen und in pikanter Gestaltung darzustellen. Seine Capitel sind Potpourris, Quodlibets, harmonische Mischungen neuer und alter Melodieen, alle kurzabgebrochen ohne

weitere Ausführung. Deshalb halten seine Schriften in beständiger An- und Aufregung. Die encyclopädische Manier, zu schreiben, die unter dem Namen „Feuilleton-Literatur" zum Nachtheil geistiger Vertiefung des Autors sowohl wie des Lesers in der Neuzeit gar weiten Boden gefunden, diese Manier besitzt an Mundt einen ihrer stärksten Vertreter. Wie im geselligen Verkehr des Lebens der unübersetzbare „Esprit" den wahren „Geist" verdrängt hat, so sind auch unter den Schriftstellern die „geistreichen Leute" vor den „Männern von Geist" überwiegend geworden. Wir möchten uns zu näherer Bezeichnung grade an die beiden accentuirten Worte halten und demgemäß behaupten, der Adel des Schriftstellerthums sei der viele Güter besitzenden Bourgeoisie desselben gewichen.

Th. Mundt hat das Material zu seinem Buch auf seiner italienischen Reise im Herbst 1858 gesammelt. Er führt uns die meisten der jetzt eine gewichtige Rolle spielenden Persönlichkeiten vor. Dies war ohne Divination möglich, denn die Namen Cavour, Gräfin Giustiniani, Victor Emanuel, Garibaldi, Papst Pius IX. 2c. 2c. spannten schon vor Jahresfrist, so oft sie erklangen, das Ohr aller Welt. Der Zunder war ja schon lange im Glimmen, ehe die helle Flamme ausbrach. Wenngleich sich jetzt bereits Manches vollendet hat, was damals im Werden war, bleiben die politischen Conjecturen aus jener Zeit immerhin interessant, wäre es auch nur des Vergleichs halber, welche von ihnen Irrthümer gewesen, welche nunmehr in faits accomplis verwandelt sind, und welche noch der Entscheidung harren.

Unter Anderm sagt Mundt:

„Die Heirath des Prinzen Napoleon mit der Tochter des Königs Victor Emanuel hat das junge Italien Mazzini's und Garibaldi's dem Primat Piemont's eher entfremdet, als zur fernern Unterstützung desselben bereit gemacht. Es ist durch diese Heirath, die von beiden Seiten nur ein diplomatischer Schwabenstreich war, ein innerer Bruch zwischen der italienischen Revolution und den Herrschaftsplänen Sardiniens erfolgt, wie er kaum geschickter durch eine Intrigue im Interesse Oestreichs hätte herbeigeführt werden können. Das Primat Piemont's über Italien hat seitdem die französische Kaiser-Uniform angezogen, und die geheimen Führer der italienischen Bewegung, die Verschworenen der Einheit und Unabhängigkeit Italiens, werden sich niemals und durch keine denkbare Constellation bewogen sehen, Vertrauen zum Napoleonismus zu fassen. Der Anblick des gegenwärtigen, moralisch und politisch zertretenen Frankreichs, über welchem der napoleonische Adler sich in den blutsaugenden Vampyr verwandelt hat, kann den italienischen Freiheitsmännern keinen Muth einflößen, ihre Sache an die Machtbedürfnisse Louis Napoleon's anzuknüpfen. Die seltsame Heirath des Prinzen Napoleon mit der jungen Prinzessin Clotilde schließt daher einstweilen den Krater der italienischen National-Revolution wieder zu, statt ihn für die Zwecke Napoleons III. und Victor Emanuels jetzt speien zu machen. Ueber diese Tragweite der Heirath, die Mazzini selbst im Namen des jungen Italiens ausdrücklich abwies, hat sich Louis Napoleon vollkommen getäuscht, und man mußte sich überhaupt wundern, daß er ein so altmodisches und unwirksames Mittel, wie eine Heirath auf dem Boden der Politik ist, noch als einen Hebel für die Umwälzung der italienischen Verhältnisse benutzen zu können glaubte. Aber auch Victor Emanuel wird sich darüber getäuscht haben, daß das napoleonische Frankreich, selbst wenn es ihm den Krieg gegen Oestreich gewinnen helfen möchte, für ihn und für keinen Andern die Krone Italiens aus dem Feuer holen würde. Denn die Krone Italiens dürfte eher für den Schwiegersohn, als für den Schwiegerpapa bestimmt sein, und schon auf den politischen Diners im Palais Royal, bei denen einige französische Generäle aus der Krim und mehrere italienische und polnische Flüchtlinge die Tafelrunde des Prinzen Napoleon zu bilden pflegen, soll dieser Plan regelmäßig zum Dessert und bei der Cigarre ausgesponnen worden sein. Aber auch der Prinz Napoleon dürfte sich getäuscht haben, denn die verdächtige Clique des Palais Royal, die zuweilen den Kaiser Louis Napoleon selbst beunruhigt haben soll, ist doch nicht im Stande, ein napoleonisches Königreich in Italien für Plon-Plon (wie

man den kaiserlichen Vetter in diesen Kreisen nennt) zu stiften, mag nun Plon-Plon I. blos am Po, oder weit bis zum Absatz des italienischen Stiefels herunter, seine neue Herrschaft begründen wollen. Die italienische Nation will keinen Napoleoniden, und wird ihn sich nie freiwillig auf ihre Schulter laden lassen. Denn dies napoleonische Geschlecht, das in Paris jetzt bereits eine Dynastie genannt wird, sucht stets und überall mit Hülfe der Freiheit und der Revolution emporzusteigen, aber auf der letzten Stufe, auf der es anlangt, wird es immer nur die Tyrannei aufpflanzen, die der ganzen Familie Napoleon in den Gliedern liegt.«

Noch ein paar Worte mögen hier Platz finden, welche Mundt über Turin äußert:

»Oft scheint auch die schneidende und erkältende Zugluft, die aus den Alpen herunter die ganze Stadt durchschauert, mehr an Rußland, als an Italien gemahnen zu wollen, und schon das Klima deutet darauf hin, was die heutige politische Situation noch vorsichtig hinter den Coulissen verhüllt, daß Rußland hinter Sardinien steht und seinen Fittig über das kleine, in seinem Ehrgeiz zu allen Unternehmungen brauchbare Land auszuspannen sucht. Turin ist dadurch die Hauptstadt des europäischen Katarrhs geworden, und wenn man sie wegen der vielen Verschnupften, die hier an dem Witterungswechsel und den Erkältungen kranken, vorzugsweise die rheumatische Capitale genannt hat, so weist diese abschreckende Bezeichnung auch auf das politische Gliederreißen hin, das sich hier aus ganz Europa zusammenziehen möchte und vielleicht für alle heutigen Zustände den Ausbruch der Krisis hierher verlegen will.«

Wir haben aus vier Büchern das wesentlichste auf die politische Lage der Gegenwart Bezügliche wörtlich gegeben, nicht um unsern Lesern diese oder jene Ansicht zur unbedingten Annahme zu empfehlen, sondern vielmehr die verschiedenen Gesichtspunkte zu zeigen, von welchen aus Männer mit italienischer Lokalkenntniß die Situation aufgefaßt und gedeutet. Die Sucht, zu prophezeihen, liegt in der Menschennatur; aber wo ist ein Seher, der wirklich die Gabe des Vorschauens besitzt? Wenn wir den Stimmen der Journale mit ihrem täglichen pro und contra lauschen, können wir nur fragen, wie der römische Landpfleger: »Was ist Wahrheit?« Jeder glaubt, Recht zu haben, und dabei irren vielleicht Alle; denn es herrscht ein Widerspruch, ein Schwanken, Zweifeln, eine Unsicherheit und Unklarheit in den Gedanken und Begriffen der Menschen, daß Staatsmänner und diplomatische Laien fast auf gleiches Niveau kommen. Dem Entschlossenen bleibt kaum noch eine tröstlichere Perspective, als mit Macbeth auszurufen: »Komme, was kommen mag, die Stunde rollt auch durch den rauhsten Tag!«

Vermischtes.

[Ein Schweizerbrief aus dem Kaffernland.] Ein Schweizer, der sich unter die deutsch-englische Legion des Oberst Sutterheim anwerben ließ und seither in Ostindien dient, hat über seine Erlebnisse im Kaffernland und in Indien nach Hause geschrieben. Der Schreiber ist nicht gebildet und seine Schicksale haben nichts Außerordentliches, aber er erzählt einfach und anschaulich, so daß ein Auszug aus dem Brief des Landsmannes Interesse gewährt. Er schreibt also:

»Die Hauptbedingungen, unter welchen wir 3000 Mann deutsche Legionäre nach dem Cap gingen, waren folgende: Drei Jahre lang sollten wir jedes Jahr dreißig Tage exerciren, nach sieben Jahren sollte Haus, Land und Alles, was wir erworben, unser Eigenthum sein, wir sollten freie englische Bürger sein, nur im Nothfall zu den Waffen greifen, Jeder erhielt ein Stück

Land, groß genug zu Haus und Garten, ferner fünf Morgen Ackerland zum Urbarmachen, Jeder war verpflichtet, ein Haus auf sein Grundstück zu bauen, wozu ihm die Regierung 18 Pfd. St. gab, Holz war im Ueberfluß da, das übrige Material war billig; also Jeder konnte sich für 18 Pfd. St. ein ordentliches Haus bauen, das heißt, er mußte Alles selbst machen, Holz schneiden, Backsteine brennen ꝛc. Dabei activer Soldat spielen, jeden dritten oder vierten Tag auf Wache. Mit was sollten wir das Land urbar machen? Ackergeräthschaften, die man uns versprochen, erhielten wir nicht, von dem Sold konnte man sich dieselben nicht anschaffen, denn solche Sachen sind da zu theuer. Es waren in unserer Station, King-William-Stadt, Mehrere, die sich etwas gepflanzt; kaum war die Frucht etwas reif, stahlen sie die Wilden oder brannten sie ab; was half alles Arbeiten? Ein sicherer Beweis, daß auf dem Cap nichts taugt, ist schon die wenige Bevölkerung desselben, obgleich es schon Hunderte von Jahren im Besitz der Europäer ist, dann die theuren Lebensmittel. Es fehlte an Zeit und Mitteln eine Colonie zu gründen. General Stutterheim war schuld daran, er machte uns den Schwindel vor in England, versprach uns, was er nicht im Stande war zu halten. Oft sehnten wir uns nach einer Erlösungsstunde, und Gott sei Dank, den 10. October 1858 schlug sie, freudig schwuren wir 1400 Mann Treue der ostindischen Compagnie und der Königin von England, Wenige blieben zurück; von den 3000 Mann waren desertirt und gestorben beinahe 1000, es waren also zurückgeblieben ungefähr 600 Mann, die so zu sagen das Kanonenfieber hatten und deshalb lieber im Elend zurückblieben, zudem auch keinen Begriff von Indien hatten.“

Die Beschreibung der Seereise nach dem Cap übergehen wir und fahren fahren fort bei der Ankunft daselbst:

„Den 17. Nachmittags warfen wir Anker auf der Rhede von Est-London, einem kleinen unbedeutenden Ort in britisch Kaffaria, der ca. 400 Einwohner hat. In Zelten lagen wir daselbst 14 Tage, dann marschirten wir in drei Tagemärschen nach Fort Muray. Da mußten wir so lange liegen, bis sämmtliche Legionäre ausgeschifft und in Fort Muray beisammen waren. Von da aus wurden wir compagnieweise an Orte hingelegt, die wenig Aussicht boten, eine blühende Colonie zu werden, rings sah das Auge nichts als Haide, Wald und Hütten der Wilden, die in vier Stämmen bestehen, nämlich Kaffern, Buschmänner, Fingos und Hottentotten; erstere zwei Stämme sind wild, letztere beide ziemlich cultivirt und durch Missionäre die Meisten zum Christenthum bekehrt. Die Dienstboten der Vornehmen sind aus letzteren beiden Stämmen, sie sind kupferroth von Farbe; so viel ich weiß, werden dieselben, besonders die Hottentotten, als ein dummes, selbst von Gestalt unansehnliches Volk geschildert, doch es ist nicht so, nie habe ich einen schönern Menschenschlag gesehen, besonders in europäische Tracht gekleidete Frauenzimmer sind reizend zu nennen. Schade, daß statt langen Haaren ein krauser Wollenkopf da ist. Auch die Kaffern sind schlank von Gestalt, aber unbändig wild, die ärgsten Todfeinde der Weißen; Stehlen und Brennen ist ihre Hauptbeschäftigung, ihre Waffen sind: Bogen, Wurfspieß, was sie Assagey nennen, dann hat Jeder ein Beil oder Tomahawk im Gürtel stecken; nur ohne Waffen dürfen dieselben die Stationen der Weißen betreten. Die friedlichen Kaffern bringen Milch, Butter und Früchte zum Verkauf. Ich wohnte mit vier Kameraden ungefähr 10 Minuten von der Station entfernt, daselbst machten wir Backsteine zum Bau unserer Häuser. Eines Tages waren zwei davon auf Wache. Abends gingen wir übrigen nach dem Lager, überließen die Hütte einem eingeborenen Jungen zur Bewachung, der schon ein halbes Jahr bei uns gewesen war; ich ging zuerst und allein nach Hause, es war ungefähr acht Uhr Abends, finster, daß man kaum die Hand vor Augen sehen konnte, ich war der Hütte ungefähr auf zwanzig Schritte genaht, als ich ein Geräusch in derselben vernahm, das gleich Verdacht in mir erweckte, ich zog mein Bajonnet, und mit der blanken Waffe in der Hand ging ich auf den Eingang zu, doch plötzlich schwirrte mir etwas am Kopfe vorbei, gleich darauf erhielt ich einen Schlag auf den Kopf, bewußtlos stürzte ich zusammen, als ich wieder zu mir kam, lag ich in der Hütte, meine Kameraden um mich her,

die sich bemühten, mich ins Leben zurückzurufen. Bald erschien der Arzt und erklärte die Wunde für unbedeutend; drei Tage hütete ich das Bett; den folgenden Tag, es war an einem Sonntag, wurden die Thäter eingebracht mit sammt dem Jungen; zwei Monate später versammelte sich ein Schwurgericht und verurtheilte diese Spitzbuben zu 4 Jahren Gefängniß und 100 Hieben. Ich hätte müssen Gewehr und Lederzeug, das sie mir gestohlen, bezahlen, wenn nicht die Werbung für Indien losgegangen wäre. Sie haben uns ferner gestohlen sämmtliche Decken und Bettzeug, Kochgeschirr und gelieferte Kleidungsstücke, in der Hütte sah es wüst und öde aus, ich war froh, als die Werbung begann. Vergnügen hat man auf dem Cap gar keine wie in Deutschland, mein einziges Vergnügen war die Jagd, jeden Sonntag gingen wir 4—6 Mann auf die Jagd, bedeutende Abenteuer haben wir nie bestanden; Wild wie Löwen und Tiger sind selten. Nun genug von diesem Lande, wo ich so unglücklich war.

„Wie schon gesagt, den 10. Oktober 1858 schwuren wir Treue England und der ostindischen Compagnie. Anfangs November v. J. schifften wir nach Ostindien. Ueber diese Fahrt kann ich nichts Erfreuliches berichten. (Er war krank.) Den 13. December 1858 landeten wir in Bombay, eine große Stadt in Ostindien. Wir hatten die glücklichste Fahrt gehabt. Vom Hafen aus bis nach dem Bahnhofe wurde ich von vier Eingeborenen in einer Senfte nach dem Wagen getragen erster Klasse; obgleich ich krank war, lachte mir das Herz, in einem so vornehmen Wagen zu fahren. Wir sollten nach Poona befördert werden. Ungefähr eine Strecke von 100 englischen Meilen fuhren wir; dann war die Eisenbahn eine Strecke unterbrochen. Diese Strecke machte ich und 12 andere Kameraden je zwei und zwei in einem zierlichen kleinen Wagen mit Ochsen bespannt. Ihr müßt nämlich wissen, hier in Indien fahren vornehme Herrschaften mit Ochsen: das geht immer im Galopp.

„Poona, wo wir gegenwärtig liegen, ist eine bedeutende Stadt in der Bombay-Provinz; hier haben die Engländer ungemein viel Leute verloren. Es sind nämlich an denjenigen Stellen, wo Leute von den Engländern gefallen, weiße Steine gesetzt: in und um Poona ist Alles voll von diesen Denksteinen, und die aufgeworfenen Grabhügel sind noch in Menge deutlich zu sehen. Beim ersten Aufstand in Poona, es war an einem Sonntag, eben war die Kirche angefüllt mit Civil und Militär, als plötzlich dieselbe von den schwarzen Insurgenten überfallen wurde. Die Soldaten, welche nur mit Bajonnet zur Kirche waren, konnten wenig oder gar nichts leisten; Weiber, Kinder und wehrlose Greise wurden schonungslos niedergemacht. Die Niederlage, das Gemetzel soll furchtbar gewesen sein; die Kirche ist angefüllt mit Denkmälern von Officieren und Soldaten. Seitdem geht nie ein Bürger zur Kirche ohne Bedeckung; einen Sonntag geht das 31. Regiment mit, den andern wir, das indische deutsche Jägercorps, den folgenden die Artillerie. Wir sind der Poona-Brigade zugetheilt. Sie besteht aus einem englischen Infanterie-Regiment, einem deutschen und zwei Regimentern Schwarzen, die noch treu geblieben sind, ferner Artillerie und Cavallerie; bei letzterer sind viel Schwarze darunter, deren Treue man versichert ist, alte gediente Leute. Die Insurgenten sind nun so weit zurückgetrieben, daß sie unmöglich viel mehr anfangen können; ich glaube nicht, daß wir die erste Zeit ins Gefecht kommen. Aber so viel ist gewiß, daß für uns noch viel zu thun übrig ist; selbst hier in Poona muß man jeden Tag einen Aufstand erwarten; alle Vorsichtsmaßregeln sind getroffen: 60 Stück Patronen hat Jeder bei sich, Lichter müssen die ganze Nacht in der Kaserne brennen, Feld und Garnisonswachen sind zur Vorsicht in Menge, Poona ist rings besetzt von Geschützen; es wird öfters Alarm geschlagen, damit wir uns gewöhnen, mitten in der Nacht schnell bei der Hand zu sein. Das erste Mal, wie es Alarm geschlagen, dachte ich: nun, gut' Nacht, jetzt geht es los, denn man hatte uns vorher nichts gesagt. Täglich exerciren wir im Feuer; einmal gehen wir in Schützenlinie vor, das andere Mal müssen wir als Schützen vor und Wälle, Schanzen von bedeutender Höhe stürmen; ich habe meinen großen Spaß, mit den Sturmleitern zu exerciren; auch Euch würde es Vergnügen machen, wenn Ihr uns einmal würdet

sehen die Schanzen stürmen. Die ersten vier Compagnien gehen vor in Schützenlinie, bis vor die Mauer oder den Wall, damit die fünfte, sechste und siebente Compagnie ungehindert stürmen können, die übrigen Compagnien folgen in einiger Entfernung als Soutien und halten sich so viel als möglich gedeckt; die Artillerie eröffnet ihr Feuer von der Seite; es ist spaßhaft anzusehen, wie die Leiter von den Stürmenden erklettert wird während des Geschütz- und Gewehrfeuers. — Nachher haben wir den ganzen Tag Ruhe, ausgenommen am Abend Compagnie-Appell. Jeder Donnerstag ist für die Truppen blos in Poona als Sonntag zu betrachten, an dem gar nichts gethan wird, zum Andenken an einen vergangenen Donnerstag, an dem sich die Truppen ausgezeichnet hatten in einer Schlacht mit den Schwarzen. In acht Tagen kommt man einmal auf Wache; sonstigen Dienst haben wir keinen. Barraken reinigen, Wasser beitragen, kochen, waschen, Schuhe wichsen und sonstige Arbeitstouren müssen alles angestellte Eingeborene machen. Wir haben ein Leben, wie die Herren; Alles ist billig und der Sold bedeutend. Unterhaltungen aller Art in Menge; kurz, Indien ist das Paris der Erde, doch wird es mir nie lieber werden, als mein theures Schweizerland.«

Zu den Volksbelustigungen in Niedersachsen gehörte in den frühesten Zeiten schon die Darstellung von Mysterien, d. h. die Aufführung biblischer Gegenstände mit Rede und Gesang. Die Laien wetteiferten mit den Mönchen und eine Stadt mit der andern; eine jede geizte nach dem Ruhme, das schönste Mysterium aufgeführt zu haben. Die Chroniken unseres Vaterlandes melden wiederholt von solchen Feierlichkeiten, und namentlich wird berichtet, daß ein rector scholae in Dransfeld, Namens Georg Grunewalt, eine geistliche Comödie von der Susanne so wohl agirt habe, daß sämmtliche Zuschauer in lautes Weinen ausgebrochen seien, und die Väter der Stadt, hingerissen von dem Zauber der Darstellung, den Darsteller »mit zwei Tonnen Einbeck'schen Bieres traktiret und auch sonst wohl regaliret haben.« Ein kleiner Rest jener großartigen Mysterien hat sich in der Feier des heiligen Drei-Königs-Tages bis auf den heutigen Tag in Hildesheim erhalten. Schon von der Mitte Decembers an ziehen nämlich drei Männer, welche die drei Könige aus dem Morgenlande darstellen, Abends in den Häusern umher, um Gesänge aufzuführen, wozu sie sich mit ein Paar Instrumenten begleiten. Ein weißes Hemd bildet das einfache Costüm der Künstler, Kronen von Goldpapier zieren ihre Häupter, und einem großen von Kerzen erleuchteten Stern, worin sich ein Marienbild mit dem Christuskinde befindet, folgt die jubelnde Schaar der Kinder, wenn die glückliche Zeit jener Feier begonnen. Wie aber selbst bei der Aufführung der Mysterien das Volk verlangte, daß ihm nicht allein Ernst, sondern auch Laune geboten werde, und demgemäß neben den Heiligen der Teufel regelmäßig als Possenreißer figuriren mußte, so ist bei diesen Umzügen dem Könige Herodes die Rolle des Spaßvogels übertragen, der, im stattlichen, spanischen Costüm, die wehende Feder auf dem Barett, einen mächtigen Degen an der Seite, dem Publikum durch seine derben Späße ein homerisches Gelächter zu entlocken sucht. Die Rathsherren der meisten anderen Städte, z. B. Nörtheim, Einbeck, Dassel u. s. w. verbannten zu Zeiten der Reformation die Poesie aus den Mauern ihrer Stadt und behielten nur die practische Seite von dieser alten Sitte bei, indem sie diese Umzüge in einfache Bettlerfahrten verwandelten; nur die Armen sollten in Zukunft am heiligen Drei-Königs-Tage von Haus zu Haus betteln ziehen, Psalmen und geistliche Lieder singen und Geld und Brot in Büchsen und Körben sammeln, welches alsdann in Gegenwart der dazu verordneten Rathsherren unter die Armen vertheilt werden soll.

Die Belustigungen und die älteren Sitten der Landleute bieten ebenfalls einige Eigenthümlichkeiten dar, und auf dem Lande verstand man es eben so gut, wie in der Stadt, Gelegenheit zum Zechen und zum Trinken aufzufinden.

Fast in allen Dörfern war das sogenannte **Hänseln** heimisch. Wenn nämlich Jemand von einem Dorfe in ein anderes heirathet, oder zum ersten Male in eine gemeinschaftliche Arbeit tritt, z. B. zum ersten Male mit der Gemeinde mähet, oder bei der Wegebesserung sich einfindet, so mußte er der Gemeinde 4—6 Tonnen Bier spendiren, bis diese Sitte im Anfange des 18. Jahrhunderts durch eine allgemeine Landesverordnung aufgehoben wurde. Neben dieser Privatbesteuerung übten die Landleute auch ein eigenthümliches lynch law aus, das sich jedoch zu seinem Vortheile wesentlich von dem amerikanischen unterschied, da der Verurtheilte nicht „die Zeche mit dem Halse bezahlen“ mußte, sondern nur mit einigen Tonnen Bier, ohne daß er selbst von dem Vergnügen des Zechens ausgeschlossen gewesen wäre. Dieses sogenannte **Bauernrecht** war namentlich unter den Bauerschaften des Fürstenthums Lüneburg im Schwange. In einer jeden Dorfschaft waren nämlich einige sogenannte Zuchtmeister ausgewählt, welche darauf zu sehen hatten, daß Niemand an einem Feiertage im Felde arbeite. Wer das Gebot übertritt, wird vom Zuchtmeister mit einer ganzen oder halben Tonne Bier, dem sogenannten **Collectenbier**, gestraft, das am Michaelisfeste ausgetrunken wird; auf dieselbe Weise strafen die Zuchtmeister Verstöße gegen die Polizeiordnung, und namentlich kleinere Diebstähle. Ist auf dem Felde Etwas entwendet und vermuthet man den Dieb in einer andern Dorfschaft, so hält der Dorfschulz mit einigen Zeugen Haussuchung. Bleibt sie erfolglos, so muß der grundlose Verdacht mit einigen Tonnen Bier gebüßt werden; wird hingegen die gestohlene Sache gefunden, so zahlt die Dorfschaft der bestohlenen Gemeinde einige Tonnen Bier, welche dem Werthe der gestohlenen Sachen entsprechen und bei einem fröhlichen Gelage beider Dorfschaften in Frieden und Eintracht ausgetrunken werden.

Das Pfingstfest, dieses „Fest der Freude,“ wurde unter den Bauerschaften des Fürstenthums Lüneburg stets am zweiten Tage des Festes durch ein Pferderennen gefeiert. Unmittelbar nach beendigtem vormittägigen Gottesdienste beginnt das Fest. Am Ziele einer kurzen Rennbahn hängt, an einer Stange befestigt, ein mächtiger Kranz von Laubwerk. Wer von den Reitern den Kranz zuerst ergreift, heißt der König; die Schönen des Dorfes schmücken den Helden des Tages mit einem stattlichen Kranze und überreichen ihm ein seidenes Tuch, das der Glückliche auf der Schulter befestigt. Der zweite Preis besteht in einem Strauße und macht den Sieger zum Ehrendiener des Königs. Der Arme aber, der zuletzt am Ziele ankommt, muß einen Tragkorb um den Hals hängen und von den Zuschauern Kuchen, Würste u. s. w. erbetteln. Der Bedauernswürdige ist den ganzen Tag der Fuchs, den die Witzjäger des Dorfes mit alten, aber unermüdlichen Hunden hetzen.

Die Erntefeste bieten außer dem Schmuck des letzten Erntewagens keine besondere Eigenthümlichkeiten dar, nur im Kehding'schen bestand eine besondere Form der Einleitung dieses Festes. Nach Beendigung der Ernte tritt nämlich der Großknecht schweigend an den Feuerheerd zu der Wirthin und schleift seine Sichel. Auf die Frage, zu welchem Zwecke er die Sichel schärfe, antwortet der Knecht, man habe die Bohnen gemäht, am nächsten Morgen solle der Kohl geschnitten werden. Die Hauswirthin unterbricht ihn mit den Worten: „O nä, nä, latet mie mienen Kohl stahn, ick gäve ju gehrn den Bohnenhahn.“ Am andern Morgen beginnt das Fest, dieser große Trauertag sämmtlicher Hühnerhöfe, da mancher Hahn, der Morgens noch im stattlichen Federschmuck umherstolzirte, schon Mittags als Festbraten die Tafel ziert.

Unter den wendischen Bauerschaften des Fürstenthums Lüneburg wurde Mariä Himmelfahrt und der Johannisabend noch auf eine besondere Weise gefeiert. In einem jeden wendischen Dorfe stand nämlich ein sog. **Kreuzbaum**; ist derselbe umgefallen, so darf ein neuer Baum nur am Tage Mariä Himmelfahrt neu aufgerichtet werden.

Wenn der Baum ausgewählt ist, muß jeder Hauswirth des Dorfes einen Hieb thun; ist der Baum gefällt, so legen ihn die Hauswirthe auf einen Wagen und decken ihn vollständig mit ihren Röcken zu, um ihn auf diese Weise an den Ort zu fahren, wo der alte Baum gestanden. Nachdem er daselbst vierkantig behauen ist und Sprossen in demselben befestigt sind, wird er von der

jubelnden Menge aufgerichtet. Oben auf dem Baume, der ungefähr eine Höhe von 20 Ellen hat, ist ein hölzernes Kreuz befestigt. Der Schulze steigt alsdann auf den Sprossen den Baum hinan, befestigt einen eisernen Hahn oben auf dem Kreuze und segnet den Baum mit einem Glase Bier ein. Der Sage nach stammt diese Ceremonie von Carl dem Großen her; das Kreuz soll die frommen Christen bedeuten und der Hahn das Sinnbild des Leichtsinns des Wenden sein; nach der Ansicht Anderer bedeutet das Kreuz den gekreuzigten Christum, der Hahn die Verleugnung Petri.

Der zweite Baum, der unter den Wenden besonders verehrt wurde, war der Kronenbaum. Am Johannisabend, so wollte es die Sitte, fällten die Weiber einen Baum; am andern Morgen spannen sich sämmtliche alte Weiber der Dorfschaft vor den Wagen und fahren den Baum, der bis auf die Krone geköpft wird, an den Platz des alten Baumes, um den neuen an die Stelle desselben zu setzen. Die Weiber hauen den alten Baum um, schmücken die Krone des neuen Baumes mit Kränzen und richten ihn alsdann ohne irgend eine Beihülfe der Männer auf. Die jungen Weiber legen keine Hand an das Werk, sondern singen während der Ceremonie wendische Lieder. Ein Fest, im wendischen Styl, schloß alsdann diese seltsame unerklärliche Feier.

Johanniter-Orden.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Carl von Preußen, Königliche Hoheit, haben den nachgenannten Ehrenrittern des Ordens:

dem Oberforstmeister a. D. Carl Wilhelm Heinrich Freiherrn v. Dörnberg, zu Berlin, dem Rittergutsbesitzer, Mitglied des Herrenhauses, Albert v. Katte auf Roskow, Kreis Westhavelland, dem Obersten a. D. Rudolph Grafen zu Solms-Laubach, zu Laubach im Großherzogthum Hessen, dem Major a. D. und Rittergutsbesitzer Heinrich Philipp Ferdinand Otto Freiherrn v. Meerscheidt, genannt v. Hüllessem, auf Kuggen bei Königsberg in Preußen, dem Oberstlieut. a. D. und Kammerherrn Ratibor Grafen v. Wrschowetz-Sekerka v. Sedczicz, zu Schloß Eller bei Düsseldorf, dem Obersten z. D. und Hofmarschall Sr. K. Hoh. des Prinzen Albrecht von Preußen, Julius Carl Alexander Ferdinand v. d. Schulenburg, dem Prem.-Lt. u. Ritterschaftsr. a. D. Hans Carl v. Winterfeld, auf Murovana-Goslin, Kreis Obornick, dem Obersten, commandirt als Commandeur des Großherzoglich mecklenburg-strelitzschen Bundes-Contingents, Adolph Louis v. Rosenberg-Gruscznnski, dem Landschafts- und Feuer-Societäts-Director Rittergutsbesitzer Adolph v. Zychlinski, auf Dyck, Kreis Deutsch-Crone, dem Major a. D., Landschafts- und Kreis-Deputirten Otto Bernhard Philipp v. Waldow, auf Nieder-Röhrsdorf, Kreis Fraustadt, d. Regierungs-Präsidenten a. D. Carl Frhrn. v. Senden, auf Natzlaff, Kreis Schlawe, dem Ober-Präsidenten der Provinz Posen Eugenius v. Puttkammer, dem Rittmeister a. D. Louis Grafen zu Eulenburg, auf Gallingen, Kreis Friedland, dem Hauptmann a. D. und Kreis-Deputirten Gustav v. Hochwaechter, auf Haus Fürstenberg, Kreis Mörs, dem Rittergutsbesitzer Melchior Julius v. Buggenhagen, zu Godesberg, Kreis Bonn.

am 24. d. M. den Ritterschlag und die Investitur ertheilt.

Berliner Revue.

Kleine Zeitung.

№ 13. Sonnabend, 25. Juni. 1859.

Berlin, 25. Juni.

Wieder geht Deutschland einmal einer großen Stunde entgegen, und wieder einmal erhebt sich das kleine Geschlecht der Souverainetätssüchtigen, der Neidischen und Preußenhasser. Aus Dresden und Lippe laufen Verwahrungen und Ablehnungen ein, und selbst sonst einsichtige Männer, wie wir deren in der ersten sächsischen Kammer finden, verwechseln in auffallender Weise die sociale und politische Selbstständigkeit, zu der sie wie ihr Stand und der ganze sächsische Stamm innerhalb Deutschlands berufen sind, und an welche Preußen nicht rühren will, mit der Souverainetät eines kleinen diplomatischen Büreaus im sächsischen Ministerium. Mit dieser Büreau-Souverainetät ist es ein komisches Ding, und sie gleicht, so sehr sie sich auch davor verwahren möchte, auf ein Haar der — Volks-Souverainetät: die Dauer der Existenz beider ist nämlich genau von der Größe eines mathematischen Punktes; der erste Augenblick, wo sie ins Leben treten, ist auch der, in dem sie sich selbst vernichten, und die sächsischen Souverainetätsgedanken in Sachen ausländischer Politik waren doch nur darum möglich, weil eben Sachsen, ringsum von Großmächten warm gehütet, in der Unmöglichkeit war, diese Gedanken auszuführen. In dem Augenblick aber, wo Sachsen solch einen Versuch macht, z. B. unabhängige Politik zwischen Oestreich und Preußen zu treiben versucht, in dem Augenblick hat es auch eine Verantwortlichkeit und eine Schuld übernommen, unter deren Last es sogleich zusammenbrechen muß. Umsonst pocht Sachsen und seines Gleichen darauf, daß es alle äußern Zeichen der Souverainetät trage, z. B. ein eigenes Heer unterhalte. Wäre Sachsen auf sich selbst angewiesen, und lehnte es sich nicht in Wirklichkeit ganz besonders auch auf preußische Macht, so würde, wie es selber nicht, auch dies sein Heer als besonderes Ganze nicht existiren. Die Zeit ist gekommen, um das, was als Wirklichkeit innerhalb Deutschlands existirt, auch klar und deutlich auszusprechen und demgemäß in eine politische Formel zu bringen. Damit ist aber auch die Zeit zu Ende, in welcher noch hie und da an die Möglichkeit geglaubt wurde, durch einen engen oder engsten Ausschuß die Politik Deutschlands zu bestimmen und durch Abstimmungen der deutschen Staaten über die Ziele der preußischen Thatkraft zu entscheiden.

Die kleinen deutschen Dynastien haben sich nur dadurch bis heut erhalten, daß sie durch ein gewisses Schutzverhältniß mit den Großmächten Deutschlands verbunden waren, und auch ihre Völker haben stets über die Throne und Grenzen der über ihnen stehenden Fürstenhäuser hinaus bei einer der großen Monarchen-Regierungen Deutschlands ihre eigentliche Führerschaft gesucht, der Adel Sachsens und Hannovers nicht minder, als der Bürgersmann in Franken und Thüringen, der eine öfters im Süden, der andere stets im Norden. Solche Beziehungen verrathen, daß das Volk in den kleineren Staaten Deutschlands noch mehr bedeutet als die Domäne dieses oder jenes kleineren Landesfürsten, daß es sich seiner guten Ansprüche wie früher an den Kaiser, so jetzt auch an die preußische Monarchie, die doch nun einmal die Führerschaft in Deutschland besitzt, bewußt ist. Die kleinen deutschen Dynastien mögen dies erwägen und einen Widerspruch aufgeben, der ihrer Bedeutung nicht entspricht und der, während er ihnen gefährlich zu werden droht, bei ihrem eigenen Volke keinen Wiederklang findet.

Berlin, 25. Juni.

Während die Rüstungen im Vaterlande mit größtem Nachdruck betrieben werden und ihrer Vollendung mit schnellen Schritten entgegengehen, sind die diplomatischen Vorlagen unserer Regierung, welche auf Herstellung des Friedens gerichtet sind, bereits am Freitag vor acht Tagen nach Petersburg und London zur Begutachtung abgegangen. Man hofft hier, daß Rußland und

England sich derselben Linie zuwenden werden, auf welcher Preußens bewaffnete Mediation steht.

— Preußen hat bekanntlich an die deutschen Staaten eine Circulardepesche erlassen, in welcher es ihnen seine Mobilmachung anzeigt und zu näherm Anschluß an seine diplomatischen, resp. militärischen Operationen auffordert. Die von Dresden darauf ertheilte Antwort geht darauf hin, daß die sächsische Regierung bereit ist, ihren Gesandten in Berlin zu instruiren, etwaige Eröffnungen entgegen zu nehmen, die politischer Natur sein würden; andererseits wird man nicht Anstand nehmen, einen militairischen Abgeordneten nach Berlin zu senden (Major von Fabrice), um die Dispositionen militärischer Natur entgegen zu nehmen. Beschlüsse und Separatbündnisse, wodurch die Aktivität des Bundestags gehemmt werden könnte, würden indessen in keiner Weise die Zustimmung der Regierung erhalten, und auf ein Verzichten auf eine bundesgemäße selbständige, diplomatische oder militärische Aktion zu Gunsten einer preußischen Diktatur könne nicht eingegangen werden. So weit sich sonst über die sächsischen offiziellen Anschauungen urtheilen läßt, möchten sie etwa folgende sein. Die Bundes-Akte bestimmt, daß der Bundes-Feldherr vom engen Ausschuß gewählt wird, daß er dem engen Ausschuß den Eid der Treue und des Gehorsams leistet, und daß die komplettirte dem engen Ausschuß beigegebene Militär-Kommission die militärische Aktion leitet, während der Ausschuß selbst Deutschland politisch und diplomatisch vertritt. Vom preußischen Standpunkt ausgehend müsse zugestanden werden, daß der Regent sich und sein Land und sein Heer nicht diesem Ausschuß unterordnen könne; es sei dies begreiflich. Andererseits aber könne die Politik der deutschen Mittelstaaten nur sein, daß Alles aufgeboten werden müsse, eine Unterordnung Preußens unter den Bund zu erzielen, und ohne Noth und freiwillig werde kein deutscher Staat sich zu einem Separatbündniß mit Preußen hinreißen lassen. Nur zwei Fälle gäbe es, die denkbar seien, um ein Anderes als den Bundesausschuß zu erzielen; diese seien: 1) wenn Oestreich in eine so gefährliche Lage geräthe, daß kein anderes Mittel übrig bleibe, als sich auf Gnade und Ungnade Preußen anzuschließen; 2) wenn Preußen durchgreifend auftrete und die Macht und Hegemonie an sich reiße. In beiden Fällen werde es die Aufgabe sein, die Sache so zu wenden, als ob Preußen den Bund verlassen und antideutsch gehandelt habe; im Fall separate Bündnisse zu Stande kommen müssen, sei wesentlich, daß diese nur mit eventuellem Rücktritt geschlossen werden. — So die sächsischen Absichten, denen gegenüber nun Preußen seine Stellung zu wählen hat.

— Bei der Mission v. d. Tann's handelt es sich — und wird sich bei ähnlichen Missionen von Militärs hieher handeln — nur um rein militairische Details, Höhe der Verpflegungsgelder und Aehnliches. Wenn man sich daher schmeichelt, der Bundestag sei schon umgangen, sei factisch schon ad hoc zu Gunsten der preußischen selbständigen Entscheidung beseitigt, so irrt man. Diese Frage der Oberleitung wird erst noch entschieden werden müssen, und zwar in Frankfurt am Bundestage. In nächster Woche wird Preußen die Entscheidung anregen. Zugleich mit der officiellen Anzeige der Mobilmachung wird Preußen die natürlich gebotene Vorlage machen, wegen

Kleine Chronik.

*** Bei dem am 21. d. M. erfolgten Abmarsche des Füsilier-Bataillons 5. Regiments nach Graudenz fand in Danzig eine Episode statt, welche die allgemeinste Theilnahme und Rührung erregte. Ein altes Mütterchen, barfuß und nur dürftig angezogen, konnte sich nicht halten, als sie ihren Sohn im ersten Gliede stehen sah. Trotz des Zuredens der Umstehenden drängte sie sich auf den freien Platz vor der Front, um ihrem geliebten Sohne den letzten Abschiedskuß zu geben. Der Oberst v. Böhn, welcher die Absicht sogleich erkannte, war weit entfernt, sie zurückzuweisen; er gestattete dem Füsilier vorzutreten und seine Mutter zu umarmen; sodann sprach er ihr freundlich zu. Er reichte vom Pferde herab der Alten ein Geldstück und versprach ihr, für den Sohn zu sorgen. Die Scene machte einen tiefen Eindruck.

*** Ein Urenkel des Fürsten Blücher von Wahlstadt, der Lieutenant im Garde-Kürassier-Regiment, Graf Blücher, welcher sich im Dienste eine Fußverletzung zuzog, von der er noch nicht gänzlich hergestellt ist, eilte doch auf die Nachricht der Mobilmachung aus Wien, wo er der preußischen Gesandtschaft attachirt ist, hierher, um in sein Regiment einzutreten.

*** Das dreizehnte Heft des Wagenerschen Staats- und Gesellschafts-Lexikon ist so eben vollendet worden. Es enthält wieder eine Reihe interessanter Artikel, welche einen besonderen Bezug zur neuesten Geschichte haben. In dem Artikel Amortisation der Eisenbahn-Aktien ist z. B. eine ausführliche Darstellung der mehrjährigen Debatten unseres Landtags, auch der diesjährigen, im Artikel Ancona ein interessanter Rückblick auf die italienischen Verwicklungen und die östreichischen und französischen Interventionen dort gegeben. Die Zahl der Abonnenten des Unternehmens hebt sich trotz der schweren Zeit doch stetig.

*** Bei Heinicke hier ist so eben eine kleine Schrift erschienen: „Frankreich und Oestreich, und was ihr Conflict für Europa bedeutet“, die viel Interessantes und manches beherzigenswerthe Wort enthält, die uns aber ins tiefste Erstaunen versetzt hat durch das absolute Schweigen, das darin über Preußen beobachtet wird. Hat

der aus dieser Mobilmachung nach Ansicht der Regierung sich ergebenden Consequenzen, d. h. denn wegen der Uebertragung der Oberleitung an Preußen, so daß dann nicht mehr der Bundestag Politik macht, sondern daß Preußen es thut und die übrigen Bundesstaaten als seine Bundesgenossen sich ihm anschließen, resp. folgen.

— Der seitherige Commandeur des nunmehr aufgelösten Reserve-Bataillons, Major von Strubberg zu Coblenz, ist zum persönlichen Adjutanten Sr. Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten ernannt worden. Hr. v. Strubberg ist noch ein sehr junger Officier, der noch vor etwa drei bis vier Jahren Premier-Lieutenant dahier war, und so rasch durch Se. Königliche Hoheit, in dessen Generalstabe er schon während des badischen Feldzugs stand, zum Stabsoffizier nicht nur befördert, sondern auch in den Adelsstand erhoben wurde. Namentlich in wissenschaftlicher Beziehung gilt Herr v. Strubberg für einen der ausgezeichnetsten Officiere unserer Armee. (K. Z.)

— Die Truppen-Transporte auf den Eisenbahnen sollten am 1. Juli beginnen. Da inzwischen die Antworten sämmtlicher Regierungen auf die preußischen Eröffnungen noch nicht eingegangen, auch die nöthigen Arrangements mit den verschiedenen Gesellschaften und Staaten nicht beendet waren, so schien es passend, den Termin auf kurze Zeit hinauszuschieben.

— Ein großes Hinderniß für schleunige Truppenbewegungen bietet in Deutschland, nach Ansicht der Weser Zeitung, das Besitzverhältniß der Eisenbahnen; werden die Erörterungen der preußischen Commissarien mit den Bahnverwaltungen stattgefunden haben, so werden die Commissarien von deutschen Regierungen, deren Truppen bei Bewegungen Eisenbahnen in Preußen benutzen müssen, zu gleichem Zwecke conferiren.

— Die Kreisersatz-Kommissionen haben ihre Thätigkeit für die diesjährigen Rekruten-Aushebungen bereits begonnen. Die ärztlichen Gutachten über den Gesundheitszustand der jungen Mannschaften werden aber mit derselben Genauigkeit abgegeben und sind ebenso wählerisch, wie in den voraufgegangenen Friedensjahren, so daß eine vermehrte Aushebung in diesem Jahre keinenfalls in Aussicht genommen zu sein scheint. (Publ.)

— Gestern feierte der General der Infanterie von Peucker sein 50jähriges Dienstjubiläum. Der Chef des gesammten Preuß. Militair-Bildungs- und Erziehungswesens eröffnete seine Militairlaufbahn bei der preußischen Artillerie, wo er zunächst der schlesischen Brigade dieser Waffe angehörte, 1813 und 14 war er Adjutant des Obersten v. Schmidt, welcher die preußische Artillerie bei der schlesischen Armee kommandirte, und wußte sich in dieser Stellung durch Pflichteifer, Muth und Umsicht in dem Maße bemerklich zu machen, daß der General York, der bekanntlich nicht leicht zufrieden zu stellen war, ihn wiederholt persönlich auszeichnete. Dekorirt mit dem eisernen Kreuz erster und zweiter Klasse, trat der General nach dem Feldzuge von 1815 als Capitain in die Garde-Artillerie über und avancirte bereits 1822 zum Major, 1834 wurde er Oberst-Lieutenant, zwei Jahre nachher Oberst und 1842 General-Major, wie zugleich Inspecteur der Artillerie, 1848 erfolgte seine Zuordnung als Militair-Commissar bei der deutschen Bundesversammlung in Frankfurt a. M. und mit dem August desselben Jah-

---

Preußen gar keine Verhältnisse zu Frankreich und Oestreich?

*** Der Major Dr Beitzke bereitet die zweite Ausgabe seine (stark liberalen) Geschichte der Freiheitskriege vor.

*** Von Hoffmann aus Fallersleben ist ein Heftchen Vaterlandslieder neuern Datums erschienen: „Deutschland über alles" betitelt, darunter manche kräftige Gesänge (allen ist je eine bestimmte bekannte Melodie vorgezeichnet). Zum Beginn giebt er „Das Lied der Deutschen," nach der Melodie: Gott erhalte Franz den Kaiser.

„Deutschland, Deutschland über alles,
Ueber alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält!
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt —
Deutschland, Deutschland über alles,
Ueber alles in der Welt!"

*** Der Nachricht, daß der Ober-Baurath Langhans beauftragt sei, während der Ferien das königl. Opernhaus vollständig mit der englischen Wasserleitung zu versehen, wird an betreffender Stelle widersprochen. Wünschenswerth wäre diese Einrichtung.

*** Die Silberbarrentransporte, welche bekanntlich schon seit einiger Zeit in großer Masse durch die Kgl. Post für die Kgl. Hauptbank von Brüssel und Paris hier eingehen, dauern immer noch fort und werden auch den nächsten Monat noch anhalten. Von der Kgl. Bank aus beginnen dagegen auch wieder die größeren Versendungen geprägten Goldes und Silbers an die Kgl. Regierungskassen. Erst gestern Abend wieder wurden durch die Kgl. Post 22,666 Thlr. in Gold und 200,000 Thlr. in Silber für die Kgl. Regierungskassen Minden, Köln und Trier verschickt.

*** Gestern und heute trafen noch einige große Transporte bis jetzt zurückgestellter Garde-Reservisten hier ein, welche größtentheils zu den Ersatzmannschaften kommen.

*** Der bekannte russische Krösus, Philanthrop und National-Oekonom Anatole Demidoff, Fürst von San Donato, ist von Petersburg hier angekommen. Er machte die Reise von St. Petersburg nach Königsberg in 60 Stunden.

*** Den hiesigen zoologischen Garten haben im

res seine Ernennung zum Reichs-Kriegsminister, in welcher Stellung er zur Kräftigung der deutschen Militairmacht eine ungemeine Thätigkeit entwickelte. Im folgenden Jahre kommandirte der General das zur Unterdrückung des badischen Aufstandes mit aufgebotene deutsche Bundes-Armeecorps und trug durch seine geschickten Operationen wesentlich zur Beschleunigung des angegebenen Zweckes bei, wonach er der Chef des Stabes bei dem Prinzen von Preußen wurde und schließlich 1854 in seine noch jetzt bekleidete Stellung einrückte, wo die wichtigen Aenderungen in dem bisherigen Stand der Militair-Bildungs-Anstalten von ihm angeregt und in Ausführung gebracht wurden. Seine Ernennung zum General der Infanterie datirt vom 8. November 1858.

— Der Ober-Staatsanwalt Schwark äußerte bekanntlich in seiner Rede, welche er zur Begründung der gegen die fünf Kirchenpatrone erhobenen Anklage hielt, sich mißbilligend über diejenigen Maßregeln, welche Seitens der Polizeibehörde in Königsberg lange Zeit über die dortigen Dissidenten verhängt worden und in der politischen Todtenschau zusammengestellt sind, und bemerkte, daß man mit solchen Maßregeln die Andersgläubigen nicht bessere, sondern nur zu größerem Widerstande herausfordere. Von diesen Aeußerungen hat die Polizeibehörde in Königsberg wahrscheinlich durch die Zeitungsberichte über die Gerichtsverhandlung Kenntniß erhalten und sich jetzt beschwerend an das Ministerium mit dem Antrage gewendet, den Staatsanwalten derartige die Regierungsmaßregeln mißbilligende Aeußerungen in ihren Plaidoyers für die Zukunft zu untersagen. (Ger.-Z.)

— Der „Volks-Ztg.“ wird aus Königsberg geschrieben: „Es wurde allgemein erwartet, daß dem Oberpräsidenten Eichmann die nachgesuchte Entlassung bereitwilligst ertheilt werden würde; mit dieser Erwartung war der Gedanke, daß in der Provinz und besonders in den großen Städten ein beliebteres Regiment einkehren würde, eng verbunden. Leider ist diese Hoffnung durch die kürzlich bekannt gewordene Nachricht, daß die Entlassung des Oberpräsidenten nicht angenommen, und daß der bisherige vortragende Rath des Oberpräsidenten, der Regier.-Rath Boretius in Königsberg, zum vortragenden Rath im Handelsministerium befördert worden ist, getäuscht worden.“

— Im nichtamtlichen Theile des Justiz-Ministerialblattes wird ein Rechtsstreit mitgetheilt, in welchem es sich um die Frage handelt, ob die sogenannten promissory notes in England und Nordamerika für trockene Wechsel zu erachten und bei uns in Preußen zur Begründung des wechselmäßigen Verfahrens geeignet sind. Das Appellationsgericht zu Breslau hat in einem Erkenntnisse zweiter Instanz beide Fragen auf Grund ausführlicher Gutachten mehrerer amerikanischer Rechtsgelehrten bejaht; in die dritte Instanz ist der Proceß nicht gelangt. Da bei dem lebhaften Verkehr zwischen England, Preußen und Nordamerika die promissory notes jetzt häufig bei uns circuliren, so ist vorstehende Frage von allgemeinem Interesse.

— Wie verlautet, wird die preußische Regierung bei der nächsten Generalzollconferenz nicht nur eine Herabsetzung des Eingangszolls auf Talg, sondern auch auf Oele beantragen.

— Aus dem Bade Elmen berichtet man

Jahre 1858 gegen ein Eintrittsgeld von 5 Sgr. besucht circa 112,500 Personen, die eine Einnahme von 18,750 Thaler ergaben. Außerdem wurde der Garten von 16,500 Schulkindern besucht.

*** Die Eröffnung des neugebildeten Handwerker-Vereins findet heut (25.) Abends 8 Uhr in Villa Colonna statt. Der Verein zählt bereits über 1000 Mitglieder, und deren Zahl würde noch weit größer sein, wenn der Mangel an Raum nicht viele Zurückweisungen nöthig gemacht hätte. In nächster Zeit soll jedoch möglichst allen Wünschen genügt werden. Es wird die Errichtung mehrerer Zweigvereine in Berlin nothwendig werden.

*** Am verflossenen Dienstag feierte die hiesige Schuhmacher-Innung ihr Stiftungsfest, das sogenannte „Wiesenfest“, im Oest'schen Locale. Obgleich die am Nachmittage eingetretene ungünstige Witterung das Fest-Arrangement in Manchem störte und eine zahlreiche Theilnahme nicht erwarten ließ, so mochten doch zwischen 3—4000 Personen erschienen sein. Den Glanzpunkt des Festes bildete die Speisung der 24 ältesten Meister der Innung, unter denen 4 sich gegenwärtig befanden, welche ihr 50jähriges Meisterjubiläum zurückgelegt haben. Unter den verschiedenen Toasten wurde der auf Se. Majestät den König, den Prinz-Regenten und auf das Königliche Haus mit großem Enthusiasmus aufgenommen. Volksbelustigungen der verschiedensten Art, Concerte und Tanz, ließen die Versammelten bis in die spätesten Stunden des Tages in ungetrübter Freude bei einander sein.

*** Das chinesische Zwerg-Paar, welches bei Kroll und in Wallner's Theater mehrere Male seine Kleinheit zur Schau gestellt, und von dem die Reclame schaurige Geschichten erzählte, z. B. daß die Majestät des himmlischen Reichs in olympischer Laune die armen Kinder habe in eine Pastete backen lassen wollen 2c., dies Zwergpaar soll mit China weiter nichts gemein haben, als die Frisur der Haare und das Kostüm. Ja aus ziemlich glaubwürdiger Quelle wird uns mitgetheilt: der Knabe sei ein echtes Berliner Kind aus der Webergasse, durch die englische Krankheit im Wachsthum zurückgehalten und bedeutend jünger, als der Zwergführer ihn ausgebe. Andere versichern wieder, sie hätten den kleinen Burschen in englischer Sprache zu Jemand reden gehört. Sollte letzteres vielleicht bloß eine Gehörstäuschung gewesen sein oder eine

dem Magd. C., daß sich dort das vor Kurzem aufgetauchte Gerücht erhalte, Ihre kgl. Hoheit die Frau Prinzessin Friedrich Wilhelm werde mit Nächstem dort für einige Wochen Aufenthalt nehmen, um von den Soolbädern Gebrauch zu machen. So lange dieses Gerücht sich, wie der Fall zu sein scheint, lediglich auf den Umstand stützt, daß die Frau Gräfin Perponcher, Oberhofmeisterin Ihrer kgl. Hoheit, in voriger Woche dort zu einem Curaufenthalte eingetroffen ist, so lange dürfte bei dem Mangel anderweiter Nachrichten über eine solche Absicht demselben wenig Glauben beizumessen sein.

— Der Frauen-Verein zur Unterstützung von hülfsbedürftigen Familien ausmarschirender Soldaten, den Ihre Majestät die Königin von Potsdam aus organisirt, findet bereits lebhafte Theilnahme. Besonders Damen der vornehmen und besitzenden Stände erbieten sich freudig zum Beitritt. Es ist bereits in Berlin ebenfalls ein Comité von Frauen gebildet, das die Sammlungen leitet und den Ertrag verwaltet. Der Mittelpunkt des Vereins wird aber Potsdam bleiben, weil Ihre Majestät das Protectorat desselben zu behalten geruht. Die Stiftung ist die zweite in ihrer Art, nämlich eine Wiederbelebung des preußischen Frauenvereins von 1813, der von seinen Mitgliedern so hohe Opfer der Vaterlandsliebe forderte, wie der jetzige Verein hoffentlich nie zu fordern braucht. Damals bildeten die betheiligten Töchter Preußens drei Classen. Zur ersten wurden alle Diejenigen gerechnet, welche einen Werth von hundert Thalern oder darüber in die Casse geworfen, mochte die Spende in baarem Gelde oder in Schmucksachen bestehen. Die zweite Classe mußte mindestens dreißig Thaler beigetragen haben; die dritte nahm alle Frauen und Mädchen auf, die überhaupt ein Scherflein gebracht. Jeder fühlte damals nur die allgemeine Noth und vergaß die eigne so vollständig darüber, daß die Unbemitteltsten oft wahrhaft rührenden Opfermuth bewiesen. Die Idee zur Gründung jenes ersten preußischen Frauen-Vereins war von dem verstorbenen Commerzienrath und Hofagenten Louis Epenstein ausgegangen, der auch die Statuten entwarf. Das Protectorat übernahm die hochselige Marianne Prinzessin Wilhelm von Preußen, die Tante Sr. Majestät unsers Königs. Der Gründer blieb im Vorstand. Er leistete nicht blos hier, sondern auch in vielen anderen Sphären während der ganzen Zeit nationaler Bedrängniß so uneigennützige und wesentliche Dienste, daß sein Name noch heut einen weiten Klang haben würde, hätte die Bescheidenheit des freiwillig „dunkeln Ehrenmannes" nicht jede Erhebung vor der Welt abgelehnt. Uebrigens war es derselbe Commerzienrath Louis Epenstein, der zuerst den Plan einer allgemeinen Bewässerung der Stadt Berlin faßte und ausarbeitete.

— Aus Wien wird der Voss. Ztg. geschrieben: Graf Rechberg wird in einigen Tagen aus Italien zurückerwartet und sieht man seiner Ankunft in Wien mit großer Spannung entgegen, da man weiß, daß seine Berufung in das östreichische Hauptquartier mit der preußischer Seits beschlossenen Mediation in Verbindung steht. Bestem Vernehmen nach sind während der Anwesenheit des Grafen Rechberg in Verona die Concessionen genau präcisirt worden, zu welchen sich Oestreich rücksichtlich der künftigen politischen Gestaltung in Italien herbeilassen will und auf deren Grundlage Preußen eine Mediation eintreten lassen wird. Es muß sich nun zeigen, ob die östreichischer Seits zugestandenen Concessionen von Preußen für genügend betrachtet werden, um sie als Basis seiner Mediation zu benutzen. Daß es die letztere in Form eines Ultimatums an Frankreich richten werde, wird übrigens fortwährend bezweifelt. — Ueber Rußland lauten die Nachrichten fortwährend beunruhigend. Die Truppenzüge auf dem Marsche nach Czenstochau und Krakau haben noch nicht nachgelassen, und es muß jetzt bereits eine ansehnliche Truppenmacht an der östreichischen Grenze concentrirt sein. Man spricht davon, daß ein großes verschanztes Lager in Galizien errichtet werden soll.

— Die inneren Schwierigkeiten vermehren sich in Italien mit jedem Tage. In den Herzogthümern Toskana, Parma und

---

bildliche Bezeichnung der unverständlichen Stimme des Pygmäen? (Nach einer Zeitungsnotiz sind diese Chinesen in Sheffield in England gebürtig.)

*** Aus Brüssel wird geschrieben: Die östreichische Verordnung, dahin lautend, daß die Zinsen des National-Anlehns während des Krieges statt in baarem Gelde in Papier oder zu zinstragenden Staatsschuldverschreibungen ausgezahlt werden sollen, hat hier bereits zu einem Prozesse geführt. Das Haus Joseph Oppenheim hatte zwei Tage vor dem Bekanntwerden der Maaßregel für mehrere hunderttausend Gulden Coupons an andere Häuser, namentlich an Ullmann, verkauft, und diese behaupten jetzt, Oppenheim sei von der Sache im Voraus unterrichtet gewesen, und haben deswegen Klage eingeleitet. (Das Haus Oppenheim, das mit dem französischen Minister Fould verwandt ist und große politische Verbindungen hat (auch an der Indep. Belge und der Köln. Ztg. soll es betheiligt sein) scheint der Autokrat der Plutokratie werden zu wollen.

*** In New-York trifft der dortige Schiller-Verein Vorbereitungen zu einer dreitägigen Feier des hundertjährigen Geburtstages des Dichters.

Modena nimmt die Opposition gegen das piemontesische Element zu und verbreitet sich in allen Klassen. Wie warm auch der Patriotismus der Mehrzahl der Bürger sein mag, ihr Nationalgeist stößt eine Einverleibung, als für sie demüthigend, zurück. Parma, welches immer eine Hauptstadt gewesen, wird sich nicht freiwillig zu der subalternen Rolle einer Unterpräfektur resigniren, und Florenz mit seinem Ruhm und seinen Traditionen der Vergangenheit verspürt nicht das geringste Gelüste, der Vasall von Turin zu werden. In den Legationen sind die Schwierigkeiten, trotz der Weigerung des Königs von Sardinien, die Diktatur anzunehmen, noch viel ernster wie sonst überall. Wenn Victor Emanuel die Gewalt, die ihm angeboten worden, abgelehnt hat, so fahren die Junten darum nicht weniger fort, zu funktioniren und bewaffnete Kräfte für den Unabhängigkeitskrieg zu organisiren. Die rauhen Bevölkerungen der Romagna zeigen große Exaltation, und die Katholiken sehen mit tiefer Beunruhigung eine Situation, die dahin geht, die Macht des heiligen Vaters auf Rom zu beschränken. In Rom selbst wächst die Aufregung der Geister und die Desertion der päpstlichen Truppen immer mehr unter der Pression der Ereignisse. General Goyon ist viel mehr der Herr von Rom, wie Pius IX. und der Kardinal Antonelli. Was in Florenz, in Parma und in Modena erlaubt, aufgemuntert und verherrlicht ist, wird in Rom ein Verbrechen. Seltsamer Widerspruch der Politik!

— Hans Wachenhusen schreibt aus Verona vom 20. Juni: „Nur Eins ist nicht zu verschweigen, nämlich unsere Lage. Wir sind, so zu sagen, vom Feind umzingelt, und selbst den einen Verbindungsweg mit den Erbstaaten ist er eben im Begriff, uns versperren zu wollen.

Wenn ihm das gelingt, so gehen wir Alle hier als Gefangene nach Paris; man läßt uns dort für Geld sehen, und meine guten Freunde dort werden sicherlich ein paar Sous spendiren für das Vergnügen, mich einmal wieder zu sehen.“

— Das Tagebuch vom Kriegsschauplatz von Hans Wachenhusen bringt jetzt einen Tag um den andern einen Bogen. Immer freier, immer erregter spricht sich der Verfasser, der bekanntlich im östreichischen Hauptquartier selbst bisher geweilt, über das verkehrte, unbegreiflich kurzsichtige Ober-Commando des heldenmüthigen deutschen Heeres aus. Namentlich entwirft er ein zu Thränen erschütterndes Gemälde der furchtbaren Metzelei und Würgerei von Magenta. Fünfmal sind die braven Tyroler in's Feuer gegangen, trotz der ungeheuren Lichtung ihrer Reihen. Nirgend Reserven, nirgend Ersatz, immer dieselbe Mannschaft einer stets neuen frischen Angriffs-Truppe der Franzosen entgegen. „Kinder!“ ruft ein Jäger-Officier den todesmatten Tyrolern zu, „Kinder, versucht's doch noch einmal!“ — „Es hilft ja nichts, Herr Ober-Lieutenant,“ erwidert ein Schütze, den Stutzen mit weinenden Augen ladend, „aber sei's denn, in Gottes Namen!“ Von Neuem dringen sie vor und fallen bis auf diesen Letzten, der nur aus Wuth und Verzweiflung Thränen vergossen. Er sieht sich allein, setzt die Büchse an und zerschmettert sich selbst den Kopf, weil er die Kameraden nicht überleben mag. — Solcher Scenen kommen mehrere vor. Der Berichterstatter Wachenhusen befindet sich jetzt auf der Rückkehr nach Berlin. In den Fortsetzungen seines Tagebuchs werden wir wahrscheinlich noch traurigeren Wahrnehmungen begegnen; seine Schilderungen werden noch offenherziger werden, sobald er keiner Controlle mehr unterworfen ist und keine Rücksicht mehr zu nehmen braucht gegen die unverzeihliche Unfähigkeit eines Einzelnen, die so viel Tausende dem Tode geopfert hat, ohne ihnen das Sterben durch den Lorbeer des Sieges leichter zu machen. — Wachenhusen's Tagebuch ist Jedermann zugänglich. Es wird bogenweise (à 1½ Sgr.) und in Heftlieferungen (à 6 Sgr.) ausgegeben. In Kurzem sollen den Abonnenten Illustrationen einzelner Kriegs-Scenen, an Ort und Stelle von Augenzeugen aufgenommen, gratis nachgeliefert werden.

Δ **Kopenhagen**, den 22. Juni. Das durchaus gleichartige Verhältniß der Niederlande und Dänemarks in Bezug auf die Stellung der respectiven Bundes-Contingente und die ebenfalls ganz gleichen Beziehungen dieser zu den Armeen der beiden Länder, sowie der Beschluß der General-Staaten, den Bundespflichten durchaus nachzukommen, sind in hohem Grade geeignet, die vielfachen Einwendungen gegen das Verfahren der diesseitigen Regierung in dieser Angelegenheit zu entkräften. Man hat gegen das gewiß sehr richtige Argument in der Berlingschen Zeitung, daß die Niederlande wegen der größeren Nähe Frankreichs und des eventuellen Kriegsschauplatzes am Rhein in weit höherem Grade als das den kriegführenden Mächten so viel entlegene Dänemark darauf bedacht sein muß, ihre Neutralität nicht zu compromittiren, — den Einwand erhoben, daß, da Rußland in einem deutsch-französischen Kriege wahrscheinlich Partei gegen Deutschland ergreifen würde, Dänemark von einer russischen Flotte weit leichter zu erreichen sei, als die Niederlande von einer französischen Armee. Wir glauben nun, daß die kriegführenden Mächte überall die Neutralität Dänemarks und der Niederlande auch unter den mehrgedachten besonderen Umständen anerkennen werden, da es wohl schwerlich in ihrem Interesse

liegen dürfte, die Zahl ihrer Gegner zu vermehren und so dem Kriege eine Ausdehnung zu geben, die man ja so gern vermeiden will. Es würde aber gerade Rußland eine besondere Veranlassung haben, die Neutralität Dänemarks selbst bei der Theilnahme des holstein-lauenburgischen Contingents an deutschen Kriegsoperationen, anzuerkennen, indem es dies Princip in einem früheren ganz ähnlichen Falle verfochten hat, nämlich in dem Kriege zwischen Schweden und Rußland 1788, wo Dänemark in Folge eines bestehenden Tractats mit einer Flotten-Division und Landtruppen das letztere zu unterstützen verbunden war. Damals erklärte Dänemark ebenfalls seine Neutralität, und schickte sich daneben an, die traktatmäßigen Hülfstruppen und Schiffe zu senden. Graf P. A. Bernstorff urgirte wiederholt auf das Bestimmteste, daß die Erfüllung des schon lange bestehenden Traktats mit Rußland der Neutralität Dänemarks in dem ausgebrochenen Kriege keinen Eintrag thun, und hob hervor, daß dänisches Gebiet von keiner der kriegführenden Mächte betreten werden dürfe und alles dänische Eigenthum bis auf die Rußland zu Hülfe gesendeten Schiffe der Neutralität theilhaftig wäre. In dieser Auffassung des außerordentlichen Verhältnisses wurde es mit besonderem Nachdruck von dem russischen Kabinet unterstützt. — Ueberhaupt hat die namentlich von einem Theil der hiesigen Presse so oft hingestellte Behauptung, daß die Neutralität Dänemarks durch Erfüllung der Bundespflichten eo ipso aufgehoben würde, wenig oder nichts für sich; man kann höchstens fürchten, daß diese den Gegnern Deutschlands eine willkommene Veranlassung geben könnte, Dänemark den Krieg zu erklären; — wir haben aber einmal gar keinen Grund anzunehmen, daß man eine solche Veranlassung zu haben wünscht, können jedoch darüber nicht in Zweifel sein, daß, wäre dies der Fall, man auch ganz ohne unser Zuthun sie zu finden wissen würde. Seitens des Kabinets der Tuilerien sind bekannter Weise namentlich an die mittleren und kleineren europäischen Staaten und auch an den unsere bestimmte Anforderungen ergangen, sich neutral zu verhalten, mithin hegt man von der Seite keinerlei Wünsche, unter denselben Bundesgenossen zu finden, wird also immer sehr geneigt sein, die Neutralität solcher Staaten selbst unter bewandten Nebenumständen anzuerkennen.

Berliner Börse
vom 18. bis 24. Juni.

Die Börse unterlag in diesen 8 Tagen vorzugsweise dem Einflusse der Ansichten, welche sich über die Folgen der Mobilmachung geltend machten, je offnungen in den Vordergrund traten. Daneben influirten noch die wiener und pariser Course, ganz besonders der Bedarf der Contremine, welche die nachdem dabei Kriegsbefürchtungen oder Friedens-täglichen Schwankungen, je nachdem, durch Deckungskäufe oder Ausbietungen unterstützte. Im Ganzen erhält, auch abgesehen von politischen Einflüssen, der Stückenmangel die Tendenz steigend, und wenn auch die Course nicht in allen Fällen den Stand vom Dienstag wieder erreicht haben, wo das ausgesprengte Gerücht einer Demobilisirung dieselben sehr gesteigert hatte, so schloß doch die Börse heute in sehr günstiger Stimmung, theils durch höhere wiener Course, theils in Folge der Reise des Königs der Belgier nach London und einer pariser Depesche über die künftige Stellung Victor Emanuels zu den eroberten italienischen Provinzen, in welchen man bereits eine der preußischen Mobilmachung gemachte Concession zu erblicken geneigt war.

Die starken Cours-Schwankungen treten besonders in den östreichischen Spieleffecten recht deutlich hervor; Franzosen notirten 100, 105, 101¼, 105¾, 101¼, 103¾; Creditactien 55¼, 54¼, 55¾, 51½, 58½, 52½, 54¾; National-Anleihe 46, 43¾, 44¼, 43¾, 44¾, außerdem wichen Metalliques von 42 auf 40¼ à ½, 1854er Anleihe von 75½ auf 70 à 71 und Credit-Loose von 43½ auf 42; Wechsel auf Wien und Noten waren wenig verändert.

Von Eisenbahnactien erfuhren Berbacher die größten Fluctuationen, indem sie von 115½ à 105 à 113½ schwankten, dann Cöln-Minden zu 105½, 109, 105, 107, 105½, 106¾, Freiburger zu 67½, 70, 67, 69, 68¾, 68½ und Oberschlesische zu 97, 98, 96½, 97½, 95, 97; fast alle übrigen schwankten um 1½ à 2 pCt. und schließen heute meistens etwas höher als vor 8 Tagen, mit Ausnahme von Cosel-Oderberger, Oppeln-Tarnowitzer und Stargard-Posener, welche einen kleinen Aufgang erfuhren; auch Rhein-Nahebahn gingen von 27 auf 23½ zurück, hoben sich dann aber wieder auf 24¾.

Unter den Bank- und Crediteffecten sind besonders Darmstädter zu erwähnen, welche auf die Nachricht, daß der am 1. k. M. fällige Coupon nicht zur Zahlung kommen würde, von 48¼ bis 45½, ferner Weimarsche, welche von 79½ auf 75 wichen, Disconto Comm.-Antheile, welche zwischen 69½ und 72 schwankten, aber heute wieder den Cours vom vorigen Freitag (70) inne hatten. Die Contremine ist in diesem Papier ganz besonders stark, doch kommt die Direction den Fixern bereitwillig entgegen, indem sie Stücke gegen Vergütigung von ½ pCt. bis Ende Juli verleiht. Preußische Bankantheile wurden von 112 à 115½ à 113 à 114½ und endlich Meininger zu 51, 53½, 51¾, 56, 54¾ gehandelt; die übrigen Effecten dieser Kategorie erfuhren wieder erhebliche Schwankungen und schlossen, je nach den zufällig vorhandenen Aufträgen, heute theils etwas höher, theils etwas niedriger, als vor 8 Tagen. Unter den Industrieactien gingen Dessauer Gas- und Hörder Hüttenactien um 4 pCt. und Neustädter Hütten, nachdem das Unternehmen nun in Concurs gerathen ist, von 13 auf 8 zurück.

Von preußischen Fonds wurden 4½ pCt. Anleihen zu 87½, 87¾, 86½, 87½, 87, Staatsschuldscheine 72¾, 72, 73¾, 73¼ und neueste Anleihe, die schon auf 91 gewichen war, heute wieder bis 92 bezahlt. Russische Fonds waren wenig verändert.

Redacteur: H. Keipp in Berlin. — Verlag von F. Schneider in Berlin.
Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch) in Berlin.